

# **Geschäftsbericht und Aktionärsbrief – eine textsortenlinguistische Analyse mit anwendungsbezogenen Aspekten**

**Inaugural-Dissertation zur Erlangung  
des akademischen Grades eines Doktors der Philosophie (Dr. phil.)  
durch die Philosophische Fakultät der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf**



**vorgelegt von:**

**Martina Gohr  
aus Herdecke/Ruhr**

**Erstgutachter:**  
**Prof. Dr. Rudi Keller**  
**Germanistisches Seminar,**  
**Abteilung für**  
**Deutsche Philologie und Linguistik**  
**Tag der Prüfung: 25. März 2002**

**Zweitgutachter:**  
**Prof. Dr. Peter Wunderli**  
**Romanisches Seminar,**  
**Abteilung für**  
**Romanische Sprachwissenschaft**

## Danksagung

Stellt sich meine Vorliebe für Gegensätze immer mehr als lebensbegleitendes Motiv heraus, so ist auch diese Arbeit ein Reflex dessen: Theorie und Praxis in einer wissenschaftlichen Arbeit miteinander zu verbinden gibt viel Raum für Diskussionen.

In erster Linie möchte ich meinen Doktorvater Rudi Keller nennen, der mir jederzeit für klärende Gespräche zur Verfügung stand und dem ich viele wichtige Hinweise verdanke. Auch Peter Wunderli gilt mein inniger Dank. Für die seelische und technische Unterstützung während der gesamten Dissertationszeit bedanke ich mich ganz herzlich bei Lutz Gohr, der mir immer zur Seite steht. Zu ganz besonders großem Dank bin ich meiner langjährigen, besten Freundin Regina Dolgner verpflichtet, die mit viel Herzblut und Akribie das Werk von orthografischen und stilistischen Mängeln befreit hat. Zum letztendlichen Abschluss der Arbeit hat Clemens Hadtstein beigetragen – auch ihm ein Dankeschön. Für die fachliche Unterstützung in manch verzweifelten Momenten danke ich Elke Diedrichsen, Ilja Kirschbaum und Olaf Templin; Thomas Butzke und Daniela Erdmann wussten in juristischen bzw. betriebswissenschaftlichen Fragen mit Rat und Tat beiseite zu stehen. Des Weiteren gilt der Harpen AG mein Dank für die Mitwirkung bei der Umfrage und der Dr. Jost Henkel Stiftung für den großzügigen monetären Beistand.

Meinen Eltern möchte ich an dieser Stelle meinen ewigen Dank für ihre unbedingte ideelle und finanzielle Unterstützung aussprechen – ihnen ist diese Arbeit gewidmet.

***Die längste Reise ist die zu sich selbst.***

***Meinen Eltern***

# Inhaltsverzeichnis

1.	EINLEITENDE BEMERKUNGEN .....	1
1.1	Theorie und Praxis .....	1
1.2	Der Geschäftsbericht – „die Königsdisziplin der Unternehmenskommunikation“ .....	3
1.3	Das Textkorpus.....	4
1.4	Ziele der Untersuchung.....	8
1.5	Methoden und Procedere.....	9
1.5.1	Chancen und Risiken induktiver und deduktiver Verfahren.....	10
1.5.2	Deduktion und Induktion als komplementäre Verfahren .....	11
2.	WIE ENTSTAND DER BRIEF AN DIE AKTIONÄRE (BADA)? .....	13
2.1	Der Geschäftsbericht im Spiegel der Zeit: 1858 – 2000 .....	13
2.1.1	Der „Geschäftsbericht“ im 19. Jahrhundert – dargestellt am Beispiel von ThyssenKrupp .....	13
2.1.2	Die juristischen Grundlagen des Geschäftsberichtes .....	14
2.2	Die Entwicklung des Aktionärsbriefes (ThyssenKrupp).....	16
2.2.1	Die Vorläufer des BadA: 1952/53 – 1973/74.....	16
2.2.2	Der BadA – auf der Suche nach einer Linie .....	18
2.2.3	Von der Rede zum Brief – Zusammenfassung der Ergebnisse ....	19
3.	DER BRIEF AN DIE AKTIONÄRE – DAS MEIST GELESENE KAPITEL DES GESCHÄFTSBERICHTES? .....	21
3.1	Adressaten der Datenerhebung .....	22
3.2	Aufbau des Fragebogens .....	22
3.3	Geschäftsberichte: Was Leser verlangen – eine Studie .....	24
3.4	Umfrageergebnisse.....	24
3.4.1	Identität und Zeitaufwand.....	24
3.4.2	Lesevergnügen.....	26
3.4.3	Aufmerksamkeit.....	28
3.4.4	Unternehmensphilosophie.....	29
3.4.5	Aussagen über den Brief an die Aktionäre.....	31
3.5	Resümee der Ergebnisse.....	32
4.	WIE WERDEN TEXTE KLASIFIZIERT? .....	34
4.1	Sprachsystematisch ausgerichtete Modelle .....	35
4.1.1	Harweg – Klassifikation durch Substitution .....	36
4.1.2	Weinrich – Tempuswechsel als Klassifikationskriterium .....	36
4.2	Auf dem Weg zu Sprachsystem übergreifenden Modellen .....	38
4.2.1	Sandig und Gülich/Raible – Vorreiter merkmalsorientierter Klassifikationen .....	38

4.2.2	Große – Klassifikation nach semantischen Kriterien .....	41
4.2.3	Werlich – Klassifikation nach syntaktischen Kriterien .....	43
4.3	Sprachsystem übergreifende Modelle .....	46
4.3.1	Dimter – Klassifikation auf der Basis textexterner Merkmale: Situation, Funktion und Inhalt .....	46
4.3.2	Isenberg – eine weitere Klassifikation auf der Basis textexterner Merkmale: Bewertungskriterien und Interaktionsziele.....	48
4.3.3	Halliday – Klassifikation nach Registern.....	50
4.3.4	Lux – ein Modell der minimalen Merkmalkombinatorik.....	55
4.3.5	Diewald – Klassifikation nach Situationen.....	57
4.3.6	Rolf – Klassifikation nach Sprechakten.....	60
4.3.7	Brinker – Klassifikation nach Funktionen.....	64
4.3.8	Heinemann/Viehweger – ein Mehrebenenmodell .....	66
4.3.9	Textsortenklassifikationen im Überblick .....	69
4.4	Textsortenlinguistische Einzeluntersuchungen.....	70
4.4.1	Textlinguistik und Stilistik.....	71
4.4.2	Stilistische Textsortenbeschreibungen .....	73
4.4.3	Textlinguistische Textsortenbeschreibungen .....	77
4.4.3.1	Instruktionstexte.....	77
4.4.3.2	Informationstexte .....	80
4.4.3.3	Appelltexte .....	82
4.4.4	Untersuchungen zum Brief.....	85
4.4.4.1	Die Geschichte des Briefes .....	85
4.4.4.2	Der Brief als Gebrauchstext .....	88
4.4.4.3	Der Brief – Gegenstand linguistischer Untersuchungen .....	94
5.	DAS TEXTLINGUISTISCHE DESKRIPTIONSMODELL.....	101
5.1	Auf dem Weg zu einem Deskriptionsmodell.....	101
5.1.1	Vom Sinn und Unsinn homogener, monotypischer und exhaustiver Textsortenklassifikationen.....	105
5.1.1.1	Verhindern heterogene Kriterien eine „saubere“ Textklassifikation? .....	105
5.1.1.2	Die Kommunikationsfunktion als adäquates Basiskriterium? 106	106
5.1.1.3	Monotypische Zuordnungen – notwendig oder verzichtbar? 109	109
5.1.1.4	Striktheit und Exhaustivität.....	110
5.1.2	Der Ausweg aus dem Dilemma .....	111
5.2	Das multidimensionale Modell und seine prototypischen Textsorten ..	113
6.	DER BRIEF AN DIE AKTIONÄRE ALS TEXTSORTE – EINE PROTOTYPISCHE ANALYSE .....	119
6.1	Situation.....	120
6.1.1	Physische Kommunikationssituation bzw. Kommunikations- form .....	120
6.1.1.1	Monologizität vs. Dialogizität .....	123
6.1.1.2	Schriftlichkeit vs. Mündlichkeit .....	125
6.1.1.3	Face-to-face oder die Orts- und Zeitrelation .....	128
6.1.2	Nichtsprachliche Indikatoren .....	129

<b>6.2 Kontakt.....</b>	<b>131</b>
6.2.1 Handlungsbereich .....	132
6.2.2 Strukturierung der sozialen Rollen.....	137
6.2.3 Fixiertheit des Themas.....	142
6.2.4 Glaubwürdigkeit .....	144
<b>6.3 Referenz .....</b>	<b>149</b>
6.3.1 Themenstruktur .....	150
6.3.2 Themenbereiche im Brief an die Aktionäre.....	154
<b>6.4 Text .....</b>	<b>156</b>
6.4.1 Textstruktur.....	157
6.4.2 Textfunktionen.....	161
6.4.3 Thematische Entfaltungstypen.....	166
6.4.3.1 Die deskriptive TE.....	167
6.4.3.2 Die narrative TE.....	169
6.4.3.3 Die explikative TE .....	171
6.4.3.4 Die argumentative TE.....	175
6.4.4 Realisationsformen.....	179
6.4.5 Grammatische Merkmale.....	181
<b>6.5 Textsorte „Aktionärsbrief“ – Analyseergebnisse.....</b>	<b>183</b>
6.5.1 Der Initialteil .....	183
6.5.1.1 Der Initialteil des Jahrgangs 1997 .....	183
6.5.1.2 Der Initialteil des Jahrgangs 1998 .....	184
6.5.1.3 Der Initialteil des Jahrgangs 1999 .....	185
6.5.1.4 Der Initialteil – eine abschließende prototypische Betrachtung .....	185
6.5.2 Die Briefmitte .....	186
6.5.2.1 Die Briefmitte des Jahrgangs 1997 .....	186
6.5.2.2 Die Briefmitte des Jahrgangs 1998 .....	189
6.5.2.3 Die Briefmitte des Jahrgangs 1999 .....	193
6.5.2.4 Die Briefmitte – eine abschließende prototypische Betrachtung .....	195
6.5.3 Der Terminalteil.....	197
6.5.3.1 Der Terminalteil des Jahrgangs 1997 .....	197
6.5.3.2 Der Terminalteil des Jahrgangs 1998 .....	198
6.5.3.3 Der Terminalteil des Jahrgangs 1999 .....	198
6.5.3.4 Der Terminalteil – eine abschließende prototypische Betrachtung .....	199
<b>7. TEXTOPTIMIERUNG IM GESCHÄFTSBERICHT – EINE TEXTORTENSPEZIFISCHE BETRACHTUNG ZWISCHEN THEORIE UND PRAXIS .....</b>	<b>200</b>
<b>7.1 Ansätze der Verständlichkeitsforschung.....</b>	<b>200</b>
7.1.1 Die Lesbarkeitsforschung und ihre Anwendungsmöglichkeiten	202
7.1.2 Instruktionspsychologische Ansätze .....	203
7.1.3 Kognitionspsychologische Ansätze .....	204
7.1.4 Aktuelle Verständlichkeitsmodelle .....	205
7.4.1.1 Sechs Felder der Verständlichkeit.....	205
<b>7.2 Zum Sinn und Zweck von Checklisten.....</b>	<b>206</b>
<b>7.3 Checkliste zur Beurteilung der Sprache des GB .....</b>	<b>209</b>

7.3.1	Die Keller-Checkliste .....	210
7.3.2	Wortgrammatik .....	211
7.3.2.1	Ist die Orthografie korrekt? .....	212
7.3.2.2	Ist die Interpunktionsregel korrekt? .....	212
7.3.2.3	Sind die gewählten Formen korrekt gebildet?.....	213
7.3.2.4	Wird gegen die Regeln der Wortbildung verstossen? .....	213
7.3.3	Morphosyntax/Syntax .....	214
7.3.3.1	Besteht innerhalb der Nominalphrase in Genus, Kasus und Numerus Kongruenz? .....	215
7.3.3.2	Besteht Kongruenz zwischen der Nominalphrase und dem finiten Verb?.....	216
7.3.3.3	Sind die gewählten flektierten Formen richtig eingesetzt?.....	217
7.3.3.4	Sind die Präpositionen korrekt gewählt?.....	217
7.3.3.5	Ist die Syntax korrekt oder treten Anakolithe auf? .....	217
7.3.4	Lexik .....	219
7.3.4.1	Fachterminologie .....	219
7.3.4.2	Präzision und Abwechslungsreichum.....	221
7.3.4.3	Sprachliche Bildlichkeit .....	225
7.3.5	Satzabhängige und satzübergreifende Semantik .....	228
7.3.5.1	Fällt das gewählte Tempus aus seinem Anwendungsbereich heraus? .....	228
7.3.5.2	Werden komplexe Sachverhalte klar und durchschaubar dargestellt? .....	231
7.3.5.3	Entspricht die gewählte Formulierung der beabsichtigten Perspektive? .....	233
7.3.5.4	Sind die Sätze syntaktisch eindeutig? .....	236
7.3.6	Stil .....	238
7.3.6.1	Treten die typischen Merkmale der Verwaltungssprache auf?240	
7.3.6.2	Sind die Satzsequenzen abwechslungsreich formuliert? .....	248
7.3.6.3	Weichen einzelne Kapitel stilistisch gegenüber anderen signifikant ab?.....	249
7.3.6.4	Verwendet das Unternehmen einen lebendigen und persönlichen Stil?.....	249
7.3.7	Beziehungsmanagement .....	256
7.3.7.1	„Auf einen Blick“ – Ermöglicht der Text eine kurSORISCHE LektüRE? .....	257
7.3.7.2	Bietet der Text besondere Leseanreize? .....	258
7.3.7.3	Gibt es textexterne Querverweise? .....	262
7.3.7.4	Gibt es einen Brief an die Aktionäre oder ein Vorwort? .....	263
7.3.8	Logik der Thematischen Entfaltung (TE).....	265
7.3.8.1	Logik der deskriptiven TE .....	266
7.3.8.2	Logik der explikativen TE .....	267
7.3.8.3	Logik der argumentativen TE .....	269
7.3.9	Metakommunikative Signale.....	272
7.3.9.1	Leiten metakommunikative Signale sprachlicher Art den Leser durch den Text?.....	273
7.3.9.2	Leiten metakommunikative Signale typografisch-gestalterischer Art den Leser durch den Text? .....	277
7.3.10	Innere Textstrukturierung.....	280
7.3.10.1	Ist der Textaufbau wohlgeordnet?.....	281
7.3.10.2	Werden Vorstrukturierungen oder vorgesetzte Zusammenfassungen eingesetzt? .....	283

7.3.10.3 Ist der Text systematisch mittels Überschriften und Querverweisen erschlossen?.....	286
7.3.10.4 Entsprechen die Überschriften den Inhalten der Abschnitte bzw. Kapitel?.....	289
7.3.10.5 Wie sind Grafiken (Tabellen/Diagramme/Karten) und Bilder in den Text eingebunden? .....	289
7.3.11 Äußere Textstrukturierung.....	294
7.3.11.1 Ist das Inhaltsverzeichnis in sich übersichtlich und stimmig?	285
7.3.11.2 Gibt das Inhaltsverzeichnis den Textaufbau korrekt wieder?.	296
7.3.11.3 Verfügt der Text über eine Kopfzeile bzw. eine Navigationsleiste? .....	297
7.3.11.4 Gibt es ein kapitelübergreifendes Leitmotiv? .....	298
7.4 Adäquatheitsmodell für Repräsentationstexte .....	304
7.4.1 Die fünf Anforderungsprofile .....	305
7.4.1.1 Lokale, mittlere und globale Textebene .....	305
7.4.1.2 Sprachliche Korrektheit.....	306
7.4.1.3 Semantische Transparenz .....	306
7.4.1.4 Lokale Nachvollziehbarkeit.....	306
7.4.1.5 Global-mittlere Strukturierung .....	306
7.4.1.6 Ansprechende Freundlichkeit .....	307
7.4.2 Was macht einen „guten“ Text aus?.....	308
 8. ZUSAMMENFASSUNG .....	309
8.1 Historisches und Empirisches zum Aktionärsbrief .....	309
8.2 Text(sorten)linguistik: Klassifikationen, Merkmale und Modelle .....	311
8.3 Bewertung von Repräsentationstexten .....	314
 LITERATURVERZEICHNIS .....	319

# **Tabellenverzeichnis**

<b>Tabelle 1: Briefe aus den Geschäftsberichten 1997 (Wettbewerb 1998).....</b>	<b>5</b>
<b>Tabelle 2: Briefe aus den Geschäftsberichten 1998 (Wettbewerb 1999).....</b>	<b>6</b>
<b>Tabelle 3: Briefe aus den Geschäftsberichten 1999 (Wettbewerb 2000).....</b>	<b>6</b>
<b>Tabelle 4: Nummerierung der BadA des Korpus' .....</b>	<b>7</b>
<b>Tabelle 5: Texttypen nach Isenberg.....</b>	<b>47</b>
<b>Tabelle 6: Situation der Textsorten.....</b>	<b>127</b>
<b>Tabelle 7: Handlungsbereich der Textsorten.....</b>	<b>133</b>
<b>Tabelle 8: Strukturierung der sozialen Rollen.....</b>	<b>138</b>
<b>Tabelle 9: Themenstruktur der Textsorten.....</b>	<b>149</b>

# **Abbildungsverzeichnis**

<b>Abbildung 1: Identität.....</b>	<b>24</b>
<b>Abbildung 2: Zeitaufwand.....</b>	<b>25</b>
<b>Abbildung 3: Lesevergnügen.....</b>	<b>26</b>
<b>Abbildung 4: Aufmerksamkeit.....</b>	<b>28</b>
<b>Abbildung 5: Unternehmensphilosophie.....</b>	<b>29</b>
<b>Abbildung 6: Aussagen über den Brief an die Aktionäre.....</b>	<b>30</b>
<b>Abbildung 7: Brief an die Aktionäre – meist gelesener Teil.....</b>	<b>31</b>
<b>Abbildung 8: Produktions- und Rezeptionsprozess.....</b>	<b>102</b>
<b>Abbildung 9: Kommunikationsformen.....</b>	<b>117</b>
<b>Abbildung 10: Modell der Funktionen.....</b>	<b>159</b>
<b>Abbildung 11: Jakobson und Bühler im Vergleich.....</b>	<b>159</b>
<b>Abbildung 12: Themenentfaltung Briefmitte 1997.....</b>	<b>181</b>
<b>Abbildung 13: Realisationsformen und Funktionen der deskriptiven TE (1997).....</b>	<b>182</b>
<b>Abbildung 14: Realisationsformen und Funktionen der explikativen TE (1997).....</b>	<b>182</b>
<b>Abbildung 15: Realisationsformen und Funktionen der argumentativen TE (1997).....</b>	<b>183</b>
<b>Abbildung 16: Realisationsformen und Funktionen der deskriptiv-explikativen TE (1997).....</b>	<b>183</b>
<b>Abbildung 17: Themenentfaltung Briefmitte (1998).....</b>	<b>184</b>

<b>Abbildung 18: Realisationsformen und Funktionen der deskriptiven TE (1998).....</b>	<b>185</b>
<b>Abbildung 19: Realisationsformen und Funktionen der explikativen TE (1998).....</b>	<b>185</b>
<b>Abbildung 20: Realisationsformen und Funktionen der argumentativen TE (1998).....</b>	<b>186</b>
<b>Abbildung 21: Realisationsformen und Funktionen der narrativen TE (1998).....</b>	<b>186</b>
<b>Abbildung 22: Realisationsformen und Funktionen der deskriptiv-explikativen TE (1998).....</b>	<b>187</b>
<b>Abbildung 23: Themenentfaltung Briefmitte 1999.....</b>	<b>187</b>
<b>Abbildung 24: Realisationsformen und Funktionen der deskriptiven TE (1999).....</b>	<b>188</b>
<b>Abbildung 25: Realisationsformen und Funktionen der explikativen TE (1999).....</b>	<b>188</b>
<b>Abbildung 26: Realisationsformen und Funktionen der argumentativen TE (1999).....</b>	<b>189</b>
<b>Abbildung 27: Realisationsformen und Funktionen der narrativen TE (1999).....</b>	<b>189</b>
<b>Abbildung 28: Realisationsformen und Funktionen der deskriptiv-explikativen TE (1999).....</b>	<b>190</b>
<b>Abbildung 29: Inhaltsverzeichnis FAG 1999.....</b>	<b>293</b>
<b>Abbildung 30: Inhaltsverzeichnis Spar 1999.....</b>	<b>294</b>
<b>Abbildung 31: Inhaltsverzeichnis Unternehmen 4 1999.....</b>	<b>295</b>
<b>Abbildung 32: Inhaltsverzeichnis Unternehmen 17 1996/97.....</b>	<b>296</b>
<b>Abbildung 33: Anforderungsprofile.....</b>	<b>300</b>

# 1. Einleitende Bemerkungen

„Humboldt oder Henkel“: Wirtschaft oder Wissenschaft – für die einen ein unüberwindbarer Gegensatz, für die anderen eine reizvolle Herausforderung. Während die Gegner der Vereinbarkeit beider Bereiche mit der Käuflichkeit der Resultate und dem damit verbundenen Verlust des Objektivitätsideals argumentieren, sehen die Befürworter in der praktischen Umsetzung theoretischer Erkenntnisse Vorteile für beide Seiten. Wie der Titel *Geschäftsbericht und Aktionärsbrief – eine textartenlinguistische Analyse mit anwendungsbezogenen Aspekten* bereits andeutet, handelt es sich um eine Arbeit, die zwischen den Bereichen zu vermitteln sucht und sich somit aus zwei Teilen zusammensetzt: Im ersten Teil steht die wissenschaftliche Diskussion um Textsortenklassifikationen im Vordergrund; dem schließt sich ein empirischer Abschnitt an, in dem der Brief an die Aktionäre (BadA) als Textsorte definiert und abgegrenzt wird. Im zweiten Teil wird die Perspektive auf den gesamten Geschäftsbericht (GB) ausgeweitet, um auf der Basis der Verständlichkeitsforschung Optimierungsstrategien für Wirtschaftstexte dieser Art abzuleiten. Um auch hier wiederum die Verbindung zwischen Theorie und Praxis deutlich werden zu lassen, endet dieser Part mit einem Modell, das einerseits die Anforderungsprofile an einen so genannten Repräsentationstext abbildet und andererseits die Ebenen des Textverstehens einbezieht.

Bevor ich nun auf die Bedeutung des GB im Rahmen der Unternehmenskommunikation und die Rolle des BadA eingehe, möchte ich einige Gedanken zum Nutzen einer anwendungsorientierten Linguistik reflektieren.

## 1.1 Theorie und Praxis

Die Verzahnung von Theorie und Praxis sowie das Postulat der engeren Zusammenarbeit beider Bereiche ist immer wieder Gegenstand von Diskussionen innerhalb des universitären Rahmens: Angefangen von Diskussionsforen mit dem Titel „Humboldt oder Henkel, Hochschule zwischen akademischem Bildungsideal und Berufsorientierung“<sup>1</sup>, die beispielsweise im Jahre 1996 an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf stattfanden, bis hin zu den Bemühungen, Studiengänge inhaltlich zu straffen und praxisorientierter auszurichten, um die Semesterzahl zu reduzieren und den Absolventen den Eintritt in das Berufsleben zu erleichtern. Vor diesem Hintergrund fallen Bemühungen, das konkrete Anwendungspotenzial geisteswissenschaftlicher Teildisziplinen besser auszuschöpfen, auf äußerst fruchtbaren Boden. Damit wird jedoch keineswegs impliziert, die Theorie ausschließlich in den Dienst der Praxis zu stellen; vielmehr handelt es sich um eine wechselseitige Beeinflussung:

Das bedeutet, daß wir nicht mehr nur fragen können, welche praktischen Verwendungsmöglichkeiten sich aus dieser oder jener Theorie ableiten lassen,

---

<sup>1</sup> Cf. dazu WELBERS 1997b: 323ss.

sondern daß wir umgekehrt auch fragen müssen, wie muß eine Theorie aussehen, die mir hilft, mit diesen oder jenen praktischen Anforderungen besser zurecht zu kommen, die mir hilft, mein *praktisches* Handeln in abgegrenzten Bereichen aufgrund bestimmter *theoretischer* Einsichten zu optimieren. Das ist – wenn man so will – präzis die Struktur sog. Auftragsforschung: Nicht die Theorie definiert das Problem oder wie wir gern sagen: ein angemessenes Problemverständnis, sondern der Auftraggeber *hat* ein Problem, zu dessen Lösung er um theoretische Hilfestellung nachsucht. Es geht also nicht um eine Alternative: Theorie *oder* Praxis, theorielose Praxis versus praxislose Theorie. Es geht darum, zwischen Theorie und Praxis zu vermitteln, d.h. die Praxis theoretisch zu fundieren und theoriegeleitet zu verbessern und die Theoriebildung an praktischen Problemstellungen zu orientieren, sie zu funktionalisieren, ohne sie zu einer reinen Dienstleistungsfunktion werden zu lassen. (BIERE 1990: 16)

Die Sprachwissenschaft scheint sich gerade für diese Zwecke ganz besonders zu eignen, da die Kommunikation – wie folgende Stellungnahmen aus GB belegen – eine wichtige, wenn nicht sogar die wichtigste Rolle in der Unternehmenspräsentation spielt:

Die Erfahrung hat gezeigt: Bei gleichem Angebot und Preisniveau entscheiden sich die Kunden für das Produkt oder den Hersteller mit dem besseren Image. [...] Der Kommunikation kommt daher eine immer stärkere Bedeutung zu. (Hochtief 2000, Seite 72)

Aktienempfehlungen und Anlageentscheidungen werden nicht nur auf der Grundlage von Unternehmenskennzahlen getroffen. Der persönliche Eindruck der Investoren von der Qualität des Managements und der visionären Kraft der Unternehmensstrategie ist ebenfalls ein entscheidender Faktor in der Bewertung eines Unternehmens. (SAP 1999, Seite 30)

Gazdar/Kirchhoff können diese Aussagen mit konkreten Zahlen untermauern:

Die Ergebnisse einer Studie des an der Harvard Business School lehrenden Professors Stephen A. Greyser zeigen, daß rund 15 Prozent des Aktienpreises eines Unternehmens von seinem Ansehen am Markt abhängen. Die Investoren-Entscheidung für oder gegen die Aktien eines Unternehmens richtet sich – so die Beratungsgesellschaft Ernst & Young – zu 35 Prozent nach nicht-finanziellen Faktoren. (GAZDAR/KIRCHHOFF 1999: 21)

Die Vermittlung von Strategien, Visionen, Imagefragen etc. gehört zu einer der schwierigsten und komplexesten Kommunikationsaufgaben eines Unternehmens. Der daraus resultierende Auftrag der Linguisten besteht nun darin, diese Kommunikationsaufgabe in überschaubare Einheiten zu gliedern und detaillierte Analysen durchzuführen, die Hinweise für die Bearbeitung praktischer Probleme liefern (cf. BECKER-MROTZEK 1992: 11). Zu diesen detaillierten Analysen gehört die Aufschlüsselung des Kommunikationsvorgangs, durch den die beteiligten

Faktoren präsentiert und erläutert werden. Die Untersuchung der Textsorte „BadA“, die in ihrem gesamten kommunikativen Umfeld betrachtet wird, ist in diesen Zusammenhang einzuordnen. Wenn im zweiten Teil der Arbeit verständlichkeitstheoretische Erkenntnisse in praktische Optimierungsvorschläge umgemünzt werden, so wird damit „das Gebot der Stunde“ beachtet, Forschungsergebnisse zu evaluieren und in die Praxis umzusetzen (cf. RICKHEIT 1995: 27). Die Resultate gewinnen vor dem Hintergrund folgender Aussage an besonderer Bedeutung: „Corporate annual reports have been criticized for many years as being wordy, too technical, and difficult to read and to understand“ (STEGMAN 1988: 9).

## **1.2 Der Geschäftsbericht – „die Königsdisziplin der Unternehmenskommunikation“**

Die Unternehmenskommunikation ist organisatorisch in vier Teilbereiche gegliedert: „[...] die innerbetriebliche Kommunikation, die Kommunikation [sic!] des Unternehmens mit anderen Unternehmen, die Kundenkommunikation und die gesellschaftliche Kommunikation“ (BUNGARTEN 1994: 32). Die Mitarbeiterzeitung gilt als zentrales Medium der innerbetrieblichen Kommunikation; Kundenkommunikation wird u.a. in Form von Werbetexten realisiert; die Kommunikation zwischen den Unternehmen findet beispielsweise durch Präsentationen auf Messen statt und die gesellschaftliche Kommunikation betrifft Umweltberichte, gesellschaftsbezogene Werbung und Unternehmensnachrichten (cf. BUNGARTEN 1994: 38s.). Aus der Tatsache, dass sich der GB sowohl an Personen außerhalb des Unternehmens (Aktionäre, Analysten, Kunden etc.) als auch an die eigenen Mitarbeiter richtet, können wir auf seine zentrale Bedeutung in der Unternehmenskommunikation schließen: „Dabei nimmt der Geschäftsbericht unter den Kommunikationsinstrumenten nach wie vor einen hohen Stellenwert ein – aber nur, wenn er interessant und aussagefähig gestaltet ist“ (LÜCKMANN 1997: 21). Nicht ohne Grund wird er als „the most important vehicle in which corporations communicate with their shareholders“ (STEGMAN 1987b: 8) oder „die Königsdisziplin der Unternehmenskommunikation“ (ROLF WILLHARDT Pressemeldung Nr. 191, 08/2001) oder als „Visitenkarte des Unternehmens“ (BAETGE/KIRCHHOFF 1997) bezeichnet.

Ob der GB nun aber tatsächlich das geforderte Maß an Aussagekraft besitzt und ob er Interesse weckt, wird in speziellen Wettbewerben beurteilt: Seit 1987 wird in den USA der „ARC Award“ verliehen von einer unabhängigen Organisation namens „MerComm, Inc.“, deren Ziel darin besteht, „to honor overall excellence in annual reports, and to encourage noteworthy and vital writing, as well as imaginative and original design“ ([www.mercommawards.com](http://www.mercommawards.com) 14.06.00). Sid Cato ist eine weitere wichtige Adresse in den USA, die erstmals 1984 Kriterien zur Bewertung von GB aufgestellt hat ([www.sidcato.com](http://www.sidcato.com) 26.12.99). In Deutschland gibt es zwei große Wettbewerbe, die sich mit der Qualität der GB auseinandersetzen und mit Hilfe eines breit gefächerten Kriterienkatalogs die Sieger ermitteln: Die Zeitschriften *manager magazin* und *Capital* bewerten einmal

jährlich sämtliche GB börsennotierter Unternehmen. Der **mm**-Wettbewerb wird im folgenden Unterkapitel eingehender vorgestellt.

Wenn das Ziel des GB darin besteht, „to communicate optimism“ und „to provide information and to influence the readers, primarily the shareholders“ (STEGMAN 1987b: 9), stellt sich die Frage, ob bestimmte Kapitel des GB besser dazu geeignet sind als andere, Themen wie Unternehmensstrategien, Visionen und unternehmensphilosophische Gedanken zu kommunizieren. Seit Jahren nimmt man an, dass dem Aktionärsbrief diese besondere Aufgabe zufällt. Über die Briefe an die Aktionäre deutscher Aktienunternehmen konnte man in *Die Welt* jedoch Folgendes lesen: „Die Selbstdarstellung der Dax-Unternehmen in den Aktionärsbriefen ist mangelhaft und an Ignoranz kaum zu überbieten“ (ANTONOFF 2001: 23). Das Interesse an GB im Allgemeinen sowie das Interesse an den BadA im Speziellen rechtfertigt eine linguistische Beschäftigung mit diesem Kommunikationsmedium. Es geht jedoch weniger darum, die Sprache von einer evaluativ-präskriptiven Warte aus zu begutachten, als vielmehr einen Ist-Zustand zu beschreiben, der als Basis für die Ableitung von Qualitätsurteilen gelten kann.

### 1.3 Das Textkorpus

Die linguistische Untersuchung der Briefe an die Aktionäre wurde über einen Zeitraum von drei Jahren vorgenommen. Das **manager magazin** führt seit 1995 jedes Jahr einen Wettbewerb „Der beste Geschäftsbericht“ durch, in dem die Geschäftsberichte börsennotierter Aktiengesellschaften bewertet werden. Die Begutachtung der Teilbereiche – Inhalt, Optik und Sprache – wird von verschiedenen Teams übernommen: In Münster überprüft eine Arbeitsgruppe unter der Leitung von Jörg Baetge die inhaltlichen Aspekte (seit 1999 beurteilt Eberhard Scheffler aus Hamburg einen weiteren inhaltlichen Aspekt, die Finanzkommunikation); in Mainz wird die gestalterische Aufmachung unter der Führung von Olaf Leu bewertet und in Düsseldorf widmet sich unter der Leitung von Rudi Keller ein Team der Sprache der Geschäftsberichte. In den Jahren 1998 bis 2001 gehörte auch ich dieser Arbeitsgruppe an.

Von den ca. 600 Geschäftsberichten der börsennotierten Unternehmen, die die inhaltliche Prüfung von Baetge durchlaufen hatten, wurden die ersten 100 aus dem Bereich „Industrie und Handel“ sowie jeweils die ersten 10 aus den Bereichen „Banken“, „Versicherungen“, „Börsenneulinge“ und „Internationale“ an unser Sprachteam weitergeleitet. Für den Wettbewerb 2000 hatte das **manager magazin** eine Neuerung vorgenommen: Die Unternehmen wurden nun nicht mehr – wie in den vorherigen Jahren – branchenspezifisch unterschieden, sondern nach folgenden Aktienindizes: DAX 30 (Platz 1-30), MDAX (Platz 1-20), SMAX (Platz 1-20), NEMAX 50 (Platz 1-20), STOXX 50 (Platz 1-20); hinzu kamen die Kategorien „Börsenneulinge“ (Platz 1-20) und „Rest“ (Platz 1-20). Mit dieser Änderung kam man den Aktionärsinteressen nach, die den Kauf ihrer Aktien nicht an den Branchen, sondern vielmehr an den Indizes orientieren.

Mit Hilfe einer zum Zweck der Sprachbewertung ausgearbeiteten Checkliste überprüfen wir die sprachliche Qualität der Berichte. Dabei entsteht jedes Jahr

eine Rangliste, die die Grundlage für die Auswahl der im Rahmen dieser Arbeit untersuchten Texte bildet. Der Übersichtlichkeit halber habe ich meine Analyse auf das Gebiet „Industrie und Handel“ beschränkt.<sup>2</sup> Die 100 Berichte lassen sich in drei ca. gleich starke Bereiche einteilen: Plätze 1-33 vorderes Drittel, Plätze 34-67 mittleres Drittel und Plätze 68-100 letztes Drittel. Es soll an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass das Ranking nur eine Orientierungshilfe darstellt. Da für den Aktionärsbrief noch keine gesonderten Bewertungskriterien aufgestellt worden sind, wurde der Brief in die allgemeine sprachliche Beurteilung einbezogen. Es ist durchaus möglich, dass sich die Qualität des Briefes stark von der des übrigen Berichtes unterscheidet; dies soll uns aber hier nicht weiter interessieren. – Aus jedem Drittel habe ich jeweils fünf Texte von verschiedenen Aktiengesellschaften bestimmt, die dann in der jeweils neuen Version in den Folgejahren berücksichtigt wurden. Einseitig habe ich bei der Auswahl auf eine gleichmäßige Verteilung innerhalb des Drittels geachtet und andererseits wollte ich eine gewisse Konstanz erzielen, indem ich 15 identische Unternehmen über eine Zeitspanne von drei Jahren beobachte und vergleiche. Weiterhin garantierte diese Art der Auswahl die Berücksichtigung verschiedener Textlängen; es gehen sowohl Briefe von bis zu sechs Seiten Länge (cf. z.B. 02/98; 02/99) als auch Briefe, die nur ein bis zwei Seiten lang sind (cf. 01/97; 01/98) in die Untersuchung ein.

Die nachstehenden Tabellen bieten eine Übersicht über die ausgewählten Texte der Unternehmen aus den Jahren 1997 bis 1999:

Briefe aus den Geschäftsberichten 1997 (Wettbewerb 1998) <sup>3</sup>		
Plätze 1 bis 33	Plätze 34 bis 67	Plätze 68 bis 100
Wella (13,18/ Platz 2)	Deutsche Telekom (11,43/ Platz 35)	Deutsche Lufthansa (10,62/ Platz 69)
Daimler Benz (13/ Platz 4)	Dürkopp Adler (11,43/ Platz 36)	Thyssen (10,43/ Platz 79)
Harpen (12,18/ Platz 16)	Mannesmann (11,25/ Platz 45)	Creaton (10,31/ Platz 81)
Henkel (11,62/ Platz 29)	RWE (11/ Platz 55)	Phoenix (10/ Platz 89)
SKW Trostberg (11,5/ Aufsteiger/ Platz 33)	FAG (10,68/ Platz 65)	Spar (9,56/ Platz 93)

Tabelle 1; Quelle: Eigene Darstellung

<sup>2</sup> Mit der Änderung durch das *manager magazin* im Jahre 2000 fällt die branchenspezifische Einteilung jedoch weg, sodass ich im dritten Jahr die Platzierung der einzelnen Unternehmen mithilfe des Durchschnittswertes vorgenommen habe, den der jeweilige Geschäftsbericht im Sprachranking erreicht hat.

<sup>3</sup> Die Punktzahl in der Klammer stellt den Durchschnittswert dar, den der Geschäftsbericht des Unternehmens im Sprachranking erreicht hat. Die Maximalpunktzahl liegt bei 15 Punkten: 15-14 = sehr gut; 13-11 = gut; 10-8 = befriedigend; 7-5 = ausreichend; 4-1 = mangelhaft.

<b>Briefe aus den Geschäftsberichten 1998 (Wettbewerb 1999)</b>		
Plätze 1 bis 33	Plätze 34 bis 67	Plätze 68 bis 100
DaimlerChrysler (13,25/ Platz 4)	Wella (12/ Platz 35)	SKW Trostberg (10,56/ Platz 80)
Creaton (12,5/ Platz 17)	Thyssen (11,81/ Platz 37)	Dürkopp Adler (10,5/ Platz 81)
Harpen (12,18/ Platz 23)	Deutsche Telekom (11,68/ Platz 41)	RWE (10,5/ Platz 83)
FAG (12,12/ Platz 25)	Deutsche Lufthansa (11,43/ Platz 48)	Spar (10/ Platz 92)
Mannesmann (12,06/ Platz 31)	Henkel (11,37/ Platz 50)	Phoenix (9,43/ Platz 97)

Tabelle 2; Quelle: Eigene Darstellung

<b>Briefe aus den Geschäftsberichten 1999 (Wettbewerb 2000)</b>		
vorderes Drittel	mittleres Drittel	letztes Drittel
Harpen (13,25/ Rest Platz 2)	Mannesmann (12,18/ DAX Platz 13)	RWE (11,06/ DAX Platz 21)
DaimlerChrysler (12,68/ DAX Platz 7)	FAG (11,81/ MDAX Platz 11)	SKW Trostberg (10,56/ MDAX Platz 19)
ThyssenKrupp (12,56/ DAX Platz 8)	Henkel (11,68/ DAX Platz 18)	Phoenix (10,37/ MDAX Platz 20)
Creaton (12,5/ SMAX Platz 4)	Deutsche Lufthansa (11,25/ DAX Platz 19)	Dürkopp Adler (10/ Rest Platz 18)
Wella (12,5/ MDAX Platz 6)	Deutsche Telekom (11,18/ DAX Platz 20)	Spar <sup>4</sup>

Tabelle 3; Quelle: Eigene Darstellung

---

<sup>4</sup> Der Wert konnte nicht ermittelt werden, da die Aktiengesellschaft Spar ihren Geschäftsbericht nicht rechtzeitig zur Verfügung gestellt hat.

Um besser auf die einzelnen Texte, die aus urheberschutzrechtlichen Gründen leider nicht veröffentlicht werden konnten, referieren zu können, werden den Briefen Nummern zugeordnet:

Unternehmen	Textnummer 1997	BadA	Textnummer 1998	BadA	Textnummer 1999	BadA
Creaton	BadA 01/97		BadA 01/98		BadA 01/99	
DaimlerChrysler	BadA 02/97		BadA 02/98		BadA 02/99	
Deutsche Lufthansa	BadA 03/97		BadA 03/98		BadA 03/99	
Deutsche Telekom	BadA 04/97		BadA 04/98		BadA 04/99	
Dürkopp Adler	BadA 05/97		BadA 05/98		BadA 05/99	
FAG	BadA 06/97		BadA 06/98		BadA 06/99	
Harpen	BadA 07/97		BadA 07/98		BadA 07/99	
Henkel	BadA 08/97		BadA 08/98		BadA 08/99	
Mannesmann	BadA 09/97		BadA 09/98		BadA 09/99	
Phoenix	BadA 10/97		BadA 10/98		BadA 10/99	
RWE	BadA 11/97		BadA 11/98		BadA 11/99	
SKW Trostberg	BadA 12/97		BadA 12/98		BadA 12/99	
Spar	BadA 13/97		BadA 13/98		BadA 13/99	
Thyssen(Krupp)	BadA 14/97		BadA 14/98		BadA 14/99	
Wella	BadA 15/97		BadA 15/98		BadA 15/99	

Tabelle 4; Quelle: Eigene Darstellung

Auf diese Weise ist ein Korpus von 45 Texten entstanden, das erstens bereits einer sprachkritischen Analyse unterzogen worden ist und das zweitens eine breite thematische Vielfalt widerspiegelt. Der erste Aspekt birgt den Vorteil, dass es sich um Texte von nachweislich unterschiedlicher sprachlicher Qualität handelt; die heterogene Ausgangsbasis verhindert bei der Neudefinition der Textsorte eine voreilige Übergeneralisierung. Der zweite Punkt trägt auf thematischer Ebene zur Diversifizierung des Korpus' bei. Es sind Texte aus folgenden Branchen vertreten: Automobil, Bau, Stahl, Lebensmittel, Verkehr, Chemie und Kosmetik.

Bei der Zusammenstellung der Textbasis spielten weder statistische noch sozialwissenschaftliche Gesichtspunkte eine Rolle. Vielmehr ging es darum, möglichst verschiedenartige Textvarianten, die unter der Bezeichnung *Brief an die Aktionäre* subsumiert werden, nebeneinander zu stellen, um in einer anschließenden, kontrastiven Untersuchung gemeinsame Merkmale herauszuarbeiten. Die Heterogenität des Untersuchungsgegenstandes legt es sogar nahe, von einer statistischen Vorgehensweise abzusehen (cf. BORTZ/DÖRING 1995: 371). Bei den Untersuchungsergebnissen handelt es sich also nicht um statistisch repräsentative Aussagen über sprachliche Charakteristika des Aktionärsbriefs, sondern um Ergebnisse, die auf interpretativ-induktivem Wege ermittelt wurden.

Damit ist ein Korpus aber nicht notwendig etwas, das *statt* der Intuition benutzt wird, sondern ein Mittel zur Ergänzung von Intuitionen. Nur der bereits mit seiner intuitiven Kompetenz ausgestattete Analysator kann überhaupt etwas mit Korpora anfangen. (LUX 1981: 13)

Mit vorliegendem Korpus und der nachfolgenden textlinguistischen Analyse wird in der Germanistischen Sprachwissenschaft ein bisher kaum bearbeitetes Forschungsfeld betreten.<sup>5</sup> In Bezug auf die textlinguistische Forschung, von der Rolf behauptet, sie befindet sich ohnehin „eher in der Eröffnungsphase denn im Stadium ihrer abschließenden Bearbeitung“ (ROLF 1993: 129), bleibt anzumerken, dass meine Arbeit dazu beitragen kann, die relative „Unerforschtheit der einzelnen Textsorten“ (ROLF 1993: 312) ein wenig zu reduzieren.

## 1.4 Ziele der Untersuchung

Das Hauptinteresse dieser Arbeit liegt in der textsortenlinguistischen Erforschung einer kleineren Auswahl schriftlicher Texte unternehmenspolitischer Art, die allgemein als ein Teilkapitel des Geschäftsberichtes betrachtet werden: der Brief an die Aktionäre (BadA). In diesen Texten geht es um die Darstellung wirtschaftlicher Erfolge respektive Misserfolge, die Präsentation der Unternehmensphilosophie sowie die Erläuterung strategischer Ziele und Visionen.

Morphosyntaktisch betrachtet setzt sich der Begriff *Brief an die Aktionäre* aus einer Nominalphrase mit einer attributiven Ergänzung zusammen. Der erste Teil deutet auf die Kommunikationsform hin; der zweite Teil thematisiert den Adressaten. Hieraus lässt sich bereits eine Arbeitsthese ableiten:

- Inwiefern beeinflussen die Sender-Adressaten-Konstellation und die Übermittlungsform eine Textsorte? D.h., welche textexternen und textinternen Merkmale sind für die Textsortenbestimmung relevant?

Das Ziel besteht darin, eine Definition der Textsorte „BadA“ unter Berücksichtigung der benachbarten Kommunikationsformen bzw. Textsorten vorzunehmen. Dazu gehören der (offene) Brief, die Rede, das Protokoll, das Vorwort und der GB. Dabei sind zwei Gedanken zentral: 1. Eine Textsorte ist als prototypisches Konzept zu verstehen, d.h., es geht nicht darum, scharfe Trennlinien zwischen den o.g. Textsorten zu ziehen. 2. Um die zur Beschreibung notwendigen Parameter theoretisch zu fundieren, ist die Integration in ein Kommunikationsmodell eine unabdingbare Voraussetzung. Die sich daraus ergebende Arbeitsthese lautet:

---

<sup>5</sup> Veröffentlichungen in diesem Bereich haben zumeist andere Schwerpunkte (cf. FÖRSTER 2001) und tragen der Sprache nur am Rande bzw. populärwissenschaftlich Rechnung (cf. GAZDAR/KIRCHHOFF 1999).

- Wie können die zur Textsortenbestimmung benötigten Merkmale systematisiert werden, um ihr Verhältnis untereinander zu verdeutlichen?

Während in Kapitel 5 das Beschreibungsmodell entwickelt und in Kapitel 6 die Textsortenbestimmung vorgenommen wird, steht im 7. Kapitel ein anderes Erkenntnisinteresse im Vordergrund: die Anwendungsbezogenheit. Unsere folgende Arbeitsthese ist daher praxisorientierter Natur:

- Lassen sich auf der Basis der vorgenommenen Textanalyse Kriterien zur Bewertung von Repräsentationstexten ableiten?

Die Erkenntnisse aus den theoretischen Ansätzen, die an einer empirischen Textbasis überprüft worden sind, sollen so für die Praxis in Form einer Checkliste nutzbar gemacht werden. Hierbei geht es um die Objektivierung intuitiver Werturteile mittels textsortenlinguistischer, stiltheoretischer und argumentationstheoretischer Ansätze. Dieser Teil der Arbeit stützt sich größtenteils auf Erkenntnisse der Verständlichkeitforschung. Dabei werden wir von den Fragen geleitet, ob sich die einzelnen Punkte der Checkliste als die Verständlichkeit beeinflussende Dimensionen zusammenfassen und als Modell abbilden lassen.

Die letzte Arbeitsthese ergibt sich aus der immer wieder geäußerten Vermutung, der Brief an die Aktionäre stelle den meist gelesenen Teil des gesamten Geschäftsberichts dar. Eine empirische Studie soll darüber Aufschluss geben:

- Welche Bedeutung wird diesem Textteil nun tatsächlich von Seiten der Aktionäre beigemessen?

Aus den Arbeitsthesen ergeben sich nun unterschiedliche Methoden und Vorgehensweisen, die zur Überprüfung der Thesen anzuwenden sind.

## **1.5 Methoden und Procedere**

Wie bereits dargelegt, habe ich für die Beschreibung des BadA einen textsortenlinguistischen Ansatz gewählt, wohingegen der praxisorientierte Teil auf der Verständlichkeitforschung aufbaut.

Der Arbeit liegt ein pragmatisch-interaktionsorientiertes Verständnis von Textlinguistik zugrunde, d.h., der Text wird in einem Spannungsfeld zwischen interagierendem Sender, Empfänger und Situation betrachtet. Im Unterschied zu anderen pragmatischen oder konversationsanalytischen Ansätzen steht jedoch in einem interaktionsorientierten textsortenlinguistischen Ansatz hauptsächlich der Text - „also die sprachlichen Bestandteile des Interaktionsprozesses“ - im Mittelpunkt des Interesses (cf. GÜLICH 1986: 21). Diese Fokussierung ist vor dem Hintergrund zu betrachten, dass es nicht Sinn und Zweck der Linguistik sein

kann, ihren Objektbereich in alle Bereiche der Nachbardisziplinen auszuweiten. Auch wenn im Rahmen der Verständlichkeitforschung v.a. psychologische Erkenntnisse verarbeitet werden, so steht auch hier der Text im Zentrum. Eine interdisziplinäre, integrative Ausrichtung ist – bei aller Faszination – unter forschungsökonomischen und –praktischen Erwägungen nicht zu leisten. Hinzu kommt, dass die Linguistik gegenüber den Nachbardisziplinen wie den Kommunikationswissenschaften, der Soziologie und der Psychologie ihre methodologischen Konturen verliert und riskiert an ihrem Erkenntnisinteresse vorbei zu argumentieren.

Aus diesem Grunde wurden die Parameter der textsortenlinguistischen Analyse in einer dialektischen Herangehensweise erarbeitet, die gleichermaßen theoretisch-deduktiven wie empirisch-induktiven Verfahren Rechnung trägt.

### 1.5.1 Chancen und Risiken induktiver und deduktiver Verfahren

Es ist offensichtlich, dass ein induktives Procedere, bei dem wir aus den Merkmalen einiger weniger untersuchter Objekte auf die Merkmale aller Objekte dieser Klasse schließen, nicht die allein gültige Methode darstellen kann. Die Gefahr induktiver Schlüsse liegt in der Tatsache, „**daß die Prämissen die Wahrheit der Konklusion keineswegs garantieren, sondern nur mehr oder weniger wahrscheinlich machen [...]**“ (BAYER 1999: 43). Beispielsweise kann aus der Gegebenheit, dass viele Texte des Korpus‘ eine förmliche Anrede für die Aktionäre aufweisen (cf. z.B. 05/97, 11/98 oder 15/99), noch nicht geschlossen werden, dass die förmliche Anrede generell ein wesentlicher Bestandteil aller Briefe an die Aktionäre sei. 08/97, 08/98 und 08/99 entscheiden sich beispielsweise für eine informelle, persönliche Anrede. Die Anzahl der untersuchten Objekte erhöht jedoch die Wahrscheinlichkeit der Konklusion. Die induktive Vorgehensweise kommt im Rahmen der Textanalyse in Kapitel 6 zum Tragen. Sie erfolgt auf der Basis eines Kriterienkatalogs, der zuvor definiert wird. Im Zentrum stehen dabei in der Dimension „Text“ die Textentfaltungstypen „deskriptiv“, „explikativ“, „argumentativ“ und „narrativ“, die Realisationsformen dieser Typen und die damit verbundenen Textfunktionen. Ziel ist es herauszufinden, welche Entfaltungstypen für den BadA prototypisch sind, wie diese realisiert werden und mit welchen Funktionen sie verbunden sind. Die Fixierung des Status Quo der Aktionärsbriefe dient als Grundlage für den anwendungsbezogenen Teil der Arbeit.

Da induktive Schlüsse jedoch einen nicht zu vernachlässigenden Unsicherheitsfaktor bergen, ist es notwendig, den Untersuchungsansatz um eine andere Verfahrensweise zu ergänzen: die hypothetisch-deduktive Methode. Der Arbeit liegen Hypothesen zugrunde, die an dem Korpus überprüft werden sollen. Aussagen wie „alle BadA sind Bestandteil eines Geschäftsberichts, also ist auch der Text 05/98 Bestandteil eines GB“ haben den Vorteil, dass „**die Wahrheit der Prämissen die Wahrheit der Konklusion garantiert**“, allerdings wird dies „dadurch erkauft, daß **die Konklusion nichts besagt, was nicht schon, wenigstens implizit, in den Prämissen enthalten gewesen wäre**“; der Wissenszuwachs tendiert gleichsam gen Null (cf. BAYER 1999: 43s.). Auf die Interdependenz induktiver und deduktiver

Schlüsse weist Bayer jedoch selbst hin: „Zudem sind deduktive Schlüsse stets angewiesen auf allgemeine Prämissen, die wir als Konklusionen induktiver Schlüsse gewonnen haben“ (BAYER 1999: 44).

### 1.5.2 Deduktion und Induktion als komplementäre Verfahren

Im ersten thematischen Kapitel dieser Arbeit stelle ich die Entwicklung des Briefes an die Aktionäre am Beispiel der ThyssenKrupp AG dar. Die Notwendigkeit der historischen Erläuterung des Aktionärsbriefes ergibt sich vor dem Hintergrund der Textsortendefinition, die Textsorten als „komplexe sprachliche Muster [erachtet], die innerhalb der Sprachgemeinschaft im Laufe der historisch-gesellschaftlichen Entwicklung aufgrund kommunikativer Bedürfnisse entstanden sind“ (BRINKER 1997a: 126). Im Anschluss daran überprüfe ich die Ausgangsthese vom Brief an die Aktionäre als dem meist gelesenen Teil des Geschäftsberichts. Um dieser Frage nachzugehen, habe ich auf der Basis einiger Hypothesen einen Fragebogen ausgearbeitet, den ich auf zwei Aktionärsversammlungen im Jahre 1999 an die Anwesenden verteilt hatte. Es wurden insgesamt 500 Fragebögen ausgegeben bei einem Rücklauf von 166 Bögen, die dann in die Bewertung eingehen konnten. Methodisch wird hier eine statistische Analyse vorgenommen, die nach sozialwissenschaftlichen Gesichtspunkten ausgewertet wird. Meine deduktive Ausgangshypothese über den BadA konnte auf diese Art und Weise empirisch überprüft werden.

Den umfangreichsten Teil meiner Arbeit stellt die Deskription und Analyse des Briefes an die Aktionäre als Textsorte mittels textsortenlinguistischer Kriterien dar. Dabei bildet die in Kapitel 1.3 vorgestellte Textauswahl die empirische Grundlage der Untersuchung. Zunächst werden in einem deskriptiven Schritt verschiedene textsortenlinguistische Modelle und Erklärungsansätze diskutiert und ausgewertet. Auf dieser theoretischen Basis werden Beschreibungskategorien entwickelt, die dazu dienen, Thesen über die Textsorte „BadA“ zwischen Brief und Bericht zu formulieren: Die Dimensionen „Situation“, „Kontakt“, „Referenz“ und „Text“, die in ein Kommunikationsmodell integriert sind, dienen dabei der Textsortenbestimmung. In der „Text“-Dimension wird eine Innensicht der Aktionärsbriefe vorgenommen. Diese komplementäre Vorgehensweise ist in der Hermeneutik als „hermeneutischer Zirkel“ bekannt:

Wir konstituieren aus unserer Weltsicht eine erste Vormeinung des Ganzen, analysieren die Teile, schließen von den Teilen aufs Ganze, um es prägnanter zu bestimmen, und konstituieren in der Folge im Rückschluß von diesem Ganzen die Teile neu. (RUSTERHOLZ 1999: 124)

In Bezug auf die Deduktion rechtfertigt Bayer diese Methode wie folgt:

Wer [...] hypothetisch-deduktiv vorgeht, darf sich zunächst durchaus seinen intuitiven Mechanismen überlassen; er muß aktiv, kreativ, phantasievoll, gegebenenfalls auch gegen eingefahrene Denkgewohnheiten Hypothesen bilden und anschließend herauszufinden suchen, wo die Hypothesen mit den Beobachtungen in Konflikt geraten. (BAYER 1999: 47)

Ähnlich beschreibt de Beaugrande das methodische Vorgehen der Textlinguisten: „[B]ei der Beschäftigung mit Textsorten [sind die Textlinguisten] normalerweise zunächst in der Lage, ein Phänomen zu vermuten bzw. intuitiv zu akzeptieren, und suchen dann nach Mitteln für ihre Beschreibung und Begründung“ (DE BEAUGRANDE 1990: 178). D.h. also, im Anschluss an die Hypothesenbildung werden Merkmale aus den Texten auf induktivem Wege extrapoliert und ins Verhältnis zu den deduktiv ermittelten Hypothesen gesetzt; denn „[d]ie Analyse eines Einzeltextes wird diesem nur dann ganz gerecht, wenn sie auch die Übereinstimmung bzw. Abweichung von der Textsorte, der er zugeordnet werden kann, aufzeigt“ (ADAMZIK 1991: 100). Allgemeiner ausgedrückt könnte man sagen, dass „das Studium der empirischen Details zwar eine Menge interessanter Einzelbeobachtungen erbringt, die aber erst in einem umfassenderen Abstrahierungsprozeß adäquat gedeutet werden können“ (KRAUSE 1988: 234). Mit dieser Verfahrensweise schließe ich mich Adamzik's Postulat von einer „ihre theoretischen Voraussetzungen und Zielsetzungen reflektierende[n] empirische[n] Textsortenforschung“ (ADAMZIK 1991: 101) an. Textsorten können also weder ausschließlich deduktiv abgeleitet, noch uneingeschränkt anhand induktiver Einzelanalysen definiert werden, obwohl natürlich „unbestritten [ist], daß durch die systematische Analyse von Textsorten und Textsortenklassen wesentliche Erkenntnisse über die globale Struktur von Texten zu gewinnen sind [...]“ (HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 133). Daher resümiert Adamzik: „Die ‚richtige‘ Forschungsstrategie im Bereich der Textsorten kann vielmehr nur durch eine Integration der verschiedenen Aspekte gefunden werden“ (ADAMZIK 1991: 108).

Wenn in diesen textlinguistischen Ansatz Aspekte der Stilistik und der Argumentationstheorie integriert werden, so liegt dies daran, dass

[d]ie Textsortenforschung ohnehin eng an den Grenzen zur Stilistik [liegt], da Stile z.T. textsortenspezifisch sind (vgl. Sandig 1986) und zur Rhetorik, die die Angemessenheit von Vertextungsmitteln an der Praxis zu messen sucht (vgl. Kallmeyer 1985). (DE BEAUGRANDE 1990: 182)

Im 7. Kapitel soll versucht werden, die im 6. Kapitel gewonnenen Ergebnisse in Kriterien umzuwandeln, die eine intersubjektiv verifizierbare Textbewertung ermöglichen. „Für praktische Angelegenheiten scheint die Textsortenforschung besonders günstig“ (DE BEAUGRANDE 1990: 180). Der praxisorientierte Wert der Arbeit ließe sich dahingehend beschreiben, dass das Wissen um kommunikative Funktionen und textliche Strukturen, die ein Textexemplar als prototypisch für die Textsorte „BadA“ charakterisieren, eine wichtige Voraussetzung darstellt, um sprachlich und kommunikativ adäquate Texte zu formulieren.

## **2. Wie entstand der Brief an die Aktionäre (BadA)?**

Wie waren die ersten Geschäftsberichte aufgebaut? Seit wann ist der Brief an die Aktionäre ein integrativer Bestandteil des Berichtes? Das Ziel dieses Kapitels besteht darin, die formale Entwicklung des Aktionärsbriefes darzustellen, wobei ausdrücklich auf eine detailliertere inhaltliche Analyse verzichtet wird. Die Darstellung soll Aufschluss über die Fragen geben, aus welchem Textteil sich der Brief entwickelt hat und in welcher Tradition er steht. Daher möchte ich zunächst einen Blick auf die Entwicklung des Geschäftsberichtes werfen.

### **2.1 Der Geschäftsbericht im Spiegel der Zeit: 1858 – 2000**

Der GB entwickelte sich in den letzten knapp 150 Jahren von einer rechtlich vorgeschriebenen Pflichtübung des Unternehmens gegenüber seinen Aktionären zu einem Repräsentationsmedium von äußerster Bedeutung für die Unternehmenskommunikation. Seine heutige Stellung in der Finanzwelt lässt sich am finanziellen Aufwand ablesen, den die Unternehmen für die Publikation des GB betreiben: Pro Jahresbericht wird eine durchschnittliche Summe von DM 500.000 und pro Zwischenbericht von DM 100.000 angenommen. In Deutschland veröffentlichen ca. 1.000 Unternehmen insgesamt 2.500 Berichte jährlich, so dass man auf eine Summe von rund DM 1 Mrd. pro Jahr kommt, die in GB investiert wird (cf. KELLER 1998: 4). Dieser finanzielle Aufwand steht im engen Zusammenhang mit der zunehmenden Fokussierung der Kommunikation in der Gesellschaft. Der GB gilt heute als Kommunikationsmittel, das in besonderer Weise dazu geeignet ist, Unternehmensidentität und -kultur zu vermitteln – die „Visitenkarte der Unternehmens“ (cf. BAETGE/KIRCHHOFF 1997).

#### **2.1.1 Der „Geschäftsbericht“ im 19. Jahrhundert – dargestellt am Beispiel von ThyssenKrupp**

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Anfänge des GB: Aus dem 19. Jahrhundert liegen nur einige wenige Textauszüge in Kopie vor; diese stammen aus Aktionärsversammlungen verschiedener Unternehmen, die als Vorläufer der August Thyssen-Hütte AG zu betrachten sind. Während 1869 noch von dem „Bergwerkverein Friedrich-Wilhelms-Hütte zu Mühlheim an der Ruhr“ die Rede war, hieß das Unternehmen 1893 „Rheinische Stahlwerke zu Meiderich bei Ruhrort“. Erst mit dem Jahr 1952/53 beginnt die Geschichte der „August Thyssen-Hütte Aktiengesellschaft Duisburg-Hamborn“, die aus der „Vereinigte Stahlwerke AG“ hervorgegangen ist. Ab diesem Datum erschien jährlich ein Bericht über das abgelaufene Geschäftsjahr – insgesamt 43 Berichte, die mir von der heutigen ThyssenKrupp AG freundlicherweise zur Verfügung gestellt wurden.

Der Text aus dem Jahre 1869 ist ein Auszug aus den Verhandlungen der Generalversammlung der Aktionäre des Bergwerkvereins Friedrich-Wilhelms-Hütte zu Mühlheim an der Ruhr; er erfüllt die Anforderungen an ein Sitzungsprotokoll (cf. FRANCK 1990: 115): Datum und Ort sowie die Vorsitzenden werden genannt, bevor folgender Satz dem eigentlichen Bericht vorausgeht: „Der

Vorsitzende des Verwaltungsrathes eröffnete die General-Versammlung, constatirte die statutgemäße Einberufung derselben, ersuchte den Königl. Notar Herrn Justizrath Berdenkamp um die Aufnahme des Protokolls, ernannte die Herren Fabrikbesitzer Friedrich von Rauch aus Heilbronn und Hüttendirektor Carl Schott von Steele zu Scrutatoren und erstattete Namens der Verwaltung folgenden Bericht: ...”<sup>6</sup>

Der Bericht selbst umfasst die schriftliche Fassung einer Rede des Verwaltungsrates (heutiger Aufsichtsrat) sowie Auszüge der schriftlichen Version eines Vortrags der Direktion (heutiger Vorstand): Beide wenden sich direkt an die Aktionäre „Meine Herren!“ und sind in der ersten Person Singular bzw. Plural formuliert. Die Bilanzen sind als Tabellen in den Text integriert und lagen den Zuhörern wohl vor: „[...] die gedruckte Bilanz per 30. Juni 1869, welche sich in Ihren Händen befindet.“<sup>7</sup> Der Bericht der Direktion wird nicht wörtlich in seinem ganzen Umfang wiedergegeben, sondern vom Protokollanten zusammengefasst. Das Protokoll endet mit der Bekanntgabe der Neuwahlen und der Schließung der Versammlung. – Die Berichte des Aufsichtsrats und des Vorstandes der Rheinischen Stahlwerke zu Meiderich bei Ruhrort aus dem Jahre 1893 sind ähnlich aufgebaut. Beide beginnen ihre Ausführungen mit der Grußformel „Geehrte Herren!“<sup>8</sup>; die Texte sind in der ersten Person Plural verfasst und schließen mit der Orts- und Datumsangabe sowie „Der Aufsichtsrath“ (ohne Unterschriften) bzw. „Der Vorstand“ (mit namentlicher Erwähnung).

An dieser Stelle lässt sich bereits festhalten: Die persönliche Ansprache des Aktionärs hat sich aus der Tatsache entwickelt, dass Aufsichtsrat und Vorstand in regelmäßigen Abständen vor ihre Aktionäre getreten sind, um in mündlicher Form Rechenschaft über das abgelaufene Geschäftsjahr abzulegen.

## 2.1.2 Die juristischen Grundlagen des Geschäftsberichtes

Jede Kapitalgesellschaft ist laut Handelsgesetzbuch (HGB) dazu verpflichtet, die Öffentlichkeit über die wirtschaftliche Entwicklung des Unternehmens zu unterrichten. Seit wann existiert diese Verpflichtung, den Aktionär über den Geschäftsverlauf zu informieren?

Als Vorläufer des HGB wird das „Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch“ (ADHGB) betrachtet, das in den Jahren 1857 bis 1861 auf einer durch die Frankfurter Bundesversammlung eingesetzten Konferenz entstand (cf. SCHNELLE 1992: 11). Ziel war es, die Rechtszersplitterung, die zwischen den deutschen Einzelstaaten herrschte, aufzuheben, da die fortschreitende Industrialisierung nach einer Vereinheitlichung des Handelsrechts verlangte (cf. BAUMS 1982: 5). Aus der Notwendigkeit, wirtschaftliche Projekte unter Beteiligung vieler Kapitalgeber zu realisieren, entstanden im 19. Jahrhundert die ersten Aktiengesellschaften bzw.

<sup>6</sup> Cf. *Auszug aus den Verhandlungen der am 30. Oktober 1869 zu Mühlheim a/d. Ruhr abgehaltenen sechszehnten ordentlichen General-Versammlung der Actionnaire des Bergwerkvereins Friedrich-Wilhelms-Hütte zu Mühlheim an der Ruhr.*

<sup>7</sup> Cf. *Auszug aus der ordentlichen General-Versammlung am 30. Oktober 1869.*

<sup>8</sup> Cf. *Bericht des Aufsichtsraths/des Vorstandes für die ordentliche Generalversammlung vom 18. October 1893.*

die „typische Form der privatrechtlich-kapitalistischen Großunternehmen“ (BROCKHAUS ENZYKLOPÄDIE 1966, Bd. 1: 262). Eine einheitliche Gesetzgebung hätte die Gründung solcher handelspolitisch sinnvollen Gesellschaften vereinfacht (cf. SCHNELLE 1992: 124). – Als Vorarbeit zum ADHGB gilt der „Entwurf eines allgemeinen Handelsgesetzbuches für Deutschland“ aus dem Jahre 1948/49; dieser Entwurf wurde u.a. von Regelungen des Allgemeinen Preußischen Landrechts (1794) und des Code de Commerce (1807) beeinflusst (cf. BAUMS 1982: 45ss.). Ersteres enthält „[e]ine erste umfassende Kodifikation des Handelsrechts“ und zweiteres „eine erste gesetzliche Regelung der Aktiengesellschaften“ (SCHNELLE 1992: 13). – In dem Entwurf von 1848/49 heißt es im „Viertes Capitel. Von Aktiengesellschaften“ (Unterkapitel von: „Dritter Titel. Von Handelsgesellschaften“) in Artikel 100:

Die Vorsteher müssen den Aktionären jährlich wenigstens einmal eine Berechnung über Gewinn und Verlust des vergangenen Jahres vorlegen. Dies kann geschehen entweder in einer allgemeinen Versammlung der Aktionäre, oder durch Übersendung der Berechnung an jeden einzelnen Aktionär, oder durch Auflegung derselben zur Einsicht während der in der Gesellschaftsurkunde bestimmten Zeit und nach vorheriger Bekanntmachung. (Art. 100, Viertes Capitel. Von Aktiengesellschaften, Dritter Teil. Von Handelsgesellschaften) (zitiert nach BAUMS 1982: 120)

Wie aus diesem Zitat erkennbar wird, besteht die Veröffentlichungspflicht seit der ersten Festschreibung der Rechte und Pflichten von Aktiengesellschaften. Als Motiv für diesen Artikel wird folgender Grund angeführt:

Es werden die Gesellschaftsverträge in der Regel nähere Bestimmungen über die den Aktionären vorzulegende Vermögensberechnung enthalten. Die jährliche Vorlegung einer solchen Berechnung gehört so sehr zu einer ordnungsgemäßen Behandlung der gesellschaftlichen Angelegenheiten, daß das Gesetz sie vorschreiben muß, eine entgegenstehende Verabredung also in den Gesellschaftsvertrag nicht würde aufgenommen werden dürfen. [...] (zu Art. 100, Viertes Capitel. Von Aktiengesellschaften, Dritter Teil. Von Handelsgesellschaften) (zitiert nach BAUMS 1982: 162)

Das ADHGB bedurfte jedoch im Zuge der Entstehung eines BGB einer Überarbeitung, um beide Gesetze aufeinander abzustimmen. Ohne einschneidende Veränderungen wurde das ADHGB dann zum HGB von 1897 und trat zusammen mit dem BGB am 01.01.1900 in Kraft (cf. HOFMANN 1993: 3). Das HGB ist in vier Bücher unterteilt: 1. Buch „Handelsstand“; 2. Buch „Handelsgesellschaft und stille Gesellschaft“; 3. Buch „Handelsgeschäfte“; 4. Buch „Seehandel“ (cf. BROCKHAUS ENZYKLOPÄDIE 1966, Bd. 8: 155). Im 3. Buch des HGB formuliert der Gesetzgeber die Pflicht zur Publikation:

Der Kaufmann hat zu Beginn seines Handelsgewerbes und für den Schluß eines jeden Geschäftsjahrs einen das Verhältnis seines Vermögens und seiner

Schulden darstellenden Abschluß (Eröffnungsbilanz, Bilanz) aufzustellen. [...] (HGB § 242)

Weiter unten wird dann für Kapitalgesellschaften präzisiert:

Die gesetzlichen Vertreter einer Kapitalgesellschaft haben den Jahresabschluß (§ 242) um einen Anhang zu erweitern, der mit der Bilanz und der Gewinn- und Verlustrechnung eine Einheit bildet, sowie einen Lagebericht aufzustellen. [...] (HGB § 264)

Abschließend interessiert uns die Frage, ob neben den inhaltlichen auch sprachliche Anforderungen an den GB gestellt werden. Im Heidelberger Kommentar zum Handelsgesetzbuch finden wir Bilanzierungsgrundsätze für den Jahresabschluss, die *mutatis mutandis* auf den Lagebericht zu übertragen sind: Über die Wahrheit hinaus spielen die Klarheit und Übersichtlichkeit der Informationspräsentation eine wichtige Rolle (cf. GLANEGGER et al. 1993: 556). Die Vermeidung von Ambiguität im Ausdruck und die Transparenz bei der Informationsdarbietung sind jedoch nur zwei Aspekte unter vielen, die bei der Formulierung des GB relevant sind (cf. Kapitel 7.3.4). – Der kurze Überblick über die Entstehung des HGB und die damit verbundene Festlegung der Publikationspflicht sollte die juristische Seite des Geschäftsberichtes beleuchten. Der Jahresabschluss und damit auch der gesamte GB sind demnach seit mehr als einem Jahrhundert ein unumgängliches Muss für Aktiengesellschaften.

## 2.2 Die Entwicklung des Aktionärsbriefes (ThyssenKrupp)

Der Aktionärsbrief des heutigen Großkonzerns ThyssenKrupp blickt auf eine fast fünfzigjährige Geschichte zurück. Seine äußerst heterogen verlaufende Wandlung vom einleitenden Kapitel ohne spezielle Anrede des Adressaten bis zum aktuellen Brief an die Aktionäre ist Thema dieses Kapitels.

### 2.2.1 Die Vorläufer des BadA: 1952/53 – 1973/74

Im Jahre 1955 erscheint der erste Geschäftsbericht der Firma „August Thyssen-Hütte Aktiengesellschaft Duisburg-Hamborn“, der über die ersten beiden Geschäftsjahre 1952/53 und 1954/55 des Unternehmens berichtet. Das 62 Seiten starke Ringbuch gedenkt im Anschluss an die Titelseiten (Angabe der Berichtsjahre und Schwarzweißfoto des Werkes) namentlich der Verstorbenen. Diese Tradition wurde – wenn auch in reduzierter Form<sup>9</sup> – bis 1973/74 aufrechterhalten, dem Jahr, in dem es zum ersten Mal einen BadA gibt. Der Bericht des Vorstandes, der die Seiten 9 bis 58 umfasst, entspricht dem heute üblichen Lagebericht; er beginnt mit einer Art Einleitung, die jedoch nicht den Aktionär direkt anspricht, sondern den folgenden Bericht präsentiert, bevor er zu dem ersten Kapitel „Allgemeine Grundlagen“ übergeht. Die vorgeschaltete

---

<sup>9</sup> In den Folgejahren wurde der Verstorbenen nur noch kollektiv, jedoch nicht mehr namentlich gedacht.

Einleitung übernimmt die Funktion, den Leser auf den Bericht vorzubereiten, ihn mit den grundlegenden Zusammenhängen vertraut zu machen: „Wir legen hiermit unseren Aktionären und der Öffentlichkeit den Bericht über die ersten Geschäftsjahre unserer Gesellschaft vor.“ Des Weiteren werden die Ziele des Geschäftsberichtes genannt, eine „Übersicht über die Entwicklung unseres Werkes“ sowie „ein geschlossenes Bild von unserem Unternehmen zu vermitteln“ (Thyssen-Hütte 1952/53 und 1954/55). Im Anschluss daran wird die Verzögerung der Berichterstattung mit der Neugründung und den damit verbundenen „Entflechtungsmaßnahmen“ gerechtfertigt. Es handelt sich bei der Einleitung um kein eigenständiges Kapitel; formal ist dieser Textteil keinesfalls in Form eines Vorwortes oder gar eines Briefes gehalten, inhaltlich rückt er jedoch in seine Nähe.

Der Bericht der Vorstandes ist auf Seite 58 mit den Unterschriften desselbigen und einer Orts- sowie Datumsangabe versehen. In den Folgejahren wird auf diesen einleitenden Textteil verzichtet und die Berichte beginnen mit dem Kapitel „Allgemeine Geschäftsentwicklung“. 1963/64 – der Bericht umfasst 75 Seiten – wird diese Überschrift durch „Die Thyssen-Gruppe 1963/64“ ersetzt, wobei hier zum ersten Mal der für die späteren Aktionärsbriefe typische Satz auftritt: „Ein ereignisreiches und alles in allem zufriedenstellendes Jahr liegt hinter uns“ (Thyssen-Hütte 1963/64). Nach wie vor unterzeichnet der gesamte Vorstand den Bericht vor dem Bilanzteil.

Zehn Jahre später – 1973/74 – weist der 61 Seiten umfassende Thyssen-GB ein neues Gesicht auf: Design und Bindung haben sich geändert – das Dunkelgrün wurde gegen ein damals zeitgemäßes Froschgrün eingetauscht und die Wire-O-Bindung durch eine eingehängte Broschur ersetzt. Wie bereits erwähnt wurde die Seite der Verstorbenen getilgt und zum ersten Mal wird der Bericht des Vorstandes durch einen Brief an die Aktionäre eingeleitet. Festmachen lässt sich dies an der Anrede „Sehr geehrte Aktionäre!“. Innerhalb des Briefes werden die Aktionäre jedoch nicht persönlich angesprochen. Der BadA endet mit der Abschlussformel „Ihr ATH-Vorstand“ und den entsprechenden Unterschriften, die somit nicht mehr den Bericht den Vorstandes beenden. Da mit einer Unterschrift eine Garantieübernahme für das Vorhergesagte bzw. eine Obligationenfunktion einhergeht, liegt die Vermutung nahe, dass in dem BadA die wesentlichen Informationen enthalten sein müssen, da der Vorstand zuvor den gesamten Bericht unterzeichnet hat. Tatsächlich ist es so, dass der BadA von 1973/74 im letzten Absatz alle wichtigen Zahlen nennt: die Mitarbeiterzahl, den Zuwachs des Kundenumsumsatzes, den Anstieg der Steuerleistung sowie die Stärkung der Eigenkapitalbasis. Hinzu kommt die einleitend vorbereitende Funktion auf das, was den Leser erwartet. Er wird auf die Neugestaltung des Berichtes hingewiesen, die die Transparenz der Information erhöhen soll.

In dieser Form übernimmt der Brief an die Aktionäre zweierlei Funktionen: Einerseits resümiert er die interessantesten Kennzahlen des abgelaufenen Geschäftsjahres; andererseits wird ihm eine begrüßend einleitende Aufgabe zuteil.

## 2.2.2 Der BadA – auf der Suche nach einer Linie

In den Jahren nach 1973/74 ist eine stetige Zunahme der Bedeutung des Aktionärsbriefes festzustellen. 1979 wird der Brief als eigenständiges Kapitel im Inhaltsverzeichnis aufgeführt.<sup>10</sup> Er ist nun nicht mehr Bestandteil des Vorstandsbuches, sondern diesem vorgeschaltet. Diese Änderung hat sich wahrscheinlich im Zuge der layouttechnischen Umgestaltung des Berichtes ergeben: Thyssen hat für den Umschlag ein neutrales Weiß mit einem blauen Karree gewählt, in dem die Unternehmensbereiche aufgeführt sind. Andererseits lässt die Ausgliederung des Briefes Rückschlüsse auf seine zunehmende Bedeutung zu, die jedoch nur vorübergehender Natur ist. Die Überschrift „Brief des Vorstandes“ fungiert als „Präsignal“ (cf. GROßE 1976: 20<sup>11</sup>) und gibt bereits Hinweise auf die Entstehung einer eigenen Textsorte. Als breitotypisch kann die Anrede „Sehr geehrte Aktionäre“ sowie die Schlussformel „Ihr Thyssen-Vorstand“ inklusive der Unterschriften gewertet werden; weitere breitotypische Merkmale wie beispielsweise die Ansprache des Aktionärs innerhalb des Briefes fehlen jedoch. Der BadA übernimmt die Funktion, auf die veränderte Berichterstattung hinzuweisen, die sich aus der Neugliederung der Unternehmensbereiche ergibt. Darüber hinaus sind die wichtigsten Zahlen aus den Bereichen Umsatz und Ertrag, die Höhe der Dividende und die Anzahl der Mitarbeiter genannt. Im letzten Abschnitt wird zum ersten Mal die Bedeutung der Mitarbeiter für den Unternehmenserfolg angesprochen: „Das Verständnis der Mitarbeiter für notwendige Anpassungen und ihre Bereitschaft, sich auf veränderte Bedingungen umzustellen, sind ein wichtiger Beitrag zur Weiterentwicklung des Unternehmens“ (Thyssen 1979). Aus diesem Satz wird sich in den Folgejahren der rituelle Dank an die Mitarbeiter entwickeln.

Ab 1987 wird der Brief des Vorstandes wieder dem gesamten Bericht des Vorstandes unterstellt. Er wird von nun an bis heute auch nicht mehr gesondert im Inhaltsverzeichnis aufgeführt; seine Position innerhalb des Berichtes – zwischen dem Bericht des Aufsichtsrats und dem Lagebericht – bleibt jedoch erhalten. Zum 100jährigen Bestehen des Unternehmens erhält der GB abermals ein neues Design: Auf weißer Hintergrundfarbe sind nun Fotos bzw. in den Folgejahren Zeichnungen abgebildet. Der BadA 1990/91 ist auffallend knapp gehalten; inhaltlich skizziert er nur die wesentlichen Ereignisse des vergangenen Geschäftsjahres, abschließend wird erstmals innerhalb des Briefes eine Zukunftsperspektive entwickelt: „Die Thyssen-Gruppe verfügt über eine ausgewogene Unternehmensstruktur. Auf dieser Grundlage werden wir die Geschäftsfelder mit Zukunftspotential weiter ausbauen“ (Thyssen 1990/91). Zum ersten Mal heißt es „Sehr geehrte Damen und Herren“ und die Schlussformel „Mit freundlichen Grüßen“ tritt ergänzend zu den Unterschriften hinzu. Der Brief

---

<sup>10</sup> Ab 1979 umfasst der GB bis auf wenige Ausnahmen konstant 63 bzw. 64 Seiten; erst 1995 ist ein sprunghafter Anstieg auf über 100 Seiten zu verzeichnen.

<sup>11</sup> Unter „Präsignalen“ fasst Große Titel oder Gattungsbezeichnungen (cf. GROßE 1976: 20).

sowie der Bericht des Aufsichtsrates sind kursiv gedruckt, wodurch sich beide Teile vom Rest des Geschäftsberichtes abheben.<sup>12</sup>

Das Jahr 1992/93 stellt bezüglich der Briefform einen eklatanten Bruch dar: Brieftypische Merkmale wie die Anrede und die Schlussformel vermissen wir in diesem sowie in dem Bericht des darauffolgenden Jahres. Inhaltlich sind keine Unterschiede zu den vorherigen Briefen erkennbar. Da der Vorstand besonders in dem Vorwort von 92/93 wenig Positives berichten kann, liegt die Vermutung nahe, das unpersönliche Vorwort – ohne Ansprache des Aktionärs – sei ein Reflex der Vermittlung schlechter Nachrichten. 1994/95 wird dann die Tradition des BadA wieder aufgenommen: Der Bericht umfasst insgesamt 105 Seiten und wird wahrscheinlich aus diesen Gründen nicht mehr durch eine Drahtheftung zusammengehalten, sondern erscheint als eingehängte Broschur.<sup>13</sup> Der Brief ist weiterhin dem Kapitel „Bericht des Vorstandes“ unterstellt; er beginnt mit der Maskulinum und Femininum differenzierenden Anrede „Sehr geehrte Aktionärinnen und Aktionäre“ und endet – relativ unpersönlich ohne Grußwort – mit „Der Vorstand“ und den Unterschriften. Die Entwicklung des Unternehmens wird sehr ausführlich dargestellt, wobei die üblichen Themen angesprochen werden: einzelne Unternehmensbereiche, die Dividende, hinzu kommen unternehmensstrategische Überlegungen, Zukunftsperspektiven sowie avisierte Investitionen. Der Eindruck des insgesamt sehr distanziert formulierten Briefes wird einerseits dadurch untermauert, dass der Leser bis auf die Anrede nicht angesprochen wird und andererseits dadurch, dass der Vorstand selten das Personalpronomen *wir* verwendet und zudem noch auf sich selbst mit der Formulierung *Der Vorstand* referiert.

### 2.2.3 Von der Rede zum Brief – Zusammenfassung der Ergebnisse

Historisch betrachtet hat sich der Aktionärsbrief aus einer mündlichen Textform entwickelt. Im 19. Jahrhundert teilten Aufsichtsrat und Vorstand den Aktionären die Ergebnisse des vergangenen Geschäftsjahres mündlich mit; über diese Versammlungen wurde ein Protokoll geführt, das Teile der Reden enthielt. Der erste GB der Firma Thyssen im 20. Jahrhundert weist eine Art einleitendes Kapitel auf, das den Leser auf den darauf folgenden Bericht vorbereitet; zu diesem Zeitpunkt kann jedoch noch nicht von einem eigenständigen Kapitel oder gar von einem Vorwort in Briefform gesprochen werden. Mitte der 70er Jahre erscheint erstmals ein Brief an die Aktionäre, der von den Mitgliedern des Vorstands unterzeichnet ist. Der Brief führt den Leser in den Bericht ein; er hat darüber hinaus resümierenden Charakter, da die Unterschriften des Vorstands sich nun nicht mehr an den gesamten Bericht anschließen, sondern unter dem BadA zu finden sind. In den folgenden Jahren macht der Brief eine durchaus heterogene Entwicklung durch: Eine Zeit lang rangiert er als eigenständiges Kapitel zwischen dem Bericht des Aufsichtsrats und dem Bericht des Vorstands, bevor er wieder

---

<sup>12</sup> Der Kursivdruck ähnelt zum einen einer Handschrift und zum andern erhöht sich die Lesezeit für kursive Schriften (cf. BALLSTAEDT et al. 1981: 225), so dass der Rezipient diesem Textteil mehr Aufmerksamkeit widmen muss.

<sup>13</sup> Die von 1973/74 an übliche eingehängte Broschur, die die Wire-O-Bindung ablöste, wurde ab 1980 durch eine Drahtheftung ersetzt.

letzterem untergeordnet wird. In den 90er Jahren verläuft seine Geschichte besonders uneinheitlich: Während 1990/91 noch eine starke Orientierung am Briefmuster gegeben ist (Anrede, Schluss- und Grußformel), verzichten die Berichte der darauf folgenden Jahre gänzlich auf die Briefform. Mitte der 90er Jahre wird die Brief-Tradition wieder aufgenommen, doch wird auch heute noch nicht die persönliche Nähe, die durch die Briefform suggeriert wird, konsequent umgesetzt. Inwiefern eine adäquatere sprachliche Umsetzung dieser Fiktion seiner heutigen Funktion dienlich sein kann, soll u.a. im Rahmen dieser Arbeit erörtert werden.

### **3. Der Brief an die Aktionäre – das meist gelesene Kapitel des Geschäftsberichtes?**

Die These, der Aktionärsbrief stelle das meist gelesene Kapitel des gesamten GB dar, stammt meinen Untersuchungen zufolge aus den USA. Im Jahre 1987 veröffentlichte John D. Stegman mehrere Artikel, in denen er „style and arrangement“ in GB analysierte; dort heißt es u.a.:

Letter writing is the standard business communication because even most business telephone conversations are ‚confirmed‘ by letter. It is appropriate that the letter in the corporate annual report is considered the most important element in the report. (STEGMAN 1987a: 44)

Zweifelsohne handelt es sich bei dem Brief an die Aktionäre um den Teil des GB, der den höchsten Grad an Personalisierung erfährt: Er ist zumeist von einem oder mehreren Vorstandsvorsitzenden unterzeichnet und ist darüber hinaus immer häufiger mit deren Konterfei versehen.<sup>14</sup> Stegman schließt daraus, dass sich der BadA insbesondere für eine rhetorische Analyse eigne: „The discursive rhetoric of management in the corporate annual report is best represented in the Letter to Shareholders because every report has one, the CEO signs it, and it is the best read section of the total report“ (STEGMAN 1987b: 10). Bis heute hat sich die Vermutung aufrecht erhalten können, bei dem einleitenden Kapitel handele es sich um das bedeutendste des gesamten GB, „[d]enn diese Ansprache enthält die wichtigsten Botschaften an die Inhaber des Unternehmens“ (GAZDAR/KIRCHHOFF 1999: 14). Zu diesem Schluss kommen Gazdar/Kirchhoff v.a. durch den internationalen Vergleich mit anderen GB. Der deutsche Aktionärsbrief krankt jedoch an „unpersönlicher Exaktheit“ und Detailverliebtheit (GAZDAR/KIRCHHOFF 1999: 13); hinzu kommt, dass der BadA in Deutschland generell eine eher rückversichernd-beruhigende Funktion zu haben scheint: „Kein Grund zur Aufregung, lautet die Botschaft“ (GAZDAR/KIRCHHOFF 1999: 14), anstatt persönliche Visionen des Vorstands aufzuzeigen, wie die Autoren später fordern (GAZDAR/KIRCHHOFF 1999: 97). Die HGB-Studie kann die von Gazdar/Kirchhoff genannten Thesen ebenfalls untermauern (cf. HGB-Studie 1998: 9, 19).

Auch wenn die von verschiedenen Autoren angeführten Argumente durchaus plausibel klingen, so lässt jede einzelne Untersuchung eine empirische Überprüfung der These vermissen. Um die tatsächliche Bedeutung des BadA aus der Sicht der Rezipienten empirisch zu erfassen, habe ich im Jahr 1999 eine Leserumfrage durchgeführt, die ich im Folgenden darstellen werde.

---

<sup>14</sup> Während 1997 sieben Briefe (01/97 [gesamter Vorstand], 05/97, 07/97, 08/97, 10/97 [gesamter Vorstand], 14/97, 15/97) nicht mit einem Portraitfoto des Vorstandsvorsitzenden versehen waren, sind es 1998 nur noch zwei Briefe, die gar kein Foto aufweisen: 14/98, 15/98; die Aktionärsbriefe derselben Unternehmen verzichten auch 1999 auf eine fotografische Abbildung des Vorstands (14/99, 15/99).

### **3.1 Adressaten der Datenerhebung**

Mit dem Ziel, die Hypothese vom meist gelesenen Teil des Geschäftsberichtes zu untersuchen, wurden auf zwei Aktionärsversammlungen deutscher Unternehmen die Anwesenden mit Hilfe eines Fragebogens um ihre Meinung gebeten. Die Aktionärsversammlungen schienen der günstigste Ort, um die Leser der GB in möglichst großer Anzahl anzutreffen. Die Zusammensetzung der Leserschaft wurde in der ersten Frage des Bogens ermittelt. Im Einzelnen handelt es sich um:

- Mitarbeiter/innen des Unternehmens
- Analysten/innen
- Angestellte eines Kreditinstituts
- Aktionäre/innen

Mit dem gewählten Adressatenkreis wurden Personen angesprochen, bei denen davon ausgegangen werden konnte, dass sie dem Unternehmen ein gewisses Interesse entgegen bringen und Aufbau sowie Inhalt eines Geschäftsberichtes vertraut sind.

### **3.2 Aufbau des Fragebogens**

Das wesentliche Ziel des Fragebogens bestand darin, die zentrale Bedeutung des BadA empirisch zu verifizieren bzw. zu falsifizieren. Dies sollte jedoch eher indirekt ermittelt werden, indem die Leser gefragt wurden, welchem Teil des Berichtes sie z.B. das meiste Lesevergnügen abgewinnen bzw. welchem Teil sie die meiste Aufmerksamkeit widmen. Der insgesamt zwei Seiten umfassende Fragebogen lässt sich in drei thematische Abschnitte gliedern: Informationen zur Person und zur Lesezeit; Angaben zu einzelnen Kapiteln des Geschäftsberichtes; Bewertung von Aussagen über den BadA.

Um ein differenzierteres Bild über die Leserschaft zu erhalten, wurde mit ersten Frage ermittelt, in welchem Verhältnis die Befragten zu dem Unternehmen stehen (cf. Kapitel 3.1). Die nächste Frage zielte auf die Zeit, die die Leser für die Lektüre des Geschäftsberichtes zu investieren bereit sind. Dabei konnten sie zwischen „Geschäftsberichte interessieren mich nicht“, „weniger als 15 Minuten“, „zwischen 15 und 30 Minuten“ und „mehr als 30 Minuten“ wählen. Dieser Fragenkomplex dient der Vorabinformation. Die Ergebnisse werden im vierten Teil dieser Arbeit von Interesse sein, wenn theoretische Erkenntnisse in praktische Hinweise zur Textoptimierung umgewandelt werden.<sup>15</sup>

Im zweiten Teil des Fragebogens ging es darum, die einzelnen Kapitel des Geschäftsberichtes zu beurteilen. Die erste Frage bezog sich auf das Lesevergnügen, das die einzelnen GB-Kapitel bieten: „Bericht des Aufsichtsrates“, „Vorwort/Brief an die Aktionäre“, „Allgemeiner Lagebericht“, „Forschung und

---

<sup>15</sup> Die These lautet, dass der Text möglichst viele sprachliche und gestalterische Mittel enthalten sollte, um eine schnelle Orientierung zu ermöglichen. Da die durchschnittliche Lesezeit 15 bis 30 Minuten beträgt, ist davon auszugehen, dass der Leser nur kurSORisch liest.

Entwicklung“, „Mitarbeiter/innen“, „Umwelt“, „Einzelne Unternehmensbereiche“, „Bilanz/Konzernabschluss“ bzw. „Sonstiges“ (Bilder, Grafiken etc.). Auf einer Skala zwischen -3 und +3 („kein“ bis „sehr viel“) konnten die Befragten ihre Einschätzung eintragen. In den Diagrammen auf den nun folgenden Seiten wurden die einzelnen Skalenwerte addiert und in Gruppen von „kein bis wenig“, „neutral“ und „mehr bis sehr viel“ zusammengefasst; bei besonders markanten Tendenzen wird der addierte Wert im Text wieder aufgeschlüsselt. – Die Ermittlung des Lesevergnügens ist vor dem Hintergrund zu sehen, dass Texte u.a. über eine Unterhaltungsfunktion verfügen können (cf. Kapitel 6.4.2). Inwiefern dies v.a. für den Aktionärsbrief gilt, sollte mit dieser Frage geklärt werden. – Die zweite Frage des zweiten Teiles zielte auf den Grad der Aufmerksamkeit, den die Leser den genannten GB-Kapitel beimessen. Hier stand die Ermittlung des interessantesten Kapitels im Vordergrund, da anzunehmen ist, man schenke dem subjektiv interessantesten Kapitel auch die meiste Aufmerksamkeit. Wäre der BadA tatsächlich der wichtigste Teil des Geschäftsberichtes (cf. GAZDAR/KIRCHHOFF 1999: 97), so müsste sich dies auch in dieser Frage niederschlagen. – Die dritte Frage korrelierte den Informationsgehalt über die Unternehmensphilosophie/-strategie mit den einzelnen GB-Kapiteln. Der BadA wird als der ideale Ort angesehen, um „persönliche Visionen“ zu entfalten (GAZDAR/KIRCHHOFF 1999: 97). Auch bei dieser Frage müsste sich der BadA als der informativste Teil des Geschäftsberichtes herausstellen, wenn der Leser etwas über die Philosophie und die Strategie des Unternehmens erfahren möchte.

Der dritte Fragenkomplex umfasste nun zwei direkte Fragen zum Brief an die Aktionäre. Die Leser wurden gebeten unter den nachstehenden Aussagen diejenige auszuwählen, die ihrer Meinung nach am ehesten auf den BadA zutrifft:

1. „Der Brief an die Aktionäre gibt meistens eine knappe und gute Zusammenfassung des Lageberichtes“
2. „Der Brief an die Aktionäre ist rein ritueller Natur und dient nur der Einstimmung des Lesers“
3. „Der Brief an die Aktionäre ist im Grunde genommen überflüssig, denn ich finde dort nichts, was ich nicht auch im Lagebericht nachlesen könnte“
4. „Der Brief an die Aktionäre gewährt mir einen wertvollen Einblick in die Unternehmenskultur“
5. „Ihre eigene Meinung:...“

Die Aussagen 1 und 2 dienen zur Funktionsbestimmung des BadA; die Aussage 3 würde die These vom meist gelesenen Teil des gesamten Berichtes widerlegen, wohingegen Aussage 4 diese bestätigen würde.

### **3.3 Geschäftsberichte: Was Leser verlangen – eine Studie**

Im Jahr 1998 veröffentlichte die Hamburger Geschäftsberichte GmbH & Co. (HGB) eine Studie „Geschäftsberichte: Was Leser verlangen“ über die Lese- und Nutzungsinteressen ausgewählter Zielgruppen in Unternehmen und Öffentlichkeit.<sup>16</sup> In einer repräsentativen Telefonbefragung wurden einerseits Personen aus Unternehmen (Controlling, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit) und andererseits die aktiven Nutzer der GB (Analysten, Finanzjournalisten, Politiker sowie private und institutionelle Aktionäre) um ihre Meinung gebeten (cf. HGB 1998: 5). Das Ziel bestand darin herauszufinden, „welche Anforderungen die wichtigsten ausgewählten Zielgruppen an Geschäftsberichte haben“ (cf. HGB 1998: 66).

Die 18 Fragen bezogen sich u.A. auf Angaben zur Lesezeit, zur Form des GB, zu Online-Diensten, Bedeutung von Informationen und zu stilistischen Phänomenen. Die HGB-Studie wurde in Zusammenarbeit mit dem Umfrageforschungsinstitut BIK in Hamburg durchgeführt, so dass die Ergebnisse als statistisch abgesichert gelten können. Auch wenn meine Umfrage mit einem anderen Schwerpunkt – es ging mir in erster Linie um den BadA – vorgenommen wurde, so konnte ich dennoch einige Resultate der HGB-Untersuchung bestätigen. Ich werde an der entsprechenden Stellen darauf hinweisen.

### **3.4 Umfrageergebnisse**

Es wurden insgesamt 500 Fragebögen verteilt bei einem Rücklauf von 166 Bögen, die dann in die Bewertung eingehen konnten. Dies entspricht einer Rücklaufquote von 33,2%.

#### **3.4.1 Identität und Zeitaufwand**

Bei den Fragen 1 und 2 interessierte das Verhältnis der GB-Leser zum Unternehmen sowie die investierte Lektürezeit in den einzelnen Geschäftsbericht.

Die Häufigkeitstabelle zeigt, dass 76,4% der Befragten Aktionäre waren; die zweitgrößte Gruppe bilden mit 16,2% die Mitarbeiter; der Rest entfällt auf Analysten, Kreditinstitutvertreter und andere (7,4%). Im Vergleich dazu setzten sich die Befragten der HGB-Studie aus einem größeren Personenkreis zusammen. Stegman bestätigt dennoch meine Ergebnisse, indem er darauf hinweist, „[e]ven though the composite audience of corporate annual reports includes employees, suppliers, competitors, and the financial community, the primary audience is still the shareholders of the company“ (STEGMAN 1988: 9).

---

<sup>16</sup> Mein Dank gilt Matthias Bextermöller, der mir die Studie zu Forschungszwecken zur Verfügung stellte.

Nachstehendes Diagramm bietet eine Übersicht des Adressatenkreises meiner Umfrage:

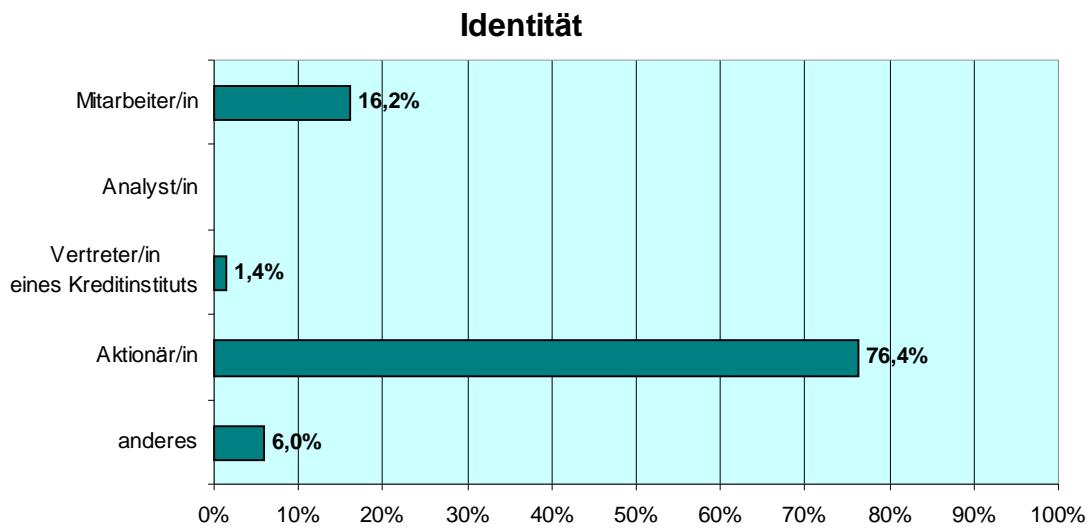


Abbildung 1; Quelle: Eigene Darstellung

Die Frage nach dem Zeitaufwand beantworteten über 90% der Befragten folgendermaßen: Sie investieren zwischen 15 und mehr als 30 Minuten in die Lektüre des Geschäftsberichtes. Meine Ergebnisse werden somit durch die HGB-Studie bestätigt: „Geschäftsberichte werden von ihren Kernzielgruppen länger gelesen als erwartet – meist zwischen 15 Minuten und einer halben Stunde“ (HGB-Studie 1998: 6).

Ein GB umfasst in der Regel durchschnittlich zwischen 60 bis 90 Seiten Text (inkl. Bildern und Tabellen) plus 10 bis 20 Seiten Zahlenwerk. Bei einer Lesegeschwindigkeit von drei Minuten pro Seite würde man zwischen dreieinhalb und fünfeinhalb Stunden benötigen, um den Bericht von Anfang bis Ende zu lesen. Bei etwa 30% der Leser kann bei einem Zeitaufwand von 15 bis 30 Minuten nur von einer kurSORischen Lektüre ausgegangen werden; ca. 60% geben jedoch an sich länger als 30 Minuten mit dem GB auseinander zu setzen. Dies lässt zumindest den Rückschluss zu, dass bestimmte Kapitel des Geschäftsberichtes eingehender zur Kenntnis genommen werden. Ferner sollte der Bericht gestalterische und sprachliche Merkmale aufweisen, die dem eiligen Leser den Zugriff auf den Text erleichtern (cf. Kapitel 7.3.10 und 7.3.11). Abbildung 2 zeigt den Zeitaufwand:

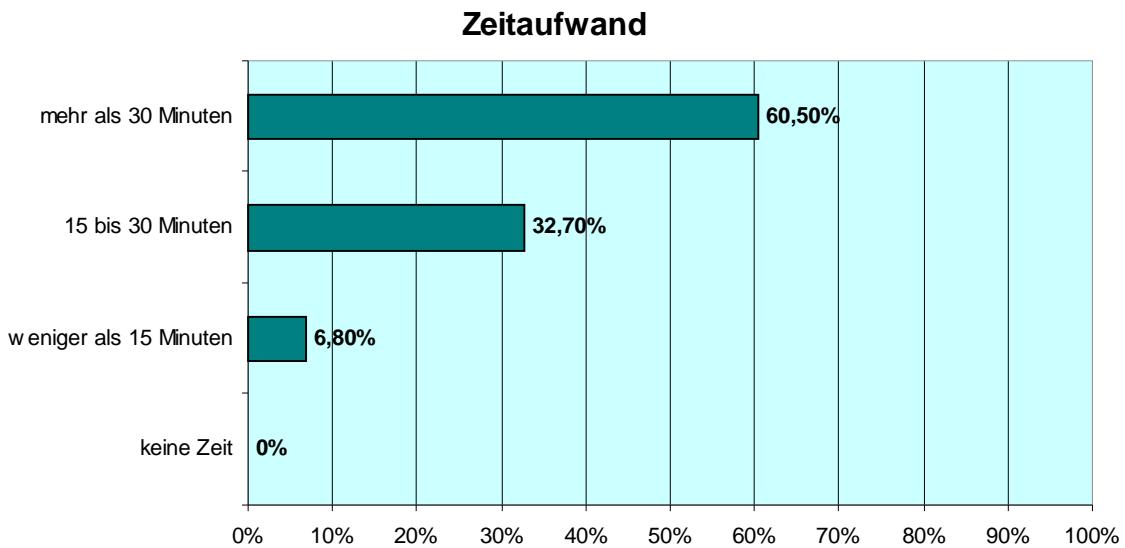


Abbildung 2; Quelle: Eigene Darstellung

### 3.4.2 Lesevergnügen

Texte verfügen über unterschiedliche Funktionen, die – je nach Textsorte – in verschiedenen Relationen zueinander stehen. Über die Anzahl und Gewichtung der einzelnen Funktionen herrscht jedoch weitestgehend Uneinigkeit. Da die Textfunktionen in Kapitel 6.4 ausführlich behandelt werden, möchte ich das Problem an dieser Stelle nur anschneiden. Texte sollten neben ihrer Informationsfunktion auch einen gewissen Unterhaltungswert aufweisen (KELLER/RADTKE 1997: 3). Die Hypothese lautet, dass dem BadA ein besonders hoher Unterhaltungswert zukommt, da die Briefform Präsentationsmöglichkeiten impliziert, die den anderen Kapiteln des GB fehlen. Zu diesen Möglichkeiten gehört beispielsweise das Erzählen einer Geschichte:

Amerikanische Aktionärsbriefe nutzen häufig das Anekdotische, um von Anfang an einen persönlichen Tonfall zu pflegen. Harley Davidson CEO Richard F. Teerlink erzählt [...] die Erfolgsgeschichte von Harley Davidson [...] Unter der sprechenden Überschrift ‚Getting there‘ – passend für ein Unternehmen, dessen Geschäft die individuelle Mobilität ist – spannt Teerlink einen weiten Bogen. Er beschwört eine von den Harley Davidson-Mitarbeitern gestaltete Zukunft, bedankt sich bei den Händlern – und endet mit der Erwähnung seines sechsjährigen Enkels Ricky: Wie Ricky müsse Harley Davidson noch sehr wachsen. Abschließend fordert er alle Aktionäre auf: ‚Please let me know personally how we are doing‘ (GAZDAR/KIRCHHOFF 1999: 99).

Die Umfrage hat jedoch ergeben, dass über 90% der Befragten beim Rezipieren eines anderen Kapitels, nämlich des Kapitels „Forschung und Entwicklung“, das meiste Lesevergnügen empfinden. Zumeist werden in dem Kapitel „F&E“ für die

Zukunft wichtige Forschungsaktivitäten vorgestellt (cf. z.B. Jenoptik 1999, Seite 34s. oder GEA 1998, Seite 26s.). Hieraus lässt sich die These ableiten, dass sich das Hauptinteresse vieler Leser auf Aussagen und Fakten konzentriert, die den zukünftigen Erfolg des Unternehmens prognostizieren. Meine Annahme wird durch die Ergebnisse der HGB-Studie gestützt: „Ein Geschäftsbericht soll die Zukunftsfähigkeit des Unternehmens darstellen [...]“ (HGB-Studie 1998: 19).

Gefolgt wird dieser Teil von den „Einzelnen Unternehmensbereichen“. Mit Abstand am wenigsten Lesevergnügen bereitet mit ca. 23% der Bericht des Aufsichtsrates. Der Brief an die Aktionäre rangiert bezüglich des Lesevergnügens im Mittelfeld: Knapp 70% der Leser sprechen dem BadA mehr bis sehr viel Unterhaltungswert zu. Vergleichsweise hatte die HGB-Studie herausgefunden, dass sich „die Analysten [...] im Gegensatz zu allen anderen Zielgruppen auch dem Vorwort des Vorstandes [widmen] – denn es enthält oft wertvolle Informationen zur Unternehmensphilosophie und zur unternehmerischen Vision“ (HGB-Studie 1998: 9).

Nachstehende Tabelle zeigt das Ranking der einzelnen Kapitel des Geschäftsberichtes, beginnend vom höchsten Unterhaltungswert bis zum geringsten Wert.

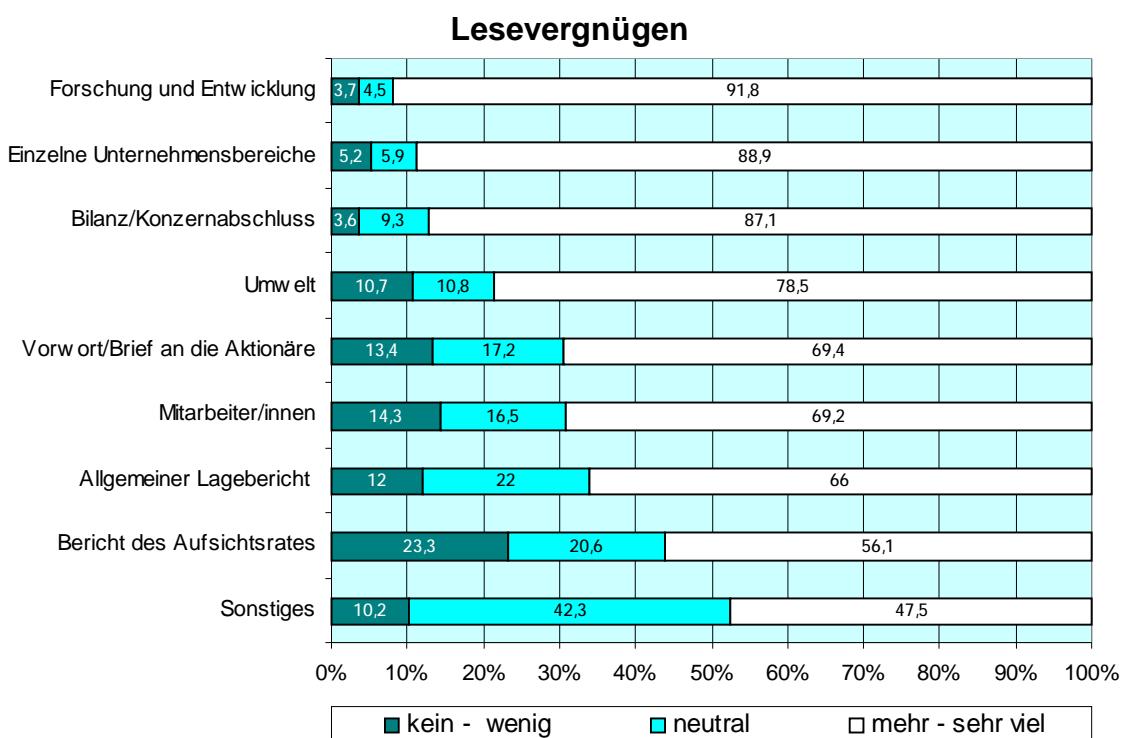


Abbildung 3; Quelle: Eigene Darstellung

Einen besonders hohen Prozentsatz weist das Bilanz-Kapitel auf: Von den 87,1% der Befragten, die ein positives Lesevergnügen empfinden, geben sogar 46,4% an, ein sehr großes Lesevergnügen zu verspüren. Aus der Perspektive des Linguisten könnte man mutmaßen: Wenn das Zahlenwerk als derart unterhaltsam empfunden wird, muss der Textteil ein großes Defizit in dieser Richtung aufweisen.

### 3.4.3 Aufmerksamkeit

Die meiste Aufmerksamkeit – so die Hypothese – widmet man dem Kapitel, das einen am meisten interessiert. An der Spitze liegen vier Kapitel sehr nah beieinander: „Forschung und Entwicklung“, „Einzelne Unternehmensbereiche“, „Bilanz/Konzernabschluss“ und „Allgemeiner Lagebericht“. Hier erhält der Aktionär die Informationen, denen er die meiste Aufmerksamkeit zollt. Dem Kapitel „F&E“ kommt dabei noch eine besondere Bedeutung zu: Von den 89,3% der Befragten, die diesem Kapitel mehr bis sehr viel Aufmerksamkeit schenken, gaben 43,4% an, diesem Teil des Geschäftsberichtes sehr viel Aufmerksamkeit zu widmen. An unterster Position rangiert der Brief an die Aktionäre; ihm schenken von 63,5% der Leser, die den BadA insgesamt positiv beurteilen, gerade mal 17,1% sehr viel Aufmerksamkeit. Zusätzlich weist dieses Kapitel – abgesehen von dem Kapitel „Sonstiges“ – mit 17,8% den größten Wert an Indifferenz („neutral“) auf. Für den deutschen Aktionärsbrief konnte somit die Hypothese vom BadA als wichtigstes Kapitel des Geschäftsberichtes aus der Sicht der Leser nicht bestätigt werden. – Dem Bericht des Aufsichtsrates wird mit 21,6% der höchste Wert der negativen Beurteilung zuteil.

Die HGB-Studie stellte eine ähnliche Frage: „Wo überall suchen Sie Ihre Informationen in einem Geschäftsbericht?“ (HGB-Studie 1998: 62) und fand heraus, dass

[...] die Übersichtsseite mit den wichtigsten Kerndaten das [ist], was sich die meisten Befragten zunächst ansehen, bevor sie sich dem Jahresabschluß im einzelnen widmen. Auch hier unterscheiden sich die Lesegewohnheiten je nach Zielgruppe: Institutionelle Aktienbesitzer gehen nach dem Blick auf die Übersichtsseite gleich zum Lagebericht, Finanzanalysten überspringen die textlich und grafisch aufbereiteten Teile und wechseln direkt in den Jahresabschluß, bevor sie dann Lagebericht und Übersichtsseite ansehen. Analysten widmen sich im Gegensatz zu allen anderen Zielgruppen auch dem Vorwort des Vorstandes – denn es enthält oft wertvolle Informationen zur Unternehmensphilosophie und zur unternehmerischen Vision. (HGB 1998: 9)

In meiner Untersuchung konnte ich das große Interesse am Bilanz/Konzernabschluss [HGB-Studie: Jahresabschluß/Anhang] bestätigt finden. Die detailliertere Aufschlüsselung der GB-Leser in der HGB-Studie erlaubt jedoch genauere Aussagen: Private sowie institutionelle Aktionäre – die eigentlichen Adressaten des Vorwortes – widmen genau diesem Kapitel des Berichtes die geringste Aufmerksamkeit (auch dieser Zusammenhang wird durch meine Untersuchung gestützt, da ein Großteil der Befragten Aktionäre waren). Abbildung 4 zeigt die Aufmerksamkeit, die Leser den einzelnen Kapiteln des Berichtes widmen, in der Übersicht:

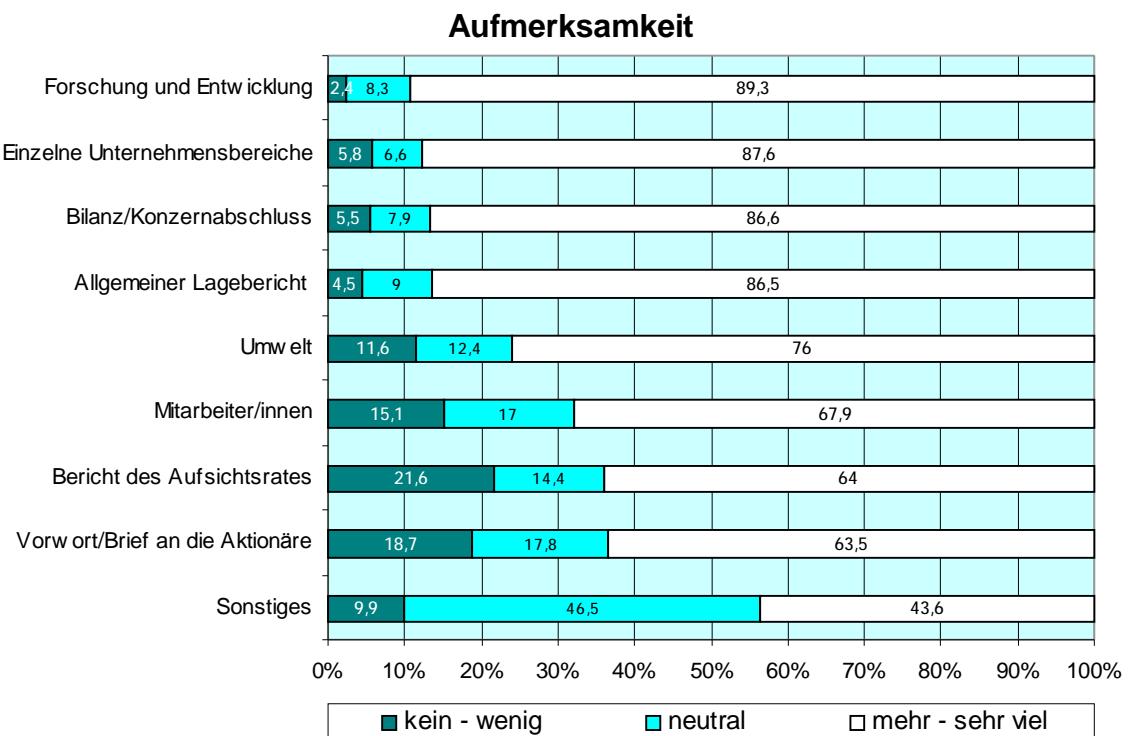


Abbildung 4; Quelle: Eigene Darstellung

### 3.4.4 Unternehmensphilosophie

Wenn der Brief an die Aktionäre als der ideale Ort betrachtet wird, an dem der Vorstandsvorsitzende Gelegenheit hat, seine „persönliche Vision“ zu präsentieren (cf. GAZDAR/KIRCHHOFF 1999: 97), sollte man annehmen, dass sich auch dort vermehrt unternehmensphilosophische bzw. -strategische Gedanken befinden. Diese Vermutung wird ebenfalls durch die Aussage der HGB-Studie gestützt (cf. HGB 1998: 9). Abermals nimmt das Gros der Befragten an, sie erhielten diese Informationen v.a. in den Kapiteln „F&E“ sowie „Einzelne Unternehmensbereiche“. Da in dem F&E-Kapitel wichtige Informationen über die Zukunft des Unternehmens enthalten sind, sind meine Ergebnisse wiederum mit der HGB-Studie in Einklang zu bringen: Die Zukunftsfähigkeit und die Visionen des Unternehmens interessieren mehr als 80% der Befragten (cf. HGB-Studie 1998: 6, 23). Darüber hinaus wurde das Thema „Unternehmenskultur/-philosophie“ in der HGB-Studie mit der Frage „Welche Informationen zusätzlich zum Lagebericht sind Ihnen wichtig?“ (cf. HGB-Studie 1998: 13) verknüpft.

Informationen über die Unternehmenskultur und -philosophie wünschen sich ebenfalls viele Zielgruppen („wichtig“ oder „sehr wichtig“): An erster Stelle stehen hier die institutionellen Aktienbesitzer (88%), gefolgt von den Politikern (73%), den Privataktionären (66%), den Analysten (64%) und den Finanzjournalisten (56%). (HGB-Studie 1998: 12)

Während die HGB-Studie mit dieser Frage erfahren wollte, welche Teile des Berichtes dem Leser wichtig sind, lag in meiner Frage der Schwerpunkt auf der Verteilung bestimmter Informationen. Mich interessierte insbesondere, ob Informationen zur Unternehmensphilosophie auch im BadA gesucht bzw. erwartet werden: Ca. 69% der Befragten geben sowohl bei dem Brief an die Aktionäre als auch bei dem Bericht des Aufsichtsrates an, aus diesen Teilen mehr bis sehr viel über die Unternehmensphilosophie zu erfahren. In Abbildung 5 ist die Reihenfolge der Kapitel angegeben, denen die Leser den meisten Informationen zur Unternehmensphilosophie entnehmen:

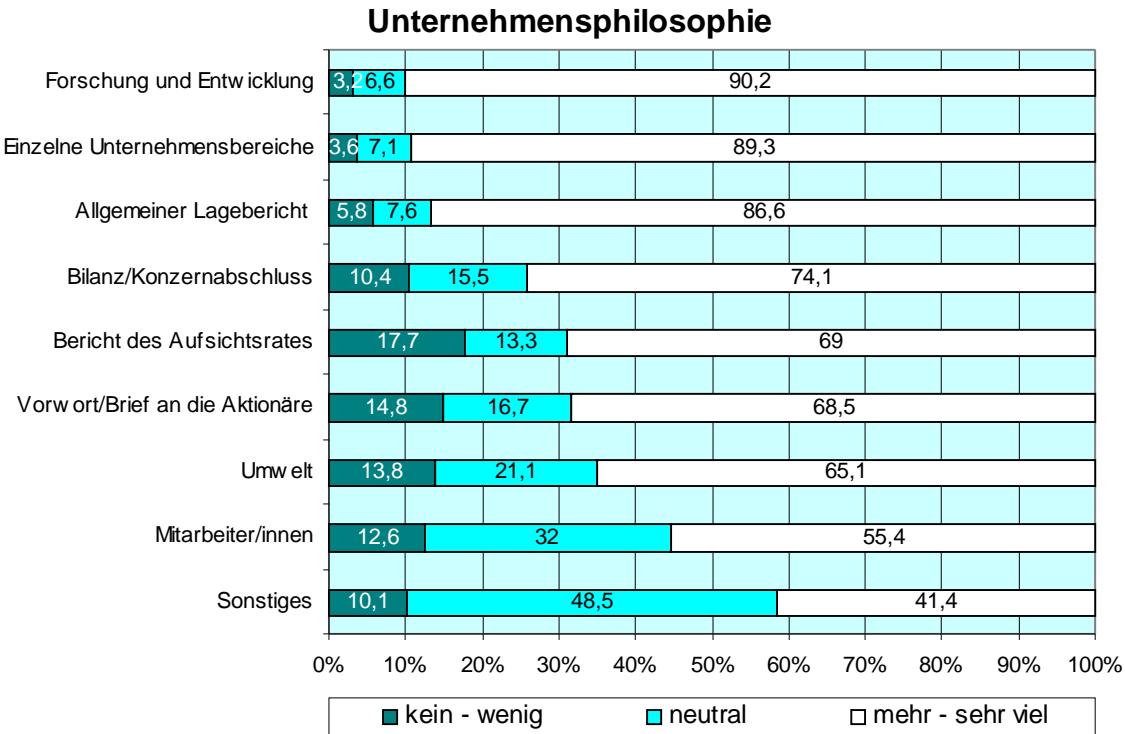


Abbildung 5; Quelle: Eigene Darstellung

Zusammenfassend kann man also sagen, die Kapitel „Forschung und Entwicklung“ und „Einzelne Unternehmensbereiche“ erfreuen sich einerseits eines hohen Maßes an Lesevergnügen und Aufmerksamkeit und scheinen andererseits auch die meisten Informationen über die Unternehmensphilosophie und -strategie zu enthalten. Die Hypothesen über den deutschen Brief an die Aktionäre konnten – zumindest aus der Sicht der Leser – nicht bestätigt werden: Von allen Teilen des Geschäftsberichtes wird ihm die geringste Aufmerksamkeit beigemessen, d.h., 36,5% der Befragten schenken dem Brief an die Aktionäre keine bis wenig Aufmerksamkeit bzw. bezeichnen ihre Aufmerksamkeit als neutral. Bezuglich des Lesevergnügens rangiert der BadA vor den Kapiteln „Mitarbeiter/innen“, „Allgemeiner Lagebericht“ und dem Bericht des Aufsichtsrates; er bereitet jedoch weniger Lesevergnügen als die Kapitel „Umwelt“, „Bilanz/Konzernabschluss“, „Einzelne Unternehmensbereiche“ und „F&E“. Informationen über die Unternehmensphilosophie scheint der Leser ebenfalls vorwiegend aus anderen Teilen des Geschäftsberichtes zu entnehmen;

nur die Kapitel „Umwelt“ und „Mitarbeiter/innen“ bieten noch weniger Informationen zu diesem Thema.

### 3.4.5 Aussagen über den Brief an die Aktionäre

Der dritte Fragenkomplex verlangte eine direkte Beurteilung des Aktionärsbriefes; hier waren auch Mehrfachnennungen möglich. Die Befragten sollten zwischen verschiedenen Aussagen wählen, die ihrer Meinung nach am ehesten auf den BadA zutreffen würden. 43% der Leser sehen in dem BadA eine knappe Zusammenfassung des Lageberichtes. Damit bestätigt sich die Aussage von Gazdar/Kirchhoff, „der Stil des durchschnittlichen deutschen Aktionärsbriefs entspricht eher dem eines Rapports oder eines Resümees. Die wichtigsten Ergebnisse und Unternehmensziele werden referiert“ (GAZDAR/KIRCHHOFF 1999: 97). 23% der Befragten betrachten den BadA als einen Ritus, der den Leser auf den folgenden GB einstimmen soll; ein fast gleich großer Anteil (22%) gibt jedoch an, aus dem Aktionärsbrief einen wertvollen Einblick in die Unternehmenskultur zu erhalten. Allerdings sind nur 7% der Ansicht, dass er vollkommen überflüssig sei. Die eigene Meinung zum BadA drückte sich sowohl in uneingeschränkter Zustimmung („positiv“; „meist ganz interessant“) als auch in harscher Kritik aus („unwichtig und nichtssagend“; „zu viele Fremdwörter“; „lese ich fast nie“; „zu langatmig und langweilig“). Als Verbesserungsvorschläge für den Aktionärsbrief wurden einerseits mehr Offenheit und Transparenz gefordert, andererseits wurde darauf hingewiesen, Wiederholungen im BadA und Lagebericht zu vermeiden. Einige Personen nutzen die Gelegenheit, ein generelles Statement zum GB abzugeben: „Manche Geschäftsberichte sind kleine Kunstwerke“; „Der Aktionärsbericht sollte von den Banken vorab den Aktionären zugeschickt werden, so dass er sich rechtzeitig informieren kann“.

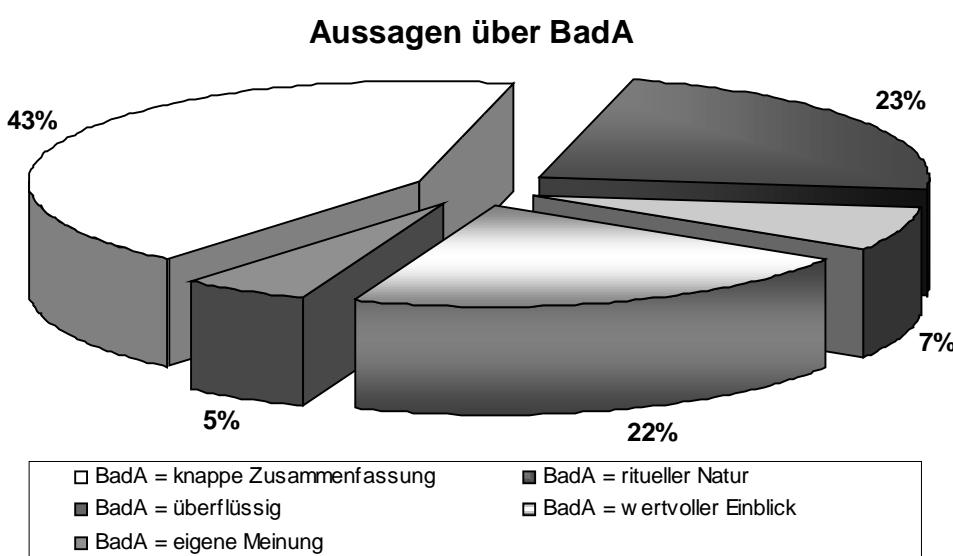


Abbildung 6; Quelle: Eigene Darstellung

Die letzte Frage zielte auf eine direkte Bewertung einer Aussage über den Brief an die Aktionäre ab: „In Fachkreisen geht man davon aus, dass der Brief an die Aktionäre der meist gelesene Teil des Geschäftsberichtes ist. Können Sie die Aussage aus Ihrer eigenen Erfahrung bestätigen?“ Das Ergebnis spiegelt die Uneinigkeit über diese Frage wider: Während 56% der Aussage zustimmen können, teilen 44% der Befragten diese Ansicht nicht.

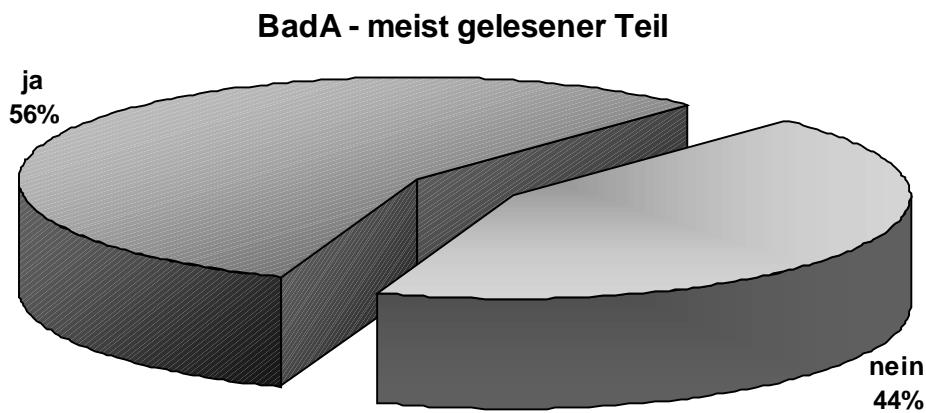


Abbildung 7; Quelle: Eigene Darstellung

### 3.5 Resümee der Ergebnisse

Insgesamt kann also die Bedeutung, die dem Aktionsbrief im internationalen Vergleich beigemessen wird, für den deutschen BadA aus der Sicht der Leser nicht bestätigt werden. Das Ergebnis der Einzelanalyse hat gezeigt, dass andere Kapitel dem BadA vorgezogen werden – sowohl bezüglich des Lesevergnügens, der Aufmerksamkeit als auch der erwarteten Informationen über die Unternehmensphilosophie. Die direkten Fragen zum Brief an die Aktionäre haben dies z.T. bestätigt, wenn das Gros der Befragten angibt, in dem Brief nur eine Zusammenfassung des Lageberichtes zu sehen. Diese Aussage dient wiederum als Erklärung dafür, dass in dem BadA keine wichtigen Informationen erwartet werden. Auch wenn eine knappe Mehrheit meint bestätigen zu können, der BadA sei der meist gelesene Teil des gesamten Berichtes, so spricht einerseits das fast paritätische Verhältnis von Befürwortern und Gegnern dieser These gegen die signifikante Bedeutung des BadA und andererseits beweisen die Ergebnisse aus den Einzelbewertungen ebenfalls das Gegenteil. Die Umfrage bekräftigt im Prinzip die von Gazdar/Kirchhoff formulierte Kritik an deutschen Aktionsbriefen (cf. GAZDAR/KIRCHHOFF 1999: 97ss.).

Auch wenn die Umfrage die Ausgangsthese vom BadA als dem meist gelesenen Kapitel des gesamten GB nicht bestätigen kann, so bleibt jedoch ein Widerspruch bestehen: Seine Position als einleitendes Kapitel, die Unterschrift

und das Foto des Vorstandsvorsitzenden<sup>17</sup>, die persönliche Ansprache der Aktionäre – all diese Aspekte weisen auf die besondere Bedeutung innerhalb des Berichtes hin. Dass er dennoch nicht die Aufmerksamkeit erfährt, die man ihm aufgrund der genannten Punkte zusprechen könnte, liegt meines Erachtens an dem Widerspruch zwischen Inhalt und Form. Die textlinguistische Untersuchung des BadA in den folgenden Kapiteln wird diesen Widerspruch näher beschreiben und erklären.

---

<sup>17</sup> Die HGB-Studie hat ergeben, dass Bilder der Führungskräfte und des Vorstandes besonders beliebt sind (cf. HGB-Studie 1998: 17).

## 4. Wie werden Texte klassifiziert?

Die Aufgabe der Text(sorten)linguistik besteht darin, „die gesellschaftlich relevanten Textsorten zu ermitteln und in ihren konstitutiven Merkmalen zu beschreiben“ (BRINKER <sup>4</sup>1997a: 126s.). Bevor wir in Kapitel 6 dazu übergehen, den Aktionärsbrief als einzelne Textsorte genauer zu beschreiben, sind generelle Überlegungen zur Klassifikation von Textsorten im Allgemeinen notwendig, da

[b]eide Fragenkomplexe [...] eng aufeinander bezogen [sind]. Man kann sagen, daß eine exakte Beschreibung der Textualität von Texten eine Texttypologie voraussetzt, mit der sich die Textsortenzugehörigkeit konkreter Texte eindeutig bestimmen läßt<sup>18</sup>, denn letztlich können nur auf einer solchen Grundlage textsortenspezifische Merkmale von generellen, d.h. allen Textsorten gemeinsamen Eigenschaften unterschieden werden [...]. (BRINKER <sup>4</sup>1997a: 127, FN 2)

Der Versuch, Textsorten unter linguistischer Perspektive zu klassifizieren, blickt auf eine mehr als dreißigjährige Tradition zurück. Auf die Vielzahl der vorhandenen Klassifikationsmöglichkeiten von Textsorten wird man bereits aufmerksam, wenn man sich die Inhaltsverzeichnisse einiger Monografien zu diesem Themenbereich ansieht, in denen Überblicksdarstellungen präsentiert werden.<sup>19</sup> Beim Vergleich dieser Präsentationen, die ihrerseits eine Klassifikation darstellen, trifft man auf die unterschiedlichsten Einteilungskriterien: Dimter hat lediglich vier Ansätze herausgegriffen, die den Anspruch erheben für das gesamte „Textuniversum“ gültig zu sein (cf. DIMTER 1981: 8); er hat diese chronologisch geordnet und mit den Namen der Forscher versehen. Rolf unterscheidet zwischen dem semiotischen Vorschlag von Morris, dem rein linguistischen Klassifikationsvorschlag Harwegs sowie den ersten Klassifikationsansätzen von Gniffke-Hubrig, Kern und Matt et al. (cf. ROLF 1993: X), die jedoch in der Folge kaum rezipiert worden sind. Wichtig ist seine Differenzierung in merkmalsorientierte Klassifikationsvorschläge und in Ansätze mit einem übergeordneten Basiskriterium, die m.E. in dieser Form nicht aufrecht zu erhalten ist; ich komme darauf später zurück. Innerhalb der Kategorien geht er wie Dimter chronologisch vor und fügt den Ansätzen die Namen der Forscher hinzu. Adamzik fasst im Vorwort zu ihrer Bibliografie *Textsorten – Texttypologie* die bisherigen Ansätze zusammen, ausgehend von der Art und der Anzahl der Klassifikationsebenen: Klassifizierungen bzw. Typologisierungen, die auf der Basis einer einzigen Grundeigenschaft, z.B. der kommunikativen Funktion, vorgehen; Typologisierungen, die hierarchisch arbeiten und z.B. auf der höchsten Ebene die kommunikative Funktion ansetzen und weitere Subdifferenzierungen vornehmen

---

<sup>18</sup> Ob eine eindeutige Zuordnung eines Textes zu einer Textsorte tatsächlich wünschenswert ist, sei hier bereits in Frage gestellt. Vielmehr scheint ein prototypisches Konzept das Textinventar adäquater abzubilden (cf. Kapitel 5.2). Wichtig ist jedoch die Bemerkung Brinkers, dass einzelne Textsorten ihre konstitutiven Besonderheiten im Verhältnis zu anderen Textsorten herausbilden.

<sup>19</sup> Cf. z.B. DIMTER 1981, ROLF 1993.

(wie z.B. Werlich) und als Letztes sind Klassifikationsvorschläge zu nennen, die Beschreibungsebenen nebeneinander stellen (wie z.B. Heinemann/Viehweger) (cf. ADAMZIK 1995: 32ss.). Es fällt auf, dass Adamzik nur wenige Namen nennt, die sie ihren drei Klassifikationsmodellen zuordnet. Heinemann nimmt eine Vier- bzw. Fünfteilung vor: Er unterscheidet Textsorten als grammatisch geprägte Einheiten (u.a. Harweg 1968, Weinrich 1969, Isenberg 1968, 1974), Textsorten als semantischinhaltlich geprägte Einheiten (u.a. Werlich 1975, Beaugrande/Dressler 1981), Textsorten als situativ determinierte Einheiten (u.a. Lux 1981, Diewald 1991) sowie Textsorten als durch die kommunikative Funktion determinierte Einheiten (u.a. Rolf 1993, Brinker 1997a) (cf. HEINEMANN 2000: 12ss.). Als fünfte Gruppe nennt er die Mehrebenen-Modelle, zu denen auch sein eigenes gehört (Heinemann/Viehweger 1991); des Weiteren zählt er u.a. die Ansätze von Dimter 1981, Gobyn 1982/1992 und Nussbaumer 1991<sup>20</sup> dazu (cf. HEINEMANN 2000: 16). Diese Einteilung der vorhandenen Textsortenklassifikationen scheint mir die gelungenste zu sein, da sie die einzelnen Ansätze treffend subsumiert und ein übersichtliches Bild über den Stand der Textsortenforschung vermittelt.

Den Grund für die auf den ersten Blick unüberschaubare Menge von Ansätzen sieht Dimter in der prinzipiellen Beliebigkeit, „jede [...] Texteigenschaft als Klassifikationskriterium“ verwenden zu können (cf. DIMTER 1981: 8). Die Heterogenität der Analysekategorien ist ein Problem, das für viel Diskussionsstoff gesorgt hat (cf. ADAMZIK 1991: 102s.) und auch uns auf dem Weg zu einem adäquaten Beschreibungsmodell begleiten wird. Zunächst einmal beabsichtige ich mit der nun folgenden Darstellung, den Weg der Entwicklung der Analysekriterien nachzuzeichnen; gleichzeitig werden die Ansätze und Merkmalsmatrizes auf ihre Verwertbarkeit für die Textsortenbeschreibung des Aktionärsbriefes untersucht.

## 4.1 Sprachsystematisch ausgerichtete Modelle

Zu Beginn der Textsortenforschung wurde versucht, Klassifikationskriterien sprachintern zu definieren (u.a. HARWEG 1968, WEINRICH 1972b/1976). Die Konzentration auf formal-linguistische Kriterien ist auch auf das Bestreben zurückzuführen, sich von literaturwissenschaftlichen Texttypologien abzusetzen (cf. HARWEG 1968: 324ss.). In den verschiedenen Ansätzen werden Textsorten ausgehend von innersprachlichen Faktoren wie z.B. den Pronomina oder dem Tempuswechsel bestimmt und voneinander abgegrenzt. Aus heutiger Sicht mögen diese Herangehensweisen als zu kurz gegriffen beurteilt werden, aber es ist immer zu beachten, dass „Textklassifikationen – sofern sie überhaupt Gegenstand textlinguistischer Betrachtungen waren<sup>21</sup> – die dominierenden linguistischen

---

<sup>20</sup> Nussbaumers Kapitel „Textsorten“ umfasst eher allgemeine Anmerkungen zum Thema der Textanalyse unter besonderer Berücksichtigung der Textsorte „Schülertexte“; sein Ziel besteht nicht darin, eine Textsortenklassifikation aufzustellen (cf. NUSSBAUMER 1991: 255-285).

<sup>21</sup> Möglicherweise spielen Heinemann/Viehweger hier auf Sowinski an, der Textsorten als Stilformen auffasst und sich v.a. auf Prosa-Textsorten beschränkt (SOWINSKI 1978: 218ss.). Auch Belkes Versuch, Gebrauchtextsorten zu klassifizieren, ist an dieser Stelle zu nennen (cf. BELKE 1975).

Auffassungen der Epoche, in der sie entstanden, [reflektieren]“ (HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 133s.). Harweg und Weinrich wählten eine strukturalistische Sicht auf die Sprache.

#### 4.1.1 Harweg – Klassifikation durch Substitution

Ende der 60er Jahre legte Roland Harweg ein Klassifikationsmodell vor, das ausschließlich auf der Basis sprachinterner Phänomene beruht: „Soll die Klassifikation eine linguistische sein, d.h. nach sprachlichen Gesichtspunkten erfolgen, so müssen die erwähnten internen Strukturen ebenfalls sprachliche, d.h. linguistisch beschreibbar sein“ (HARWEG 1968: 326). Eine derartige linguistische Beschreibungskategorie sieht Harweg in der Typologie syntagmatischer Substitutionen, die er in eindimensionale (das Substituendum ist ein Eigenname, ein deiktischer Ausdruck bzw. ein universell verwendeter Gattungsname: *alle Frauen* : *alle Frauen*), zweidimensionale (das Substituendum ist ein partikular verwendet Gattungsname: *ein Mann* : *er*) und kontaminierte Substitutionen (ein Mischtypus aus ein- und zweidimensionaler Substitution) unterteilt (cf. HARWEG 1968: 326). Die statistische Untersuchung der Verteilung der Substitutionstypen ergibt eine Differenzierung in wissenschaftliche und nicht-wissenschaftliche Texte. Die für wissenschaftliche Texte typische eindimensionale Substitution lässt sich an der „Identifiziertheit der Aussageinhalte“ beweisen (*Paris ist die Hauptstadt Frankreichs*), wohingegen die Aussageinhalte der zweidimensionalen Syntagmen nicht identifizierbar sind (*An einem schönen Frühlingstage fuhr ein junges Mädchen nach Paris*) (cf. HARWEG 1968: 337). Es liegt auf der Hand, dass mit der Unterteilung des Textinventars in diese zwei Kategorien kein besonderer Erkenntnisgewinn verbunden ist. Harwegs Ansatz wurde von verschiedenen Seiten kritisiert (cf. GÜLICH/RAIBLE 1977: 124ss.); wichtig für uns ist folgende Feststellung:

Den sprachsystematisch ausgerichteten, strukturellen Untersuchungen ist es nicht gelungen, genauere textsortenspezifische Unterscheidungen zu begründen. Die aufgrund grammatischer Merkmale vorgeschlagenen Differenzierungen, z.B. in wissenschaftliche und nicht-wissenschaftliche Texte, führen nicht sehr weit. (BRINKER<sup>4</sup> 1997a: 132)

#### 4.1.2 Weinrich – Tempuswechsel als Klassifikationskriterium

Anfang der 70er Jahre schlug Harald Weinrich vor, Textsorten über eine so genannte „Textpartitur“ zu beschreiben. Auf der Basis seiner zunächst entwickelten Theorie zur heuristisch-didaktischen Analyse des Textualitätphänomens (cf. WEINRICH 1976<sup>22</sup>) stellt er eine Reihe von Thesen zur Textsortenlinguistik auf. Seinem Postulat von der „Verknüpfung von Theorie und Empirie“ (WEINRICH<sup>2</sup> 1975: 161) kommt er durch die Darstellung seiner Textpartitur an einem konkreten Text nach: Die Verben

<sup>22</sup> Der Text erschien 1972 als Aufsatz unter dem Titel „Die Textpartitur als heuristisch-didaktische Methode“ in der Zeitschrift *Der Deutschunterricht* 24: 43-60 und wurde dann leicht modifiziert in WEINRICH 1976 erneut abgedruckt.

eines Zeitungsartikels werden zuerst auf verschiedene syntaktische Merkmale hin untersucht (Affirmation/Negation, Person, Valenz, Tempus etc.) und in eine Matrix eingetragen. Anschließend werden diejenigen Übergänge, die Weinrich als „textsorten-relevant“ erachtet (WEINRICH 1975: 161), von einer zur anderen Kategorie, z.B. vom erzählenden zum besprechenden Tempus<sup>23</sup>, statistisch ermittelt.<sup>24</sup> Weinrichs Ansatz ist bis heute auf diesem vorläufigen, vorwiegend unter heuristischen Gesichtspunkten wertvollen Niveau geblieben; die Ableitung einzelner Textsorten oder gar die Erstellung einer Gesamtklassifikation – ganz abgesehen von der Frage, ob diese überhaupt sinnvoll ist – ist bisher nicht erfolgt. Ermert kritisiert Weinrichs Ansatz:

Auch hier besteht die Schwierigkeit, zwischen den prinzipiell beliebig festzulegenden Merkmalskomplexionen als Kriterien für das Vorhandensein von Textsorten und den tatsächlich vorkommenden Textsorten im Sinne von Sprachhandlungsmustern im alltäglichen Kommunikationsprozeß, denen doch das eigentliche Interesse der Texttheoretiker zu gelten hat, Korrelationen herzustellen. (ERMERT 1979: 34)

Auch Heinemanns Anmerkungen gehen in diese Richtung: Er kritisiert den unzureichenden Rückschluss vermehrt auftretender sprachinterner Faktoren als Hinweis auf eine bestimmte Textsorte:

Es zeigte sich jedoch bald, dass eine nur statistisch-formale Merkmalbestimmung als Definiens zur zureichenden Kennzeichnung des (auch alltagssprachlichen!) Phänomens ‚Textsorte‘ nicht ausreicht, da solche sprachinternen Einzelmerkmale für verschiedene Textsorten in gleicher Weise relevant sein können, umgekehrt aber die Konstitution bestimmter Textsorten keineswegs vom rekurrenten Auftreten solcher Oberflächensignale abhängig ist. (HEINEMANN 2000: 12)

Insgesamt gelten die Ansätze, Texte bzw. Textsorten ausschließlich mit Hilfe formal-linguistischer Kriterien zu beschreiben, seit längerer Zeit als überholt:

So mußten wir nach etlichen unergiebigen Versuchen einräumen, daß es keine Definition des ‚Textes‘ nach rein formalen Kriterien geben kann, weil der Text selbst keine formale Einheit, sondern ein funktionales und kommunikatives Vorkommnis ist [...]. (DE BEAUGRANDE 1990: 173)

---

<sup>23</sup> Zu den besprechenden Tempora zählt er Präsens, Perfekt, Futur und Futur II; sie reflektieren die Haltung der „Gespanntheit“; Präteritum, Plusquamperfekt, Konditional und Konditional II gehören zu den erzählenden Tempora, die die Haltung der „Entspanntheit“ widerspiegeln (WEINRICH 1971: 18, 33).

<sup>24</sup> Für eine ausführlichere Darstellung cf. GÜLICH/RAIBLE 1977: 127-136.

## **4.2 Auf dem Weg zu Sprachsystem übergreifenden Modellen**

Das von de Beaugrande erwähnte Desiderat wurde erst durch eine Öffnung der Perspektive behoben, die im Rahmen der pragmatischen Wende zu eben jener Berücksichtigung funktionaler, kommunikativer und auch situativer Aspekte führte. In diesem Zusammenhang sind als erstes die Ansätze von SANDIG 1972 und GÜLICH/RAIBLE 1975 zu nennen, die auch sprachexternen Aspekten Aufmerksamkeit schenken. Im Anschluss daran bilden sich Modelle heraus, die Textsorten „auf der Grundlage komplexer Textstrukturen und der mit ihnen verknüpften Bedeutungskomplexe“ bestimmen (cf. HEINEMANN 2000: 12). Neben Werlichs Modell zähle ich im Unterschied zu Heinemann auch Großes Modell zu dieser Gruppe von Klassifikationsvorschlägen, da dieser mit semantischen Merkmalen arbeitet.

### **4.2.1 Sandig und Gülich/Raible – Vorreiter merkmalsorientierter Klassifikationen**

Barbara Sandig versucht in ihrem Ansatz, Textsorten auf der Basis von Merkmalsoppositionen zu klassifizieren. Grundlegend sind dabei für sie zunächst einmal die Merkmalspaare [geschrieben/gesprochen], [spontan/nicht spontan] und [monologisch/dialogisch], die miteinander kombiniert acht Variationsmöglichkeiten ergeben. Interessant ist hierbei die Zuordnung der Textsorte Brief: Als familiärer Brief kommen ihm die Merkmale [+ mono], [- gesp], [+ spon] zu (in Variation hierzu erhält der familiäre Briefwechsel das Merkmal [- mono]); als offizieller Brief ist er durch [+ mono], [- gesp], [- spon] charakterisiert (der offizielle Briefwechsel trägt im Vergleich dazu das Merkmal [- mono]). Der Bericht als Textsorte ließe sich ebenfalls durch die Merkmale [- mono], [- gesp], [- spon] beschreiben, wodurch er der Textsorte „offizieller Brief“ nebengeordnet würde. Bereits in dieser Klassifikation wird die Stellung des Briefes zwischen monologischer und dialogischer Kommunikation deutlich.

Aus der Tatsache der Mehrfachzuordnung des Briefes leitet Sandig die Notwendigkeit weiterer Kriterien ab (cf. SANDIG 1972: 116). Sie ergänzt die Merkmale [räumlicher Kontakt = rkon], [zeitlicher Kontakt = zkon], [akustischer Kontakt = akon] sowie die Verwendung von [1. Person], [2. Person], [3. Person] und [Imperativ]; hinzukommen der Gebrauch ritualisierter Formeln für den Textanfang [anfa] bzw. das Textende [ende] sowie spezifische Tempora [temp], der festgelegte Textaufbau [aufb], die thematische Festlegung [them], sprachliche Aussparungen wie Abkürzungen [ökonomisch], sprachliche Redundanzen [redu], außersprachliche Mittel wie Bilder, Gesten [nicht sprachlich] und das soziale Verhältnis der Partner zueinander [part]. Im Zusammenhang mit dem Merkmal [mono] weist sie auf eine monologische Kommunikation hin, die sich im Text jedoch als Dialogform manifestiert und mit dem Merkmal [tdia] gekennzeichnet ist (z.B. ein verschriftlichtes Interview). Auf diese Weise entsteht eine Klassifikationsmatrix, die 20 Merkmale aufweist, deren grösster Mangel in ihrer Heterogenität besteht<sup>25</sup> oder

---

<sup>25</sup> Sandigs Ansatz wird oftmals mit dem Argument kritisiert, sie gehe von einer „intuitiv zufällig zusammengestellten Liste von ‚Textsorten‘ aus, [die] zu einer ebenso ad hoc konstituierten (vgl.

anders gesagt in ihrer fehlenden Systematizität. Neben einigen Merkmalen, die unberücksichtigt bleiben wie z.B. die Textfunktionen, fehlt ein Modell, in das der Klassifikationsansatz integriert werden kann. Die Leistung von Sandigs Vorschlag liegt jedoch darin, dass ein Instrumentarium bereitgestellt wird, das es zumindest erlaubt, eine bestimmte Textsorte grob zu charakterisieren. Zudem erhalten wir erstmals umfassendere Hinweise auf mögliche textsortenrelevante Merkmale, die in späteren Ansätzen immer wieder aufgegriffen werden (cf. z.B. Dimter 1981).

Elisabeth GÜLICH und Wolfgang RAIBLE hingegen unterscheiden explizit textinterne und textexterne Merkmale, die ihrer Ansicht nach gleichermaßen bei der Beschreibung der Textvorkommen berücksichtigt werden müssten (cf. GÜLICH/RAIBLE 1975: 145s.).

Exkurs: Eckard Rolf nimmt in seiner Präsentation der Textsortenklassifizierungen eine Einteilung nach „merkmalsorientierten Klassifizierungsvorschlägen“ und „Ansätzen mit einem übergeordneten Basiskriterium“ vor. Dabei zählt er sowohl Sandigs und GÜLICH/Raibles Ansätze als auch die Arbeiten Dimters, Isenbergs und Heinemann/Viehwegers zu den merkmalsorientierten Ansätzen (cf. ROLF 1993: 91ss.), wobei er die Klassifikationen von Große, Werlich, Brinker und Gläser zu den „Ansätzen mit einem übergeordneten Basiskriterium“ rechnet (cf. ROLF 1993: 108ss.). Diese Aufteilung scheint mir wenig geeignet, um den Forschungsstand der Textsortenlinguistik abzubilden. Es ist geradezu Isenbergs Bestreben, die Texte nicht nach diversen Merkmalen, sondern nach einem homogenen Kriterium zu klassifizieren (cf. ISENBERG 1984: 261ss.). Seinen Klassifizierungsvorschlag den merkmalsorientierten Ansätzen zuzuordnen, halte ich daher für verfehlt. Auch Dimters Ansatz enthält Hinweise einer Hierarchie (cf. DIMTER 1981: 103) und ist somit unter den merkmalsorientierten Ansätzen falsch platziert. Heinemann/Viehwegers Arbeit kommt dem Attribut „merkmalsorientiert“ gewiss näher, obwohl man dann die Vorschläge Werlichs, Großes und Brinkers ebenfalls zu den merkmalsorientierten Klassifikationen zählen könnte, da auch diese selbstverständlich mit Merkmalen operieren.

Kehren wir zu GÜLICH/Raible zurück: Da sich Textsorten in einem kommunikativen Raum befinden, sei es notwendig, das einzelne Textvorkommen innerhalb eines Kommunikationsmodells zu situieren (cf. GÜLICH/RAIBLE 1975: 150). Hier liegt also die in Sandigs Vorschlag fehlende theoretische Fundierung vor. In Anlehnung an Bühlers Organon-Modell entwerfen GÜLICH/Raible ein Kommunikationsmodell, aus dem sie textexterne sowie textinterne Faktoren ableiten. Zu den externen Faktoren gehören 1. die sprachlichen Grundfunktionen (Ausdrucks-, Darstellungs- und Appellfunktion)<sup>26</sup>, 2. die Typen von Kommunikationsprozessen

---

Sandig 1972, 135) Liste von sehr heterogenen Merkmalen [führt], die kein organisierendes Prinzip erkennen lassen“ (ERMERT 1979: 31). Hier wird der Einfluss Isenbergs deutlich, der eine homogene Typologisierungsbasis fordert (cf. ISENBERG 1978: 570). Ähnliche Hinweise finden sich auch bei Rolf, der seinerseits auf Helbig 1986: 173s. verweist (cf. ROLF 1993: 92).

<sup>26</sup> GÜLICH/Raible setzen die Ausdrucksfunktion mit der Kommunikationsintention, die Darstellungsfunktion mit der Mitteilungsintention und die Appellfunktion mit der Reaktionserwartung des Senders gleich (GÜLICH/RAIBLE 1975: 152).

(alltäglich, öffentlich/rechtlich, wissenschaftlich, literarisch), 3. der Bereich der Gegenstände und Sachverhalte (Raum-, Zeitbezug), 4. die gemeinsame Kommunikationssituation (lokale und temporale Nähe zwischen Sender und Empfänger) und 5. die Richtung (Monolog, Dialog sowie soziale Rollen der Interaktionspartner). Die textinternen Merkmale lassen sich z.T. analog zu den textexternen Merkmalen formulieren. So können beispielsweise die Grundfunktionen anhand bestimmter performativer oder – wie GÜLICH/Raible sie nennen – „metakommunikativer Sätze“ festgestellt werden (cf. GÜLICH/RAIBLE 1975: 157): „ich wollte Sie fragen, ob ...“ ist als Indiz für die Appellfunktion zu betrachten; ebenso weisen bestimmte syntaktische Realisierungen wie Imperative oder Höflichkeitsformen auf die Appellfunktion hin. Weiterhin lässt sich aus dem Kommunikationstyp „öffentliche“ das interne Merkmal [Ort], [Zeit] sowie [Mitteilungsintention] ableiten (cf. GÜLICH/RAIBLE 1975: 157). Zudem können konventionsbedingte Verbote als textinterne Merkmale textsortenrelevant sein, so z.B. das Verbot von Pronominalisierungen in Nachrichtentexten (cf. GÜLICH/RAIBLE 1975: 158).

Exemplarisch werden zwei Texte, eine Erzählung aus „Decamerone“ und ein Gerichtsurteil, mit Hilfe der aufgestellten Kriterien analysiert. Das Textganze wird in Teiltexte verschiedenen Grades gegliedert, indem sie auf einer Metaebene durch die textexternen Merkmale beschrieben werden: „Rahmen, Thematisierung des Kommunikationsakts, Binnenerzählung, Resümee/Bewertung“ bzw. „Gründe, Darstellung des vorliegenden Falls, Beurteilung des Falls“ etc. (GÜLICH/RAIBLE 1975: 161ss.). Die These lautet nun, dass die Abfolge der Teiltexte – sprich die Makrostruktur des Textes – textsortenrelevant sei (cf. GÜLICH/RAIBLE 1975: 160), was anhand der exemplarischen Analysen auch bestätigt werden konnte.

Abschließend möchte ich noch auf die Anmerkungen GÜLICH/Raibles zur „Kommunikationsart“ eingehen (cf. GÜLICH/RAIBLE 1975: 155): Um eine Textsorte zu beschreiben, ist es notwendig, die o.g. fünf externen Merkmale zu spezifizieren. Sobald diese Voraussetzungen nicht gegeben sind, sprechen GÜLICH/Raible nicht mehr von Textsorten, sondern von „Kommunikationsarten“. Der Brief verhält sich beispielsweise indifferent gegenüber der Grundfunktion (er kann sowohl eine allgemeine Kommunikationsintention oder eine spezifische Mitteilungsintention verfolgen bzw. eine Reaktionserwartung haben), gegenüber den Typen des Kommunikationsprozesses (er kann sowohl alltäglich sprich privat oder öffentlich oder auch literarisch sein) und gegenüber dem Denotatumsbereich (er kann auf Raum und Zeit bezogen sein, muss es aber nicht). Lediglich die Kommunikationssituation und die Richtung können näher bestimmt werden: Im Brief liegt keine gemeinsame Kommunikationssituation zwischen Sender und Empfänger vor und die Kommunikationsrichtung ist diejenige des Monologs. Da – laut GÜLICH/Raible – die gemeinsame Kommunikationssituation Voraussetzung für das Stattfinden eines Dialogs ist, wird der Briefwechsel *per definitionem* nicht als dialogische Kommunikation anerkannt (cf. GÜLICH/RAIBLE 1975: 153). Mir scheint die Bezeichnung des Briefes als Kommunikationsart jedoch wesentlich; sie ist auch in meine Überlegungen zu den Kommunikationsformen eingeflossen (cf. Kapitel 6.1.1).

#### 4.2.2 Große – Klassifikation nach semantischen Kriterien

Ernst Ulrich Große präsentiert nun als einer der Ersten einen Klassifikationsvorschlag für das gesamte Textinventar. Sein Ansatz beschränkt sich auf monologische, schriftliche Texte und geht von einem semantischen Ausgangspunkt aus (cf. GROßE 1976: 13ss.), d.h., sein Vorschlag stellt den Versuch dar, sämtliche Textvorkommen auf der Basis bestimmter Satztypen als unverkennbare Vertreter einer spezifischen Textsorte zu klassifizieren. Eine zentrale Rolle spielt dabei der Begriff der Textfunktion, die sich am „rekurrierenden Typ semantischer Sätze erkennen [lässt]“ (GROßE 1976: 116). Diese textfunktionsbestimmenden, semantischen Sätze verfügen über zwei obligatorische und drei fakultative Elemente: den Propositionstyp und die metapropositionale Basis sowie den Appelfaktor, das Präsignal und die Handlungsregeln. Große unterscheidet drei Propositionstypen: 1., 2. und 3. Person, in der das Subjekt der Aussage erscheinen kann. Die Proposition selbst wird als „Hauptträger des Inhaltsaspekts“ beschrieben (cf. GROßE 1976: 16s.). Unter dem Begriff der metapropositionalen Basis versteht Große die in der Proposition enthaltene Instruktion an den Empfänger, die Aussage beispielsweise als Warnung, Bitte oder Versprechen aufzufassen.<sup>27</sup> Hinzu treten können a) der Appelfaktor, der in Form von wertenden Ausdrücken oder bestimmten rhetorischen Figuren realisiert wird (cf. GROßE 1976: 18), b) das Präsignal, das in Gestalt eines Titels oder einer Überschrift auftreten kann<sup>28</sup> und c) die Handlungsregeln, die als intersubjektiv vorhandene, soziale Regeln definiert werden (cf. GROßE 1976: 22s.). Appelfaktor, Präsignal und Handlungsregeln gelten als Dominanzkriterien, die die Textfunktion maßgeblich determinieren. Große kommt zu dem Ergebnis, dass in verschiedenen Texten jeweils eine der folgenden acht Funktionen dominant sei: 1. die normative Funktion, 2. die Kontaktfunktion, 3. die gruppenindizierende Funktion, 4. die poetische Funktion, 5. die selbstdarstellende Funktion, 6. die Aufforderungsfunktion, 7. zwei gleichermaßen dominierende Funktionen und 8. die Informationsfunktion (cf. GROßE 1976: 120).

Unter der normativen Funktion (cf. 1.) werden legislative, proklamatorische, zertifikatorische, prokuratorische, selbstverpflichtende, vereinbarende und deklarierende Texte subsumiert (cf. GROßE 1976: 58-66); die erste Textklasse bilden somit Texte wie Gesetze, Vollmachten und Verträge. Im Bereich der nichtnormativen Funktionen (cf. 2. – 8.) werden elementare und komplexe Funktionen unterschieden: Zu den elementaren Funktionen gehören die unipersonalen Funktionen, während die pluripersonalen und poetischen zu den komplexen Funktionen gerechnet werden. Die elementaren unipersonalen Funktionen werden mit Hilfe der metapropositionalen Basen beschrieben: Der Sender kann dem Empfänger gegenüber den Gehalt seiner Proposition als wirklich (= „ich versichere dir“ (ASS)),

<sup>27</sup> Der Einfluss Austins und Searles wird auch in den weiteren Ausführungen Großes deutlich (cf. GROßE 1976: 44ss; 58ss.).

<sup>28</sup> Der BadA weist beispielsweise als Präsignal oftmals die Bezeichnungen „Vorwort des Vorstandes“ (02/98) oder „An die Aktionäre“ (07/97) auf.

realisierbar (= „ich bin dazu in der Lage“ (APT)), vielleicht möglich (= „ich nehme an“ (POSS)), notwendig (= „ich erachte es als unabdingbar“ (NEC)), gewollt („ich möchte“ (VOL)) oder als negativ/positiv bewertet („ich bedauere“ (AEST)) darstellen. Durch die Kombination der metapropositionalen Basen mit den einzelnen Propositionstypen (ICH, DU, X) erhält Große dann die Typen semantischer Sätze, die die Textklassen bestimmen: Texten, in denen der Propositionstyp ICH in Kombination mit der metapropositionalen Basis ICH ASS vorherrscht („ich behaupte, dass ich ...“), ist eine dominant selbstdarstellende Funktion zuzuschreiben wie z.B. Tagebüchern und Autobiografien. Tritt der Propositionstyp DU in Kombination mit der metapropositionalen Basis ICH VOL („ich will, dass du...“) vorherrschend auf, spiegelt sich eine Aufforderungsfunktion wider; somit gehören Parteiprogramme, Bitschriften oder journalistische Kommentare der Textklasse der auffordernden Texte an. Texten, in denen der Propositionstyp X in Verbindung mit der metapropositionalen Basis ICH ASS auftritt („ich behaupte, dass der Senat ...“), wird eine informationsvermittelnde Funktion zugesprochen; der Informationstransfer wird beispielsweise in Texten wie Nachrichten oder Wettervorhersagen vollzogen.

Unter die pluripersonalen Funktionen fasst Große einerseits die Kontaktfunktion, die Kooperationsfunktion<sup>29</sup> sowie die gruppenindizierende Funktion und andererseits die poetische Funktion. Die Kontaktfunktion wird in Texten wie Glückwunsch- oder Kondolenzschreiben realisiert, die gruppenindizierende Funktion in Texten wie Gruppenliedern und die poetische Funktion in Texten wie Romanen oder Theaterstücken. Mit der 7. Textklasse wird der Möglichkeit Rechnung getragen, dass Texte durchaus über zwei gleichrangig dominante Funktionen verfügen können.

Wiederholte Kritik wird an Großes Dominanzbegriff geübt.<sup>30</sup> So wird beispielsweise darauf hingewiesen, dass nicht klar sei, „nach welchen Kriterien zu entscheiden sei, welcher Typus ‚überwiegt‘“ (DIMTER 1981: 24). Die von Große vorgeschlagene quantitativ-statistische Vorgehensweise könne leicht zu einer „isolierenden Betrachtung einzelner Ausdrücke ohne Berücksichtigung ihres textuellen Zusammenhangs“ führen (BRINKER 1997a: 96). So könnten in einem Text durchaus eine Vielzahl von Appellelementen auftreten – Dimter führt als Beispiel einen mit rhetorischen Figuren versehenen Dankesbrief an (DIMTER 1981: 25) –, ohne dass ihm deshalb eine Aufforderungsfunktion zugesprochen werden müsste. Somit scheide „[d]ie bloße Häufigkeit sprachlicher Einheiten und Strukturen [als] geeignetes Kriterium zur Bestimmung von Textfunktionen aus; eine solche Betrachtungsweise operiert zu sehr an der Textoberfläche“ (BRINKER 1997a: 97).

Generell möchte ich mich Brinkers Fazit anschließen; dennoch kann die Kritik in der oben formulierten Weise nicht aufrecht erhalten werden: Große selbst führt das

---

<sup>29</sup> Rolf führt in Bezug auf Große den Begriff der Kooperationsfunktion ein (cf. ROLF 1993: 112); Große selbst spricht von einer sachorientierten Funktion, die das „Verbindungsglied in einer Gruppenaktion“ herstellt (GROßE 1976: 34). Für die Textsortenklassifikation ist sie ohne weitere Bedeutung.

<sup>30</sup> Cf. hierzu auch ISENBERG 1978: 573 und ROLF 1993: 113.

Beispiel eines Textes mit zahlreichen Appellelementen an, dem jedoch deshalb nicht zwangsweise eine persuasive Funktion zugesprochen werden muss. Hier tritt der Einfluss des Prässignals in Kraft, das die Appellelemente dominiert („Roman“ als Präsignal weist auf eine poetische Funktion hin [cf. GROßE 1976: 21]). Bestehen bleibt der Einwand, die textuellen Zusammenhänge wie Präsignale und Handlungsregeln nicht systematisiert und somit nicht ausreichend berücksichtigt zu haben. Dieser Schwachpunkt zieht auch noch eine andere Konsequenz nach sich: Da Große „extralinguistische bzw. prälinguistische Faktoren (Redekonstellations- und Medienmerkmale)“ (GROßE 1976: 25) nicht erfasst, können Textvorkommen wie beispielsweise der Brief nicht adäquat beschrieben werden, d.h., seine Klassifikation ist nicht exhaustiv. Diesen Anspruch erhebt Große jedoch, wenn er behauptet, sämtliche schriftlichen Texte ließen sich in o.g. Klassen unterteilen (cf. GROßE 1976: 120).

#### 4.2.3 Werlich – Klassifikation nach syntaktischen Kriterien

Egon Werlichs Texttypologie basiert auf der Idee, Textsorten aufgrund unterschiedlicher syntaktischer Strukturmuster voneinander abzugrenzen. Grundlegend für sein Verständnis von Text sind die Begriffe **Kohärenz** und **Kompletion**: „[T]extliche Äußerungen“ sind genau dann als semantisch kohärent zu bezeichnen, wenn die Satzfolge einen Sinn ergibt; von einem „komplettierten Ganzen“ ist dann die Rede, wenn die Satzfolge über ein Anfangs- und ein Schlusssignal verfügt (cf. WERLICH 1979: 16). Das Phänomen der Kompletion wurde sowohl bei Sandig als auch bei Große thematisiert: Sandig spricht von ritualisierten Formeln für den Textanfang [anfa] bzw. das Textende [ende] (cf. SANDIG 1972: 116s.), die für die Bestimmung der Textsorte relevant sind. Große nennt das Präsignal konstitutiv für die Bestimmung der Textfunktion und somit der Textklasse. Unter dem Präsignal versteht er ausschließlich dem Text „**vorangehende** Signale wie z.B. Titel oder ‚Gattungsbezeichnungen‘ wie frz. *Loi*, *Traité*, *Roman*, [...] die die Bedeutung der semantischen Sätze modifizieren [**können**]“ (GROßE 1976: 20); er versäumt es jedoch nicht, auf „**stereotype Texteinleitungen**“ sowie Textschlüsse hinzuweisen (cf. GROßE 1976: 22). Dennoch ist die Bedeutung des Begriffes **Präsignal** bei Große enger gefasst als die Bedeutung des Begriffes **Kompletion** bei Werlich.

Kehren wir zu Werlichs Typologisierungsvorschlag zurück: Als Grundlage für seine Texttypologie wählt er die so genannten „thematischen Textbasen“ aus. Darunter fasst er die „[a]ls Texteröffnung wählbare[n] Struktureinheiten, die Teil eines potentiellen Textes sind und die Länge von Wortgruppen [...] haben [...] und durch nachfolgende Sequenzen zu Texten entfaltet werden können, [...]“ (WERLICH 1979: 28). Werlich behauptet nun, dass sich die thematischen Textbasen sämtlicher Äußerungen auf sechs Grundmuster zurückführen lassen (cf. WERLICH 1979: 30):

1. **Deskriptive Textbasis:** Der Sender teilt dem Empfänger Erscheinungen im Raum mit. Dieser „**phänomenregistrierende Satz**“ ist durch folgende

syntaktische Struktur beschreibbar: S (NG) + P (V<sub>be/non-change</sub> + Past/Present) + A (ADV<sub>loc</sub>)<sup>31</sup>

„*Thousands of glasses were on the tables*“ (cf. WERLICH 1979: 30s.)

2. **Narrative Textbasis:** Der Sender teilt dem Empfänger Veränderungen und Erscheinungen in der Zeit mit. Dieser „**handlungs- und veränderungsaufzeichnende Satz**“ lässt sich durch folgendes syntaktisches Muster beschreiben: S (NG) + P(V<sub>change</sub> + Past) + A (ADV<sub>loc</sub>) + A (ADV<sub>temp</sub>)  
„*The passengers landed in New York in the middle of the night*“ (cf. WERLICH 1979: 31)
3. **Synthetische Exposition:** Der Sender vermittelt dem Empfänger ein Konzept in dekompositorischer Form. Dieser „**phänomenidentifizierende Satz**“ kann mit Hilfe folgender syntaktischer Struktur dargestellt werden: S (NG) + P (V<sub>be</sub> + Present) + C (NG)<sup>32</sup>  
„*One part of the brain is the cortex*“ (cf. WERLICH 1979: 31s.)
4. **Analytische Exposition:** Der Sender vermittelt dem Empfänger ein Konzept in kompositorischer Form. Dieser „**phänomenverknüpfende Satz**“ kann durch folgendes syntaktisches Muster beschrieben werden: S (NG) + P(V<sub>have</sub> + Present) + C (NG)  
„*The brain has ten million neurones*“ (cf. WERLICH 1979: 32)
5. **Argumentative Textbasis:** Der Sender vermittelt bestimmte Beziehungen zwischen seinen Aussagen. Dieser „**qualitätsattribuierende Satz**“ ist durch folgende Syntaxstruktur beschreibbar: S (NG) + P (V<sub>be</sub> + Not + Present) + C (ADJ)  
„*The obsession with durability in the arts is not permanent*“ (cf. WERLICH 1979: 32s.)
6. **Instruktive Textbasis:** Der Sender erteilt dem Empfänger eine Handlungsanweisung für sein zukünftiges Verhalten. Dieser „**handlungsfordernde Satz**“ kann mit Hilfe folgender syntaktischer Struktur dargestellt werden: P (V + INF) + C (ADJ) + A (ADV<sub>temp</sub>)  
„*Be reasonable for a moment*“ (cf. WERLICH 1979: 33)

Nun gilt die jeweils dominant vorhandene Struktur als Indiz für eine bestimmte Textsorte, nach Werlichs Terminologie für eine „Textform“ (cf. WERLICH 1979: 38). Hinzu kommt das Kriterium der Sprecherperspektive, das in weitere v.a. grammatische Unterkategorien wie Person, Tempus, Genus Verbi<sup>33</sup> und Modus gegliedert wird. Zudem ist die Art der Präsentation (subjektiv/objektiv) von besonderer Bedeutung: Wählt der Sprecher eine subjektive Perspektive, werden persönliche Eindrücke, Meinungen und Gefühle mit ausgedrückt; wählt er hingegen

<sup>31</sup> S = Subjektstelle; NG = Nominalgruppe; P = Prädikat; V<sub>be/non-change</sub> = Verbform von *to be* oder einem Verb der Nicht-Veränderung (*to stand*, *to sit*, *to lie*); A = adverbiale Ergänzung (des Ortes oder der Zeit).

<sup>32</sup> C = Complement (*Ergänzung*).

<sup>33</sup> Werlich spricht von **Genus**, meint aber offensichtlich „**Genus Verbi**“ (cf. WERLICH 1979: 53).

eine objektive Sichtweise, so steht der „faktische Wahrheitsgehalt“ im Vordergrund (cf. WERLICH 21979: 70). Werlich gelangt so zu einer Typologie der Textformen, die sich wie folgt zusammenfassen lässt:

- Objektive, instruktive Textformen: **Regeln, Vorschriften, Gesetze**
- Subjektive, instruktive Textformen: **Anweisungen**
- Objektive, argumentative Textformen: **Wissenschaftliche Abhandlungen**
- Subjektive, argumentative Textformen: **Kommentare**
- Objektive, expositorische Textformen: **Definitionen, Explikationen, Zusammenfassungen, Textinterpretationen**
- Subjektive, expositorische Textformen: **Expositorischer Essay (Aufsatz)**
- Objektive, narrative Textformen: **Bericht**
- Subjektive, narrative Textformen: **Erzählung, Geschichte**
- Objektive, deskriptive Textformen: **Technische Beschreibung**
- Subjektive, deskriptive Textformen: **Impressionistische Beschreibung (Schilderung)** (cf. WERLICH 21979: 71)

Dimter kritisiert nun Werlichs Typologisierungsvorschlag, indem er zeigt, dass sich die syntaktischen Muster ineinander überführen lassen: So kann beispielsweise der Satz „Otto ist Junggeselle“ mit der Struktur S (NG) + P (V<sub>be</sub> + Present) + C (NG), d.h. eine synthetische Exposition, umformuliert werden: „Otto ist nicht verheiratet“, wobei dieser Satz die Struktur S (NG) + P (V<sub>be</sub> + Not + Present) + C (ADJ) aufweist und daher der argumentativen Textbasis zugeordnet werden muss (cf. DIMTER 1981: 14). Mir scheint diese Kritik zu kurz zu greifen, da sie den Kontext nicht berücksichtigt. Eine Textsorte wird nicht anhand eines einzigen Satzes festgelegt, sondern aufgrund einer Dominanz eines bestimmten Strukturtyps (die Dominanz einer Struktur darf jedoch nicht allein verantwortlich für die Bestimmung einer bestimmten Textsorte gemacht werden). Auch wenn die o.g. Sätze semantisch Ähnliches ausdrücken und beliebig austauschbar scheinen, so möchte ich dennoch behaupten, dass wir – je nach Textsorte – eine andere Formulierung wählen. In einer subjektiven Erzählung liegt das argumentative Textmuster näher als in einer sachlichen Personendarstellung, d.h., es besteht eine Affinität zwischen der thematischen Entfaltung und der persönlichen Einstellung des Senders.

Abschließend möchte ich darauf hinweisen, dass der BadA nach Werlichs Typologie sowohl als eine objektive, narrative Textform beschrieben werden könnte, da er Elemente der Textform „Bericht“ enthält; ebenso kann er auch als subjektive, deskriptive Textform gelten, da Ereignisse des vergangenen Geschäftsjahres aus der Sicht des Vorstands geschildert werden. Es wäre jedoch auch möglich, den BadA unter die objektiven, expositorischen Textformen einzuordnen, da die in Kapitel 3 beschriebene Umfrage ergeben hat, dass 43% der Befragten in dem Aktionärsbrief

eine Zusammenfassung des Lageberichts sehen; andererseits kommentiert der Vorstand auch vergangene Geschehnisse, so dass eine Zuordnung zu den subjektiven, argumentativen Textformen ebenfalls denkbar wäre. Wir halten also fest, dass eine Bestimmung der dominierenden Syntaxtypen Hinweise auf eine Textsorte vermitteln kann, dass sie jedoch nicht ausreichen, um präzisere Aussagen zu treffen. Die dargestellte Mehrfachzuordnung führt vor Werlichs theoretischem Hintergrund zu keinem befriedigenden Ergebnis.

### **4.3 Sprachsystem übergreifende Modelle**

Anfang der 80er Jahre entwickelt sich ein Textsortenverständnis, das morphosyntaktische und semantische Aspekte in den Hintergrund drängt und verstärkt textexternen Merkmalen seine Aufmerksamkeit widmet. Die Bandbreite der Ansätze reicht dabei von Modellen, die sprachliche Kriterien gänzlich ausklammern (cf. DIMTER 1981, ISENBERG 1984 und GOBYN 1982/1992<sup>34</sup>) über Modelle, die auf der Basis der dominanten Kommunikationsfunktion des Textes oder der Situation klassifizieren (cf. DIEWALD 1991) bis hin zu Modellen, die sowohl mit textinternen als auch textexternen Merkmalen arbeiten und diese auf nebengeordneten Ebenen ansiedeln (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991).

#### **4.3.1 Dimter – Klassifikation auf der Basis textexterner Merkmale: Situation, Funktion und Inhalt**

Matthias Dimter versucht anhand der Merkmalsdimensionen „Kommunikationssituation“, „Textfunktion“ und „Textinhalt“, die er in 14 Einzelmerkmale aufgliedert (cf. DIMTER 1981: 106), eine Texttypologie von alltagssprachlichen, nicht-dialogischen Gebrauchstexten zu entwickeln. Die Kommunikationssituation ist dabei über folgende Merkmale determiniert: „Textproduzent (P) festgelegt“, „Textzipient (R) festgelegt“, „Anzahl von R“, „Definitheit von P und R“<sup>35</sup>, „Kanal“, „Konservencharakter des Textes“<sup>36</sup>, „Orts-“, „Zeit-“ und „Kontaktrelation“<sup>37</sup>. Die Textfunktion ist mit den Sprecherintentionen identisch und umfasst folgende Merkmale: „Wissen vermitteln“, „Wertungen äußern“ und „Handlungen initiieren“. Der Textinhalt wird über „Thema“, „Zeit-“, „Fall-“<sup>38</sup> und den „Wirklichkeitsbezug“ bestimmt (cf. DIMTER 1981: 105). Durch die

---

<sup>34</sup> Gobyns Hierarchiemodell, das erstmals 1982 veröffentlicht wurde und 1992 erneut auszugsweise in der Reihe *Studia Germanica Gadensia* erschien, wird hier nicht ausführlicher dargestellt. Sein Ansatz ist als ein „eklektischer“ zu bezeichnen (cf. GOBYN 1992: 37) und enthält keine über die im Folgenden beschriebenen Ansätze hinausgehende, neuartigen Hinweise.

<sup>35</sup> Unter der „Definitheit von P und R“ versteht Dimter die sozialen Rollen, die die Kommunikationsteilnehmer innehaben (cf. DIMTER 1981: 41).

<sup>36</sup> Mit dem „Konservencharakter“ beschreibt Dimter die Speicherungsmöglichkeiten eines Textes (cf. DIMTER 1981: 43).

<sup>37</sup> Als „Kontaktrelation“ bezeichnet Dimter den akustischen und optischen Kontakt der Kommunikationsteilnehmer zum Zeitpunkt der Textrezeption (cf. DIMTER 1981: 47ss.).

<sup>38</sup> „Fallbezug“ bezieht sich auf die einmalig oder mehrmalig abgelaufene Handlung im Text; beispielsweise wäre der Bericht über ein bestimmtes Kochereignis als singulär zu bezeichnen, das Rezept jedoch als generisch (cf. DIMTER 1981: 99s.).

systematische Kombination der 14 Merkmale gelangt er theoretisch zu Textklassenkonzepten, die von „einfach situativ oder funktional oder einfach inhaltlich bestimmten Textklassen bis zu vollständig situativ und funktional und vollständig inhaltlich bestimmten Textklassen“ reichen (cf. DIMTER 1981: 112). Zu dieser Textklasseneinteilung, die jedoch nur tentativ und vorläufig ist, gelangt Dimter, indem er willkürlich ausgewählte Textklassenkonzepte mit Hilfe der zusammengestellten Merkmale analysiert (cf. DIMTER 1981: 106ss.). Dabei stellt er fest, dass unterschiedliche Textklassen nicht hinsichtlich aller Merkmalsdimensionen bestimmt sind: Beispielsweise lässt sich bei einem Telegramm weder die Textfunktion noch das Thema festlegen, so dass diese Textklasse als rein situativ zu bezeichnen wäre. An dieser Stelle wird eine wesentliche Schwäche des Ansatzes deutlich: Dimter bezeichnet Entitäten als „Textklassen“, denen dieser Status nicht eingeräumt werden dürfte. Telegramme, Telefonanrufe oder Briefe sind, da sie unabhängig von Funktion und Inhalt zu definieren sind, eher als „Kommunikationsarten“ (GÜLICH/RAIBLE 1975: 155) aufzufassen. Obwohl Dimter darauf hinweist, dass Konzepte nur vergleichbar sind, „wenn sie mit Bezug auf Merkmale der gleichen Kategorie (d.i. Kommunikationssituation, Textfunktion und Textinhalt) konstituiert sind“ (cf. DIMTER 1981: 36), zieht er daraus keine Konsequenzen. Im Gegenteil: Die einzelnen Kategorien haben für ihn distinktiven Charakter und werden als Differenzierungskriterien für Textklassen herangezogen.

Das meiner Ansicht nach gravierendste Manko liegt in der Ignorierung sprachlicher Merkmale: „Textinterne Merkmale wurden nicht untersucht, da der dafür notwendige statistische Aufwand beim heutigen Stand automatischer Syntaxanalyse von einem einzelnen nicht zu leisten ist“ (DIMTER 1981: 122). Würde man die bislang besprochenen Klassifikationsansätze auf einem Kontinuum eintragen, so wäre Dimters Ansatz am anderen Ende der Skala gegenüber von Harweg und Weinrich anzusiedeln. Ebenso wie deren Vorschläge muss auch ein Ansatz, der sich ausschließlich auf textexterne Merkmale beschränkt, als zu kurz greifend beurteilt werden. Den Einfluss sprachlicher Strukturen auf beispielsweise die Textfunktion bzw. den Texttypus haben sowohl Große als auch Werlich nachgewiesen.

Es bleibt jedoch festzuhalten, dass – v.a. im Vergleich mit Sandig und GÜLICH/Raible – Dimensionen erkennbar werden, die für die Bestimmung von Textsorten zentral sind. Dazu gehören die Kommunikationsteilnehmer und ihre Beziehungen zueinander, die physische Kontakt situation (akustischer/visueller Kontakt) und die thematisch-sprachliche Dimension. In unterschiedlicher Ausprägung finden wir Merkmale dieser Dimensionen sowohl bei Sandig als auch bei GÜLICH/Raible und bei Dimter. Textfunktionen werden bei GÜLICH/Raible und bei Dimter behandelt; der Kommunikationsbereich wird ausschließlich von GÜLICH/Raible betrachtet.

#### **4.3.2 Isenberg – eine weitere Klassifikation auf der Basis textexterner Merkmale: Bewertungskriterien und Interaktionsziele**

Horst Isenberg entwickelt in seinem Ansatz in einem ersten Schritt Bewertungskriterien, die er in einem zweiten Schritt „fundamentalen Interaktionszielen“ zuordnet (cf. ISENBERG 1984: 264). Die Korrelation zwischen Bewertungskriterien und Interaktionszielen bildet die Basis für seine Texttypologie, die für sämtliche mono- wie dialogische und schriftliche wie mündliche Texte der deutschen Sprache gültig ist. Seine erste These lautet, dass sprachliche Handlungen bewertet werden; diese Bewertungsmuster haben textsorten- oder – wie er sie nennt – „texttypenspezifischen“ Charakter: Eine wissenschaftliche Monografie wird beispielsweise nach ihrer theoretischen Adäquatheit beurteilt, eine Gebrauchsanweisung oder ein Geschäftsbrief nach seiner sachlichen Effektivität und ein Roman nach seiner ästhetischen Funktionalität (cf. ISENBERG 1984: 262s.), d.h. also, nur eine bestimmte Auswahl von Bewertungsmustern wird auf einen bestimmten Text angewandt (cf. ISENBERG 1984: 264). In der zweiten These formuliert Isenberg nun die Vermutung, dass Texte im Hinblick auf ein Interaktionsziel produziert werden und dass „jedem globalen Bewertungskriterium genau ein fundamentales Ziel entspricht“ (cf. ISENBERG 1984: 264). Er kommt so zu einer Texttypologie, in der sechs verschiedene Texttypen unterschieden werden:

Name des Texttyps	Globales Bewertungskriterium	Fundamentales Interaktionsziel	Texte (Beispiele)
Gnosogener <sup>39</sup> Text	theoretische Adäquatheit	Erzielung eines sozialen Erkenntnisgewinns	Monografie, wissenschaftliche Diskussion [...]
Kopersonaler Text	interpersonelle Korrektheit	Gestaltung zwischenmenschlicher Beziehungen	zwangloses Gespräch im Eisenbahnabteil, Partygespräch, Privatbrief [...]
Ergotroper <sup>40</sup> Text	sachliche Effektivität	Bewältigung einer Sachproblematik	Gebrauchsanweisung, Geschäftsbrief, Reportage [...]
Kalogener Text <sup>41</sup>	ästhetische Funktionalität	Entfaltung der sozialen Phantasie	Roman, Sonett, Ballade [...]
Religiotorper Text	religiöse Erlebnishaftigkeit	Vollzug religiöser Daseinsbewältigung	Predigt, Gebet, religiöse Beichte
Ludophiler <sup>42</sup> Text	momentane Lusthaftigkeit	Erzielung eines gemeinschaftlichen Lustgewinns	Ratespiel, Konversationsspiel [...]

Tabelle 5: Texttypen nach Isenberg; Quelle: ISENBERG 1984: 266

Obwohl die Typologie Isenbergs nicht unerheblichen Einfluss auf nachfolgende Forschungen hatte – z.B. auf die pragmatische Stilistik (SANDIG 1986: 75ss.) oder auf GÜLICHs Überlegungen zu Textsorten in der Kommunikationspraxis (GÜLICH 1986: 22) –, möchte ich dennoch auf einige Kritikpunkte aufmerksam machen: Isenberg selbst scheint seinen theoretischen Postulaten nicht nachkommen zu können. Beispielsweise verstößt er gegen seine Forderung der Exhaustivität einer Typologie, in der ein Textvorkommen wie ein Fachgespräch nicht zugeordnet und somit nicht beachtet werden kann, da es weder ausschließlich gnosogen noch kopersonal ist. Eine monotypische Zuordnung wäre jedoch nach seinen Anforderungen an eine adäquate Typologie ebenfalls geboten.<sup>43</sup> Es gibt keinen ersichtlichen Grund, ein Fachgespräch nicht auch einer selbstständigen Textsorte beizzuordnen, wenn zwanglose Gespräche eine eigene Textsorte darstellen.

<sup>39</sup> „Gnoseologie = *Erkenntnislehre*, -theorie“ (DUDEN Fremdwörterbuch 51990: 285).

<sup>40</sup> „Ergotrop = *leistungssteigernd*“ (DUDEN Fremdwörterbuch 51990: 226).

<sup>41</sup> „Kalos“ = cf. „*Kalokagathie* aus gr. *kalokagathía* zu *kalos* *kaὶ agathós* ‚schön und gut‘“ (DUDEN Fremdwörterbuch 1975: 214)

<sup>42</sup> „Ludus = öffentliches Fest- u. Schauspiel im Rom der Antike“ (DUDEN Fremdwörterbuch 51990: 467).

<sup>43</sup> Cf. dazu die Diskussion um Isenbergs Postulate an eine theoretisch fundierte Texttypologie in Kapitel 5.1.1.

Dies zeigt sich auch bei der Einordnung des Briefes, mit der Isenberg selbst Probleme hat: Seiner Meinung nach kann der Brief keinem der o.g. Texttypen zugeordnet werden, da sein Inhalt variabel ist und somit der Gestaltung zwischenmenschlicher Beziehungen dienen kann oder aber auch der Bewältigung einer Sachproblematik (cf. ISENBERG 1984: 266). Diese Feststellung unterstützt die von Gülich/Raible vorgeschlagene Terminologie der „Kommunikationsart“ zur Bezeichnung des Briefes (cf. GÜLICH/RAIBLE 1975: 155), d.h., dem Brief wird nicht der Status einer Textsorte zugesprochen.

Ein weiteres Problem der Isenberg'schen Klassifikation besteht in der unsauberen Trennung der Typologisierungskriterien. Zwar stellen heterogene Kriterien meiner Ansicht nach kein Hindernis für das Klassifikationsvorhaben dar, jedoch dürfen Zuordnungen auf einer Ebene nicht auf unterschiedlichen Kriterien basieren. Während die Klassifikation „kopersonaler Texte“ auf der Basis der Kommunikationssituation geschieht, wird ein kalogener Text aufgrund literarisch-gattungsspezifischer Merkmale zugeordnet. Es ist jedoch sehr wohl denkbar, dass zwei Personen in einem Eisenbahnabteil eine Ballade rezitieren und anschließend eine wissenschaftliche Diskussion darüber führen, so dass dieser Text aufgrund der Situation als „kopersonal“, aufgrund des Themas als „gnosogen“ und aufgrund der literarischen Gattung als „kalogen“ bezeichnet werden müsste.

#### 4.3.3 Halliday – Klassifikation nach Registern

Einen meines Erachtens äußerst aufschlussreichen, aber in der Textsortenlinguistik allgemein bis heute wenig beachteten Ansatz, Textsorten voneinander abzugrenzen, liefert Michael A. Halliday in Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Forschern. Seine Registertheorie entwickelte sich im Laufe der Jahre, so dass zwischen einzelnen Veröffentlichungen Modifikationen festzustellen sind. So ist z.B. zu Beginn des Halliday'schen Registeransatzes die Rede davon, eine Situationstypologie aufzustellen und diese anschließend mit sprachlichen Strukturen zu füllen (cf. HALLIDAY et al. 1972: 97, 100); später heißt es dann, dass ein Register den Situationstyp in sprachliche Strukturen übersetzt (cf. HALLIDAY 1989: 26). Im Folgenden geht es jedoch nicht darum, die Veränderungen der Phasen im Einzelnen aufzuzeigen; vielmehr möchte ich die Kerngedanken des Ansatzes darstellen, um sie für meine Untersuchung nutzbar zu machen.

Register sind ebenso wie „dialects“ sprachliche Variationen. Im Gegensatz zum „dialect“ ist ein Register jedoch nicht einer bestimmten Gruppe und einem bestimmten Gebiet zugeordnet, sondern es hängt von der Kommunikationssituation ab. Daraus folgt unmittelbar, dass ein Sprecher über eine Bandbreite von Registern verfügt, aus denen er – entsprechend der Situation – eine Abwahl treffen kann.

Wir brauchen die Kategorie ‚Register‘, wenn wir darstellen wollen, was die Menschen mit ihrer Sprache anfangen. Bei der Beobachtung sprachlicher Betätigung in verschiedenen Kontexten finden sich Unterschiede hinsichtlich des Sprachtyps, den man dem jeweiligen Situationstyp angemessen gewählt hat. (HALLIDAY et al. 1972: 94)

In der Registerlinguistik wird Sprechen als eine Art des sozialen Handels verstanden (cf. LUX 1981: 212). Ein Register bezeichnet das „meaning potential“ in einem bestimmten Kontext (cf. LUX 1981: 157); in einer konkreten Situation wird dann eine Bedeutung – wie Kallmeyer es nennen würde – aktualisiert bzw. monosemiert (cf. KALLMEYER 1980: 120). Wir unterscheiden in der Registertheorie drei Ebenen, wobei den Registern eine Vermittlungsfunktion zuteil wird: Handlungen lassen sich in Handlungs- bzw. Situationstypen einteilen, die sich mit Hilfe der Dimensionen „field“, „tenor“<sup>44</sup> und „mode“ beschreiben lassen: „These concepts serve to interpret the social context of a text, the environment in which meanings are being exchanged“ (HALLIDAY 1989: 12). Ein Register ist ein semantisches Konzept (cf. HALLIDAY 1989: 38), das über grammatische und lexikalische Einheiten verfügt, die den Situationsdimensionen Rechnung tragen. Der Einsatz der grammatischen und lexikalischen Formen wird seinerseits über drei Sprachfunktionen gesteuert: „*ideational, interpersonal and textual*“ (HALLIDAY 1978: 46). Der Zusammenhang von Handlungssystem, Situationsdimensionen, Registern und Sprachfunktionen lässt sich dabei wie folgt beschreiben:

Der Situationstyp (nebst seiner Realisierung ‚Register‘) erhält hier die Funktion eines Scharniers zwischen dem sozialen System und dem (formalen) Sprachsystem, die ja beide zunächst einmal unabhängig voneinander strukturiert sind. Der Situationstyp ist gleichzeitig Produkt des sozialen Systems und Eingabe für das Sprachsystem (im Sinne von ‚Was wird gesagt?‘). ‚Field‘, ‚tenor‘ und ‚mode‘ bzw. ‚ideational‘, ‚interpersonal‘ und ‚textual‘ sind die Kanäle, über die das, was gerade ‚getan‘ wird, übersetzt wird in das, was gerade ‚gesprochen‘ wird. (LUX 1981: 162)

Betrachten wir nun zunächst die Größen „field“, „tenor“ und „mode“ im Einzelnen, bevor wir uns den Sprachfunktionen detaillierter zuwenden. „[W]hat is actually taking place, who is taking part, what part the language is playing“ (HALLIDAY 1978: 31) gibt einen kurzen Überblick über die nun folgenden Dimensionen:

1. Das „Feld der Rede‘ bezieht sich auf das, was vorgeht: auf das Gebiet, in dem die sprachliche Betätigung operiert“ (HALLIDAY et al. 1972: 97). Ähnlich formuliert Halliday an anderer Stelle: „The FIELD OF DISCOURSE refers to what is happening, to the nature of the social action that is taking place: what is it that the participants are engaged in, in which the language figures as some essential component?“ (HALLIDAY 1989: 12)

Einerseits werden damit die Situationstypen bezeichnet, in denen die „sprachliche Betätigung praktisch das gesamte relevante Tun darstellt“ wie z.B. in einer Diskussion oder einem akademischen Seminar; andererseits bezieht sich das Feld

---

<sup>44</sup> Die Dimension „tenor of discourse“ ist auch unter der Bezeichnung „style of discourse“ bekannt. Auf die Umbenennung weist HALLIDAY 1978: 33 hin.

auch auf Themenbereiche wie Politik, Biologie oder Mathematik (cf. HALLIDAY et al. 1972: 97). Mit dem Redefeld werden demnach zwei Gegenstandsbereiche abgedeckt: Zum einen die Handlung, die die Sprache komplett determinieren kann, und zum anderen das Thema, das unabhängig von der Situation gewählt werden kann. An den Beispielen, die Halliday anführt (cf. HALLIDAY et al. 1972: 97s. und HALLIDAY 1989: 14), wird deutlich, dass hier verschiedene Ebenen vermischt werden, die theoretisch voneinander zu trennen wären.<sup>45</sup>

2. Der „tenor of discourse“ bezieht sich auf die sozialen Rollen zwischen den Kommunizierenden, die sich in der Sprache widerspiegeln; sie reichen von umgangssprachlich bis höflich-formal (cf. HALLIDAY et al. 1972: 99). „The TENOR OF DISCOURSE refers to who is taking part, to the nature of the participants, their status and roles. [...] both the types of speech role that they are taking on in the dialogue and the whole cluster of socially significant relationships in which they are involved?“ (HALLIDAY 1989: 12)

Wiederum werden zweierlei Aspekte in dieser Dimension zusammengefasst: Zum einen bezeichnet „tenor“ die soziale Rollenkonstellation, zum anderen werden aber auch sprachliche Rollen wie z.B. Interviewer/Interviewter oder Befürworter/Gegner hier angeführt. Nicht zwangsläufig müssen soziale und sprachliche Rollen jedoch kongruieren: Denken wir beispielsweise an ein von Schülern durchgeführtes Interview mit einem Lehrer in einer Schülerzeitung, dann spiegelt sich seine soziale Rolle nicht in der sprachlichen Rolle wider. Der „tenor“ wäre in diesem Fall über die Sprache nicht eindeutig definierbar bzw. er stünde hier im Widerspruch zur außersprachlichen Rolle.

3. Der Modus der Rede bezieht sich in erster Linie auf den Faktor geschriebene oder gesprochene Sprache. „The MODE OF DISCOURSE refers to what part the language is playing, what is that participants are expecting the language to do for them in that situation: the symbolic organisation of the text, the status that it has, and its function in the context, including the channel (is it spoken or written or some combination of the two?) and also the rhetorical mode, what is being achieved by the text in terms of such categories as persuasive, expository, didactic, and the like“ (HALLIDAY 1989: 12).

Diese Dimension scheint ein Sammelbecken darzustellen für alle übrigen Aspekte von Sprache. Die Differenzierung in geschriebene und gesprochene Sprache ist eindeutig und in dieser Form in verschiedenen Werken Hallidays zu finden (cf. HALLIDAY 1972: 98; 1978: 33). An anderer Stelle ergänzt er noch die „theme structure“ (HALLIDAY 1989: 34), womit er den Textaufbau bezeichnet. Des Weiteren geht er in

---

<sup>45</sup> Diewald trägt diesem Unterschied Rechnung, indem sie die Merkmalsachse [Kontextverschränkung] einführt; darunter fasst sie die Thematisierung kopräsenter und nicht kopräsenter Elemente, die sich textsortenspezifizierend auswirken (cf. DIEWALD 1991: 329).

dieser Dimension auf die illokutionäre Kraft der Sprache ein, „what is being achieved“. Diese wurde jedoch bereits in der Dimension „field“ angesprochen; zudem scheint auch der „tenor“ z.T. Aspekte der Illokution abzudecken (sprachliche Rollen). Insgesamt bleibt also festzuhalten, dass die einzelnen Dimensionen in sich nicht homogen strukturiert sind. Dies schränkt die Handhabbarkeit und die Beschreibungskraft des Modells etwas ein. Eine theoretische Fundierung erfährt der Ansatz jedoch durch die systematische Verbindung mit den Sprachfunktionen.

Bei der Verwendung von Sprache verfolgt der Sprecher auf unterschiedlichen Ebenen unterschiedliche Ziele. Fasst er die ihn umgebende Umwelt in Sprache, so hat das Gesagte eine „experiential meaning“ (HALLIDAY 1989: 18s.). Dazu bedient er sich bestimmter semantischer Relationen wie z.B. **wenn ... dann**-Sätzen; dies wird als „logical meaning“ bezeichnet. Beide zusammen bilden die „ideational meaning“. Auf der zweiten Ebene tritt der Sprecher durch seine Äußerungen mit den Kommunikationspartnern in seiner Umwelt in Kontakt. „We are considering it from the point of view of its function in the process of social interaction“ (HALLIDAY 1989: 20); daher bezeichnet Halliday diese Funktion als „interpersonal meaning“. Die dritte Ebene betrifft den Text selbst: Von der Anordnung der Information über die Wortwahl bis hin zum Rhythmus verleiht der Sprecher „textual meaning“ (HALLIDAY 1989: 23). Jede Dimension erhält durch Zuordnung zu einer Funktion ihre Legitimation:

- a. „[T]he field is expressed through the experiential function in the semantics“ (HALLIDAY 1989: 25), d.h., das Thema der sozialen Handlung wird in der „experiential function“ ausgedrückt.
- b. „[T]he tenor is expressed through the interpersonal function in the semantics“ (HALLIDAY 1989: 25), d.h., die sozialen Beziehungen der Kommunikationsteilnehmer werden in lexikalische und grammatische Einheiten übersetzt, die Teil der „interpersonal function“ sind.
- c. „The mode is expressed through the textual function in the semantics“ (HALLIDAY 1989: 25), d.h., die Rolle der Sprache wird in der „textual function“ realisiert.

Abschließend ist nun die Frage zu klären, welches Textsortenverständnis Halliday vertritt und welche Konsequenzen man daraus für eine mögliche Klassifizierung ableiten kann. Halliday selbst hat sich für den Zusammenhang von Textsorte und Umgebungssituation nicht interessiert (cf. LUX 1981: 166). Dennoch kann sein Ansatz für eine Beschreibung von Textsorten nutzbar gemacht werden. Die Leistung der Halliday'schen Registertheorie sieht Lux darin, dass eine Ordnungsmatrix bereitgestellt wird (cf. LUX 1981: 92): Jeder Text könnte theoretisch durch die Begriffe **field**, **tenor** und **mode** beschrieben werden; die Kombination der einzelnen Dimensionsmerkmale wäre dann konstitutiv für ein bestimmtes Register, wobei Register und Textsorte gleichzusetzen sind. Nun ist jedoch eine Textsorte nicht einfach unter einem bestimmten Handlungstyp zu subsumieren, sondern eine Textsorte wird „kausalnotwendig“ aus einem Handlungstyp und dem

„Trägermedium Sprache“ abgeleitet, d.h., der Handlungstyp wird zur „Tiefenstruktur“ der Textsorte und die Textsorte zur sprachlichen Kodierung des Handlungstyps (cf. LUX 1981: 212). Da jedoch nicht alle Textsorten in allen Dimensionen beschreibbar sind – Lux zeigt dies u.a. am Beispiel des Briefes oder des Sonetts, die nur über den „mode“ determiniert und nicht aus einem bestimmten Handlungstyp ableitbar sind (cf. LUX 1981: 214) –, wird eine Klassifizierung des gesamten Textinventars unmöglich. Lux gelangt bei der Anwendung der Halliday'schen Registertheorie zum Zwecke der Textsortenklassifizierung zu einem ähnlichen Ergebnis wie Dimter: Nicht alle Texte sind in allen Dimensionen beschreibbar (DIMTER 1981: 112; LUX 1981: 214).

Ein vergleichender Blick auf unsere bisher betrachteten Kriterien für die Textsortenbeschreibung erlaubt folgende Feststellung: Auch Halliday trägt der Rolle der Kommunikationsteilnehmer in seiner Theorie in der Dimension „tenor“ Rechnung, die bereits *mutatis mutandis* bei Sandig, Gülich/Raible und Dimter erwähnt wurde. Die von Sandig, Gülich/Raible und Dimter in unterschiedlicher Weise betrachtete physische Kontaktsituation spielt in Hallidays Modell hingegen keine Rolle. Die thematisch-sprachliche Dimension, die ebenfalls bei allen drei deutschen Linguisten angesprochen wird, ist z.T. durch das Feld der Rede abgedeckt. Die einzige von Sandig erwähnten Merkmale zum Textaufbau ([anfa], [ende], [aufb]) sind bei Halliday der Dimension „mode“ zugeordnet; ein weiteres von Sandig behandeltes Merkmal [gespr] ist konstitutiv für den Modus der Rede nach Halliday. In Bezug auf die Textfunktionen ähneln sich die Ansätze Gülich/Raibles und Hallidays am ehesten; beide greifen auf Bühler zurück. Die Typen von Kommunikationsprozessen (cf. GÜLICH/RAIBLE 1975: 152), sprich: die Kommunikationsbereiche, die Gülich/Raible in Anlehnung an die Funktionalstalistik (cf. RIESEL/SCHEDEL 1975) konzipiert haben, kommen natürlich in Hallidays Modell nicht vor, da sie sich erst als Ergebnis aus den Registern ableiten lassen. Wie bereits erwähnt, vernachlässigen Dimter und Sandig den Kommunikationsbereich gänzlich.

Die Registerlinguistik nach Halliday liefert uns Beschreibungsdimensionen, mit deren Hilfe wir situationsbedingte sprachliche Variationen genauer fassen können. Für die Textsortenlinguistik ist der Ansatz aus folgenden Gründen relevant: Verschiedene Situationen beeinflussen die Abwahlmöglichkeiten im Sprachsystem. Textsorten sind kondensierte Realisierungen dieser Abwahlmechanismen; sie können aus der Registertheorie abgeleitet werden. Insgesamt ist Hallidays Modell insofern von Bedeutung, als es den Anforderungen an eine Theorie, einen Sachverhalt zu beschreiben und zu erklären sowie Voraussagen über bestimmte Zusammenhänge treffen zu können, in allen Punkten gerecht wird. Der Abwahlmechanismus wird in drei Dimensionen gegliedert und ist somit beschreibbar. Umgekehrt kann erklärt werden, wieso sich ein Sprecher X in der Situation Y für die Formulierung F entschieden hat. Zu der Voraussagekraft sagt Halliday selbst:

Imagine that you come in, as we often do in real life, to a situation that is already going on. [...] You, as an individual, come into this group from outside. Very quickly, you are able to take part in the interaction. How do you do this? You do it, I suggest, by constructing in your mind a model of the context situation; [...]. You assign to it a field, noting what is going on; you assign to it a tenor, recognising the personal relationships involved; and you assign to it a mode; seeing what is being achieved by means of language. You make predictions about the kinds of meaning that are likely to be foregrounded in that particular situation. So you come with your mind alert, with certain aspects of your language already foregrounded, ready to be accessed, as it were, for taking part in this interaction. (HALLIDAY 1989: 28<sup>46</sup>)

#### 4.3.4 Lux – ein Modell der minimalen Merkmalkombinatorik

Friedemann Lux entwickelt zwar kein vollständiges Modell zur Klassifizierung von Textsorten, wir können jedoch aus seiner systematischen Herangehensweise Hinweise für die in Kapitel 5 und 6 näher ausdifferenzierten Beschreibungsebenen ableiten.

Ausgehend von der Idee, die Vorgehensweise der Phonologie – formuliert von Jakobson und Trubetzkoy (cf. LUX 1981: 227, 235s.) – auf das Untersuchungsgebiet des Textes zu übertragen, wendet sich Lux der Frage zu, ob zwei Texte A und B der gleichen Textsorte zuzuordnen sind und falls diese Frage bejaht wird, fragt er weiterhin, ob sich diese Texte in nur einem Merkmal unterscheiden, d.h., er führt eine Minimalpaaranalyse auf Textebene durch (cf. LUX 1981: 237s.). Der zweite Schritt ist für die Textsortendifferenzierung wesentlich, wobei es nun auf die Füllung der Merkmale ankommt. Um möglichst adäquate Merkmale entwickeln zu können, sollte das Modell theoretisch fundiert sein; dies geschieht über die drei Funktionen „referentiell“, „interpersonal“ und „formal“, die eine bereinigte Form der aus der Registertheorie stammenden Funktionen „ideational“, „interpersonal“ und „textual“ darstellen (cf. LUX 1981: 231). Lux konzipiert die Funktionen als typologisch eigenständig und verzichtet im Gegensatz zu Halliday darauf, eine Realisierungsbeziehung zwischen den Funktionen und dem formalen Bereich anzunehmen (cf. HALLIDAY 1989: 25). Die drei Funktionen, die er auch „Textdimensions (TD)-Bereiche“ nennt, stellen den Ausgangspunkt seiner Klassifikation dar. Im Folgenden entwirft er eine Teilmatrix für einen TD-Bereich, den referentiellen Bereich, wobei der interpersonale Bereich z.T. einbezogen wird. Zwar schreibt Lux seinem Vorschlag nur einen vorwiegend tentativen und v.a. illustrativen Charakter zu (cf. LUX 1981: 243); er scheint jedoch gerade mit dieser Überschneidung von referentiellem und interpersonalem Bereich seine eigenen Prinzipien zu unterlaufen: Lux betrachtet die Einführung der Textfunktionen als zentralen Schritt auf dem Weg zu einer aussagekräftigen Theorie, die dadurch an Systematizität gewonnen hat (cf. LUX 1981: 143). Zudem betont er an anderer Stelle: „[...] kompetentiell kommen nur mehr oder weniger fixe Kategorien, nicht Kontinua

---

<sup>46</sup> Hervorhebung durch Verfasserin.

ohne jede klare Grenze für die Texttypologie in Frage“ (LUX 1981: 229).<sup>47</sup> Durch die Behandlung der Illokution im referentiellen Bereich verstößt Lux somit gegen seine eigenen Forderungen.

Gegenstand seiner texttypologischen Analyse ist ein Korpus von 70 Texten, von denen er einige selbst verfasst hat (cf. LUX 1981: 238). Auch diese Vorgehensweise scheint mir äußerst fragwürdig: Weisen die vorhandenen Texte nicht die erwarteten Merkmale auf, formuliert man selbst passende Texte!? – Lux vergleicht nun nach eben beschriebener Methode zwei Texte aus seinem Korpus und stellt das Thema als ihr differenzierendes Merkmal heraus: Das erste, unterschiedliche Textsorten kennzeichnende Merkmal des referentiellen Bereiches ist also das Thema (1.). Nach Lux reicht demnach ein einziges differenzierendes Kriterium aus, um zwei Textexemplare unterschiedlichen Textsorten zuzuordnen. „Da dieser Unterschied der einzige ist, ist er für die verschiedene Textsortenzugehörigkeit verantwortlich“ (LUX 1981: 238). Es wird noch zu zeigen sein, auf welcher Ebene ein einzelnes Kriterium textsortendifferenzierenden Charakter hat, jedoch trifft dies mit Sicherheit nicht allgemein zu. Mit Hilfe der oben beschriebenen Vergleichsmethode gelangt Lux zu einer Teilmatrix, die noch weitere spezifizierende Merkmale umfasst (LUX 1981: 239-243):

2. der Wahrheitsrahmen (Ist der Textinhalt als fiktional (F) oder real (R) zu betrachten?)
3. das Abbildungsmuster (Ist die Reihenfolge der Information sequentiell-temporal festgelegt? D.h., ist die Reihenfolge der Informationsdarbietung logisch-chronologisch festgeschrieben?); dynamisch (D) vs. statisch (S)
4. die Deixis (Beschreibt der Textinhalt ein spezifisches (s) oder ein allgemeines (a) Ereignis?)
5. die Existenz (Ist der Textinhalt zum Sprechzeitpunkt vergangen/gleichzeitig oder liegt er in der Zukunft?); existent (ex) vs. virtuell (virt)
6. der Modus (Wird der Textinhalt neutral oder kommentierend wiedergegeben?); registrierend (reg), argumentierend (arg), postulierend (post)

Zu Recht weist Lux darauf hin, dass der „Modus“ am Rand des referentiellen Bereichs an der Grenze zum interpersonalen Bereich liegt (cf. LUX 1981: 241), er zieht jedoch keine Konsequenzen daraus. Das folgende Merkmal „Ilokution“ bezieht sich ebenfalls auf den interpersonalen Bereich, genauer auf den kommunikativen Gehalt des Textes.

7. die Ilokution (Welche Handlung vollzieht der Sprecher mit dem Text? – Eine informierende (Inf), auffordernde (Auff) oder phatische (rein der Unterhaltung dienende) (Phat) Handlungsintention?)

---

<sup>47</sup> Gegen diese Forderung müssen bereits an dieser Stelle Einwände geäußert werden. Eine Typologisierung kann vor dem Hintergrund einer prototypischen Textsortenkonzeption, die meinem Ansatz zugrunde liegt, keine klaren Grenzen aufweisen.

Des Weiteren kommt eine Merkmalsgruppe hinzu, die zum einen deduktiv aus anderen Ansätzen entwickelt wird und zum anderen bereits ein Kombinationsprodukt aus den oben erwähnten Merkmalen darstellt. Man könnte sie als „Thematische Entfaltung“ bezeichnen (Lux selbst nennt keinen Oberbegriff); dazu gehören die folgenden Merkmale:

8. „narrativ“ (dynamisch, spezifisch und registrierend), „deskriptiv“ (statisch, spezifisch und registrierend), „expositorisch“ (allgemein und registrierend) und „argumentativ“ (argumentierend) (cf. LUX 1981: 248)

Die Leistung des Lux'schen Ansatzes besteht darin, für den referentiellen Bereich eine relativ umfangreiche Matrix zur Beschreibung von Textsorten aufgestellt zu haben. Auf die unzulässige Überschneidung der Textdimensionsbereiche wurde bereits hingewiesen. Eine andere Schwäche liegt in der Konzeption der Merkmale als Dominanzkriterium, d.h., ein Text muss z.B. hinsichtlich des Modus-Merkmales eindeutig definiert werden (cf. LUX 1981: 250): Entweder ist er registrierend, argumentierend oder postulierend – hier hat sich der Analysierende zu entscheiden. Eine prototypische Konzeption der einzelnen Merkmale kann – wie noch zu zeigen sein wird – diese „entweder-oder“-Zuordnung verhindern (cf. Kapitel 5.2).

#### 4.3.5 Diewald – Klassifikation nach Situationen

Gabriele Diewalds Arbeit ist in drei Teilbereiche gegliedert: Im ersten Teil entwirft sie eine Deixistheorie; im zweiten Teil charakterisiert sie die Voraussetzungen für eine Textsortenklassifikation, die in einem Textsortenmodell mündet, das dann im dritten Teil exemplarisch an verschiedenen Texten erprobt wird. Ausgehend von der These, dass die Deixis durch ihre Verweisfunktion auf die Umwelt das Scharnier zwischen Sprecher und außersprachlichem Kontext darstelle (cf. DIEWALD 1991: 1), entwickelt Diewald eine Textsortenklassifikation, die die Situation als oberstes Hierarchiekriterium annimmt. Dabei sind Textsorten „Grundmuster von Texten, die in Abhängigkeit vom Grundmuster einer Situation entstehen“ (DIEWALD 1991: 1), d.h., alle Texte, die einer spezifischen Situation zugeordnet werden können, gehören auch derselben Textsorte an. Wir sehen hier eine deutliche Parallele zu Halliday und Lux. Jedoch nimmt die Situation in Diewalds Modell eine wesentlich prominentere Rolle ein als in den anderen Ansätzen: Ihre Klassifikation wird von der Situation aus entwickelt, während Halliday und Lux Situation und Funktion aufeinander beziehen und sie auf einer Ebene behandeln.

Der Situation als höchster Hierarchiestufe in Diewalds Modell werden die spezifizierenden Ebenen „Handlungsbereich“, „Textfunktion“ und „Redegegenstand“ untergeordnet. Jede Ebene wird nun über so genannte „Merkmalsachsen“ näher bestimmt. Die Situation lässt sich über die Merkmalsachsen [dialogisch], [face-to-face] und [mündlich] genauer beschreiben und da Textsorten durch den Situationstyp determiniert werden, spricht Diewald auf dieser Ebene von „Grundtextsorten“ (cf. DIEWALD 1991: 275).

Die Originalsituation, die durch die erwähnten drei Merkmalsachsen vollständig spezifiziert ist, bestimmt die Grundtextsorten, deren Matrixtext sprachliche Formen aufweist, die eindeutig von der Ausprägung der situativen Merkmale gesteuert sind. (DIEWALD 1991: 296)

Auf diese Weise entstehen fünf Grundtextsorten, die wie folgt gekennzeichnet sind:

1. Dialog: [+d], [+f], [+m]
2. Telefongespräch: [+d], [-f], [+m]
3. Brief: [+d], [-f], [-m]
4. Mündlicher Monolog: [-d], [+f], [+m]
5. Schriftlicher Monolog: [-d], [-f], [-m]

Auf der zweiten Hierarchiestufe siedelt Diewald nun den Handlungsbereich an; dieser ist über die Merkmalsachsen [privat], [soziale Nähe], [freies Rollenverhältnis] und [freie Themenwahl] gekennzeichnet ist (cf. DIEWALD 1991: 307). In Abgrenzung zur Situation beschreibt der Handlungsbereich diejenigen sozialen Momente, die „gesellschaftsbedingten Variationen“ unterliegen (cf. DIEWALD 1991: 303); sie sind im Vergleich zu den Situationsmerkmalen nicht universal. Die im Handlungsbereich positionierten Merkmalsachsen spezifizieren die Situation im Hinblick auf die soziale Stellung der Kommunikationspartner zueinander.

Die nächste untergeordnete Ebene wird durch die Textfunktionen besetzt. Diewald unterscheidet in Anlehnung an Bühler folgende Merkmalsachsen: [Kontaktfunktion<sup>48</sup>], [Darstellungsfunktion] und [Appellfunktion] (cf. DIEWALD 1991: 320). Sie betont dabei, dass sie die Textfunktionen als „universale Parameter der sprachlichen Kommunikation [erachtet], [die] in jedem Text notwendig vorhanden [sind]“ (DIEWALD 1991: 311s.). Die Diewald'schen Funktionen übernehmen somit weder innertextliche noch pragmatische Aufgaben, wie dies beispielsweise in Funktionsmodellen sprechakttheoretischer Herkunft der Fall ist. Auf der Basis dieser Definition könnte man annehmen, dass sie denselben Status einnehmen wie die Funktionen „ideational“, „interpersonal“ und „textual“ in Hallidays Modell (cf. HALLIDAY 1978: 46). Allerdings müssten sie dann – wie bei Halliday – gleichsam von außen mit den übrigen Merkmalsdimensionen zusammengeführt werden; Diewald ordnet sie jedoch wie gesagt unter.

Den Redegegenstand betrachtet Diewald als letztes textsortendifferenzierendes Kriterium auf der untersten Ebene. Als einzige textsortendifferenzierende Merkmalsachse wird hier die [Kontextverschränkung] genannt (DIEWALD 1991: 329).

---

<sup>48</sup> Die Kontaktfunktion ist nicht identisch mit Bühlers Ausdrucksfunktion (cf. DIEWALD 1991: 318). Der Beschreibung nach entspricht Diewalds Kontaktfunktion vielmehr Jakobsons „phatischer Funktion“ (cf. JAKOBSON 1960/71: 149s.): „Sie betrifft den Beginn, die Aufrechterhaltung/Steuerung und die Beendigung der Kommunikationssituation sowohl unter technischen als auch unter sozialen Gesichtspunkten“ (DIEWALD 1991: 318).

Sowohl das Thema an sich als auch seine Thematische Entfaltung und die Frage nach der Fiktionalität sind – so Diewald – nicht Bestandteil der Klassifikationsmatrix, da sie auf der sprachlichen Ebene angesiedelt sind (cf. DIEWALD 1991: 322). Obwohl beispielsweise die Lexik großen Einfluss auf die Gestaltung des Textes hat, kann ein bestimmtes Lexem nicht einem spezifischen Themenbereich und somit einer spezifischen Textsorte zugeordnet werden. Dem ist sicherlich zuzustimmen, dennoch bin ich der Ansicht, dass man sprachinterne Aspekte keinesfalls aus der Textsortenbestimmung ausklammern sollte. In Bezug auf das Merkmal [Kontextverschränkung] wird wiederum Diewalts monotypische Klassifizierungsabsicht deutlich. Ihrer Meinung nach wirkt lediglich dieses Kriterium in textsortendifferenzierender Hinsicht distinkтив: Ein Thema kann in unterschiedlicher Art und Weise mit dem außersprachlichen Kontext bzw. der Situation verbunden sein: Es kann einerseits Teil des außersprachlichen Kontextes sein, es kann aber auch andererseits außerhalb des außersprachlichen Kontextes liegen (cf. DIEWALD 1991: 322s.).

Diewalts Ansatz ist v.a. in einem Punkt als inkohärent zu beurteilen: In zahlreichen Passagen weist sie darauf hin, dass die Grenzen zwischen den einzelnen Merkmalsachsen fließend sind; für den Handlungsbereich gilt beispielsweise:

Die Merkmalsausprägungen der Achsen sind nicht als Entweder-Oder zu bestimmen; sie beruhen auf stillschweigenden Vereinbarungen der Partner, können ineinander übergehen und stehen in gegenseitiger Abhängigkeit. (DIEWALD 1991: 310)

Im Bereich der Grundtextsorten spricht sie von einer „Skala“, auf der die Textsorten angeordnet sind (cf. DIEWALD 1991: 303), wobei das Kontinuum vom mündlichen Dialog in der face-to-face-Situation an einem Pol zum schriftlichen Monolog ohne face-to-face-Situation am anderen Pol reicht. Im Grunde liegt diesen Äußerungen eine prototypische Konzeption zugrunde, die jedoch nicht konsequent zu Ende gedacht wurde. Dies zeigt sich z.B. in der Feststellung, dass für die höchste Ebene in der Hierarchie nur die Situation in Frage käme, da diese „klar abzugrenzen und zu definieren“ sei (cf. DIEWALD 1991: 313). Hier werden wiederum starre Grenzen postuliert, die verhindern, dass peripherie Textvorkommen berücksichtigt werden können. Diewald nimmt diese zwar wahr (cf. DIEWALD 1991: 298ss.), dennoch werden sie aus ihrem Modell der Grundtextsorten mit einer mentalistischen Begründung ausgegrenzt:

Diese Kompetenz, die ein Konstrukt auf der Grundlage der Kompetenz des Linguisten ist, wird keine Information über peripherie oder nur in speziellen Bereichen vorkommende Textsorten enthalten, sondern nur den allgemeinen Kern betreffen, das heißt, die Textsorten, über deren Existenz und Beschaffenheit ein allgemeiner Konsens besteht. (DIEWALD 1991: 298)

In extreme Bedrängnis gerät Diewald bei der Bestimmung der Funktionen. Hier beurteilt sie zunächst in den Ansätzen, die mit einer dominierenden Textfunktion

arbeiten wie z.B. Dimter, die Wahl der angeblich dominierenden Funktion als willkürlich (cf. DIEWALD 1991: 313). Wenig später muss sie sich aufgrund ihrer Konzeption der starren Grenzen dafür entscheiden, einer „nicht dominierende[n] Textfunktion, die jedoch nichtsdestoweniger vorhanden ist“ (DIEWALD 1991: 320), ein negatives Vorzeichen zu geben. D.h., in ihrem Modell könnte eine weniger präsente Textfunktion nicht adäquat abgebildet werden.

Abschließend möchte ich noch auf Diewalds Anmerkungen zu den Grundtextsorten „Brief“ und „schriftlicher Monolog“ eingehen. M.E. wird der Brief als Grundtextsorte adäquat beschrieben, indem auf seine Mittelstellung zwischen Dialog und Monolog aufmerksam gemacht wird. Sehr richtig bemerkt Diewald darüber hinaus an, dass „die Grundtextsorte Brief bei einer weiteren Ausdifferenzierung, die über die hierarchieniedrigeren Bereiche der Redekonstellation erfolgt, durchaus stärker zu einem der beiden Extremwerte hin verändert werden kann“ (DIEWALD 1991: 301). Aufgrund der bereits kritisierten Konzeption muss sich Diewald jedoch auf der Ebene der Grundtextsorten entscheiden und dem Brief ein eindeutiges Merkmal zuordnen; sie bezeichnet den Brief als „versuchte[n], verhinderte[n], rudimentäre[n] Dialog“ (DIEWALD 1991: 300) und ordnet ihm das Merkmal [dialogisch] zu, obwohl sie betont, dass sich der Brief auch in die Richtung des schriftlichen Monologs bewegen kann. Diewald erkennt die Grenzen ihres starren Konzeptes, zieht jedoch keine Konsequenzen daraus. Nach ihrem Textsortenmodell wäre es nicht möglich den BadA adäquat zu beschreiben, da dieser zunächst auf der Ebene der Grundtextsorten als dialogisch eingeordnet werden müsste, später, durch weitere spezifizierende Merkmale, jedoch eher zum schriftlichen Monolog tendiert.

#### 4.3.6 Rolf – Klassifikation nach Sprechakten

Eckard Rolf nimmt eine umfassende Typologisierung von Gebrauchstexten im Sinne Belkes<sup>49</sup> auf der Basis des sprechakttheoretischen Konzeptes nach John Searle vor – ein streng pragmatisch ausgerichteter Ansatz (cf. ROLF 1993: 62).<sup>50</sup> Die Textfunktion bildet dabei das Basiskriterium und so sieht Rolf das von Isenberg geforderte Kriterium nach einer einheitlichen Typologisierungsbasis erfüllt (cf. ROLF 1993: 62).

Seine These lautet nun, dass sich die Funktion eines Textes aus der dominierenden Illokution einer Äußerung ergibt, m.a. Worten: „[...] Gebrauchstextsorten dienen [...] den gleichen Zwecken wie die Sprechakte; es gibt also assertive, direktive, kommissive, expressive und deklarative Textsorten“ (ROLF 1993: 309). In seiner Untersuchung berücksichtigt Rolf ca. 2.100 Textsortenbezeichnungen, die im Wörterbuch lemmatisiert sind (cf. ROLF 1993: 134s.). Auf die assertiven Textsorten entfallen 43%<sup>51</sup> der Textexemplare, auf die direktiven 23%, 12% auf die kommissiven,

---

<sup>49</sup> Cf. BELKE 1973 und 1975.

<sup>50</sup> Zur generellen Kritik an den sprechakttheoretisch orientierten Ansätzen cf. ADAMZIK 2000: 92-102; zur Kritik an Rolf cf. insbesondere ADAMZIK 2000: 99.

<sup>51</sup> Einige Seiten später beziffert Rolf dann den Anteil an assertiven Textsorten an der Gesamtmenge mit über 45% (cf. ROLF 1993: 172).

lediglich 6% auf die expressiven und auf die deklarativen 16% aller berücksichtigten Texte (cf. ROLF 1993: 166ss.). Resümierend kann festgehalten werden, dass:

1. die assertiven Textsorten dazu dienen, „ihre(n) Adressaten zu informieren, d.h. bei ihnen (ihm) eine Veränderung (Erweiterung) der Gesamtheit der epistemisch-doxastischen Zustände und Prozesse herbeizuführen“ (ROLF 1993: 166). Texte dieser Art verändern also die kognitive Struktur des Adressaten. Als Beispiele seien hier Protokolle, Berichte aller Art (Reiseberichte, Geschäftsberichte) und Pläne sowie Programme aller Art (Fahrpläne, Fernsehprogramme) genannt.
2. die Funktion direktiver Textsorten darin besteht, den „Adressaten zur Ausführung einer bestimmten Handlung zu bewegen“ (ROLF 1993: 166). Dazu gehören Gesetze (u.a. Aktiengesetz, Strafgesetz), Einladungen und Anträge.
3. kommissive Texte die Aufgabe haben, „dem Adressaten eine Orientierung über ein bestimmtes, in seinem eigenen Interesse liegendes zukünftiges Verhalten des (oder der) Textproduzenten zu ermöglichen“ (ROLF 1993: 167). Die Betonung liegt darauf, dass durch das vom Textproduzenten übernommene Versprechen beim Rezipienten eine Erwartung hervorgerufen wird. Folgende Textsorten sind dazu zu rechnen: Verträge, Abkommen und Pakte.
4. die Aufgabe der expressiven Textsorten darin liegt, „einer Gefährdung der im Falle bestimmter Veränderungen überraschend leicht aus dem Gleichgewicht geratenden ‚Entitäten‘, wie es soziale Beziehungen und personale Identitäten nun einmal sind, entgegenzuwirken“ (ROLF 1993: 167). Als Beispiele dieser Gruppe werden Beileidsbriefe, Glückwunschtelegramme und Protestschreiben erwähnt.
5. „[d]eklarative Textsorten [...] dazu [dienen], die Unterstellung institutioneller Wirklichkeiten herbeizuführen, aufzuheben oder in andere derartige Unterstellungen zu überführen“ (ROLF 1993: 168). Als Beispiele seien hier Urkunden, Zeugnisse und Vollmachten genannt.

Eine Subkategorisierung erfahren die o.g. Textsorten durch die Beschreibung der Zielerreichungsweise, die ihrerseits spezifiziert werden kann, und die vorbereitenden Bedingungen (cf. ROLF 1993: 171s.). Der Geschäftsbericht z.B. gehört nach Rolf zu den assertiven Texten, deren Ziel in einer darstellenden, genauer in einer registrierend-darstellenden Weise erreicht wird (cf. ROLF 1993: 186).

Zu Rolfs Klassifikationsansatz sind im Hinblick auf die in dieser Arbeit vertretene Position folgende Anmerkungen vorzunehmen: Zahlreiche Schwierigkeiten und Inkohärenzen ergeben sich aus der Problematik des homogenen Basiskriteriums: „Die vorgelegte Klassifikation ist exhaustiv und disjunkt“ (ROLF 1993: 315). Auch wenn es sich um einen der bisher umfangreichsten Klassifikationsvorschläge handelt<sup>52</sup>, kann dieser Ansatz nicht als exhaustiv bezeichnet werden. Exhaustivität ist

---

<sup>52</sup> Andere Autoren berücksichtigen zumeist nur eine Auswahl von Texten (cf. LUX 1981, DIMTER 1981).

und bleibt in Bezug auf die Textsortenklassifikationen ein theoretisches Wunschkonstrukt. Zudem stellt sich die Frage nach der Notwendigkeit von Exhaustivität. Klassifikationen in dem hier beschriebenen Sinne bilden das Sprachsystem aus einer synchronen Perspektive ab. Texte sind jedoch historischem Wandel unterworfen; sie entwickeln sich aus kommunikativen Bedürfnissen, die sich permanent ändern (können). Demnach kann eine Klassifikation von Textsorten nur als ein offenes System mit fließenden Grenzen konzipiert werden, das den aktuellen Veränderungen Rechnung trägt. Hinzu kommt, dass der Ansatz ebenso wenig disjunkt genannt werden kann. Ich möchte dies an zwei Beispielen verdeutlichen: Disjunkt würde bedeuten, dass eine monotypische Zuordnung der Textexemplare erfolgt. Wie ist es zu erklären, dass der Hausaufsatz den direktiven und der Besinnungsaufsatz den assertiven Textsorten zugerechnet wird? Als direktiv ist der Hausaufsatz zu bezeichnen, da er zur „geistigen Aktivierung bzw. [zur] Erhaltung der geistigen Beweglichkeit, [und zur] Ingangsetzung bestimmter mentaler Prozesse“ anregt (cf. ROLF 1993: 258). Der Besinnungsaufsatz wird den assertiven Texten mit der Begründung zugeordnet, eine disputierende Textsorte zu sein, deren Aufgabe darin besteht, „ein theoretisches Problem [...] zu erörtern“ (ROLF 1993: 194s.); bei dieser speziellen Untergruppe von Textsorten sei noch ihr tentativer Charakter zu berücksichtigen (cf. ROLF 1993: 195). Sowohl auf den Besinnungsaufsatz als auch auf den Hausaufsatz treffen die jeweils für die andere Textsorte genannten distinktiven Charakteristika zu, so dass eine monotypische Zuordnung nicht logisch ist, da es sich offensichtlich nicht um zwei verschiedene Textsorten handelt. Ein anderes Beispiel – und es lassen sich zahllose ähnlich geartete Fälle nennen – stellen der Abschiedsbrief und die Abschiedsrede dar. Dem Abschiedsbrief wird die Funktion zugeschrieben, er wirke bei der Aufhebung eines Kontakts stabilisierend und er sei deshalb zu den expressiven Textsorten zu zählen (cf. ROLF 1993: 279). Die Abschiedsrede sei hingegen aufgrund ihres „außergewöhnlichen, zumeist feierlichen“ Anlasses den assertiven Textsorten zuzuordnen, wobei die Sache jedoch eindeutig im Vordergrund stehe (cf. ROLF 1993: 201); dies sei beispielsweise bei einer Grabrede nicht der Fall (cf. ROLF 1993: 279s.). Auch hier scheint mir die Zuordnung höchst willkürlich vorgenommen worden zu sein, da wiederum sowohl der Abschiedsbrief aufgrund des besonderen Anlasses zu den assertiven Textsorten gerechnet werden könnte als auch die Abschiedsrede stabilisierenden Charakter hat.

In unserem ersten Beispiel liegen die differenzierenden Kriterien im Bereich der Inklusionsrelation (ein Besinnungsaufsatz ist durchaus als Hausaufsatz denkbar); im zweiten Beispiel liegen sie im Bereich des Mediums (Rede oder Brief). Die Funktion der Texte ist jedoch in beiden Fällen kein geeignetes Kriterium der Differenzierung. Hieraus wird ersichtlich, dass sich Rolf zwar theoretisch um homogene Kriterien der Subdifferenzierung bemüht (cf. ROLF 1993: 171s.), dass ihre Umsetzung jedoch scheitert – scheitern muss.

Des Weiteren möchte ich auf eine systematische Schwäche hinweisen: In vielen Textsortengruppen, die beispielsweise die Bezeichnung ASS 29, ASS 41, DIR 18 oder KOMM 6 tragen, werden Textsortenexemplare unterschiedlichen Status' nebeneinander gestellt: So werden neben dem Fachreferat und dem Kurzreferat das

Referat allgemein erwähnt (cf. ROLF 1993: 200), neben dem Aktenvermerk und dem Sichtvermerk der Vermerk (cf. ROLF 1993: 214), neben dem Beförderungsgesuch und dem Gnadengesuch das Gesuch (cf. ROLF 1993: 257) oder neben Amtseid und dem Diensteid der Eid (cf. ROLF 1993: 268).<sup>53</sup> Hier liegt jedoch jeweils ein privatives und kein äquipollentes Verhältnis vor (cf. WUNDERLI 1989: 148). – Der Textsortengruppe ASS 16 werden u.a. Charakter-, Natur- und Reiseschilderungen sowie auch Schilderungen und Detailschilderungen zugeordnet (cf. ROLF 1993: 187). Der Begriff **Detailschilderung** stellt eine Beschreibung auf einer Metaebene dar; sowohl von einer Reise als auch von der Natur können Detailschilderungen angefertigt werden. Hier wurden ebenfalls verschiedene Ebenen unzulässig miteinander vermischt. – Der Status der einzelnen Textexemplare innerhalb einer Textsorte ist deshalb von enormer Bedeutung, da nach Rolfs Konzeption alle Texte einer Kategorie gleich repräsentative Vertreter dieser Textsorte sein müssten, sonst würden sie nicht ein und derselben Textsorte angehören dürfen. Durch seine strikte Zuordnungsstrategie ist Rolf nicht in der Lage, dem Phänomen der mehr oder weniger prototypischen Repräsentanten einer Kategorie Rechnung zu tragen. Dass dies jedoch notwendig ist, wird am Beispiel der Gebrauchsanweisung deutlich, die z.T. direktive aber auch assertive Funktionen übernimmt (cf. ROLF 1993: 237). Seine Überlegung, eine direktiv-assertive Textsortengruppe einzurichten, spricht für sich.

Abschließend möchte ich noch kurz auf Rolfs Äußerungen zur Behandlung des Briefes eingehen. Briefe wie Privat- oder Geschäftsbriebe finden mit der Begründung, sie seien „zu unspezifisch“ (cf. ROLF 1993: 194), keine Berücksichtigung; Entschuldigungs- und Dankbriefe werden dennoch erwähnt (cf. ROLF 1993: 283). Demgegenüber werden Briefe aus den Bereichen Verwaltung und Geschäft, die als Dokumente zu betrachten sind, ausführlich einbezogen: Hypthekenbrief, Frachtbrief, Adelsbrief, Gesellenbrief, Ehrenbürgerbrief etc. (cf. ROLF 1993: 297ss.).<sup>54</sup>

Bei aller grundsätzlichen Kritik an dem Ansatz und seiner inkohärenten Umsetzung liefert Rolf entscheidende Hinweise in Bezug auf den BadA, der als Textsortenexemplar jedoch nicht beachtet wurde. Die Ausführungen zum Protokoll und zum Geschäftsbericht sowie zum Vorwort und teilweise zum Brief sind dabei von besonderem Interesse.

---

<sup>53</sup> In diesem Zusammenhang sei auch darauf verwiesen, dass die Zahl der 2.100 berücksichtigten Textsortenbezeichnungen auch zustande kommt, indem Textsortenbezeichnungen in der jeweiligen lateinischen Version mitgezählt werden: „Einführvertrag“ und „Importvertrag“ (cf. ROLF 1993: 271); „Beschreibung“ und „Deskription“ (cf. ROLF 1993: 188). Synome wie „Einfuhrbewilligung“, „Einführerlaubnis“ und „Einfuhrgenehmigung“ werden ebenfalls gesondert aufgeführt (cf. ROLF 1993: 266). In diesem Fall gehören sie wenigstens noch einer Textsortengruppe – der KOMM 3 – an, während sie im folgenden Beispiel unterschiedlichen Basisfunktionen zugeordnet werden: Ein Schuldanerkenntnis hat eine kommissive Funktion (cf. ROLF 1993: 267), eine Selbstbezeichnung hingegen eine expressive (cf. ROLF 1993: 283), ein Schuldgeständnis aber eine assertive (cf. ROLF 1993: 175). Hierfür finde ich keine passende Erklärung.

<sup>54</sup> Ermert weist darauf hin, dass Briefe ursprünglich aus diesen Bereichen stammen (cf. ERMERT 1979: 7). Cf. auch Kapitel 4.4.4: **Brief** bedeutete ursprünglich „Urkunde“ (cf. KLUGE <sup>22</sup>1989: 105).

#### 4.3.7 Brinker – Klassifikation nach Funktionen

Klaus Brinkers Ansatz stellt gleichermaßen ein Instrumentarium zur Textanalyse wie auch ein Klassifikationsmodell für Texte im Allgemeinen dar. Texte sind komplexe sprachliche Handlungen, die aus heuristischen Gründen auf zwei bzw. drei Ebenen betrachtet werden sollten: Auf der kommunativ-pragmatischen Ebene untersucht man einerseits funktionale, andererseits situative Merkmale der Sprache; auf der strukturellen Ebene stehen dagegen thematische und grammatische Aspekte im Vordergrund (cf. BRINKER 1997a: 133ss.). Grundlegend in Brinkers Klassifikationsvorschlag ist die Bestimmung der Textfunktion. In Anlehnung an Searles Illokutionstypologie unterscheidet Brinker fünf Textfunktionen (cf. BRINKER 1997a: 101); sie bilden die Basis seiner Textsortenklassifikation (cf. BRINKER 1997a: 133). Dazu resümiert er:

1. die Informationsfunktion (konstitutiv für Nachrichten, Berichte, Beschreibungen, Gutachten usw.); 2. die Appelfunktion (konstitutiv für Werbeanzeigen, Propagandatexte, Anleitungen, Gesetze, Predigten, Anträge usw.); 3. die Obligations- oder Selbstverpflichtungsfunktion (konstitutiv für Verträge, Garantieerklärungen, Angebote usw.); 4. die Kontaktfunktion (konstitutiv für Gratulations-, Kondolenzschreiben, Ansichtskarten usw.) und 5. die Deklarationsfunktion (konstitutiv für Ernennungsurkungen, Bevollmächtigungen, Bescheinigungen usw.). (BRINKER 1997b: 196)<sup>55</sup>

Im Sinne des Isenberg'schen Homogenitäts-Postulats hat Brinker für seinen Klassifizierungsvorschlag ein einheitliches Basiskriterium gewählt. Dieses homogene Kriterium besteht in „der Art des kommunikativen Kontakts, die der Emittent mit dem Text dem Rezipienten gegenüber zum Ausdruck bringt“ (BRINKER 1997a: 104). Inwiefern ein homogenes Kriterium für eine Textsortenklassifikation tatsächlich unabdingbar ist, wird in Kapitel 5.1.1 diskutiert. – Eine Subklassifizierung erfahren die einer Funktion zugeordneten Texte auf der Ebene der Situation und auf der Ebene der strukturellen Kriterien. Die Situation definiert sich über die Kommunikationsform und den Handlungsbereich. Dabei ist die Kommunikationsform durch die Kriterien „face-to-face“, „monologisch/dialogisch“ und „mündlich/schriftlich“ gekennzeichnet (cf. BRINKER 1997a: 134s.)<sup>56</sup> und der Handlungsbereich durch die Merkmale „privat“, „offiziell“ und „öffentlich“ (cf. BRINKER 1997a: 136s.). Mit der Bestimmung der Textfunktion und der Situation, in der der Text auftritt, ist die kommunativ-funktionale Beschreibung abgeschlossen.

Auf der zweiten bzw. dritten Ebene steht die Struktur des Textinhalts im Zentrum des Interesses, die mit Hilfe des Textthemas und der Form der thematischen

---

<sup>55</sup> Nummerierung durch Verfasserin ergänzt.

<sup>56</sup> An dieser Stelle sei auf die Parallele zu Diewalds Situationsdefinition hingewiesen (cf. DIEWALD 1991: 283ss.). „Für diese Kommunikationsformen ist es charakteristisch, daß sie – im Unterschied zu den Textsorten –, allein durch situative bzw. mediale Merkmale definiert, in kommunativ-funktionaler Hinsicht also nicht festgelegt sind“ (BRINKER 1997a: 135). Diewald spricht jedoch von „Grundtextsorten“, die „ausschließlich durch die Merkmale der Situation bestimmt sind“ (DIEWALD 1991: 292).

Entfaltung (TE) beschrieben wird. Da als Textthema jedoch alle möglichen Themen in Frage kommen, ist es notwendig nach einem anderen Weg zu suchen, um das Thema einzugrenzen. Dies geschieht durch so genannte „thematische Restriktionen“ in Form der zeitlichen Fixierung des Themas zum Sprecherzeitpunkt und der Relation zwischen Emittent bzw. Rezipient und Thema (cf. BRINKER 41997a: 138s.). Des Weiteren stehen das Textthema und einzelne innerhalb des Textes behandelte Teilthemen in einer hierarchischen Beziehung zueinander; die Relationen zwischen ihnen werden durch die Grundformen der thematischen Entfaltung bestimbar. Brinker weist an dieser Stelle auf ein Forschungsdesiderat hin, auf das in der vorliegenden Arbeit eingegangen werden soll:

[D]ie Art des Themas und die Möglichkeiten seiner Entfaltung [sind] z.T. eng aufeinander bezogen. Über diese Beziehungen ist aber noch wenig bekannt.

Das gilt auch für den Zusammenhang zwischen den Grundformen der thematischen Entfaltung und den Textfunktionen. (BRINKER 41997a: 139)

Da Brinker sich auf Gebrauchstexte konzentriert, spezifiziert er die narrative TE nicht weiter; deskriptive, explikative und argumentative TE werden hingegen ausführlich behandelt (BRINKER 41997a: 63ss.). Indem der Emittent ein Thema auf eine bestimmte Art und Weise entfaltet, teilt er seine persönliche Einstellung zu dem Sachverhalt mit, die sich in Bewertungen äußert; auch diese „Realisationsformen“ der Themenentfaltung (sachbetont, meinungsbetont, persuasiv-überredend etc.) werden berücksichtigt (cf. BRINKER 41997a: 140).

Zu der strukturellen Ebene gehören ebenfalls grammatische und v.a. semantisch-syntaktische Phänomene der Textkohärenz (cf. BRINKER 1997b: 197). Dabei spielen die Rekurrenz- und Konnexionsprinzipien eine wichtige Rolle: Unter Rekurrenz versteht man die sprachlichen Einheiten, die in aufeinander folgenden Textabschnitten wiederaufgenommen werden; unter Konexion wird das Phänomen syntaktischer Verknüpfungen einzelner Aussagen gefasst. „Beide Formen textueller Kohärenz können explizit (d.h. durch bestimmte grammatische Mittel wie z.B. Pro-Formen oder Konjunktionen) und implizit (d.h. semantisch-kognitiv) realisiert sein“ (BRINKER 1997b: 197). Sie sind wichtig, wenn es um die Beschreibung einer Textsorte geht; zur Abgrenzung der Textsorten untereinander sind die funktionalen und situativen Momente von entscheidender Bedeutung (cf. BRINKER 41997a: 140).

Abschließend wird Brinkers Auffassung zum Brief beleuchtet: Brinker betrachtet den Brief nicht als Textsorte, sondern als „Kommunikationsform“. Grundlegend für den Begriff der Kommunikationsform ist der Begriff des Mediums, das sich mit den Kriterien „dialogische Kommunikationsrichtung“, „zeitlicher und räumlicher Kontakt [...] zwischen den Kommunizierenden“ und „gesprochene [/geschriebene]<sup>57</sup> Sprache“ beschreiben lässt (cf. BRINKER 41997a: 134). Zu den Medien gehören: 1. face-to-face-Kommunikation, 2. Telefon, 3. Rundfunk, 4. Fernsehen und 5. Schrift. Dem Medium Schrift werden nun die Kommunikationsformen Brief und Zeitungsartikel/Buch zugeordnet, die beide durch die Merkmale „monologisch,

---

<sup>57</sup> Ergänzung durch Verfasserin.

zeitlich/räumlich getrennt und geschrieben“ charakterisiert sind (cf. BRINKER 1997a: 135). **Per definitionem** entscheidet sich Brinker dafür, den Brief als monologische Kommunikationsform zu betrachten, da ein Einzelexemplar eine „abgeschlossene Einheit“ darstellt (cf. BRINKER 1997a: 135, FN 25). Aufgrund seines strikten Zuordnungsprinzips muss Brinker für eine klare Bestimmung eintreten; ganz gleich, ob die Realität dadurch adäquat abgebildet wird oder nicht. Mir scheint es wenig schlüssig, von zwei Kommunikationsformen – Zeitungsartikel/Buch und Brief – auszugehen, die jeweils mit identischen Merkmalen belegt sind. Dies weist darauf hin, dass die Zugehörigkeit der Kommunikationsform auf dieser Ebene nach Brinker eigentlich nicht geklärt werden kann, obwohl m. E. Buch und Brief sehr wohl auf der Situationsebene beschreibbar sind. Hierzu ist es jedoch notwendig, eine andere – prototypische – Konzeption der Textklassifikation zugrunde zu legen, die der Tatsache Rechnung trägt, dass Brief und Buch sich über das Merkmal „monologisch/dialogisch“ als Kontinuum abgrenzen lassen: Der Brief scheint in Bezug auf das Merkmal „dialogisch/monologisch“ eine fließende Position zwischen den Extrema einzunehmen. Am Beispiel der E-Mail, die ich ebenfalls der Kommunikationsform „Brief“ zuordnen würde, wird deutlich, dass eine eher dialogische Form vorliegt: Der Empfänger reagiert auf die Nachricht des Senders, indem er dessen Text in seine Antwort übernimmt. Das Gleiche wäre auch in einem traditionellen Brief denkbar. Ich nehme an, der Prototyp des Briefes ist der Privatbrief und dieser tendiert eher zu einer dialogischen Struktur (cf. DIEWALD 1991: 300). Der BadA „spielt“ nun auf der einen Seite mit der Fiktion des Dialogischen, ist aber auf der anderen Seite auch monologisch, da er weder als Antwort auf vorausgegangene Briefe zu sehen ist, noch ist anzunehmen, dass ein Aktionär oder ein Mitarbeiter ihn beantwortet.

#### 4.3.8 Heinemann/Viehweger – ein Mehrebenenmodell

Ausgehend von der Überlegung, dass eine Textsortenklassifikation mit Hilfe eines übergeordneten Kriteriums unmöglich sei, entwickeln Wolfgang Heinemann und Dieter Viehweger ein Mehrebenenmodell, in dem Textsorten auf unterschiedlichen Ebenen beschrieben werden (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 145ss.). Zunächst explizieren sie ihre Postulate an eine fundierte „Texttypologie“: 1. Textinterne Merkmale greifen im Rahmen eines Typologisierungsversuches zwar zu kurz, müssen aber dennoch berücksichtigt werden; 2. Das Kommunikationsziel als Ausgangskriterium für eine Typologie zu wählen, kann ebenfalls kein geeigneter Ansatz sein, da es immer mehrere Wege gibt, ein Ziel zu realisieren; 3. Eine Textsortentypologie muss als offene Ordnung konzipiert sein, da Textvorkommen gesellschaftlichem und historischem Wandel unterworfen sind (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 146).

Zu präzisieren bleiben die Beispiele, die Heinemann/Viehweger zu dem zweiten Punkt angeben. Generell möchte ich dieser Grundaussage zustimmen; aus den in Kapitel 5.1 noch darzulegenden Gründen weise auch ich eine Textsortenklassifikation auf der Basis eines übergeordneten Kriteriums zurück. Heinemann/Viehweger versuchen ihre Aussage, ein bestimmtes funktionales Ziel sei nicht mit einer bestimmten Textstruktur verbunden, mit dem Argument zu

begründen, ein Ziel könne auf unterschiedliche Art und Weise erreicht werden. Sie nennen als Beispiel das Ziel, sein Auto reparieren lassen zu wollen und als mögliche Wege: a) der Anruf in einer Werkstatt, b) das direkte Gespräch in der Werkstatt, c) der Brief an die Werkstatt und d) die Selbstreparatur (die mit keiner Textstruktur verbunden ist) (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 146). Offensichtlich werden hier verschiedene Ebenen miteinander vermischt. Das Ziel auf handlungstheoretischer Ebene besteht in der Reparatur des Autos; auf kommunikationstheoretischer Ebene verfolgt der Sender zur Erreichung seines Primärziels<sup>58</sup> zunächst eine andere Absicht: Er benötigt Informationen und anschließend beauftragt er die Werkstatt, den Wagen zu reparieren (cf. BRINKER 1997a: 109 und 129). Um die Reparatur seines Wagens durch eine Werkstatt zu veranlassen, muss der Sender dem Empfänger (der Werkstatt) einen Auftrag erteilen. Bei der Umsetzung seines Sekundärziels ist es irrelevant, welchen Weg, sprich welches Kommunikationsmedium der Sender wählt. Für die Textsorte „Auftrag“ stellt das Medium kein differenzierendes Merkmal dar, sofern der Beauftragte den Auftrag in mündlicher Version juristisch anerkennt. Es bleibt zu erwähnen, dass diejenigen Ansätze, die Textsortenklassifikationen auf der Basis von Textfunktionen vornehmen (z.B. Große, Rolf, Brinker), nicht das Kommunikationsmedium als entscheidendes Kriterium auf der höchsten Ebene ansetzen, sondern entweder sprechakttheoretisch fundierte Kategorien (cf. BRINKER 1997a: 100ss.; ROLF 1993: 169ss.) oder kommunikationstheoretisch fundierte Funktionen (cf. GROßE 1976: 28ss.).

Kommen wir nun zu Heinemann/Viehwegers Mehrebenenmodell, das die folgenden fünf Typologisierungsebenen umfasst: I) Funktionstypen; II) Situationstypen; III) Verfahrenstypen; IV) Text-Strukturierungstypen; V) prototypische Formulierungsmuster.

I) Ausgehend von dem Gedanken, „was Texte in Interaktionsakten generell bewirken können“ (HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 149), werden seitens des Textproduzenten nachstehende Funktionen und Wirkungen unterschieden: SICH AUSDRÜCKEN (SELBST DARSTELLEN)<sup>59</sup> mit der Wirkung sich psychisch zu entlasten; KONTAKTIEREN mit der Wirkung den Partner in die Interaktion einzubinden (Begrüßung, Pausengespräch, Grußpostkarte); INFORMIEREN mit der Wirkung Informationen von seinem Gegenüber zu erfahren (Ernennungen, Versprechungen, Gruppenlieder etc.) und STEUERN mit der Wirkung den Interaktionspartner zu etwas zu veranlassen (Befehle, Instruktionen, Ratschläge). Als umfassende, übergreifende Funktion wird das ÄSTHETISCH WIRKEN betrachtet, das in fiktiven Texten zur Geltung kommt (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 149). An Systematizität gewinnt diese Einteilung dadurch, dass in der Funktion INFORMIEREN die bei Brinker und Rolf gesondert ausgewiesenen Obligations- und Deklarationsfunktionen (BRINKER 1997a: 105) bzw. kommissiven und deklarativen Textsorten (ROLF 1993: 172) zusammengefasst sind. Heinemann/Viehweger weisen

---

<sup>58</sup> Cf. zum Unterschied zwischen primären und sekundären Intentionen die Diskussion zwischen Rudi Keller und Gisela Harras in KELLER 1977.

<sup>59</sup> Dass der Funktion SICH AUSDRÜCKEN keine eigenen Textsorten zugeordnet werden, scheint sinnvoll; man könnte jedoch daraus irrtümlich die Schlussfolgerung ziehen, diese Funktion eher als übergeordnete darzustellen.

sehr wohl darauf hin, dass es sich um eine relativ umfangreiche Gruppe von Texten handelt (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 151), sie nehmen jedoch eine Subklassifizierung vor. Inwiefern eine Reduktion der Funktionen sinnvoll ist, soll hier noch nicht diskutiert werden; wir kommen in Kapitel 6.4.2 darauf zurück.

II) Im Rahmen der Situationstypen werden außersprachliche Kriterien festgehalten, die die Situationen als „eigenständig kommunikative“ oder „nicht-kommunikative Tätigkeit“ beschreiben (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 155); dem schließt sich die Charakterisierung des institutionellen Bereichs an (Verkehrswesen, Gesundheitswesen, Rechtswesen etc.); die Anzahl der Kommunikationspartner und ihre sozialen Rollen werden in den nächsten Schritten näher bestimmt; „die Grundtypen der Umgebungssituation“ (lokale und temporale Nähe der Partner, d.h. Face-to-face, Tele- und Auszeichnungskommunikation (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 157) bilden den letzten Bestimmungspunkt.

III) Unter Verfahrenstypen verstehen Heinemann/Viehweger spezielle Verfahrensweisen, die Produzent und Rezipient in einer zielgerichteten Kommunikation einsetzen. Dazu zählen „Textentfaltungsprozesse“, die sich auf „das Was der Informationsmenge“ beziehen (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 158s.). Im Gegensatz zu Brinkers Ausführungen zu den Typen der Themenentfaltung (cf. BRINKER 1997a: 63ss.) bleibt der Begriff der Textentfaltungsprozesse bei Heinemann/Viehweger sehr vage. Brinkers Themenentfaltungstypen finden sich in Heinemann/Viehwegers „strategischen Verfahrensschritten“ wieder (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 159). Hier werden argumentative, deskriptive und narrative Strategien unterschieden; letztere werden in einem späteren Kapitel in weitere Subtypen gegliedert werden (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 237). Zu den Verfahrensweisen gehören des Weiteren „taktisch-spezifizierende Einzelverfahren“ (HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 159), die man auch als rhetorische Mittel bezeichnen könnte: das Vereinnahmen des Partners sowie die Emotionalisierung des Inhalts.

IV) Mit den so genannten Text-Strukturierungstypen bezeichnen Heinemann/Viehweger den „kompositorisch-architektonischen“ Aufbau eines Textes (cf. HEINEMANN/Viehweger 1991: 162). Um einen Textkern herum ordnen sich Initial- und Terminalteil sowie bestimmte Teiltexteinheiten, wobei die Abfolge der Teiltexte ebenfalls eine spezielle innere Struktur aufweist, die sich einerseits in der Anordnung der Teiltexte (Sequenzierung) und andererseits in der Verbindung der Teiltexte niederschlägt (additiver, additiv-chronologischer, evaluativ-chronologischer und implikativer Konnexionsstyp). – Heinemann/Viehweger versäumen nicht darauf hinzuweisen, dass „es grundsätzlich nicht möglich [ist], feste Strukturierungsmuster für jede einzelne Textklasse aufzustellen“ (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 162). Dennoch ist es möglich Strukturierungsmuster herauszukristallisieren, die dann den Textvorkommen zugeordnet werden könnten.

V) Mit der Beschreibung der Formulierungsmuster wird eine in der Stilistik wohl bekannte Problematik sichtbar: Das Phänomen „Stil“ realisiert in einzelsprachlichen Textformulierungen bewegt sich zwischen Tradition und Innovation: Niemals sind zwei von unterschiedlichen Individuen verfasste Textvorkommen identisch und dennoch konnte Dimter nachweisen, dass semantisch entstellte Texte aufgrund ihrer

syntaktischen und melodischen Struktur bestimmten Textsorten („Wetterbericht“, „Kochrezept“, „Gebrauchsanweisung“) zugeordnet werden konnten. D.h., es muss Gemeinsamkeiten – außerhalb der Lexik – geben, die wiedererkannt werden (cf. DIMTER 1981: 123 ss.). – Die Formulierungsmuster beschreiben Heinemann/Viehweger mit Hilfe zwei verschiedener Kategorien: 1. Die Kommunikationsmaximen stellen Gestaltungsprinzipien dar, die aufgrund spezieller „kommunikativer Aufgabenstellungen [...] den Spielraum potentieller Formulierungsalternativen entsprechend den Besonderheiten einer bestimmten Textklasse [eingrenzen]“ (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 165s.); 2. Die Formulierungsmuster selbst, die definiert werden als „Wörter und Konstruktionen, die sich bei vorausgehenden standardisierten Kommunikationsaufgaben bewährt haben.“ Formulierungsmuster gelten als „vorgegeben, vorformuliert, beispielhaft“ (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 166). Dazu gehören a) bestimmte Einzellexeme, die für eine spezifische Textsorte typisch sind; b) Kollokationswissen, womit die Verknüpfbarkeit bestimmter sprachlicher Einheiten in Form von Assoziationen gemeint ist; c) erreicht die assoziative Verbindung von sprachlichen Einheiten und syntaktischen Konstruktionen einen besonders hohen Grad, sprechen Heinemann/Viehweger von „stereotypen Textkonstitutiven“ (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 167); man könnte auch von ritualisierten Textformeln sprechen (Begrüßung, Verabschiedung etc.); d) Gliederungssignale gehören ebenfalls zu den Formulierungsmustern: In Form von festgefügten Formeln erleichtern sie dem Leser die Orientierung im Text.

Insgesamt bleibt festzuhalten, dass es sich eher um ein Deskriptions- als um ein Klassifikationsmodell handelt. Heinemann/Viehweger scheinen dies auch zu erkennen:

[E]ine genauere Kennzeichnung von Textklassen – und damit kommen wir an den Ausgangspunkt unserer Überlegungen zurück – scheint erst unter Hinzuziehung mehrerer Typisierungs-Ansätze (durch das Ineinandergreifen von Interaktions-, Muster- und Verbalisierungswissen) möglich zu sein. (HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 168)

Im Vergleich zu den Klassifikationsmodellen von Rolf, Brinker oder Diewald wird hier nicht vor dem Hintergrund einer hierarchischen Subklassifizierung gearbeitet. Überschneidungen mit den zuvor dargestellten Modellen gibt es in zahlreichen Punkten: So finden wir beispielsweise die von Sandig angesprochenen ritualisierten Formeln für den Textanfang bzw. das Textende (cf. SANDIG 1975: 116), die auch bei Halliday im Rahmen des Modus' berücksichtigt wurden (HALLIDAY 1989: 34), in Heinemann/Viehwegers Ansatz auf der Ebene IV in Form der Text-Strukturierungsmuster wieder.

#### 4.3.9 Textsortenklassifikationen im Überblick

Ziel dieses Kapitels war es zum einen die Entwicklung der Analysekriterien nachzuzeichnen, mit deren Hilfe Texte sowohl als Elemente einer Textsorte beschrieben als auch im Rahmen einer Gesamtklassifikation zu anderen Textsorten ins Verhältnis gesetzt werden. Zum anderen sollten die Kriterien auf ihre

Verwertbarkeit untersucht werden. Die ersten Textsortenklassifikationen waren auf rein formale Kriterien wie beispielsweise die Pronominalisierung oder den Tempuswechsel als textsortendifferenzierende Merkmale ausgerichtet. Nachdem diese Untersuchungen nicht zu dem gewünschten Ergebnis – das Textinventar adäquat abzubilden – führten, wurden textexterne Aspekte hinzugezogen. In den 70er und 80er Jahren erscheinen eine Reihe von Arbeiten, die Textvorkommen sowohl nach textinternen als auch nach textexternen Kriterien klassifizieren, bevor mit dem Registerbegriff nach Halliday ein theoretisch bedeutsamer Durchbruch erzielt wurde. Bisherige Ansätze zeichneten sich v.a. dadurch aus, dass willkürlich ausgewählten Kriterien der Vorzug gegeben wurde: z.B. syntaktischen Merkmalen in Werlichs Modell oder ausschließlich textexternen in Dimters Modell. Eine theoretische Fundierung fehlt diesen Ansätzen. Diese wird bei Halliday durch die Einführung der Register in Verbindung mit den Sprachfunktionen realisiert: Erstmals ist es gelungen, die situationsbedingten Variationen der Sprache zu systematisieren. Auf dieser Basis aufbauend werde ich mein eigenes Deskriptionsmodell entwickeln. In den 90er Jahren wurden dann v.a. sprechakttheoretische Arbeiten in die Textsortenforschung integriert. Die Klassifikations- und Deskriptionsmodelle nehmen deutlich an Umfang zu und werden immer differenzierter. Als feste Bestandteile eines Textsortenansatzes kann die Beschreibung der Sprachfunktion, der Kommunikationssituation, des Themas, der Textstrukturierung und der textsortenspezifischen sprachlichen Phänomene betrachtet werden, wie es bei Brinker oder Heinemann/Viehweger der Fall ist. Aber auch diesen Modellen fehlt m.E. die theoretische Einordnung in ein Kommunikationsmodell, die eine Systematisierung der Kriterienbündel ermöglicht.

Resümierend bleibt festzuhalten, dass sich aus den Ansätzen zur Klassifikation von Texten einerseits die Dimensionen und Kriterien ableiten lassen, die zur Beschreibung einer Textsorte zentral sind; andererseits führen die Mängel der beschriebenen Ansätze hinsichtlich der hierarchischen Kategorisierung mit starren Grenzen zu einer konzeptionellen Überarbeitung (cf. Kapitel 5), die in einem prototypischen Ansatz mündet.

#### **4.4 Textsortenlinguistische Einzeluntersuchungen**

Nachdem wir in den vorangegangenen Kapiteln Textklassifikationen verschiedener Herkunft, die zum größten Teil mit einem exhaustiven Anspruch das gesamte Textinventar abzubilden suchten, dargestellt und analysiert haben, wenden wir uns nun einigen ausgewählten Untersuchungen von einzelnen Textsorten zu, die in besonderem Zusammenhang mit der hier im Mittelpunkt stehenden Textsorte „BadA“ zu sehen sind. Bei der Betrachtung der Einzelanalysen treffen wir auf das Problem der Überschneidung von textlinguistischen auf der einen und stilistischen Untersuchungen auf der anderen Seite. Die Klärung ihres Zusammenhangs ist Gegenstand des nun folgenden Kapitels, bevor wir auf die Analysen einzelner Textsorten detaillierter eingehen.

#### 4.4.1 Textlinguistik und Stilistik

„[D]ie Stilistik [...] ist jedoch seit alters evaluativ“ und „die Textlinguistik [...] wird dagegen als deskriptiv angesehen“ (EROMS 1986: 10). Den Aussagen Hans-Werner Eroms' zur globalen Einschätzung der beiden linguistischen Teildisziplinen ist nur bedingt zuzustimmen. Sie treffen für jeweils eine bestimmte Phase in der Entwicklungsgeschichte der Teilbereiche zu: In der traditionellen Stilistik wie z.B. der werkimmanenter Interpretation nach Leo Spitzer steht die intuitive Untersuchung einzelner Stilphänomene im Vordergrund, die sich den Vorwurf der mangelnden theoretischen Fundierung gefallen lassen muss (cf. SOWINSKI 1999: 29; BRASELMANN 1981: 34s.). Auch Michel teilt diese Ansicht:

Sprachstilistische Beschreibungen, Wertungen und Handlungsanleitungen verbleiben im wesentlichen in den Grenzen eines (im weiteren Sinne der Begriffe) phänomenologischen und hermeneutischen Herangehens. Die Beziehungen zwischen bestimmten Texteigenschaften und außertextuellen Größen handlungstheoretischer Relevanz werden in der herkömmlichen Stilistik entweder nur kasuistisch oder nur in recht unspezifischen Aussagen großflächiger Verallgemeinerungen expliziert. (MICHEL 1986: 4)

Die Stilistik ist in dieser Phase tatsächlich als vorwiegend intuitiv-evaluativ zu betrachten; ihre Wurzeln in der Rhetorik sind noch deutlich sichtbar. Besondere Beachtung wird hier den konnotativen, emotionalen Aspekten der Sprache geschenkt (cf. BALLY 1909/31951a und b). Dieses Verständnis von Stil liegt heute nur noch einem Teilbereich der Stilistik zugrunde. Sandig spricht in diesem Zusammenhang von „Stilwirkungen“:

Stilwirkungs-Typen betreffen Unterstellungen des Rezipienten über Fähigkeiten, Einstellungen, Absichten usw. des Textherstellers (*sensibel, kaschierend, förmlich ...*); sie betreffen Eigenschaften des Textes als Ergebnis des Textherstellens (*gekonnt, nachlässig, ...*), Texteigenschaften, die beim Rezipienten wichtig werden (*bedrückend, unterhaltend, fesselnd, schwer lesbar ...*), und ästhetische Wertungen des Textes (*kunstvoll, kitschig ...*). Weiter gehören zu den Wirkungstypen solche, die die Handlungsdurchführung und die Themenentfaltung betreffen: *konzis, anschaulich, ungewöhnlich, im Argumentationsstil*. (SANDIG 1986b: 27)

Mit der pragmatischen Wende ändert sich die Auffassung von Stil; die Stilistik erfährt eine theoretische Fundierung durch die Integration von Kommunikations- und Sprechaktmodellen (cf. SOWINSKI 1999: 43, 46). Auf der Basis dieser Modelle konzipiert Sandig Typen stilistischen Sinns: Dazu gehören u.a. die Handlungsdurchführung und die Art der Themenentfaltung, der Kanal bzw. das Medium, der institutionelle Rahmen in Form von unterschiedlichen Situationen, die Rolle des Senders sowie sein Verhältnis zum Adressaten (cf. SANDIG 1986b: 26). Die Doppelnennung von Handlungsdurchführung und Themenentfaltung weist auf die Interdependenzen von stilistischen Sinntypen und Wirkungstypen hin. Beispielsweise wird einer Reportage ein deskriptiver stilistischer Sinn typ

zugesprochen, der auf den Rezipienten eine anschauliche Wirkung hat. Im Bereich der Sinntypen ergeben sich auch die Parallelen zu textlinguistischen Ansätzen.

Die Textlinguistik ist v.a. in ihren Anfängen als deskriptiv zu bezeichnen.<sup>60</sup> Brinker teilt das Betätigungsfeld der Textlinguisten in zwei Bereiche: „Welche Eigenschaften muß ein sprachliches Gebilde aufweisen, um überhaupt als Text zu gelten?“ und „Welche zusätzlichen (besonderen) Eigenschaften kennzeichnen den konkreten Text als Exemplar einer bestimmten Textsorte?“ (BRINKER 1993: 1). Der Erforschung der Textkonstitution liegen Fragen der Kohäsion und der Kohärenz zugrunde – in dieser Hinsicht ist es legitim von einem grammatisch-deskriptiven Vorgehen zu sprechen. Klassifikationsvorhaben dieser Provenienz (cf. HARWEG 1968, WEINRICH 1972/1976) gelingt es nicht, das Textinventar adäquat darzustellen (cf. Kapitel 4.1). Beabsichtigt man Textvorkommen einer spezifischen Textsorte zuzuordnen, ist es darüber hinaus notwendig, auf kommunikations- und handlungsorientierte Kategorien zurückzugreifen. Durch die Integration entsprechender Modelle erfährt die Textlinguistik eine theoretische Systematisierung, die – wie das Registermodell eindeutig zeigt – den Deskriptionsaspekt um eine explikative und voraussagende Komponente ergänzt, indem außersprachliche Faktoren einbezogen werden. Die Darstellung der Klassifikationsansätze in vorangehenden Kapiteln hat ergeben, dass u.a. die Situation (DIEWALD 1991), die Funktion (BRINKER <sup>4</sup>1997a), die Sprechaktypen (ROLF 1993) sowie die Kommunikationspartner, der Kommunikationsbereich (GÜLICH/RAIBLE 1975) und das Kommunikationsmedium (HALLIDAY <sup>2</sup>1989, DIEWALD 1991) als Differenzierungskriterien in Frage kommen. Die genannten Kategorien sind somit sowohl für eine stilistische Analyse (cf. SANDIG 1986b) als auch für eine textsortenlinguistische Analyse relevant. Ihr Verhältnis zueinander hängt davon ab, welche sprachwissenschaftliche Perspektive man einnimmt: Sandig und Sowinski, zwei Vertreter der stilistischen Richtung, stellen die Textlinguistik in den Dienst der Stilistik (cf. SANDIG 1986b: 27s.). „[...] Erkenntnisse aus der textlinguistischen Forschung, etwa über die Eigenart von Satzverknüpfungen o.ä., [können] für die Stilcharakterisierung von Interesse sein“ (SOWINSKI <sup>2</sup>1999: 10); im Sinne der herkömmlichen Stilistik werden hier nur mikrostrukturelle Faktoren der Textlinguistik berücksichtigt. Michel<sup>61</sup> hingegen beschreibt das Verhältnis von

<sup>60</sup> „Deskriptiv“ bezeichnet eine methodische Herangehensweise, die historisch oder außersprachlich orientierte Erklärungsansätze von vornherein ausklammert. „Resultate solcher Aktivitäten sind u.a. beschreibende (oder: deskriptive) Grammatiken, systematische Darstellungen phonologischer, morphologischer und syntaktischer Regelmäßigkeiten in Einzelsprachen“ (cf. GLÜCK (ed.) 1993: 129).

<sup>61</sup> Obwohl Michel auch als Stiltheoretiker zu bezeichnen ist, spiegelt sein Verständnis von Stil eine textorientierte Haltung wider. Er spricht auch von „Textstilistik“ (cf. MICHEL 1987: 58). An anderer Stelle hebt er den umfassenden Einfluss der Textlinguistik auf die „herkömmliche Rhetorik und Stilistik“ hervor, indem er darauf hinweist, dass „wesentliche Fortschritte im Hinblick auf die Beschreibbarkeit textueller [...] Äußerungskomplexe gemacht worden [sind], insbesondere in der Richtung, daß – makrostrukturell – Textmodelle, Ebenenhierarchien, Typologisierungsansätze u.a. zur Diskussion gestellt wie auch – mikrostrukturell – sprachliche Indikatoren und prototypische Sprachelemente und –relationen innerhalb einzelner Textebenen herausgearbeitet worden sind“ (MICHEL 1988: 547; Unterstreichung durch Verfasserin).

Stilistik und Textlinguistik als ein Inklusionsverhältnis in umgekehrter Richtung (cf. MICHEL 1986: 6). Abschließend weist er darauf hin:

Die auf dem Anteil an Intuitivem beruhende Unschärfe der traditionellen Stilistik kann durch die Entwicklung neuer, systematischer Methoden der modernen kommunikationsorientierten Textlinguistik insoweit überwunden werden, wie der Anteil an Intuitivem abgebaut wird; aber das Problem der Unschärfe und des nur begrenzt Verallgemeinerbaren bleibt. (MICHEL 1986: 9)

Aus seiner Sicht trägt die Textlinguistik dazu bei, die stilistischen Forschungen zu systematisieren. Auch Braselmann diskutiert in ihrer Untersuchung der Lehnelemente im Werk von Maurice Dekobra stilistische Konzeptionen, die den Ausgangspunkt für ihren textlinguistischen Ansatz bilden (cf. BRASELmann 1981: 29ss.). Des Weiteren ist in unserem Zusammenhang Michels Anmerkung zu einem bestehenden Forschungsdesiderat von Interesse:

In empirischen Untersuchungen wird zu klären sein, welche Merkmale dabei als konstante, welche als inkonstante, aber prototypische Merkmale in die Modelle als Abbilder von Handlungsprogrammen bzw. Text- und Stilstrukturen eingehen können und welche Typikalitätsgrade für bestimmte Merkmale kennzeichnend sind. – Stiluntersuchungen sind in Textsortenuntersuchungen als eingeordnet, als untergeordnet zu betrachten. (MICHEL 1986: 9)

Im Folgenden werden die verschiedenen methodischen Herangehensweisen zur empirischen Untersuchung einzelner Textsorten vorgestellt, bevor im sechsten Kapitel mit einer weiteren empirischen Einzeluntersuchung – der Analyse des Aktionärsbriefes – dazu beigetragen wird, das Forschungsdesiderat einzugrenzen.

#### 4.4.2 Stilistische Textsortenbeschreibungen

Zu den stilistischen Textsortenbeschreibungen gehören in erster Linie die Arbeiten von Sandig (1978, 1986b); sie hat sich u.a. Textsorten wie „Kochrezepten“, „Heiratsannoncen“ und „Horoskopen“ gewidmet. Andere Autoren haben sich eher vereinzelt der Analyse einer bestimmten Textsorte zugewandt, wie z.B. Josef Klein, der politische Texte untersuchte (cf. KLEIN 1991) oder Heinz-Helmut Lüger, der journalistische Textsorten analysierte (LÜGER 1995)<sup>62</sup>.

Besonders aufschlussreich ist ein Aufsatz von Birgit Stolt: Die exemplarische Analyse einer Heiratsanzeige bzw. die vorgeschalteten methodischen Erläuterungen veranschaulichen den Zusammenhang stilistischer und textsortenbezogener Untersuchungen. Sowohl die Überschneidungen als auch die Unterschiede treten in ihrem Beispiel deutlich zutage. Stolt erkennt an, dass die Textsortenbestimmung der Stilanalyse vorausgeht: „In der Hierarchie der Fragen steht daher die nach der Textsorte an übergeordneter Stelle“ (STOLT 1984: 165). Mit der Wahl der Textsorte

<sup>62</sup> Sowohl Klein als auch Lüger analysieren im Sinne der Funktionalstilistik einen Stilbereich der deutschen Sprache: „Stil der öffentlichen Rede“ bzw. „Stil der Presse und Publizistik“ (cf. RIESEL/SCHENDELS 1975: 19), wobei mehrere Textsorten berücksichtigt werden.

werden „medientechnische Bedingungen“ formuliert, die sich auf die Art der Formulierungen auswirken. Konsequenterweise hätte Stolt demnach die Textsortenanalyse ihrer stilistischen Untersuchung vorschalten müssen. Sie integriert sie jedoch als kommunikative Kategorie in ihre Stilanalyse (cf. STOLT 1984: 165) und verzichtet zudem darauf, textsortenlinguistische Ansätze heranzuziehen. Ihre folgenden kommunikativen, stilistisch relevanten Kategorien wie der Sender und seine sozialen Dispositionen, das Verhältnis zwischen Sender und Empfänger und die Textthematik sowie der Textzweck und die Textform sind allesamt Kategorien, die ebenfalls zur Bestimmung der Textsorte herangezogen werden. An dieser Stelle werden die Überschneidungen des stilistischen und textlinguistischen Ansatzes besonders deutlich. Auch wenn sich die pragmatische Stilanalyse die Berücksichtigung außersprachlicher Faktoren – wie ich meine zu Recht – zunutze macht, so ist hier dennoch von einer unsystematischen Vorgehensweise zu sprechen. Die beschriebenen außersprachlichen Kategorien sind weder vollständig noch theoretisch fundiert: Beispielsweise fehlt bei der Beschreibung der Textzwecke ein Hinweis auf die Kommunikationsfunktionen. Aufgrund der induktiven Vorgehensweise – ausgehend von der Textsorte „Heiratsanzeige“ – nennt Stolt hier lediglich die Kontaktaufnahme als Zweck/Funktion des Textes (cf. STOLT 1984: 167). Der deduktiven Vorgehensweise in der Textsortenlinguistik ist es zu verdanken, dass die Textfunktionen ausführlich diskutiert (cf. z.B. HALLIDAY 1989: 15ss.) und ins Verhältnis zu den einzelnen Textsorten gesetzt worden sind (cf. z.B. ROLF 1993). Die eigentliche stilistische Analyse beschäftigt sich mit der Frage des Wie: „Das Wie, End- und Zielpunkt, der Analyse [...]“ umfasst folgende Ebenen: Die äußere Aufmachung des Textes (Layout), syntaktische und lexikalische Aspekte sowie stilistische Mittel im engeren Sinne (Metaphern, Alliterationen etc.) (cf. STOLT 1984: 167s.). Diese Faktoren bestimmen nun die so genannte „Stilschicht“, die dem behandelten Gegenstand entsprechen sollte. Die hier implizite Bewertung, die nur auf einer Skala zwischen „angemessen und weniger angemessen“ vorgenommen werden kann, spiegelt die für stilistische Untersuchungen typische „Unschärfe“ (MICHEL 1986: 9) wider. Eine Textsorte muss also – bevor eine stilistische Analyse vorgenommen werden kann – durch die deduktiv entwickelten Beschreibungsebenen spezifiziert werden.

Die Beschreibung der Textsorte „Heiratsanzeige“ erfolgt über fünf Analysekategorien: Der Punkt „Vorgaben der Textsorte“ behandelt die Textfunktion sowie Angaben zur sozialen Stellung von Sender und Adressat. Hinzu kommen Hinweise zum Textaufbau („Kürze“), zur „effektiven“ Formulierung und zur Wirkung des Textes (cf. STOLT 1984: 168s). Es wird einerseits deutlich, dass zur Bestimmung der Textsorte diverse Kategorien heranzuziehen sind, die in Stolts Modell willkürlich ausgewählt wurden; andererseits überschneiden sich die Analysekategorien der Textsorte (Informationen zum Sender/Adressaten) mit der stilistisch relevanten Kategorie „Sender: Inserent“, in der die/der Heiratswillige näher charakterisiert wird (cf. STOLT 1984: 196s.), so dass eine doppelte Bestimmung vorliegt. Das pragmastilistische Modell nach Stolt muss insgesamt also als unsystematisch und wenig fruchtbar beurteilt werden.

Barbara Sandig behandelt in ihren Arbeiten zahlreiche Textsorten<sup>63</sup> unter stilistischen Aspekten: Zu den ausführlicheren Betrachtungen zählt ein Vergleich von zwei Textvorkommen, die der Textsorte „Horoskop“ angehören (cf. SANDIG 1978: 99ss.). In *Stilistik der deutschen Sprache* werden immer wieder verschiedene Textsorten bzw. so genannte „Textmuster“ zu unterschiedlichen stilistisch relevanten Fragestellungen herangezogen. Sandigs Stilauffassung lässt sich dabei wie folgt beschreiben: Ausgehend von dem fruchtbaren Einfluss der Pragmatik auf die Stilistik konzipiert Sandig Stil als eine Größe, die in einem Handlungskontext situiert ist. Der Sprecher verfolgt eine bestimmte Stilabsicht, die beim Adressaten eine bestimmte Stilwirkung hervorruft. Um seine Absicht zu realisieren, wählt der Sprecher eine Sequenz von Äußerungen, die aufgrund konventioneller Bedingungen von seinem Gegenüber erkannt werden:

Die Beschreibung des stilistischen Sinns der Gestaltung einer konkreten Handlung muß deshalb außer der Äußerung/dem Text selbst das Handlungsmuster und den Situationstyp mit einbeziehen. Bei komplexen Handlungsmustern [...], die konventionell mit Texten durchgeführt werden, spreche ich von Textmustern [...]. (SANDIG 1986a: 173)

Die Sprechakttheorie stellt die für die Beschreibung der Textmuster notwendigen Kategorien zur Verfügung: Mit dem Begriff *Ilokution* wird die Handlung des Sprechers konkretisiert, mit der Perlokution hingegen wird die vom Sprecher intendierte Wirkung auf den Hörer beschrieben (cf. SANDIG 1984: 148s.). Einen nicht unwesentlichen Einfluss auf die stilistische Realisierung einer Äußerung hat die Einschätzung der Situation und des Verhältnisses zum Hörer. „Insofern ist die Beziehung dem Inhalt, der späteren Handlung und der Art ihrer Ausführung übergeordnet“ (SANDIG 1984: 151). Die Situation sowie die soziale Rollenkonstellation der Kommunikanten sind jedoch nicht Gegenstand der Sprechakttheorie und werden demnach auch in Sandigs Konzeption nicht schlüssig beachtet. Sie sind einer der o.g. stilistisch relevanten Aspekte, die z.B. im Kapitel „Die Handelnden und ihre Beziehung“ ausführlicher behandelt werden: So wird beispielsweise ein offener Brief an den ehemaligen Bundesinnenminister Werner Maihofer aus dem Jahr 1978 unter dem Blickwinkel der Selbstdarstellung untersucht.<sup>64</sup> In der Analyse werden Formulierungen aus dem Brief aufgegriffen, die den Schreiber „als eine mit traditionellen Werten vertraute Person“ darstellen und insofern dahingehend interpretiert werden können, dass er auf diese Weise „gleichzeitig das eigene Image wie die Beziehung zum Adressaten“ pflegt (cf. SANDIG 1986a: 222). Auch die Analyse anderer Textmuster (cf. z.B. die Untersuchung einer Theaterkritik [SANDIG 1986a: 291]) erfolgt wenig systematisch und immer unter

---

<sup>63</sup> Sie zieht den Terminus *Textmuster* in Anlehnung an Handlungsmuster dem Begriff *Textsorte* vor (cf. SANDIG 1986a: 171).

<sup>64</sup> Auf der Basis der Einschätzung der Situation entwickelt der Sprecher eine Motivation, die in seine Zielsetzung einmündet (cf. SANDIG 1984: 144s). Die Selbstdarstellung ist Bestandteil bei der Realisierung der Absicht.

einem bestimmten Aspekt, so dass verallgemeinernde Aussagen mit Gültigkeit für eine gesamte Textsorte nicht abgeleitet werden können. Eine Systematisierung würde der Sandig'sche Ansatz erfahren, wenn die Kategorien „Situation“ und „soziale Rollenkonstellation“ tatsächlich konzeptionell übergeordnet bzw. eingeordnet werden würden. Dies geschieht beispielsweise in Diewalds Ansatz (cf. DIEWALD 1991); auch Halliday und Lux gelingt eine derartige Einordnung (cf. HALLIDAY 1989, LUX 1981).

Beleuchten wir abschließend noch einmal Sandigs Äußerung über das Verhältnis von Text- und Stilanalyse: Die vergleichende Analyse zweier Heiratsannoncen beginnt mit dem Vermerk, die erste Frage in einer Stilanalyse habe „Was ist das für ein Text?“ zu lauten. Dazu würden die Bestimmung des Senders und des Adressaten sowie der Textfunktion gehören (cf. SANDIG 1986b: 28). Sandig geht hier ähnlich vor wie Stolt – die Beschreibung der Textsorte ist der Analyse vorgeschaltet, wobei jedoch die „Textanalyse“ nach wie vor im Dienst der „Stilanalyse“ steht und ihr als solche untergeordnet sei:

die Textanalyse dient der Beschreibung der Struktur eines konkreten Textes mit seinen Eigenschaften in Relation zum Textmuster und zur Verwendungssituation; dies ergibt zusammen mit Stileigenschaften anderer Beschreibungsebenen die mehrstufige Stilstruktur des Textes. (SANDIG 1986b: 27s.)

Insgesamt gesehen mögen die stilistischen Textsortenbeschreibungen wichtige Interpretationshinweise für einzelne Textvorkommen liefern; unter methodischem Blickwinkel erweist sich die stilistische und auch die pragmastilistische Herangehensweise aufgrund ihrer mangelnden Systematizität als wenig brauchbarer Ansatz. Braselmann weist darüber hinaus auf die zirkuläre Argumentation Sandigs in Bezug auf ihre Textsortenkonzeption hin:

Da sie [Sandig] die Intention eines Textes als aufgrund der signifikanten Abfolge von Formulierungsmustern bestimmt sieht, beschreibt sie nun die je spezifischen Textmuster auf dieser Grundlage, d.h. als spezifische Struktur von Formulierungsmustern (Handlungsmuster + Äußerungsmuster = illokutionäre Kraft + Proposition). Die dabei festgestellten Regelhaftigkeiten (= Stil) werden nun wiederum zur Definition der untersuchten Textmuster eingesetzt. Solange Sandig jedoch nicht zeigen kann, daß diese Merkmalkonstitution als hinreichende Bedingung für nur *diese* bearbeitete Textsorte zutrifft, ist ihr Schluß zirkulär: Sie nimmt die Textsorte als bestimmt durch Handlungsmuster und Äußerungsmuster an, um dann mit diesem erstellten Formulierungsmuster die Textsorte zu definieren, d.h. sie definiert ihren Ausgangspunkt mit dem Ergebnis. (BRASELMANN 1981: 72s.)

Dennoch stellt die Pragmastilistik einige, auch für die Textsortenbeschreibung relevante Kategorien bereit, auf die wir bei der entsprechenden Beschreibungsebene zurückkommen (cf. Kapitel 6). Es kann jedoch erst die Verbindung innerer und äußerer Merkmale zu fruchtbaren Ergebnissen führen, da Textsorten „als virtuelle

Einheiten aus pragmatischen, situativen und thematischen Voraussetzungsfaktoren einerseits und textstrukturell stilistischen und formalen Folgemarkmalen andererseits zu begreifen [sind]“ (ERMERT 1979: 174).

#### 4.4.3 Textlinguistische Textsortenbeschreibungen

Im Rahmen der textlinguistisch ausgerichteten Ansätze finden wir eine Reihe von Beschreibungen verschiedenster Textsorten: Ausführlich behandelt wurden u.a. Witze (MARFURT 1977), Gebrauchsanweisungen (SCHMIDT 1996) und Unternehmensgrundsätze (EBERT 1997). Im Hinblick auf die in dieser Untersuchung im Mittelpunkt stehende Textsorte „Brief“ werden jene Ansätze näher beleuchtet, die unter methodischen und thematischen Gesichtspunkten relevant sind. Ich habe mich der Übersichtlichkeit halber entschieden, die vorhandenen Textsortenbeschreibungen ihrer Textfunktion gemäß in drei Gruppen zu unterteilen: Instruktionstexte, Informationstexte und Appelltexte. Diese Unterteilung ist nicht als Klassifikationsvorschlag für Texte im Allgemeinen zu verstehen; sie wurde lediglich aus Gründen der Transparenz so festgelegt.

##### 4.4.3.1 Instruktionstexte

Relativ umfassend ist die Textsorte „Gebrauchsanweisung“ beschrieben worden. Eine Abgrenzung zu benachbarten Textsorten wie z.B. „Ratgebern“ finden wir bei Dieter Möhn. Ausgangspunkt bildet eine semantische Analyse des Wortes **Instruktion**, in der Möhn zwei Bedeutungsvarianten konstatiert: **Instruieren** bedeutet sowohl „jemanden von etwas in Kenntnis setzen“ als auch „jemandem Anweisungen geben“ (cf. MÖHN 1991: 184). Damit stehen die textsortenrelevanten Funktionen bereits fest: Instruktionstexte sind „bi-intentional“ (MÖHN 1991: 193), d.h. informativ und appellativ. Eine weiterführende Differenzierung ergibt sich innerhalb dieser Funktionen: Texte mit einer dominant appellativen (d.h. direktiven) Funktion weisen zumeist ein Abhängigkeitsverhältnis von Sender und Empfänger auf, wohingegen Texte mit einer dominant instruktiven Funktion sowohl Wissen vermitteln als auch Handlungsorientierungen bieten, die der Empfänger nutzen kann. Die weiteren differenzierenden Ordnungsprinzipien ergeben sich aus dem Vergleich der direktiven und instruktiven Teilmenge von instruierenden Texten (cf. MÖHN 1991: 193):

1. Der Verlust der Unmittelbarkeit (monologisch schriftlich fixierte Instruktionstexte);
2. die Diskrepanz zwischen Experten- und Laienwissen (Informationssuchender wendet sich an „Wissenden“);
3. die pluralistische Adressierung (Empfänger sind dem Sender unbekannt und nicht näher definiert);
4. die Zielkomponente ist nichtverbales Handeln (z.B. das Bedienen eines Gerätes);

5. der Warencharakter (Instruktionstexte können mit dem Produkt erworben werden oder sie sind in Form von beispielsweise Ratgebern eigenständig und
6. die Medien (ein zeitlicher und räumlicher Abstand muss überbrückt werden).<sup>65</sup>

Mithilfe dieser Ordnungsprinzipien, die sowohl situative als auch thematische Faktoren (wie die Zielkomponente<sup>66</sup>) enthalten, gelangt Möhn zu drei Subtypen von Instruktionstexten: 1. beim Kauf eines Produktes mit erworbene Instruktionstexte wie „Gebrauchsanweisungen“ oder „Beipackzettel“; 2a. Instruktionstexte, die bei Bedarf herangezogen werden wie z.B. „Kochrezepte“ und 2b. Instruktionstexte, die Produkte bewerten wie z.B. die Zeitschrift TEST (cf. MÖHN 1991: 197). Textsorten differenzierend zwischen den Subtypen 1 und 2a wirkt das Ordnungsprinzip 5 (Warencharakter); 2b unterscheidet sich von 1 und 2a durch „den Anteil des Bewerten und Vergleichens“ (MÖHN 1991: 205). An dieser Stelle wird ein Differenzierungskriterium herangezogen, das in der Ordnungsmatrix gar nicht enthalten ist. Bewerten fällt in den Bereich der Textillokution, die nicht Gegenstand der Matrix ist; Vergleichen ist im Rahmen der thematischen Entfaltungen ein wichtiges Merkmal. Letzteres scheint m.E. ein Hinweis darauf zu sein, dass im Subtyp 2b deskriptive Momente im Vordergrund stehen; hier müsste dann der Übergang zu den Informationstexten problematisiert werden.

Insgesamt ist Möhns Textsortenbetrachtung v.a. hinsichtlich der wenig fundierten Ordnungsmatrix zu kritisieren. Faktoren unterschiedlichster Herkunft werden ohne Angabe des Hintergrunds (Situation, Thema, Personenkonstellation etc.) herangezogen und als Textsorten differenzierend betrachtet. Die Behandlung der Textfunktionen zeigt dies sehr deutlich: Neben die appellative und instruktive Funktion tritt relativ unvermittelt bei der Beschreibung der Textsorte „Gebrauchsanweisung“ die Kontaktfunktion als Komplementärfunktion auf den Plan (MÖHN 1991: 200s.). Diese ist jedoch – in unterschiedlicher Gewichtung – in jedem Kommunikationsakt zugegen und nicht auf den erwähnten Subtyp 1 im Gegensatz zu den Subtypen 2a und 2b beschränkt.

Ute Schmidt hat sich auf eine spezielle Sorte der Instruktionstexte, auf Gebrauchsanweisungen, beschränkt. Sie legt ihren Untersuchungen ein 50 Texte umfassendes Korpus zugrunde (SCHMIDT 1996: 50), mit dessen Hilfe sie textsortendifferenzierende Merkmale herausarbeitet. Als theoretische Basis dient ihr Brinkers Vorschlag der Textanalyse (<sup>3</sup>1992<sup>67</sup>), wobei untersucht werden soll, ob „dieser Kriterienkatalog die Spezifik der Gebrauchsanweisung erfaßt“ (cf. SCHMIDT 1996: 25). Schmidts Untersuchung gliedert sich in einen makrostrukturellen und

---

<sup>65</sup> Hier sei auf den direkten Zusammenhang von Prinzip 1 und 6 hingewiesen. Der Verlust der Unmittelbarkeit ist eine Konsequenz aus der Wahl des Mediums zur Vermittlung des Instruktionstextes.

<sup>66</sup> Die Zielkomponente referiert zwar auf die in den Instruktionstexten beschriebenen außersprachlichen Handlungen; diese sind dann jedoch das Thema des Textes.

<sup>67</sup> Frühere Ausgabe des hier zitierten Werkes BRINKER <sup>4</sup>1997a.

einen mikrostrukturellen Bereich; aufgrund mangelnder theoretischer Reflexion ergeben sich Überschneidungen. Der Makrostruktur werden dabei folgende Merkmale zugeordnet:

1. kontextuelle Merkmale,
2. kommunikativ-funktionale Merkmale und
3. formale und strukturelle Merkmale.

Im Rahmen der Mikrostruktur werden nachstehende Kriterien untersucht:

1. Textfunktionen – Illokutionen,
2. syntaktische und lexikalische Merkmale,
3. der „Mangel an Explizitheit“,
4. „räumliche Angaben“ (Bild-Text-Verhältnis) und
5. der kommunikative Kontakt (cf. SCHMIDT 1996: 110).

Betrachten wir die Merkmale im Einzelnen: Zu den kontextuellen Merkmalen zählen Faktoren, die in anderen Modellen der Situation zugeordnet werden: Produzent-Rezipienten-Verhältnis, Medium, Kommunikationsform (cf. DIEWALD 1991). Mithilfe kommunikativ-funktionaler Merkmale (Kommunikationszweck) wird die Gebrauchsanweisung als Lernanleitung von Textsortenvarianten wie der Nachschlageanleitung und der Sofortanleitung abgegrenzt. Das Ziel der Gebrauchsanweisung besteht darin, „das sichere, schrittweise Erlernen und auch die anschließende Beherrschung der Bedienung ohne Bedienungsanleitung“ zu garantieren, wohingegen die Aufgabe der Sofortanleitung darin besteht, den Benutzer sofort zum Bedienen des Gerätes zu befähigen und das Ziel der Nachschlageanleitung darin liegt, „[d]as sichere Auffinden der gewünschten Information in angemessener Zeit“ zu realisieren (cf. SCHMIDT 1996: 47s.). M.E. überschneiden sich die Ziele und sind somit nicht als differenzierende Kriterien geeignet: Für die Bedienung eines Feuerlöschers (Sofortanleitung) ist es sowohl wünschenswert, die Information in angemessener Zeit aufzufinden als auch das Gerät anschließend bedienen zu können. Die genannten Textsortenvarianten sind allenfalls über ein formales Kriterium wie die Länge des Textes zu unterscheiden; die Textfunktion hilft hier wenig. Zudem wäre es wünschenswert gewesen, das Verhältnis der Textsorte „Gebrauchsanweisung“ zu benachbarten Textsorten wie dem „Ratgeber“ näher zu beleuchten. – Die Beschreibung der strukturellen Merkmale bezieht sich u.a. auf das verwendete Papier, die Farben und das Layout; die funktionale Charakterisierung der Textsorte stellt die Teiltexte bzw. Textteile<sup>68</sup> wie die Einleitung, das Inhaltsverzeichnis und die Garantieübernahme dar.

Im Bereich der Mikroanalyse kommen nun abermals Textfunktionen zur Sprache, ohne dass eine Problematisierung erfolgt. Auf der Basis der Illokutionstypen werden den Teiltexten nun Funktionen zugeordnet. Während die Produktbeschreibung

---

<sup>68</sup> Bei der Bezeichnung verfährt Schmidt selbst nicht einheitlich (cf. SCHMIDT 1996: 75, 103).

primär deskriptiv ist, werden die Garantie als selbstverpflichtend und die Einleitung als Kontakt erhaltend bezeichnet (cf. SCHMIDT 1996: 120ss.). Des Weiteren werden werbende und motivierende/belustigende Einschübe als zusätzliche Funktionen genannt (cf. SCHMIDT 1996: 128s.). Ihr Bezug zu den Illokutionstypen bleibt jedoch offen; beispielsweise hat meiner Meinung nach ein motivierender Einschub Kontakt erhaltende Funktion. Neben der unschlüssigen Doppelerwähnung – nach Schmidt hätten Textfunktionen auf der Makroebene differenzierenden Charakter bzgl. der Textsortenvarianten und auf der Mikroebene nicht – vermisst man die Diskussion über die Uneinigkeit der Anzahl der Textfunktionen. Im Rahmen der syntaktisch-lexikalischen Analyse wird herausgearbeitet, dass kurze Sätze vor verschachtelten Konstruktionen den Vorrang haben und Fachterminologie kein Problem darstellt, da die zum Verständnis des Gerätes notwendigen Begriffe zu Beginn der Anleitung erläutert werden. Das Kriterium des Mangels an Explizitheit bezieht sich ebenfalls auf ein lexikalisches Problem; hier wird von ambigen oder unvollständigen Bezeichnungen abgeraten (cf. SCHMIDT 1996: 142). Es wird deutlich, dass in Schmidts Analyse Textsortenbeschreibung und Ratschläge zur Gestaltung optimaler Gebrauchsanweisungen miteinander vermischt werden. Ähnliches gilt auch für den folgenden Punkt „räumliche Anordnung“, in dem das Verhältnis von Bild und Text beschrieben wird: „Neben der klaren Zuordnung der beiden Präsentationsarten ist auch eine Nebeneinanderstellung beider zu fordern“ (SCHMIDT 1996: 145<sup>69</sup>). Bei der Beschreibung des kommunikativen Kontakts schneidet Schmidt den stilistischen Faktor „Anredestil“ an. Dass dieser ein Reflex der kontakterhaltenden Funktion ist, wird jedoch nicht diskutiert.

Insgesamt arbeitet Schmidt in ihrer Analyse mit unsystematisch aufeinander folgenden Faktoren, die eine Einordnung in ein Kommunikationsmodell vermissen lassen. Brinkers Modell mag vielleicht in der Idee Pate gestanden haben, bei der Umsetzung weicht Schmidt jedoch stark von der Vorlage ab. Die erwähnten Überschneidungen sind beispielsweise in Brinkers Ansatz nicht zu finden. Darüber hinaus kann ich Schmidts Kritik an Brinker (cf. SCHMIDT 1996: 25), er vernachlässige die syntaktischen und grammatischen Merkmale, nicht nachvollziehen; diesen wird explizit an mehreren Stellen Rechnung getragen (cf. z.B. BRINKER <sup>4</sup>1997a: 140, 145).

#### 4.4.3.2 Informationstexte

Wenden wir uns nun einigen Einzeluntersuchungen zu, in denen die Kontaktfunktion oder die Selbstdarstellungsfunktion zugunsten der Informationsfunktion in den Hintergrund tritt. Hier interessieren uns insbesondere Textsorten, die unter dem Oberbegriff des Berichtes zusammengefasst werden. Die Gruppe der Textvorkommen, in deren alltagsprachlichen Textsortennamen das Lexem **Bericht** enthalten ist, ist relativ umfassend. Rolf zählt u.a. folgende Textsortennamen zur Gruppe der Berichte: Börsenbericht, Erlebnisbericht, Jahreswirtschaftsbericht, Lagebericht, Pressebericht, Sportbericht, Wetterbericht (cf. ROLF 1993: 185). Nach Brinker sind die genannten Textsorten zunächst über die

---

<sup>69</sup> Hervorhebung durch Verfasserin.

Kategorie „Textfunktion“ näher zu bestimmen: Da „der zweite Bestandteil den ersten dominiert“, ist das Lexem **Bericht** ausschlaggebend für die Funktionsbestimmung der Textsorte „xy-bericht“. Im ersten Teil des Kompositums wird lediglich der Textinhalt spezifiziert, „der einen bestimmten Lebensbereich bzw. Weltinhalt [thematisiert], [...]“ (BRINKER 1997a: 129). Brinker legt nun eine Analyse für die Textsorte „Wetterbericht“ vor. Dieser kann auf funktionaler Ebene der informativen Textsortenklasse zugeordnet werden. Hinsichtlich der Kommunikationsform – diese lässt Brinker in seiner Untersuchung außen vor – ist der Wetterbericht nicht genau bestimmt. In jedem Fall ist er monologisch; ob ihm jedoch die Merkmale „zeitlich und räumlich getrennt“ oder „geschrieben/gesprochen“ zuerkannt werden können, hängt vom Medium der Veröffentlichung ab. Der vorliegende Beispielttext stammt aus einer Zeitung (cf. BRINKER 1997a: 142s.): Er weist demnach die Kriterien „zeitlich und räumlich getrennt“ und „geschrieben“ auf. Diese Merkmale sind jedoch für die Textsorte „Wetterbericht“ nicht konstitutiv. Der Handlungsbereich ist als öffentlich zu bezeichnen; das Thema ist fixiert, d.h., es liegt außerhalb der Kommunikationspartner („lokale Orientierung“) und die „temporale Orientierung“ des Themas weist auf die Gegenwart (Wetterlage) bzw. auf die Zukunft (Wettervorhersage). Die Themenentfaltung im Wetterbericht ist deskriptiv. Auf sprachlich-grammatischer Ebene zeichnet sich diese Textsorte z.T. durch elliptische Konstruktionen aus (cf. BRINKER 1997a: 142). Vergleicht man diese Vorgaben mit dem erwähnten Beispiel aus der Zeitung, so finden sich Differenzen in Bezug auf die temporale Orientierung (der Zeitungsbericht enthält einen Absatz mit dem Thema „das Wetter von gestern in Süddeutschland“) und die sprachliche Komponente (die Sätze sind durchweg vollständig). Resümierend hält Brinker fest, dass es sich nicht um ein typisches Exemplar der Textsorte „Wetterbericht“ handele, sondern eher um einen „Ereignisbericht“ (cf. BRINKER 1997a: 143). Wieder tritt die Schwäche des strikten Zuordnungsmodells deutlich zutage: Eine prototypische Konzeption hätte den Text ohne Schwierigkeiten als untypisches Exemplar der Textsorte „Wetterbericht“ erfasst.

Nach Rolf zählen nun auch Textortennamen wie der Detailbericht, der Kurzbericht oder der Vor- und Zwischenbericht<sup>70</sup> zur Gruppe der Berichte (cf. ROLF 1993: 185s.). Wie bereits erwähnt, halte ich es nicht für sinnvoll, diese Berichte mit den zuvor erwähnten auf eine Stufe zu stellen (cf. Kapitel 4.3.6). Ihre Differenzierung findet auf einer anderen Ebene statt: Thematisch sind diese Berichtssorten nicht festgelegt, sie sind es nur bezüglich ihrer Ausführlichkeit (kurz, detailliert) bzw. ihres Erscheinungszeitraumes (vor oder während eines Ereignisses). Brinkers Erklärungsansatz, der erste Teil der Komposition **xy-bericht** thematisiere den „Lebensbereich bzw. [den] Weltinhalt“ (BRINKER 1997a: 129), ist auf diese

---

<sup>70</sup> Zur Textsorte des Vorschauberichtes cf. PÖTSCHKE 1984: Auf der Basis einer semantischen Analyse versucht Pötschke die Widersprüchlichkeit von sachbetontem, auf Gegenwärtiges oder Vergangenes bezogenem Bericht und zukunftsorientierter Vorschau zu zeigen. Er kommt zu dem Ergebnis, es handele sich bei dem Vorschaubericht um keine neue Textsorte, sondern um eine Textsorte, „in die Elemente des Ankündigen und des Berichtens gleichberechtigt eingehen [würden]“ (PÖTSCHKE 1984: 182).

Textsortennamen nicht anwendbar. Wir können also festhalten, die Gruppe der Berichte enthält zu viele verschiedene Varianten, als dass eine textsortenlinguistische Beschreibung für die gesamte Gruppe vorgenommen werden könnte. Brinkers Modell zur Textsortenanalyse ist insgesamt jedoch im Vergleich zu Schmidts oder Möhns Ansätzen als wesentlich kohärenter zu bezeichnen. Auch wenn ich die Klassifizierung auf der Basis der Funktion ebenso in Frage stelle wie die Hierarchisierung der Kriterien, so weist das Modell durch seine Gliederung in situative, funktionale und strukturelle Ebene eine gewisse Geordnetheit auf.

#### **4.4.3.3 Appelltexte**

Als Letztes möchte ich eine Gruppe von Texten analysieren, deren primäres Ziel darin besteht, den Adressaten von einer bestimmten Handlung oder Einstellung zu überzeugen. Betrachten wir in diesem Zusammenhang zunächst die Untersuchung eines Zeitungskommentars (cf. BRINKER 1994), die jedoch nur eine Kurzversion seines üblichen Analysevorgehens umfasst.

Die Einordnung des Zeitungskommentars erfolgt zunächst auf der Basis kontextueller Merkmale: Sowohl das Foto mit der Autorennennung als auch die layouttechnische Rubrikzuordnung kennzeichnen den Text als Kommentar. Mit Rekurs auf unser Textsortenwissen wird die Funktion des Zeitungskommentars einerseits als informativ und andererseits als appellativ bezeichnet. Um die Textfunktion eindeutig festlegen zu können – so Brinker –, muss in der folgenden Analyse herausgearbeitet werden, ob der Text eher eine Meinungskundgabe oder eine Meinungsbeeinflussung darstellt (cf. BRINKER 1994: 41). Dazu wird der Zeitungsartikel in ein Hauptthema und entsprechende Teilthemen gegliedert. Da es sich zwischen den Teilthemen und dem Hauptthema um ein spezifizierendes Verhältnis handelt, liegt in dem Beispieltext eine deskriptive Themenentfaltung vor (cf. BRINKER 1994: 41). Gleichzeitig lassen sich jedoch auch argumentative Strukturen feststellen. Im Folgenden soll nun die Untersuchung der sprachlich-stilistischen Ausformung Aufschluss über die Einstellungsbekundungen des Textproduzenten geben; anhand einzelner Lexeme wird nun die evaluative Einstellung des Autors zum Gesamtgeschehen rekonstruiert. Die Einstellung wirkt insofern als funktionsmodifizierender Indikator als, dass dem Text eine appellative, meinungsbeeinflussende Hauptfunktion zugesprochen werden kann:

Durch die ausgewiesene thematische Einstellung wird nun die Informationsfunktion (als Basisfunktion) zur indirekt signalisierten Appelfunktion (im Sinne von Meinungsbeeinflussung) verändert. Gerade dieses Verfahren weist den Text als persuasiven Text aus. (BRINKER 1994: 43)

Im Hinblick auf den BadA, der ebenfalls durch ein Foto begleitet wird, ist Brinkers Hinweis auf die Bedeutung dieses nichtsprachlichen Indikators von Interesse:

[...]; die Abbildung des Emittenten (in Form eines Paßfotos in der rechten oberen Ecke des Textes) kann als textueller nichtsprachlicher Indikator der

Informationsfunktion (mit der Bedeutung ‚Meinungskundgabe des Herbert Kremp‘) interpretiert werden. (BRINKER 1994: 43)

Meiner Meinung nach könnte man diesen außersprachlichen Indikator auch als Hinweis auf die Appellstruktur des Textes werten: Durch die Personalisierung in Form des Fotos wird darauf hingewiesen, dass es sich um die subjektive Meinung der abgebildeten Person handelt, denn die Kundgabe einer Meinung geht oftmals mit der Bewertung des Geschehens einher und weist somit einen Appellcharakter auf.

Helmut Eberts Untersuchung von Führungs- und Unternehmensgrundsätzen (FG/UG) geht von zwei zentralen Begriffen aus: **Funktion** und **Struktur**. Sein Korpus umfasst 154 äußerst heterogen gestaltete Texte: Teilweise bestehen die UG aus einigen Zeilen, teilweise sind sie in einem eigenständigen Heft zusammengefasst. Ziel seiner textlinguistisch ausgerichteten Analyse ist es, diese Textexemplare auf wenige Grundtypen zu reduzieren, die sich wiederum in weitere Textsorten subklassifizieren lassen (cf. EBERT 1997: 27). Ebert unterscheidet drei Texttypen von FG/UG: 1. den appellativen Texttyp, 2. den informativen Texttyp und 3. den ausdrucksfunktional-kommissiven Texttyp. Bevor diese Texttypen nun strukturell und funktional subklassifiziert werden, beschreibt Ebert die für UG und FG charakteristischen Inhalts- und Situationsmerkmale. Inhaltlich beziehen sich FG/UG u.a. auf Zielaussagen über unternehmerisches Handeln sowie auf mitarbeiterbezogene und unternehmensexterne Angelegenheiten (cf. EBERT 1997: 56). Im Rahmen der Situationsbeschreibung werden u.a. Merkmale wie Emittent und Adressat thematisiert: Zu den Emittenten von FG/UG gehören die Geschäftsleitung und die Personalabteilung (cf. EBERT 1997: 59). Als Adressaten werden v.a. Führungskräfte und Mitarbeiter genannt (cf. EBERT 1997: 62).

Im Anschluss behandelt Ebert eine Reihe von „Vorfeldbedingungen“ gesellschaftlicher, institutioneller und sozialpsychologischer Herkunft. Anhand verschiedener betriebs- und kommunikationswissenschaftlicher Modelle (Harzburger Modell, St. Galler Modell, „Management by objectives“ und Modell der kooperativen Führung) werden hier unterschiedliche Führungsstile vorgestellt (cf. EBERT 1997: 62ss.). Die darauf folgende Differenzierung der Texttypen und Textsorten basiert auf den Begriffen **Funktion** und **Struktur**. An einem Beispiel möchte ich Eberts Vorgehensweise demonstrieren: Der appellative Texttyp stellt die größte Gruppe dar, die ihrerseits in normativ-regulierende, normativ-orientierende und normativ-instruierende Textsorten unterteilt ist. Während der Emittent normativ-instruierender Textsorten lediglich „über bestimmte Handlungsschritte, Handlungsmöglichkeiten und Bedingungen informieren will“ (EBERT 1997: 171) – ihr Verbindlichkeitscharakter ist daher als eher eingeschränkt zu bezeichnen (Beispiel „Vorgangs- und Funktionsbeschreibungen“) –, haben normativ-regulierende Textsorten eine unmittelbare Lenkungsfunktion (Beispiel „Grundordnung“, „Pflichten- u. Rechtekanon“). Normativ-orientierende Textsorten unterscheiden sich von den regulierenden dadurch, dass sie „einen geringeren Instrumentalbezug“ haben, d.h., sie sind „in der Regel weniger konkret und operationalisierbar“ (EBERT

1997: 139). Sie enthalten weder sanktionierende noch regulierende Elemente wie beispielsweise „Gebote“. Zu den normativ-orientierenden Textsorten gehören u.a. der „Wertekanon“ und die „Unternehmensphilosophie“. Die Textsorte „Unternehmensphilosophie“ wird nun von anderen abgegrenzt, indem sie durch eine Leitfrage thematisch festlegt wird: „Was sind nach unserem Dafürhalten die Schwächen und Stärken unseres Unternehmens, ihre Ursachen, und was halten wir für richtig mit Blick auf die künftige positive Unternehmensentwicklung?“ (EBERT 1997: 150). In funktionaler Hinsicht ist der Ausdruck der Sprechereinstellung konstitutiv für die Textsorte „Unternehmensphilosophie“: Gegebenheiten/Tatsachen werden vom Emittenten als wahr oder richtig eingeschätzt. An einem Beispieltext werden die betreffenden Lexeme durch Fettdruck markiert (cf. EBERT 1997: 150s.). Die strukturelle Analyse des Textes zeigt, im vorliegenden Fall überwiegt eine deskriptive Themenentfaltung (Varianten der Textsorte weisen jedoch auch explikative und argumentative Strukturen auf) und „[b]ei der Themenwahl [dominiert] in der Regel der Bezug zur Unternehmenspolitik, wobei einige Äußerungen auch Führung und Zusammenarbeit betreffen können“ (EBERT 1997: 151). Abschließend wird darauf hingewiesen, die Grenzen der Textsorte „Unternehmensphilosophie“ zu anderen Textsorten (z.B. „Leitbild“) seien fließend (EBERT 1997: 151) und die Textsorte „Unternehmensphilosophie“ gehöre zum Zentrum des Textsortenspektrums „normativ-orientierende Textsorten“ (cf. EBERT 1997: 170).

Eberts Untersuchung muss als konsequente Umsetzung des prototypischen Ansatzes in der textlinguistischen Forschung beurteilt werden. Ihm ist es gelungen, ein relativ umfassendes Korpus von Unternehmenstexten mithilfe situationaler, funktionaler und struktureller Merkmale in differenzierte Texttypen bzw. -sorten zu gliedern. An dieser Stelle taucht jedoch das erste Problem auf: Es gibt drei Ebenen, die Ebert unterscheidet: die Ebene der Texttypen, die des Textsortenspektrums und diejenige der einzelnen Textsorten. Die Bezeichnungen **normativ-regulierend**, **normativ-orientierend** und **normativ-instruierend** beziehen sich auf das „Textsortenspektrum“ (EBERT 1997:170), doch ist immer wieder von „normativ-regulierenden etc. Textsorten“ die Rede (cf. EBERT 1997: 85, 139, 171). Bei den nach Ebert untergeordneten Textsorten (z.B. „Unternehmensphilosophie“, „Wertekanon“) handelt es sich nicht um Textsorten, sondern um Textsortenvarianten der Textsorte „normativ-orientierende FG/UG“. Der Terminus **Variante** hätte zudem das prototypische Konzept noch unterstrichen. Ein anderes Problem liegt m.E. in der Bezeichnung der einzelnen Textsorten(varianten): „Wertekanon“ und „Verhaltensleitsätze“ stehen auf einer Stufe mit „Unternehmensphilosophie“ und „Vision“. Während die ersten beiden Bezeichnungen im zweiten Teil ihres Kompositums auf die strukturelle Beschaffenheit der Textsorten(variante) verweisen, sind die beiden letzten nur in thematischer Hinsicht festgelegt. Da einzelne Themen jedoch nicht textsortenspezifisch determiniert sind, ist es sinnlos in diesen Fällen von Textsorten zu sprechen. Hier wären Bezeichnungen wie „FG/UG mit (primär) unternehmensphilosophischen Erklärungen“ und „FG/UG mit (primär) visionären Erläuterungen“ präziser gewesen. – Abschließend sei noch auf die geringe

Orientierung an anderen textlinguistischen Arbeiten hingewiesen: Beispielsweise werden im Rahmen der Situationsmerkmale nur wenige der in der Textsortenlinguistik sonst üblichen Merkmale (physische Kontaktsituation etc.) diskutiert.

#### 4.4.4 Untersuchungen zum Brief

Als Vorgriff auf die in Kapitel 6.1.1 noch vorzunehmende definitorische Differenzierung von Textsorte und Kommunikationsform, möchte ich bereits hier dem Brief den Textartenstatus absprechen und ohne nähere Erklärung nur noch von der Kommunikationsform „Brief“ sprechen.

Eine erste Annäherung an das Thema „Brief“ bietet die Klärung der Herkunft des Lexems. Aus lateinisch *breve* in der Bedeutung von „kurzes Schreiben“ entwickelte sich altfranzösisch *bref* (auch: *brief*) und althochdeutsch *briaf*, das zu mittelhochdeutsch *brief* wurde.

Die Bedeutung ist ursprünglich ‚Urkunde, kurze schriftliche Festlegung‘; die heutige Bedeutung wird ursprünglich von *Sendbrief* getragen, das seit mittelhochdeutscher Zeit vereinfacht wird. Die ältere Bedeutung ist noch in *Brief* und *Siegel, verbriefen, Schuldbrief* [enthalten]. (KLUGE<sup>22</sup> 1989: 105)

Heute wird der prototypische Brief definiert als ein „persönlich adressiertes Schriftstück“ (PFEIFER et al. 1989: 214), das im Normalfall von einem Absender für einen Adressaten verfasst und „in einem [verschlossenen] Umschlag übersandt“ (DROSDOWSKI<sup>23</sup> 1993: 589) wird.

##### 4.4.4.1 Die Geschichte des Briefes

Der Brief gehört zu denjenigen Kommunikationsformen, die sowohl in der Sprach- als auch in der Literaturwissenschaft Berücksichtigung gefunden haben, doch ist das literaturwissenschaftliche Interesse stärker ausgeprägt.

[D]en Hauptbestand bisheriger Beschäftigung mit dem Brief [machen] literaturwissenschaftlich und literarhistorisch orientierte Studien aus, deren Ziel es ist, Wesen und Wert des (Dichter)briefes mit ästhetisch-normativem Anspruch zu bestimmen [...]. (LANGEHEINE 1983: 191)

Dass die Untersuchungsziele und Herangehensweisen der einzelnen Disziplinen sehr unterschiedlich sind, zeigt sich z.B. auch darin, dass der Brief in der Literaturwissenschaft ohne Zögern als „Textsorte“ bezeichnet wird. Neben der Autobiografie und dem Tagebuch gehört der Brief zu den „Textsorten“, die am häufigsten und folgenreichsten „literarisieren“ worden sind. Der Brief gehört somit zu den am wirkungsvollsten „pragmatisch-publizistischen Textsorten“, da er besonders vielseitig einsetzbar ist (cf. NICKISCH<sup>3</sup> 1999: 357). Den Grund, „daß sich Literaten seiner öfter und auf vielfältigere Weise bedient haben als jeder anderen eingangs genannten Form von Gebrauchstexten“ (NICKISCH<sup>3</sup> 1999: 358), sieht Nickisch in seiner Polyfunktionalität. Aus linguistischer Sicht – hier werden die

unterschiedlichen Erkenntnisinteressen deutlich – kann diese Behauptung nicht aufrecht erhalten werden: Mit der gleichen Begründung müsste sich dann auch die Gebrauchsanweisung für literarische Zwecke anbieten, da diese ebenfalls über mehrere Funktionen verfügt (cf. MÖHN 1991: 193). Tatsache ist jedoch, die Form des Briefes wurde besonders häufig vor literarischem Hintergrund eingesetzt und die Gründe dafür sind m.E. auf wesentlich vielschichtigere Aspekte zurückzuführen als einzig auf seine Polyfunktionalität. Ein Blick auf die einzelnen Editionsformen des Briefes mag beweisen, auf welch vielfältige Art die Briefform mit der Sender-Adressaten-Struktur spielen kann: Es gibt „Sammlungen von Briefen eines einzelnen (mit<sup>71</sup> oder ohne Antwortschreiben), Briefwechsel zweier Autoren und die Anthologie aus Briefen gleicher Thematik, gleicher Epochen oder gleicher Absendergruppen. Als Autographe sind Briefe beliebtes Sammelobjekt“ (SCHWEIKLE/SCHWEIKLE 21990: 61). Neben den privaten Briefen gibt es auch offizielle Mitteilungen oder Anweisungen, die den Charakter einer dokumentierenden Schriftform besitzen (z.B. Rundbriefe oder Erlasse), sowie offene Briefe, die nur scheinbar an einen einzelnen Empfänger gerichtet sind. Zu einer Abstraktion der Briefform kommt es durch den Briefroman: Sender, Empfänger und die Situation als Ganze liegen im Bereich des Fiktionalen (cf. NICKISCH 31999: 358). Die Briefform bietet demnach eine Bandbreite von Sender-Adressaten- bzw. Autor-Rezipienten-Konstellationen, die sie als Editionsform so beliebt macht. Die Palette variiert von fiktiven bis zu realen Personen, von einem einzelnen Sender und einem einzelnen Adressaten über einen Sender und mehrere Adressaten bis hin zu mehreren Sendern und Adressaten. Gleichermassen verändert sich auch die Rolle des Autors, der im Fall der Autobiografie mit dem Sender übereinstimmen kann, jedoch nicht muss. Ebenso facettenreich ist die Rolle des Rezipienten: Überspitzt formuliert reicht sie vom Rezipienten als Mitwisser bis zum Rezipienten als „Voyeur“. Dies lässt sich am Beispiel der *Liaisons Dangereuses* von Choderlos de Laclos belegen, bei deren Lektüre der Leser Briefe anderer rezipiert, die nicht an ihn selbst adressiert sind. Persönlichen Briefen haftet etwas Intimes, Geheimnisvolles an, dessen der Leser als außen stehender Dritter – (un-)erlaubtermaßen – habhaft wird.

Der Brief gilt als „die älteste verschriftlichte Textsorte“ (NICKISCH 31999: 358). In der Antike wurde der Brief als die „Hälfte eines Dialogs“ bezeichnet (cf. SCHWEIKLE/SCHWEIKLE 21990: 61), was bereits auf seinen Status zwischen Monolog und Dialog hinweist. Auch folgendes Zitat aus dem 18. Jahrhundert macht auf diese Tatsache aufmerksam:

Das erste, was uns bey einem Briefe einfällt, ist dieses, daß er die Stelle eines Gespräches vertritt. Dieser Begriff ist vielleicht der sicherste. Ein Brief ist vielleicht kein ordentliches Gespräch; es wird also in einem Briefe nicht alles erlaubt seyn, was im Umgange erlaubt ist. Aber er vertritt doch die Stelle einer mündlichen Rede, und deswegen muß er sich der Art zu denken und zu reden, die in

---

<sup>71</sup> In dem Augenblick, in dem ein Antwortschreiben vorliegt, haben wir es jedoch mit einem zweiten Autor zu tun, der gleichermaßen als Adressat und als Sender fungiert.

Gesprächen herrscht, mehr nähern, als einer sorgfältig und geputzten Schreibart. Er ist die freie Nachahmung des guten Gesprächs. (GELLERT 1751/1971: 2s.)

Die Geschichte des Briefes selbst ist so alt wie die Schrift. Bis zum Ende des Mittelalters war das Briefeschreiben einigen wenigen Gelehrten am Hofe oder in Klöstern vorbehalten; thematisch ging es dabei sowohl um Politik als auch um den geistlichen und persönlichen Meinungsaustausch. Das Aufkommen des privaten Briefwechsels wird ins 16. Jahrhundert datiert. So genannte „Briefsteller“, professionelle Schreiber, verfügten über das Instrumentarium aus „starr konventionelle[n] und hierarchisch gestufte[n] Verhaltensnormen.“ Briefen, Widmungen und Gesuchen lag ein „minutiös differenziertes System rhetorisch verbrämter Titulaturen, Einleitungs-, Bitt-, Gruß- [und] Schlussformeln“ zugrunde (cf. SCHWEIKLE/SCHWEIKLE <sup>2</sup>1990: 63). In offiziellen, sehr höflichen Briefen sind bestimmte Einleitungs-, Gruß- und Schlussformeln heute noch gang und gäbe. Hartung sieht durch die Existenz dieses Instrumentariums die Bedeutung des Briefes zur Gestaltung sozialer Beziehungen unterstrichen (cf. HARTUNG 1983: 224). Im Frankreich des 17. Jahrhunderts bildete sich dann eine eigenständige bis in die Gegenwart andauernde Briefkultur heraus (z.B. Mme de Sévigné, Voltaire, Mme de Staël, Flaubert, Proust, Gide) (cf. SCHWEIKLE/SCHWEIKLE <sup>2</sup>1990: 62). Als geradezu „briefsüchtig“ wird das 18. Jahrhundert bezeichnet (cf. NICKISCH <sup>3</sup>1999: 358). Der Brief wurde v.a. zur intimen An- und Aussprache benutzt; hier zeichnet sich also der Übergang vom „rhetorisch vorgeformten konventionellen Briefstil zugunsten eines ‚natürlichen‘, persönlichen ab“ (cf. SCHWEIKLE/SCHWEIKLE <sup>2</sup>1990: 63).

Die mit dem generellen Zurücktreten der normativen Poetik verbundene Subjektivierung der literarischen Aussage, vor allem in der Romantik, mußte sich naturgemäß auf den Brief, als die persönlichste Mitteilungsform besonders stark auswirken. (BELKE 1973b: 156)

Einige Aktionärsbriefe, die beispielsweise die Anrede „Liebe Aktionäre und Aktionärinnen“ (z.B. 08/97, 08/98, 08/99; 09/99; 11/99) wählen, bedienen sich stärker dieser Fiktion der Intimität. Neben den bereits angesprochenen Autor-Rezipienten- bzw. Sender-Adressaten-Konstellationen sind es auch die gattungstypischen Möglichkeiten des Briefes, die Autoren immer wieder dazu veranlasst haben, Briefe zu fiktionalisieren: „[D]ie persönliche Hinwendung zu einem Empfänger, die zwanglose, gesprächsnahe Gedankenführung, das Nebeneinander verschiedener Themen und Anliegen<sup>72</sup>, die latente Dialogizität“ (NICKISCH <sup>3</sup>1999: 358). Gerade diese Aspekte spielen für die Entscheidung, das Vorwort in Form eines Briefes zu verfassen, eine zentrale Rolle. Interessant ist weiterhin, dass die Briefform besonders dazu geeignet ist, als Einlage in andere Werke eingegliedert zu werden: Briefe wurden bereits in der Antike in Geschichtswerke eingebettet (cf. SCHWEIKLE/SCHWEIKLE <sup>2</sup>1990: 62) und als

---

<sup>72</sup> Auch Metzler sieht in der „Aneinanderreihung von realiter nicht verbundenen Sachverhalten“ ein charakteristisches Kennzeichen des Briefes (cf. METZLER 1985: 81).

„[e]rdachte und rhetorisch effektvoll stilisierte Briefe in Prosa und Versen [...] in den Romanen der barocken und galanten Literatur [integriert]“ (NICKISCH ³1999: 359). Während der Brief einerseits Medium zum Ausdruck intimster, persönlicher Empfindungen war und ist, diente er andererseits bereits seit der Antike dazu, in Form des offenen Briefs eine politische Auseinandersetzung zu führen. Der Brief wurde auch im 18. und 19. Jahrhundert dazu verwendet, um kritische, polemische und künstlerische Absichten umzusetzen (z.B. G. E. Lessings *Kritische Briefe* 1753). Aus dieser Zeit stammen auch die so genannten Reisebriefe, in denen zeit- und gesellschaftskritische Gedanken in oftmals verfremdeter Form dargestellt wurden. In den *Lettres Persanes* schildert Montesquieu europäische Gepflogenheiten aus der Sicht von zwei fiktiven Persern, die zur Zeit Ludwig XIV. eine mehrjährige Reise in Europa unternehmen. Viele dieser kritischen Briefe des 18. Jahrhunderts enthalten „Passagen in essayistischer Schreibweise“, jedoch

[e]rst im 19. und 20. Jahrhundert [...] wird der Essay, und so auch der Epistolaren Essay, zu einer zielstrebig gepflegten literarischen Textsorte. Hugo von Hoffmannsthal's „Ein Brief“ („Brief des Lord Chandos“, 1902) ist einer der berühmtesten Briefessays der deutschen Literatur. (NICKISCH ³1999: 360)

Nach diesem kurzen historischen Abriss der Entwicklung des Briefes aus literaturwissenschaftlicher Sicht wenden wir uns nun der Betrachtung des Briefes als „Gebrauchstext“ zu (BELKE ³1975).

#### 4.4.4.2      **Der Brief als Gebrauchstext**

Der Begriff des Gebrauchtextes wurde in den voraufgegangenen Kapiteln bereits häufiger erwähnt. Belke fasst darunter Texte,

die nicht, wie poetische Texte, ihren Gegenstand selbst konstituieren, sondern die primär durch außerhalb ihrer selbst liegende Zwecke bestimmt werden. Gebrauchstexte dienen der Sache, von der sie handeln; sie sind auf einen bestimmten Rezipientenkreis ausgerichtet und wollen informieren, belehren, unterhalten, kritisieren, überzeugen, überreden oder agitieren. (BELKE ³1975: 320)

Mit der Behandlung der Gebrauchstexte bewegt Belke sich in einem Grenzbereich der Literaturwissenschaft, da auch Texte als „Gebrauchstexte“ bezeichnet werden, „die gemeinhin noch nicht zur Literatur gerechnet werden“ (BELKE ³1975: 322). Sein Ziel besteht – ähnlich wie das der Linguisten – darin, sämtliche Gebrauchstexte zu klassifizieren bzw. zu „rubrizieren“. Dabei orientiert er sich an zwei Kriterien: 1. an dem Zweck des Textes und 2. an seinem Adressaten (cf. BELKE ³1975: 323). Auf diese Weise gelangt er zu vier Textgruppen:

1. Texte des privaten Gebrauchs (z.B. Brief, Tagebuch, Autobiografie)
2. Wissenschaftliche Gebrauchstexte (z.B. Aufsatz, Essay, Monografie)
3. Didaktische Gebrauchstexte (z.B. Rede, Vortrag, Sachbuch)
4. Publizistische Gebrauchstexte (z.B. Bericht, Reportage, Anzeige)

Wir erkennen an dieser Stelle einerseits die Parallele zur Funktionalstalistik; drei der vier Textgruppen werden im Rahmen der Funktionalstile erwähnt: Stil der Wissenschaft, Stil der Presse und Publizistik und Stil der Alltagsrede (cf. RIESEL/SCHENDELS 1975: 19). Eine Klassifizierung der Textsorten auf der Ebene der Vorkommensbereiche ist jedoch als zu wenig differenziert zu beurteilen, da der gesellschaftliche Einsatzbereich keinen endgültigen Hinweis auf die Textsorte gibt. Andererseits lässt eine Rubrizierung auf der Basis von zwei Kriterien keine unter linguistischen Aspekten systematische und aussagekräftige Klassifizierung zu. Dennoch sind Belkes Überlegungen für uns im Hinblick auf die benachbarten Textsorten und Kommunikationsformen des BadA von Interesse; sie erlauben eine erste allgemeine Feststellung der Unterschiede und Gemeinsamkeiten.

Zu den Kommunikationsformen bzw. Textsorten in der unmittelbaren Nachbarschaft des BadA gehören:

- a. das Vorwort (Geschäftsberichts-Vorwort) oder Editorial,
- b. der Bericht (Geschäftsbericht),
- c. das Protokoll (Hauptversammlungs-Protokoll),
- d. die Rede (Hauptversammlungs-Rede) und
- e. der Brief im Allgemeinen bzw. der offene Brief im Speziellen.

Auch diese Texte sind als Gebrauchtexte im Sinne Belkes zu bezeichnen. Die Verwandtschaft mit dem Vorwort ergibt sich aus der Praxis der Geschäftsberichte: BadA und Vorwort nehmen innerhalb der GB dieselbe Position ein – zumeist als einleitendes Kapitel für den gesamten Bericht. Dem GB selbst kommt eine besondere Rolle zu, da der BadA in ihn eingebettet ist. Lux weist in diesem Zusammenhang auf die Möglichkeit hin, „daß durch fest geregelte Textsorteneinbettungen auf der Matrixebene neue Textsorten entstehen (Textsorten also, die eine syntagmatische Makrostruktur haben, die durch eingebettete Textsorten gefüllt ist), [...]“ (LUX 1981: 225). Die hier beschriebenen Auswirkungen auf die übergeordnete Textsorte können durch die Wechselwirkung mit der eingebetteten Textsorte ergänzt werden, d.h., auch die sprachliche Gestaltung des BadA wird vom GB in noch darzustellender Weise beeinflusst. Es bleibt jedoch in Bezug auf den GB festzuhalten, dass der BadA oder das Vorwort keinen konstitutiven Bestandteil der Textsorte „GB“ bildet, da es eine Reihe von Berichten gibt, die weder über ein Vorwort noch über einen Aktionärsbrief verfügen, ohne dass ihnen der Status der Textsorte „GB“ abgesprochen werden könnte (cf. z.B. Hapag Lloyd 1998, Varta 1998, Barmag 1998 oder Singulus Technologies 1999). Die Nähe zu den Textsorten 3 und 4, dem Protokoll und der Rede, ergibt sich aus der historischen Perspektive. Wie in Kapitel 2 dargelegt, ist der Aktionärsbrief im Rahmen des Aktionärversammlungs-Protokolls aus der darin eingebetteten Rede hervorgegangen. Als Letztes bleibt seine Verwandtschaft zum Brief bzw. zum offenen Brief zu klären; diese ergibt sich vor dem formalen Hintergrund der Textgestaltung (Anrede, Unterschrift etc.).

Beginnen wir mit dem Vorwort/Editorial, das in Belkes Ausführungen keinerlei Berücksichtigung findet. Die Gemeinsamkeit von Vorwort und BadA liegt – wie bereits erwähnt – in ihrer einleitenden Position; beide dienen dazu den Leser auf den folgenden Bericht, dem sie vorgeschaltet sind, vorzubereiten. Sie wählen dafür jedoch eine unterschiedliche Form, die auf unterschiedliche Absichten der Senders schließen lässt: Während im BadA durch die persönliche Ansprache des Lesers und die Unterschrift des Senders die Fiktion einer persönlichen Beziehung zum Ausdruck gebracht wird und dadurch die Kontaktfunktion im Vordergrund steht, legt das Vorwort den Schwerpunkt auf die Informationsfunktion. Auf die Einzelheiten kommen wir in Kapitel 6.4.2 zu sprechen.

Durch die Einbettung des BadA in den GB fällt dem Bericht als die den Brief beeinflussende Textsorte eine besondere Rolle zu. Belke differenziert zwei Arten von Berichten, die er der publizistischen Textgruppe zuordnet: eine sach- und eine erlebnisbezogene Mitteilungsform (cf. BELKE 31975: 335). Die Verfasser des GB sind einer sachorientierten Darstellung verpflichtet, d.h., sie müssen

Ereignisse möglichst objektiv [mitteilen]; [sie müssen] sich deshalb persönlicher Emotionen, Reflexionen und Appellationen enthalten und in bewußter Selbstbescheidung die Fakten bündig, klar und lückenlos wiedergeben, getreu der Devise ‚relata refero‘ (wie ich es vorgefunden, so stelle ich es dar). (BELKE 31975: 336)

Die Überordnung des GB hat in manchen Fällen starke stilistische Auswirkungen auf die Gestaltung des Aktionärsbriefes. Auch der Autor des BadA fühlt sich den Vorgaben des objektiven Berichtens verpflichtet. Die Briefe 13/97 und 14/97 sind Beispiele für einen um Objektivität bemühten Berichtsstil, der Emotionen und Bewertungen weitestgehend ausspart. In anderen BadA kommt diese Tendenz wiederum weniger zum Tragen (cf. 01/98 und 02/99). Formulierungen wie „Wir sind noch nicht ganz da, wo wir hin wollen“ (02/99, Seite 6) oder „Wir sind davon überzeugt, daß diese Ereignisse auch für die weitere Zukunft von entscheidender Bedeutung sind“ (01/98, Seite 4) belegen diese Behauptung exemplarisch.

Die Nähe zum Protokoll nimmt der BadA durch seine historische Entwicklung ein. Belke zählt das Protokoll zur Gruppe der wissenschaftlichen Texte und weist darauf hin, dass es auch in anderen Bereichen vorkommt. Ziel des Protokolls ist es, „Geschehnisabläufe, Versuche, Verhandlungen, Besprechungen in chronologischer Folge mit größtmöglicher Objektivität und sachlicher Genauigkeit entweder detailliert oder in Grundzügen [festzuhalten]“ (BELKE 31975: 330). Das Bemühen um Objektivität ist somit dem Berichterstatter und dem Protokollanten gemein. Durch die Nennung exakter Daten „zum 1. Januar 1998“ und „zum 1. Februar 1998“ (Seite 2) in chronologischer Reihenfolge erhält 13/97 zusätzlich den Anstrich eines Protokolls.

Ebenso wie das Protokoll historisch betrachtet Einfluss auf die Gestaltung des BadA hat, muss die mündlich vorgetragene Rede in diesem Zusammenhang berücksichtigt werden. Diese gehört nach Belke zu den didaktischen Texten; sie zeichnet sich dadurch aus, dass sie „sich ohne das Medium Schrift direkt an einen

Adressatenkreis wenden kann“ (BELKE 31975: 330). Im Gegensatz zur Antike, in der die bewusste Verwendung rhetorischer Figuren Usus war, zeichnet sich die Rede in der Gegenwart v.a. durch ihre Zweckmäßigkeit aus. „Die Rede ist heute weithin eine individualistisch gehandhabte Gebrauchsform, [...]“ (cf. BELKE 31975: 331). Der BadA wird in den meisten Fällen durch das Foto und die Unterschrift des Vorstandsvorsitzenden begleitet; die Andeutung des Individuellen röhrt demnach von der persönlich vorgetragenen Rede her.

Die Nähe zum Brief ergibt sich aus der formalen Struktur. Der Brief gehört nach Belke zu den Texten des privaten Gebrauchs (cf. BELKE 31975: 324). Dieser Zuordnung kann ich jedoch nicht zustimmen, da der Brief hinsichtlich seines Handlungsbereiches nicht festgelegt ist (cf. Kapitel 6.2.1). Mit der Erwähnung des Geschäftsbriefes widerspricht Belke im Prinzip seiner eigenen Zuordnung (cf. BELKE 31975: 324).<sup>73</sup> Zuzustimmen ist hingegen seiner Äußerung zur physischen Kommunikationssituation zwischen Sender und Adressat: „Konstitutiv für alle Formen des Briefes ist die Kommunikation zwischen räumlich getrennten Partnern.“ Dabei kann der Brief verschiedene Funktionen übernehmen: Ist der Autor dem Adressaten zugewandt, verfasst er einen „appellativen Brief“, ist er dem Gegenstand zugewandt, schreibt er einen „sachbezogenen Mitteilungsbrief“, ist er sich selbst zugewandt, formuliert er einen „autorbezogenen Bekenntnisbrief“ (BELKE 1973b: 142).<sup>74</sup> Inhaltlich betrachtet ist der BadA wie der Geschäftsbrief eine sachbezogene Mitteilung, in der sich

standardisierte Formen und Formeln herausgebildet [haben], die [den] speziellen Informationskern umrahmen. Sie sollen durch ihre Typisierung unerwünschte verunklärende Redundanz verhindern; ihre Normierung soll eine schnelle und eindeutige Informationsaufnahme gewährleisten. (BELKE 1973b: 143).

Der BadA weist eine Reihe standardisierter Formeln auf: Die Anrede der Aktionäre, der erste Satz über das erfolgreiche abgelaufene Geschäftsjahr, der Dank an die Mitarbeiter und Aktionäre, die Schlussformel etc. (cf. z.B. 03/98, 09/98, 10/98). Dennoch ist er nicht mit dem Geschäftsbrief gleichzusetzen, denn er verfügt über ein gewisses Maß an Individualität, das ihn in die Nähe des Privatbriefes rückt. Auch im Privatbrief kann eine sachliche Mitteilung im Vordergrund stehen, jedoch in einer stets vom „Schreiber individuell geprägte[n] Form“ (BELKE 1973: 143), die sich oftmals in einem Appell oder einem Bekenntnis niederschlägt. Dabei ist der Privatbrief nicht so sehr durch rekurrente standardisierte Floskeln gekennzeichnet wie der Geschäftsbrief. An dieser Stelle lässt sich das Hauptproblem des

---

<sup>73</sup> Folgt man der Einteilung Albert Welleks, wird deutlicher, was Belke gemeint haben könnte, wenn er den Brief als privaten Text ansieht. Wellek grenzt den Brief an sich „nach oben“ von literarischen und öffentlichen Briefen ab und „nach unten“ von Behördenbriefen ab. Eigentliche Briefe haben somit für Wellek immer einen privaten, intimen Charakter, der sich seiner Meinung nach u.a. in der Handschrift manifestiert (cf. WELLEK 1970a: 45s.). Im Zeitalter des Computers, v.a. der E-Mails trifft dies sicherlich nur bedingt zu.

<sup>74</sup> An dieser Stelle sei auf die Parallele zu Bühler hingewiesen (cf. BÜHLER 1934: 28).

Aktionärsbriefes formulieren: Inhaltlich handelt es sich beim BadA nicht um einen privaten, sondern um einen öffentlichen Mitteilungsbrief. Der Vorstandsvorsitzende berichtet über Umsatz und Ergebnis, über Akquisitionen und Verkäufe, über die Entwicklung einzelner Geschäftsfelder etc. Der Brief wird im Hinblick auf eine spätere Publikation verfasst, d.h., er überschreitet nach Inhalt und Zweck die persönliche Sphäre (cf. BELKE 1973b: 143). Zur Literarisierung eignen sich jedoch insbesondere appellative und bekennende Privatbriefe, so Belke. Weiterhin unterstellt er dem Verfasser eines zur Publikation geschriebenen Briefes, dieser werde „von den mit der Briefform gegebenen Möglichkeiten der Literarisierung bewußt Gebrauch machen“ (BELKE 1973b: 143). Dies trifft jedoch für die Verfasser der Aktionärsbriefe kaum zu. Zunächst einmal verfolgen die Vorstandsvorsitzenden keine literarischen Ansprüche, denn es handelt sich um einen sachorientierten Brief. Zwar finden wir in den BadA vereinzelt appellierende oder bekennende Äußerungen – „1998 war ein schwieriges Jahr für den FAG-Konzern“ (06/98, Seite 2) oder „Das Jahr 1998 ist für Ihr Unternehmen, die SPAR Handels-Aktiengesellschaft, ein außerordentlich schwieriges Jahr gewesen“ (13/98, Seite 2) – , doch überwiegt der Anteil an Sachinformationen. Zudem fällt auf, in beiden Formulierungen bekennen die Autoren nur vordergründig etwas: Im ersten Fall wird das Bekenntnis auf den gesamten Konzern bezogen, im zweiten Fall ist sogar der Aktionär der Angesprochene. Dabei kann der Brief durch ein ernst gemeintes, aufrichtiges Bekenntnis „einen hohen Grad an Authentizität“ gewinnen (cf. BELKE 1973b: 153).

Es bleibt also festzuhalten, dass der Aktionärsbrief in dem Widerspruch steht, die Form eines privaten Mitteilungsbriefes gewählt zu haben – v.a. realisiert durch die hervorgehobene Individualität des Verfassers – , emotionale und persönliche Stellungnahmen aber nicht konsequent berücksichtigt werden. Dabei bietet gerade der Brief im Gegensatz zum Aufsatz oder zur Abhandlung Möglichkeiten der (Be-)Wertung:

Sie [die Briefform] ist einerseits intimer, andererseits unverbindlicher als eine Abhandlung und gestattet eine persönlich gefärbte, aber durchaus objektive Darstellung eines Themas [...]. Das Thema wird nicht nur einsträngig abgehandelt, sondern dadurch, daß der Gegenstand in die Kommunikationssituation des Briefes versetzt wird, in anregendem Für und Wider erörtert. (BELKE 1973b: 146)

Das dieser Arbeit zugrunde liegende Korpus enthält Beispiele von Aktionärsbriefen, deren Autoren sich über die Gestaltungsmöglichkeiten der Briefform bewusst sind wie z.B. 02/99. Dieser BadA enthält zahlreiche meinungsäußernde und emotionale Formulierungen [z.B. „Und wir freuen uns, ...“, „Unserer Ansicht nach ...“ (Seite 2) oder „Was wir bisher erreicht haben, kann sich sehen lassen“ (Seite 7)]. Dennoch würde man auch diesen BadA nicht zu den Bekenntnisbriefen zählen. Die Autoren haben lediglich erkannt, dass sie sich einer privaten und intimen Form der schriftlichen Äußerungen bedienen, die in besonderem Maße dazu geeignet ist, das neugierige Interesse Außenstehender zu wecken.

Nicht selten [...] wird der Bekennnisbrief vom Schreiber selbst bereits mit einem Schielen auf eine mögliche spätere Publikation geschrieben. Dabei ergeben sich für den Briefschreiber subtile Möglichkeiten eines tatsächlichen oder vermeintlichen Bekennnisses, Möglichkeiten der Rechtfertigung, der Enthüllung und Verschleierung zugleich. Der Schreiber kann die Neugier seiner künftigen Leser in sein Kalkül mit einbeziehen, was allerdings auf Kosten des Adressaten geschieht, der zum bloßen Anlaß degradiert wird. (BELKE 1973b: 153)

Gerade der BadA muss sich diesen Vorwurf gefallen lassen, denn die Fiktion der Intimität wird zunehmend in dem Maße enttäuscht, wie ein sachorientierter Berichtsstil vorherrscht. D.h., der sachorientierte Berichtsstil verstößt gegen die Rezipientenerwartungen, mit denen ein Leser einem persönlichen Brief gegenübertritt. Der Berichtsstil lässt sich jedoch vor dem Hintergrund rechtfertigen, dass es sich beim BadA um einen offenen Brief handelt. Aber auch hier unterscheidet sich der BadA von der prototypischen Form des offenen Briefes und zwar in Bezug auf seine Funktion: In einem offenen Brief versucht ein meist prominenter Schreiber, eine andere in der Öffentlichkeit stehende Person zu einer Stellungnahme bzw. zu einer Handlung zu bewegen. Das vorrangige Ziel eines offenen Briefes liegt in seiner Appell- bzw. Persuasionsfunktion.<sup>75</sup> Die Veröffentlichung zieht einen Prozess der Meinungsbildung nach sich, durch die der Sender einen gewissen Druck auf den Adressaten ausüben kann (cf. BELKE 1973b: 149). Im Vergleich dazu versucht der BadA nicht seine Adressaten zu kritisieren. Dennoch verfolgt der BadA eine Appelfunktion; diese wird beispielsweise in Formulierungen wie „Lassen Sie uns mit diesen Eigenschaften gemeinsam am Erfolg der SKW weiterarbeiten!“ (12/99, Seite 3) realisiert. Die Adressaten (hier die Mitarbeiter) werden nicht unter Druck gesetzt, sondern freundlich zur weiteren Kooperation aufgefordert. – Auch geht es im Aktionärsbrief nicht darum, bestimmte Personen öffentlich zum Gespött zu machen. Belke weist darauf hin, dass fingierte Briefe an breite Leserschichten oftmals dazu dienten, „reale Personen coram publico vernichtend [bloßzustellen]“ (BELKE 1973b: 149). Als Beispiel nennt er die englischen Juniusbriefe des 18. Jahrhunderts, deren Autor durch die Brieffiktion unerkannt blieb und durch deren Veröffentlichung die kritisierten Persönlichkeiten der Lächerlichkeit preisgegeben wurden.

Resümierend kann festgehalten werden, dass sich der offene Brief, wie er beispielsweise auch in Brinkers Analyse beschrieben wird (cf. BRINKER 1997b), vom BadA durch die Adressierung unterscheidet: Der eigentliche Adressat des offenen Briefes ist nicht die prominente Persönlichkeit, die in dem Brief angesprochen wird, sondern die breite Leserschicht. Dafür spricht, dass die persuasiv-überredende Funktion sich „in erster Linie an die Öffentlichkeit richtet“ (BRINKER 1997b: 204). Angesprochener und tatsächlich gemeinter Adressat stimmen im offenen Brief somit nicht überein: „[D]er implizite Adressat [wäre] der primär gemeinte Adressat“ (BRINKER 1997b: 204). Im BadA hingegen ist der explizit angesprochene Adressat

---

<sup>75</sup> Brinkers Analyse des offenen Briefes von Günter Grass an Kurt Georg Kiesinger bestätigt diese Funktion ebenfalls als textsortentypisches Merkmal des offenen Briefes (cf. BRINKER 1997b: 204).

auch der tatsächlich gemeinte. Abschließend sei noch auf eine wichtige Bemerkung Ermerts hingewiesen, der den offenen Brief als „unechten“ Brief betrachtet:

[...] ‚offene Briefe‘, die sich über einen definiten Empfänger hinaus an eine breitere Öffentlichkeit wenden, sind Grenzfälle, die nur noch formal als Briefe zu identifizieren [sic!] und nur auf dem Hintergrund ‚eigentlicher‘ Briefe funktionieren, von deren privatem oder doch nicht-öffentlichen Charakter sie atmosphärische Anleihen machen. (ERMERT 1979: 57)

Diese Feststellung trifft in besonderer Weise für den BadA zu. Zurückzuführen ist dies v.a. auf die Annahme, dass ein Privatbrief intersubjektiv als bestes Exemplar der Kategorie „Brief“ angesehen wird.

Die Betrachtung des BadA als Gebrauchstext sowie eine erste Abgrenzung zu seinen Nachbartextsorten stellen wichtige Voraussetzungen für die Analyse des BadA in Kapitel 6 dar.

#### **4.4.4.3      *Der Brief – Gegenstand linguistischer Untersuchungen***

Obwohl Belkes Studien nicht-literarische Texte zugrunde liegen, kann man aufgrund mangelnder Differenzierungskriterien nicht von einer linguistisch fundierten Analyse sprechen. Eine in dieser Hinsicht befriedigendere Untersuchung hat 1979 Karl Ermert vorgelegt. Sein Ziel besteht darin, ein Merkmalraster zu erarbeiten, das Kriterien zur Beschreibung von Briefsorten bereitstellt. Auf dieser Grundlage wird anschließend eine Brieftypologie abgeleitet (cf. ERMERT 1979: 12). Bevor er seine fünf Dimensionen zur Differenzierung der Briefsorten präsentiert, grenzt Ermert die Kommunikationsform „Brief“ mithilfe situativer und medialer Merkmale von anderen Kommunikationsformen wie beispielsweise dem direkten Gespräch und dem Zeitungsartikel ab. Zeitungsartikel und Buch werden wie bei Brinker als zwei separate Kommunikationsformen ausgewiesen (cf. ERMERT 1979: 60; BRINKER 1997a: 135); Ermert beschreibt sie jedoch mit unterschiedlichen Merkmalen, wodurch eine Differenzierung gerechtfertigt erscheint: Zeitungsartikel und Buch unterscheiden sich durch die Kriterien „institutionsgebunden“, „Textproduktion durch 1 Person“ und „Periodische Produktion“, die im Fall des Zeitungsartikels durch „+ institutionsgebunden“, „- Textproduktion durch 1 Person“ und „+ Periodische Produktion“ charakterisiert ist, wohingegen beim Buch diese Merkmale nicht festgelegt sind (cf. ERMERT 1979: 60). Mir erscheint diese Einteilung bereits zu nuanciert; geht es doch darum, die Grundformen der Kommunikation zu beschreiben. Zu ihrer Differenzierung reichen m.E. die Merkmale „monologisch/dialogisch“, „schriftlich/mündlich“ und „face-to-face/nicht face-to-face“ aus. Wir kommen auf dieses Problem in Kapitel 6.1.1 zurück.

Wichtig ist in unserem Zusammenhang, dass sich der Brief laut Ermert insgesamt eher dem Gespräch annähert. Dies ist zum einen an dem Merkmal „dialogisch“ festzumachen, das mit einem Neutralzeichen versehen ist; Ermert betont, dass „Briefkommunikation zwar sicher zu einem großen Teil tatsächlich und immer potentiell dialogisch ist, aber ebenso auch monologisch sein kann“ (ERMERT 1979: 62). Für den BadA trifft sicherlich Letzteres zu. Im Gegensatz zu den öffentlichen

Kommunikationsformen wie Rundfunk und Fernsehen ist der Brief nicht institutionsgebunden – ähnlich wie das direkte Gespräch und das Telefonat. Im Hinblick auf die anderen Merkmale resümiert Ermert:

Sowohl bei den Produktions- als auch bei den Rezeptionsbedingungen<sup>76</sup> sowie hinsichtlich der Definitheit<sup>77</sup> als auch der Bekanntheit<sup>78</sup> der Kommunikationspartner steht der Brief den mündlichen, auch privater Kommunikation Raum lassenden Kommunikationsformen näher als den öffentlichen, auch wenn einige Neutralzeichen gerade in diesem Bereich darauf hindeuten, daß der Brief auf der Grenze zwischen den potentiell privaten und den prinzipiell öffentlichen Kommunikationsformen steht. (ERMERT: 1979: 63)

Nach der Abgrenzung der Kommunikationsformen entwickelt Ermert fünf Komplexe, denen zahlreiche Einzelmerkmale untergeordnet sind:

- (a) Handlungsdimension
- (b) thematische Dimension
- (c) Situationsdimension
- (d) sprachlich-strukturelle Dimension
- (e) formale Dimension

Im Rahmen der Handlungsdimension werden die unterschiedlichen Intentionen (Aufforderungs, Kontakt-, Wertungs- und Darstellungsintention) aufgelistet, die ein Briefschreiber verfolgen kann. Zudem werden der Handlungsbereich (privat, halboffiziell<sup>79</sup> und volloffiziell), der Partnerbezug (symmetrisch/asymmetrisch) und der Handlungszusammenhang (monologisch/dialogisch) beleuchtet (cf. ERMERT 1979: 70). In der thematischen Dimension wird das Thema des Briefes – verständlicherweise – nicht inhaltlich erfasst, sondern lediglich im Hinblick auf die lokale und temporale Orientierung des Themas: Ersteres beschreibt die Tatsache, ob sich der Redegegenstand innerhalb oder außerhalb der Kommunikationspartner befindet; Letzteres beschreibt die temporale Situierung des Redegegenstandes in Bezug auf die Sprecherorigo (cf. ERMERT 1979: 81). Die Situationsdimension umfasst die Punkte Bekanntheitsgrad und Beschaffenheit der Kommunikationspartner sowie die Produktions- und Rezeptionsbedingungen und die Beförderungsmodalitäten (cf. ERMERT 1979: 84). In dieser Dimension wird also geklärt, ob sich die Kommunikationsteilnehmer direkt oder indirekt kennen, wie viele es sind, ob Verfasser, Schreiber und Absender bzw. Adressat, Leser und Bearbeiter identisch sind und wie der Brief befördert wird. M.E. überschneiden sich hier Merkmale der

---

<sup>76</sup> Textproduktion und -rezeption: Der Text wird von einer oder mehreren Personen produziert bzw. rezipiert (cf. ERMERT 1979: 61s.).

<sup>77</sup> Die Kommunikationspartner kennen einander hinsichtlich ihrer sozialen Rollen (cf. ERMERT 1979: 61).

<sup>78</sup> Die Kommunikationspartner sind einander persönlich bekannt (cf. ERMERT 1979: 61).

<sup>79</sup> D.h., dass entweder der Adressat oder der Sender einem offiziellen Bereich angehören (cf. ERMERT 1979: 76s.).

**Situationsdimension mit Merkmalen der Handlungsdimension:** Die Frage nach dem Bekanntheitsgrad und der Beschaffenheit der Kommunikationspartner hängt eng mit der Bestimmung des Handlungsbereichs zusammen. Demzufolge verlieren die einzelnen Dimensionen ihre Konturen und büßen somit z.T. ihre Beschreibungskraft ein. Eine andere Überlappung ergibt sich im Bereich der Beförderungsmodalitäten (Situationsdimension) und der formalen Dimension; auch diese beiden sind stark aufeinander abgestimmt: Beispielsweise wird ein Telegramm in einem anderen Umschlag transportiert als ein normaler Brief. – Wenden wir uns dem vierten Komplex, der sprachlich-strukturellen Dimension, zu. Ermert geht hier der Frage nach, welche regelhaften Komplexionen sprachinterner und -externer Komponenten für eine Textsorte charakteristisch sind (cf. ERMERT 1979: 88). Dabei greift er vier Aspekte heraus, die er innerhalb seines Korpus' nachzuweisen versucht. Unter Rückgriff auf Harwegs Substitutionstheorie untersucht Ermert die Briefanfänge und klassifiziert diese nach ihren Substitutionsprozessen (cf. ERMERT 1979: 89ss.). Als nächstes differenziert er zwischen temporalen und lokalen Klein- und Großraumdeiktika, die er ebenfalls bestimmten Brieftypen zuordnet (cf. ERMERT 1979: 93ss.). Den dritten Unterpunkt der sprachlich-strukturellen Dimension bilden die Realisationsformen von Aufforderungen (cf. ERMERT 1979: 95ss.), bei denen bestimmte Aufforderungstypen wiederum charakteristisch für bestimmte Brieftypen sind. Als Letztes behandelt Ermert Anrede- und Grußformeln (cf. ERMERT 1979: 103ss.). Insbesondere die Anrede gilt als Reflex der sozialen Beziehung, in der sich die Kommunikationspartner befinden:

[...] Anrede- und Grußformel eines Briefes [stellen] nicht nur ein Relikt von Konvention und Tradition [...] [dar], sondern [...] sie [erfüllen] eine wesentliche Funktion im Rahmen des kommunikativen Handlungsspiels im Rahmen der Kommunikationsform ‚Brief‘. Sie wirken als Indikator für die Beziehungen, die der Briefschreiber zu dem -empfänger hat oder zu haben glaubt und liefern einen Teil der Informationen, die die Kommunikationspartner im direkten Gespräch der kopräsenten Situation entnehmen und/oder durch parasprachliches Handeln und Verhalten übermitteln. (ERMERT 1979: 104)

In der fünften und letzten Dimension werden formale Aspekte des Briefes angesprochen (cf. ERMERT 1979: 107ss.). Hierzu gehören u.a. Format und Farbe des Briefbogens sowie des -umschlags, Frankierung, Verschluss, aber auch die Textanordnung, der Briefkopf und die Unterschrift (cf. ERMERT 1979: 116s.).

Nachdem nun die fünf Dimensionen kurz dargestellt worden sind, möchte ich noch auf die Zusammenhänge eingehen, die Ermert zwischen einigen ausgesuchten pragmatischen und situationellen Merkmalen auf der einen und textinternen Strukturen auf der anderen Seite sieht. Als Untersuchungskorpus dienen ihm dabei Briefe aus Korrespondenzlehrbüchern; allerdings relativiert sich die Aussagefähigkeit der Ergebnisse vor dem Hintergrund, dass Ermert sich – je nach Untersuchungsziel – auf unterschiedliche Korpora bezieht (cf. ERMERT 1979: 142, 150). Dabei untersucht er beispielsweise die Auswirkungen des Bekanntheitsgrades auf die sprachliche Gestaltung des Textanfangs oder die Wirkung des

Handlungsbereichs (offiziell, privat) auf die sprachliche Formulierung von Aufforderungen. Interessant ist für unsere Betrachtung noch die Korrelation von Anrede- und Grußformeln und dem Handlungsbereich sowie den Intentionen. Dass dabei in Briefen des privaten Bereichs weniger förmliche bzw. zwangloser Anreden und Grußformeln üblich sind, scheint nicht weiter verwunderlich. In Briefen des offiziellen Bereichs, die mit einer dominierenden Darstellungs- oder Aufforderungsintention verfasst sind, entfällt a) häufig die Anrede und b) werden die Grußformeln elliptisch formuliert. Hinzu kommt, dass im halboffiziellen Bereich die Grußformel häufiger weggelassen wird als im volloffiziellen (cf. ERMERT 1979: 168). Was dies für die BadA bedeutet, wird in Kapitel 6.4.1 ausführlich besprochen.

Anschließend entwickelt Ermert auf der Basis der bisher gefundenen Ebenen – Handlungsbereich, situative, thematische, sprachlich-strukturelle und formale Merkmale<sup>80</sup> – eine Brieftypologie, die sich aus der rechnerischen Kombination der einzelnen Merkmale ergibt. Nachdem Ermert mögliche Überschneidungen und realiter nicht existente Brieftypen ausgeklammert hat (cf. ERMERT 1979: 179, 184), bleiben immerhin noch 1.325.308 Brieftypen übrig:

Die fünf bisher angenommenen Hierarchieebenen einer Systematik von Merkmalskombinationen nach außersprachlichen Kriterien mit ihren, wie dargelegt, außerordentlich vielfältigen Differenzierungsmöglichkeiten bilden ein Raster, in das prinzipiell alle konkreten Briefe (bis auf eventuell die thematische Ebene) eindeutig typologisch eingeordnet werden können. (ERMERT 1979: 186)

Dem ist sicherlich nicht zu widersprechen; nur stellt sich bei der Anzahl von Typen die Frage, über welchen heuristischen Wert diese Typologie verfügt. Es kann nicht Sinn und Zweck eines Typologisierungsversuches sein, unüberschaubar viele Typen von Briefen auszuweisen. Mit einer Einordnung eines Einzlexemplars wäre dann äußerst wenig gewonnen, da die Typenauszeichnung zu fein strukturiert ist, als dass sie systematisierend wirken könnte.

Kommen wir noch zu einer anderen linguistischen Untersuchung im Bereich der Briefkommunikation. Eine ausschließlich pragmatisch orientierten Herangehensweise wählen Brandt et al.: Gegenstand ihrer Untersuchung ist ein Korpus von Geschäftsbriefen, deren illokutive Strukturen beschrieben werden sollen. In ihrer Theorie der Illokutionshierarchie unterscheiden sie zwischen dominierenden und subsidiären Illokutionen. Dabei ist es wichtig, propositionale und illokutive Strukturen genau auseinander zu halten:

Propositionale Strukturen spiegeln Sachverhalte bzw. Zusammenhänge zwischen Sachverhalten wider, über die in einem Text gesprochen wird. Illokutive Strukturen werden über die Ziele bzw. Teilziele konstituiert, die ein Sprecher

---

<sup>80</sup> Krause kritisiert diese Dimensionen im Hinblick auf ihre strikte Ausrichtung auf das Medium „Brief“ (cf. KRAUSE 1982: 270). Diesem Vorwurf kann nicht zugestimmt werden, da sich Ermerts Typologisierungsversuch in den Grundzügen nicht sehr von anderen Beschreibungsmodellen (z.B. Diewald 1991, Brinker 1997a) unterscheidet. Lediglich die formale Dimension nach Ermert spielt für die Beschreibung anderer Textsorten keine große Rolle.

durch sein sprachliches Handeln zu erreichen beabsichtigt. (BRANDT et al. 1983: 106)

Das Ziel dieses Ansatzes besteht darin, die Abhängigkeit von Illokutionen in bestimmte Typen zu fassen, d.h., es wird den Fragen nachgegangen, wie ein Sprecher seine Ziele innerhalb seiner kommunikativen Strategie umsetzt und wie sich dies auf die Textstruktur auswirkt (cf. BRANDT et al. 1983: 107). Dabei ist davon auszugehen, dass ein Sprecher ein dominierendes Ziel durch mehrere subsidiäre Ziele stützt, um sein Hauptziel zu erreichen. Dieser Zusammenhang lässt sich in Form eines Strukturaumes, der so genannten „Zielhierarchie“ bzw. „Ilokutionsstruktur“, darstellen (cf. BRANDT et al. 1983: 112). Zwischen dominierenden und subsidiären Zielen bzw. Illokutionen lassen sich nun regelhafte Beziehungen feststellen: Diese drücken sich häufig in einer Grund-Folge-Struktur aus (cf. BRANDT et al. 1983: 114). Beispielsweise kann die Bitte um einen Besuch durch die Erläuterung der Motivation des Bittenden gestützt werden: „Dadurch führt der Sender eine Operation durch, die zur Konstituierung einer Ilokutionshierarchie führt, bestehend aus einer Beziehung zwischen einer dominierenden Ilokution und mindestens einer subsidiären Ilokution“ (BRANDT et al. 1983: 119s.). Im Folgenden stellen Brandt et al. an mehreren Beispielen unterschiedliche Typen von Ilokutionshierarchien dar. So handelt es sich bei dem Satz „Nachdem die Bank es nun doch genehmigt hat, gewähren wir Ihnen eine Provision in Höhe von 4%“ um eine Feststellung, die durch einen bestimmten Sachverhalt begründet wird.

[...] der Sender [begründet] also eine Ilokution, die er als dominierende verstanden wissen will, mit Hilfe einer anderen Ilokution, die einen Sachverhalt wiedergibt, der der dominierenden Ilokution zeitlich vorausgeht und Grund bzw. Bedingung für die dominierende Ilokution ist. (BRANDT et al. 1983: 120)

Im Gegensatz dazu handelt es sich bei folgendem Satz um eine Schlussfolgerung: „In unserem Vertrag ist festlegt, daß die Zahlung der ersten Rate nach Lieferung der Maschine erfolgt. Die Lieferung erfolgte am [...]. Also dürfen wir Sie bitten, daß ...“ Nach Brandt et al. liegt diesem Beispielsatz eine allgemeingültige Implikation zugrunde (cf. BRANDT et al. 1983: 121). An dieser Stelle zeigt sich die deutliche Parallele des Ilokutionshierarchie-Ansatzes zu der Argumentationstheorie nach Steven Toulmin. In Toulmins Schema würde die Tatsache, dass die Lieferung erfolgt ist, das „Datum“ darstellen; die Bitte um Zahlung entspricht der „Konklusion“, die ihrerseits gestützt wird durch die „Schlussregel“, dass laut Vertrag eine Zahlung der ersten Rate nach Lieferung verabredet worden ist (cf. TOULMIN 1975: 90). Vor diesem Hintergrund muss die Neuartigkeit der Theorie von Brandt et al. in Frage gestellt werden. M.E. handelt es sich um eine Fortentwicklung des Toulmin'schen Ansatzes, der eher philosophisch geprägt ist. Das Verdienst der Theorie der Ilokutionshierarchie liegt in der Präzisierung der sprachlichen Strukturen im Rahmen der Argumentation: Durch die Differenzierung des Sprechaktes in propositionale Struktur und illokutionäre Rolle einerseits und die dominierenden und subsidiären Illokutionen andererseits kann genau beschrieben werden, auf

welchen Ebenen welche Illokutionen einander stützen. In dem Satz „Firma U hat noch keine Anzahlung getätigt. Wir möchten Sie deshalb bitten, ...“ stützt die propositionale Struktur der subsidiären Illokution die dominierende Illokution als Einheit. Hieße der Satz „Wir bedauern, dass die Firma U noch keine Anzahlung getätigt hat. Wir möchten Sie deshalb bitten, ...“ dann würde die gesamte subsidiäre Illokution die dominierende Illokution stützen (cf. BRANDT et al. 1983: 123).

Als Materialbasis dienen den Autoren Geschäftsbriebe, die sie auf ihre Illokutionshierarchie hin untersuchen. Dabei stellen sie einen rekurrenten Grundtypus fest: „[D]ie Begründungsrelation [taucht] in Geschäftsbriefen in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle bei Bitten auf [...]“ (cf. BRANDT et al. 1983: 127). In dem gegenüber dem Original leicht modifizierten Beispielsatz „Wir mussten die gesamte Dokumentation an unseren Kunden weiterreichen (**n**). Bitte schicken Sie uns eine neue Mappe (**p**), damit wir besser in der Lage sind, Auskunft zu erteilen (**q**)“ stützen die propositionalen Strukturen von **n** und **q** die gesamte Illokution **p** (Bitte). „Hier beschreibt **q** ein Resultat der Handlung **p**, d.h. der Sender verspricht sich von **p**, daß dadurch **q** erreicht wird“ (cf. BRANDT et al. 1983: 128). Auch dieses Beispiel lässt sich wiederum in Toulmins Terminologie fassen: Aus Datum **n** folgt die Konklusion **p**; gestützt wird der Zusammenhang durch die Schlussregel **q**. Die Varianten, die Brandt et al. im Folgenden beschreiben (cf. BRANDT et al. 1983: 128ss.), sind in der Argumentationstheorie hinlänglich bekannt: Ein Argument ist in den seltensten Fällen vollständig formuliert; oftmals müssen Prämissen oder Konklusionen ergänzt werden (cf. BAYER 1999: 96).

Abschließend bleibt also festzuhalten, dass sich die Analyse der Geschäftsbriebe im Rahmen des Illokutionshierarchie-Ansatzes auf die sprachlich-strukturelle Ebene beschränkt. Im Hinblick auf unsere textsortenlinguistische Bestimmung des Aktionärsbriefes finden wir hier nur wenig brauchbare Hinweise, da weitere Textsorten differenzierende Merkmale außer Acht gelassen werden.

Auch Hartung kritisiert den Ansatz von Brandt et al. in zweierlei Hinsicht: Zum einen sei es schwierig, die tatsächlich dominierende Illokution einer Textäußerung zu erfassen, da diese auch aus mehreren subsidiären Zielen bestehen oder über mehrere dominierende Ziele verfügen kann. Zum anderen werden Ziele in Briefen gerade nicht direkt formuliert, sondern mit Hilfe von Einbettungen bzw. auf Umwegen (cf. HARTUNG 1983: 219). Diese Umwege sind oft Ausdruck der sozialen Beziehungen, die zwischen Sender und Empfänger vorherrschen:

Briefe haben offensichtlich überhaupt eine große Bedeutung für die Herstellung und Erhaltung sozialer Beziehungen, ganz gleich, ob diese durch einen bestimmten Interaktionsrahmen determiniert sind oder ob sie sich auf der allgemeineren Ebene des zwischenmenschlichen Kontaktes befinden. (HARTUNG 1983: 223)

Am Beispiel eines Mahnbriefes, der neben der Mahnung die positiven Geschäftsbeziehungen betont und dem Adressaten seine Ehrerbietung zeigt, demonstriert Hartung Folgendes: Darüber hinaus, dass die Einbettung (Ehrerbietung) die Mahnung als subsidiäres Ziel unterstützt und eventuelle negative

Folgen der Mahnung abwendet, hat sie die Funktion einer sozialen Normierung, d.h., eine Mahnung ohne Einbettung würde gegen die Rezipientenerwartungen verstößen und als Akt der Unhöflichkeit empfunden werden. Diese Betrachtungen sind für uns von besonderem Interesse, da der BadA einer ähnlichen Strukturierung zu unterliegen scheint: Im Rahmen der Behandlung der Funktionen in Kapitel 6.4.2 wird also die Hypothese zu prüfen sein, in welche subsidiären Funktionen eine eventuell dominierende Funktion eingebettet ist.

Insgesamt kann festgehalten werden, dass linguistisch orientierte Arbeiten im Bereich der Kommunikationsform „Brief“ an zwei methodischen Schwächen leiden: Zum einen gibt es Arbeiten wie diejenigen von Langeheine oder Hartung, die ihre Analyse exemplarisch an einigen wenigen Texten vornehmen und vorwiegend heuristisch argumentieren (cf. LANGEHEINE 1983, HARTUNG 1983) und auf diese Weise zu wenig überprüfbaren Ergebnissen gelangen. Zum andern gibt es Untersuchungen, die auf einem Korpus basieren (cf. ERMERT 1979, BRANDT et al. 1983) und so sicherlich aussagekräftigere Resultate präsentieren können. Ermert ist hier jedoch wiederum vorzuwerfen, dass er kein einheitliches Korpus zugrunde legt, sondern unterschiedliche Korpora verwendet. Bei Brandt et al. fehlt eine Erläuterung des zugrunde liegenden Korpus‘.

## 5. Das textlinguistische Deskriptionsmodell

Ziel dieses Kapitels ist es, die theoretischen Voraussetzungen für das textlinguistische Beschreibungsmodell zu explizieren. Zum einen werden dabei Begriffsbestimmungen vorgenommen, zum anderen wird das Konzept der Prototypentheorie dargestellt, das in das Modell integriert werden soll.

### 5.1 Auf dem Weg zu einem Deskriptionsmodell

Zunächst einmal stellt sich die Frage, was in der vorliegenden Arbeit unter einer Textsorte zu verstehen ist. Die vorhandenen Benennungen für das Phänomen „Textsorte“ sowie die dazugehörigen Definitionen sind so zahlreich und divergent wie die existierenden Forschungsansätze, die z.T. im voraufgegangenen Kapitel beschrieben wurden.<sup>81</sup> Die hier zugrunde liegende, pragmatisch-kommunikativ orientierte Definition bildet die Grundlage für das entwickelte Textsorten-Deskriptionsmodell, das nicht mit hierarchischen Klassifikationen arbeitet, sondern mit Merkmalsbündeln, die auf verschiedenen Beschreibungsebenen angesiedelt sind. Es soll bereits mit der Definition des Begriffes *Textsorte* festgehalten werden, dass erstens nur eine prototypische Konzeption von Textsorten in Frage kommen kann, um auch stilistische Varianten theoretisch erfassen zu können und zweitens Textsorten prinzipiell als offene Klassen konzipiert werden müssen, da sie historischem Wandel unterliegen<sup>82</sup>, und sich Textsorten drittens in einem Spannungsfeld aus gesellschaftlichen Konventionen, kommunikativen Funktionen, sozialen Rollen der Kommunikationsteilnehmer, spezifischer Thematik und sprachlichen wie stilistischen Besonderheiten konstituieren:

Textsorten sind konventionell geltende Muster für komplexe sprachliche Handlungen und lassen sich als jeweils typische Verbindungen von kontextuellen (situativen), kommunikativ-funktionalen und strukturellen (grammatischen und thematischen) Merkmalen beschreiben. (BRINKER <sup>4</sup>1997a: 132)

Textsorten stellen sich daher in einer Typologie als idealtypische/prototypische Phänomene dar, als Verallgemeinerungen, die auf Durchschnittserfahrungen (von Sprechern einer bestimmten Kommunikationsgemeinschaft) basieren; sie können daher als globale sprachliche Muster zur Bewältigung von spezifischen kommunikativen

---

<sup>81</sup> „Textklasse“: DIMTER 1981: 5ss., GROßE 1976: 115 (bei Große ist die Textklasse dem Texttyp übergeordnet); „Texttyp“: WERLICH <sup>2</sup>1979: 27, ISENBERG 1978: 566 ; „Textsorte“: GÜLICH/RAIBLE 1975: 147, LUX 1981: 30; ERMERT 1979: 29ss., VATER 1992: 159, DUDENRÄDAKTION (ed.) <sup>6</sup>1998: 842, BRINKER <sup>4</sup>1997a: 126; „Textmuster“: SANDIG 1986: 173. Die Begriffsdefinitionen werden ausführlich in ADAMZIK 1995 diskutiert. Aus der englischsprachigen Forschungsliteratur stammen die Bezeichnungen „genre of text“, „type of discourse“, „register“ (LUX 1981; HALLIDAY 1978, HALLIDAY 1989).

<sup>82</sup> Tophinke spricht in diesem Zusammenhang von der „Soziogenese“ der Textgattungen (TOPHINKE 1997: 165). *Textgattung* ist hier ohne Weiteres mit *Textsorte* gleichzusetzen.

Aufgaben in bestimmten Situationen umschrieben werden.  
(HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 170)

Sandig nimmt in diesem Zusammenhang eine wichtige terminologische Differenzierung vor, auf die Adamzik hinweist (cf. ADAMZIK 1991: 107). Unter Textsorte fasst Sandig ausschließlich den „sprachliche[n] Anteil im Handlungsprozeß“ (cf. SANDIG 1983: 92). In diesem Zusammenhang möchte ich jedoch nicht von „Textsorte“ sprechen, sondern vielmehr von einzelnen Texten, den „Textvorkommen“ (GÜLICH/RAIBLE 1975: 145), die bestimmte sprachliche Strukturen aufweisen. Davon abzugrenzen sind die Handlungsmuster, „intersubjektiv verfügbare Vorgaben, die regeln, daß eine Äußerung als Handlung (eines Typs) gelten kann.<sup>83</sup> Handlungsmuster sind Einheiten der Kompetenz; konkrete Handlungen sind Realisierungen des Musters (Performanz)“ (SANDIG 1986a: 45). Nach Sandig werden die konkreten Handlungen in Textmustern realisiert. Von Textmustern spricht sie „bei komplexen Handlungsmustern, die konventionell mit Texten durchgeführt werden (Sandig 1983): Wie bei der Beschreibung der Handlungsmuster sind in diesem Fall die Handlungstypen und charakteristische Durchführungsmöglichkeiten regelhaft verknüpft“ (SANDIG 1986: 153). Statt des neu eingeführten Begriffs **Textmuster** schlage ich vor, den Begriff **Textsorte** beizubehalten.

Der Vorteil dieser Dreiteilung in Textvorkommen, Textsorte und Handlungsmuster liegt darin, dass wir in der Lage sind, folgende Phänomene theoretisch zu beschreiben: 1. Die sprachliche Realisierung eines Handlungsmusters, das konkrete Textvorkommen, ist auf der Performanzebene angesiedelt und kann daher auch „nach einem individuellen Plan ausgeführt werden“ (SANDIG 1983: 92); sprachliche Kreativität und stilistische Variation im Sinne der Textsortenvarianten werden somit theoretisch erfassbar (cf. Kapitel 6).<sup>84</sup> 2. Ein einzelnes Textvorkommen kann „auch für ein anderes als das konventionelle Handlungsmuster produziert oder verwendet werden“ (SANDIG 1983: 92s.). Adamzik resümiert:

Das Wesentliche dieser Bestimmungen liegt in der Tat darin, daß danach weder jede komplexe sprachliche Handlung notwendigerweise einem konventionalisierten Handlungsmuster noch ein Text einer Textsorte zugeordnet werden muß, sondern wir es wiederum mit relativ frei kombinierbaren, aber bereits komplexe Einheiten darstellenden Merkmalsbündeln zu tun haben. – Ein solcher Ansatz erlaubt es nun auch, Sprachverwendungen zu beschreiben, bei denen von vorliegenden Mustern kreativer und produktiver Gebrauch gemacht wird. Diese Möglichkeit zeigt noch einmal, daß es nicht sinnvoll sein kann, z.B. die sprachlichen

<sup>83</sup> „Mit ‚Handlungsmuster‘ dagegen benenne ich den ‚gesellschaftlich ausgearbeiteten Zweck‘ (Rehbein) ohne den Textanteil, vergleichbar der illokutionären Rolle beim Sprechakt“ (SANDIG 1983: 92).

<sup>84</sup> Auch Ermert weist auf die Möglichkeit des kreativen Umgangs des Individuums mit Handlungsmustern hin (cf. ERMERT 1979: 174).

Charakteristika eines Textes aus seinen funktionalen Charakteristika einsträngig ableiten zu wollen. (ADAMZIK 1991: 107)

Meines Erachtens sind bei der Differenzierung von Textvorkommen, Textsorte und Handlungsmuster noch zusätzlich zwei gegenläufige Prozesse zu unterscheiden: ein „top down“- und ein „bottom up“-Prozess. Der „top down“-Prozess findet statt, wenn ein Emittent beispielsweise beabsichtigt, einen Aktionärsbrief zu produzieren. Auf der Basis seines Wissens über bestimmte situative Voraussetzungen rekonstruiert er ein spezifisches Handlungsmuster. Dieses Handlungsmuster ist durch Konventionen mit einer Textsorte oder evtl. auch mehreren Textsorten bzw. Kommunikationsformen verknüpft, wobei der Emittent eine Abwahl trifft. Im Anschluss setzt er die gewählte Textsorte in einen konkreten Text um. Dieses Textvorkommen ist das Ergebnis seiner Produktion, die vor dem Hintergrund des Handlungsmusters und des Textsortenwissens zu sehen ist. Bei der Produktion sind also zwei Abwahlvorgänge involviert: Einerseits wird aus dem in Frage kommenden Textsortenspektrum eine (textsortenlinguistische) Abwahl getroffen und andererseits bei der sprachlichen Realisierung des einzelnen Textvorkommens eine stilistische Abwahl im Sinne Enkvists vorgenommen.<sup>85</sup> Enkvist reflektiert diese beiden Abwahlmöglichkeiten wie folgt: „[...] die pragmatische Selektion. Mit pragmatischer Wahl meine ich hier die Wahl einer Bedeutung für eine Äußerung oder die Wahl eines Inhaltes – durch außersprachliche Motivierung“ (ENKVIST 1964/1972: 32). Unsere textsortenlinguistische Abwahl entspricht Enkvists pragmatischer Abwahl. Die Abwahl bei der sprachlichen Realisierung beschreibt Enkvist folgendermaßen:

In diesem Modell sind ein Sprecher/Schreiber und Hörer/Leser Teil eines gegebenen Kontextes A. Durch außersprachliche Motivierung will der Sprecher (als Abkürzung) dem Hörer eine Meldung übermitteln. Diese Meldung hat einmal eine grammatische Enkodierung: nur grammatische Größen passieren diesen ersten Filter, nicht-grammatische Größen werden aufgefangen. Als nächstes werden die grammatischen Größen stilistisch durch Kriterien, die durch den Kontext bedingt sind, filtriert. Dieser zweite Filter lässt alle stilistisch neutralen Elemente und die kontextgebundenen Stilkennzeichen durch, fängt aber alle Stilkennzeichen auf, die nicht im Kontext A vorkommen können. (ENKVIST 1964/1972: 32).

Abgesehen von der starken Sprecheridealisation, die sicherlich eine Schwäche des Modells darstellt, liegt sein Verdienst in der Veranschaulichung der stilistischen Realisierung konkreter Textvorkommen. Zudem wird unsere Annahme des „top down“-Prozesses unterstützt: „Die vier Ebenen oder Selektionstypen – pragmatisch, grammatisch, stilistisch und nicht-stilistisch<sup>86</sup> –

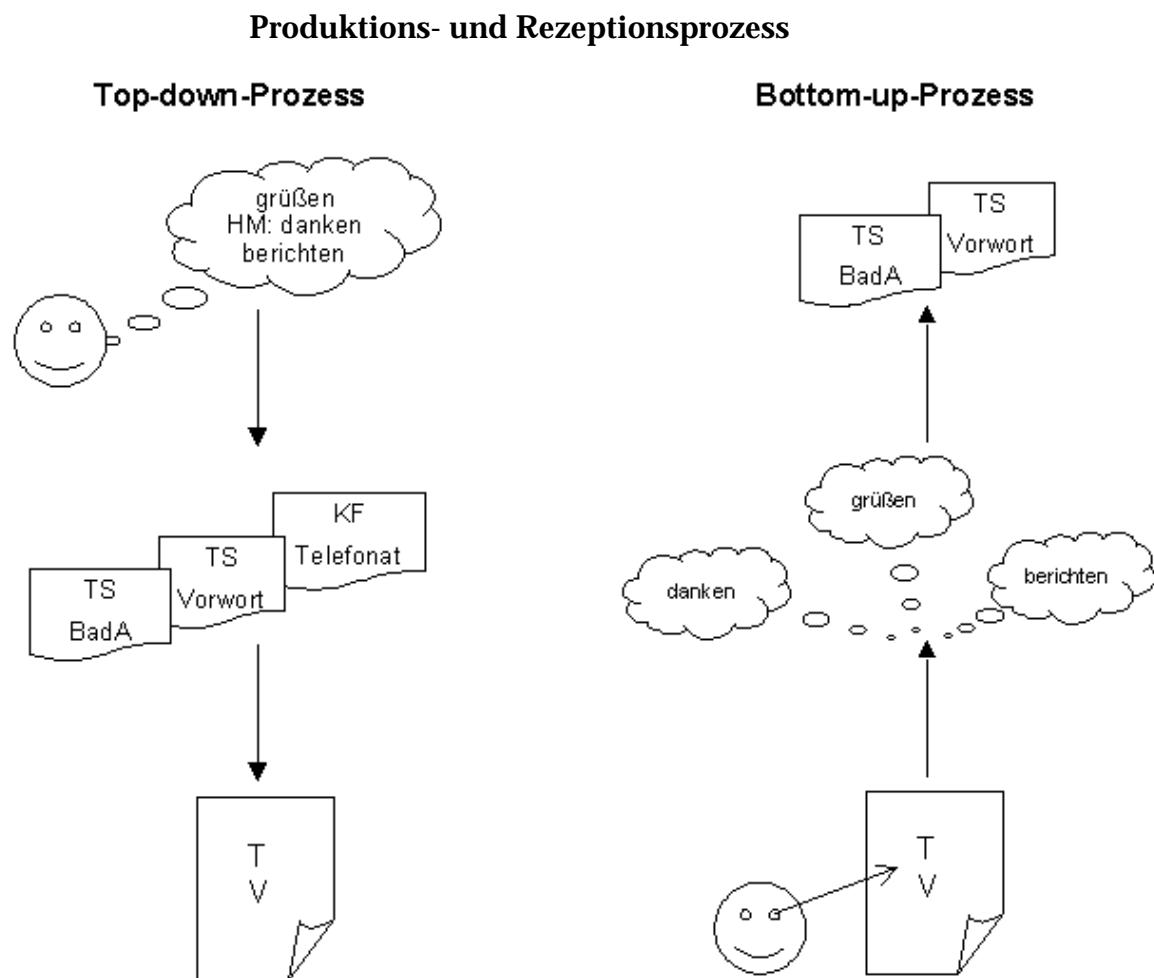
<sup>85</sup> „So ist die Produktion eines Gattungsexemplars immer begleitet von einem Blick auf den Text in seiner Gesamtheit. [...] Während die Wahrnehmung im Normalfall ganzheitlich erfolgt, muß die Produktion auch Einzelheiten vergegenwärtigen“ (TOPHINKE 1997: 171).

<sup>86</sup> Mit „nicht-stilistisch“ beschreibt Enkvist diejenigen Stilkennzeichen, die in dem betreffenden Kontext nicht erlaubt sind (cf. ENKVIST 1964/1972: 33).

bilden wohl auf die eine oder andere Art eine fortlaufende Hierarchie“ (ENKVIST 1964/1972: 32).

Der „bottom up“-Prozess läuft in entgegengesetzter Richtung ab: Der Leser hat einen konkreten Text vor sich. Im Anschluss an die Analyse der sprachlichen Strukturen stellt er Mutmaßungen darüber an, welchem Einsatzgebiet der Text zuzuordnen ist, d.h., er ist auf der Suche nach entsprechenden Handlungsmustern, die die Situation näher kennzeichnen, in der der Text vorkommt. Durch die Verknüpfung des Handlungsmusters oder mehrerer Handlungsmuster mit dem Textvorkommen ist er in der Lage, Aussagen über die Textsorte abzuleiten.

In der Übersicht lassen sich die Prozesse wie folgt darstellen:



HM=Handlungsmuster  
KF=Kommunikationsform  
TS=Textsorte  
TV=Textvorkommen

Abbildung 8; Quelle: Eigene Darstellung

Abschließend kann also festgehalten werden, dass mit den Begriffen **Textvorkommen**, **Textsorte** und **Handlungsmuster** sowohl der Rezeptions- als auch der Produktionsvorgang adäquat abgebildet werden können. Zudem verdeutlicht die Begriffs differenzierung die verschiedenen Ebenen, auf denen wir uns im Rahmen der Textsortendiskussion bewegen. Darüber hinaus lassen sie sich mit der Idee des Prototypenkonzeptes verbinden. Wenden wir uns jedoch zunächst einem Ansatz zu, dessen Defizite uns zu dem alternativen Konzept des Klassifizierens führen.

### 5.1.1 Vom Sinn und Unsinn homogener, monotypischer und exhaustiver Textsortenklassifikationen

Ende der 70er Jahre hat Horst Isenberg im Rahmen einer theoretisch-methodologischen Diskussion über Textsortenklassifikationen vier Postulate an eine taugliche Texttypologie<sup>87</sup> gestellt, die die Forschung nachhaltig beeinflusst haben.<sup>88</sup> Die einzelnen Forderungen sollen im Folgenden ausführlich diskutiert werden, da sich aus der kritischen Auseinandersetzung die Rechtfertigung für das in dieser Arbeit verwendete Deskriptionsmodell ergibt.

#### 5.1.1.1 Verhindern heterogene Kriterien eine „saubere“ Textklassifikation?

Sein erstes Postulat, das der Homogenität von Texttypologien, spiegelt sich noch immer in aktuellen Ansätzen, die Klassifikationen auf der Basis eines übergeordneten Kriteriums vornehmen. Aus den Bezeichnungen verschiedener Textsorten (Anwaltsbrief, Flugblatt, Kochrezept) leitet Isenberg das Fehlen eines einheitlichen Kriteriums ab, „nach dem alle [...] aufgeführten ‚Texttypen‘ auf dieselbe Weise voneinander unterschieden werden können“. Seine Forderung nach einem homogenen Klassifizierungskriterium begründet er wie folgt: „Solange eine solche [einheitliche] Typologisierungsbasis fehlt, bleibt es notgedrungen bei einer bloßen Aufzählung von Textsorten, die sich beliebig erweitern lässt und damit für theoretische Zwecke unbrauchbar wird“ (ISENBERG 1978: 570). In seiner strengen Auslegung führt dies jedoch zu einer äußerst groben, undifferenzierten Klassifikation von Texten, in der andere potenziell relevante Kriterien ausgeblendet werden.

Zu den Klassifikationen, die mithilfe eines übergeordneten Basiskriteriums operieren, zählen u.a. Große 1976, Werlich 1979, Diewald 1991 und Brinker 1997a. Als Basismerkmale einer Typologisierung werden neben den Textfunktionen auch verschiedene Tätigkeitssphären (cf. RIESEL/SCHENDELS 1975), Sprecherintentionen, die mithilfe der Sprechakttheorie beschrieben werden (z.B. ROLF 1993), oder Kommunikationssituationen (DIEWALD 1991) angenommen.

---

<sup>87</sup> Isenberg fasst den Begriff **Textsorte** als prätheoretischen Terminus auf, wohingegen er **Texttyp** als wissenschaftlich wohldefiniert bezeichnet (cf. ISENBERG 1978: 566). **Texttypologie** und **Textklassifikation** werden im Folgenden synonym verwendet.

<sup>88</sup> Gürlich weist zwar darauf hin, Isenbergs methodische Besprechung sei kaum zur Kenntnis genommen worden (cf. GÜLICH 1986: 40, FN 5); die folgende Diskussion wird jedoch zeigen, dass viele Klassifikationsvorschläge nach Isenbergs Postulaten vorgehen – ohne sie explizit zu reflektieren.

Diesen Konzeptionen liegt eine gemeinsame methodische Schwäche zugrunde, die unmittelbar mit Isenbergs zweitem Postulat der Monotypie zusammenhängt: Die Einordnung eines Textes in einen Funktionstyp, in eine Tätigkeitssphäre, in einen illokutionären Sprechakt oder in eine Kommunikationssituation erfordert eine entweder-oder-Entscheidung, die oftmals auf der Basis eines Dominanzkriteriums getroffen wird wie z.B. bei Große 1976, Brinker <sup>4</sup>1997a oder Schmidt 1996. Diese Bestimmung stellt jedoch in vielen Fällen ein Problem dar.

Bevor in Kapitel 5.1.1.3 die anderen Postulate Isenbergs diskutiert werden, möchte ich am Beispiel der Kommunikationsfunktion als übergeordnetes Basiskriterium darlegen, dass sowohl die Entscheidung für das jeweilige übergeordnete Kriterium als auch dessen Anwendung problematisch sind. Die Kritik an den Ansätzen lässt sich rechtfertigen, da Klassifikationsversuche immer auf Annahmen beruhen, die nicht objektgegeben sind, sondern „nach bestimmten Kriterien und vorgängigen Fragestellungen konstituiert und begründet werden“ (ERMERT 1979: 53). Eben diese Vorentscheidungen sollen in Frage gestellt werden.

### **5.1.1.2      *Die Kommunikationsfunktion als adäquates Basiskriterium?***

In jüngeren textlinguistischen Arbeiten wird darauf hingewiesen, die Textfunktion sei als Basiskriterium für die Ermittlung von Textsorten in Anlehnung an die Mehrheit der Forschungsarbeiten anzusehen (cf. SCHMIDT 1996: 22). Begründet wird dies u.a. dadurch, da es einerseits möglich sei, in allen Texten eine dominierende Textfunktion zu bestimmen und andererseits eine Konzentration auf die Textfunktion zu einer homogenen Klassifikation führe:

[F]ür einen Text [können] zwar durchaus mehrere Funktionen charakteristisch sein, [aber] der Kommunikationsmodus des Textes [wird] insgesamt in der Regel nur durch eine Funktion bestimmt. Diese dominierende Kommunikationsfunktion bezeichnen wir als Textfunktion. (BRINKER <sup>4</sup>1997a: 82)

Im Unterschied zu den besprochenen Klassifikationsansätzen soll unsere Abgrenzung von Textfunktionen auf einem einheitlichen Kriterium beruhen, und zwar auf der Art des kommunikativen Kontakts, die der Emittent mit dem Text dem Rezipienten gegenüber zum Ausdruck bringt. Es lässt sich dadurch eine homogener Klassifikation erreichen. (BRINKER <sup>4</sup>1997a: 104)

Ein erstes Problem bezüglich der Textfunktionen stellt die Uneinigkeit über deren Anzahl und Bestimmung dar: So unterscheidet Brinker beispielsweise fünf Funktionen (Informations-, Appell-, Obligations-, Kontakt- und Deklarationsfunktion) (BRINKER <sup>4</sup>1997a: 104s.); Keller/Radtke nennen ebenfalls fünf Funktionen (informieren, überzeugen, Image prägen, Beziehungen pflegen, unterhalten) (KELLER/RADTKE 1997: 3); die DUDEN-Grammatik zählt sechs Funktionen auf (Informations-, Appell-, Obligations-, Kontakt-, Deklarations- und Unterhaltungsfunktion) (DUDENREDAKTION <sup>6</sup>1998: 841), während Heinemann/Viehweger vier respektive fünf Funktionen unterscheiden („sich ausdrücken“ im Sinne von „sich selbst darstellen“, „kontaktieren“, „informieren“,

„steuern“ und als übergeordnetes Kriterium „ästhetisch wirken“) (HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 150).

Eine weitere Schwierigkeit besteht in der Bestimmung einer eindeutig dominierenden Textfunktion. Diese kann wie bei Große auf einer quantitativ-statistischen Basis erfolgen, wobei sich die Textfunktion aus dem „rekurrierenden Typ semantischer Sätze“ ableiten lässt (cf. GROßE 1976: 116) oder wie bei Brinker auf der Basis eines sprechakttheoretischen Konzeptes: Er berücksichtigt neben den explizit performativen Formeln auch sprachliche Strukturen, die die Einstellung zum Thema ausdrücken, sowie kontextuelle-außersprachliche Indikatoren (cf. BRINKER 1997a: 97s.). Diewald weist jedoch darauf hin, dass ein Text „sukzessiv oder diskontinuierlich mehrere Textfunktionen dominant realisieren kann. Die Ermittlung einer Hauptfunktion ist daher oft mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden“ (DIEWALD 1991: 313). Als Beispiel nennt sie ein Partygespräch, in dem zu Beginn die Kontaktfunktion dominant war, diese im Anschluss von der Darstellungsfunktion in Form eines Vortrags zu einem bestimmten Thema abgelöst wurde und am Ende in einen Appell mündete, in dem der Sender versuchte, den Adressaten zur Mitarbeit an einem Projekt zu bewegen. Es besteht nun die Möglichkeit von drei verschiedenen Textsorten auszugehen, was „aber das Problem nur von der Frage nach der dominierenden Textfunktion auf die Frage der Grenzsignale von Texten verschiebt“ (DIEWALD 1991: 313). Eine andere Möglichkeit besteht darin – wie Brinker – von Zusatzfunktionen auszugehen (cf. BRINKER 1997a: 99). Die Bestimmung der Hauptfunktion erfolgt jedoch willkürlich.

Selbst wenn es gelingen würde, eine dominante Textfunktion auf der Basis eines intersubjektiven Konsenses festzulegen, so ist das Problem ein gänzlich anderes, fundamentaleres: Die strikte Zuordnung eines Textes zu einer spezifischen Kategorie ist wissenschaftstheoretisch fragwürdig. Adamzik merkt zu der Forderung monotypischer Zuordnungen an:

Damit wird aber eine Anforderung an das Beschreibungsobjekt und nicht an dessen wissenschaftliche Erfassung formuliert: Es dürfte demnach in der empirischen Welt keine Gegenstände geben, die sowohl das eine als auch das andere oder etwas zwischen beiden sind. Eine solche Forderung kann für die Gegenstände empirischer Wissenschaften jedoch nicht erhoben werden, [...] (ADAMZIK 2000: 100)

Ein Blick auf den vorliegenden Untersuchungsgegenstand, den BadA, lässt die Unzulänglichkeit des monotypischen Zuordnungsvorschlags deutlich werden: Wird der Brief von der Informations- oder der Kontaktfunktion dominiert? Gerade der BadA zeigt, eine entweder-oder-Entscheidung würde eine genaue textsortenspezifische Charakterisierung verhindern. Isenberg stellt bezüglich des Briefes im Allgemeinen fest, dass dieser „nicht eindeutig einem Texttyp zugeordnet werden [kann], wohl aber der Text eines jeden konkreten Briefs (ein

Brief kann ergotrop oder kopersonal sein<sup>89)</sup>“ (ISENBERG 1984: 266). Heinemann/Viehweger sprechen sich ausdrücklich für die Zulassung einer Mehrfachzuordnung eines Textes aus,

[...] da derselbe Text unter annährend denselben Rahmenbedingungen in Abhängigkeit von Interessenhaltungen der Kommunikationsteilnehmer und dem Relevanzgrad der Beschreibungsaspekte für die Kommunikationspartner auf unterschiedliche übergeordnete Einheiten bezogen werden kann. (HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 170)

Als Beispiel weisen sie auf die Möglichkeit hin, einem Lehrbuch eine wissenschaftliche oder mit gleichem Recht eine didaktische Hauptfunktion zuordnen zu können.

Ebert versucht dieser Schwierigkeit Herr zu werden, indem er auf einem abstrakteren Niveau differenzierter vorgeht: Jeder Text sei auf die Bewältigung einer Situation ausgerichtet und verfolge somit eine bestimmte Funktion. Da zwischen Situation und Text jedoch keine 1:1-Beziehung bestehet, „ist es ratsam, von dem Funktionspotential eines Textes zu sprechen“ (EBERT 1997: 28). Ebert unterscheidet dabei Texte, denen eindeutig eine Funktion zugeordnet werden kann (monofunktional), Texte, die aus mehreren Teiltexten mit verschiedenen gleichrangigen Funktionen bestehen (multifunktional), Texte ohne dominierende Funktion (heterofunktional) und Texte, die funktional überladen sind (funktional unbestimmt) (cf. EBERT 1997: 40). Obwohl sich diese Auffassung gegen das Dominanzkriterium richtet, ordnet Ebert seine Unternehmenstexte aufgrund ihrer Gebrauchshäufigkeit einer bestimmten Textsorten(variante) zu (cf. z.B. EBERT 1997: 170). Doch betont er gleichzeitig die fließenden Übergänge zu anderen Textsorten(variancen) (cf. z.B. EBERT 1997: 151). Die Konsequenz und gleichzeitig auch der Vorteil bestehen darin, dass Ebets Ansatz nicht in einer strikten Klassifikation von Textsortenvarianten mündet, sondern er den Texten unterschiedliche Kombinationen von Funktionen zugesteht und dadurch der sprachlichen Realität eher Rechnung trägt.

Kehren wir zu unserer Ausgangsfrage zurück, ob heterogene Kriterien eine „saubere“ Texttypologisierung verhindern: Sie muss eindeutig mit „ja“ beantwortet werden. Das Ergebnis einer Typologisierung mit heterogenen Kriterien kann nicht dem Prinzip des Sortierens entsprechen. Allgemein formuliert besteht das Ziel des Sortierens im Systematisieren einer Menge, eines Inventars in überschaubare Typen, Klassen oder Sorten; metaphorisch ausgedrückt besteht es in einem „Schubladensystem“. Um entscheiden zu können, welches Exemplar in welche Schublade gehört, müssen die Etiketten auf den

---

<sup>89)</sup>„Ergotrop“ ließe sich in etwa mit dem Begriff der Informationsfunktion und „kopersonal“ mit dem der Kontaktfunktion in Einklang bringen. An diesem Beispiel lässt sich zudem sehr schön verdeutlichen, dass auch sein angeblich homogenes Kriterium der „globalen Bewertung“ weniger homogen ist als gefordert: Die Bewertungskriterien seiner sechs Texttypen (cf. ISENBERG 1984: 266) beziehen sich in fünf Fällen auf inhaltliche, jedoch in einem Fall auf interkommunikative Aspekte, womit bewiesen wäre, das Bewertungskriterium seinerseits ist heterogen.

Schubladen miteinander vergleichbar sein, sprich nach einem homogenen Kriterium unterschieden werden.

Die Diskussion hat jedoch gezeigt, Ansätze, die homogene Basiskriterien für ihre Klassifikation wählen, scheitern, da die Zuordnung eines Textes zu einer Funktion/Situation aufgrund der „Schubladen-Konzeption“ monotypisch, d.h. nach einer entweder-oder-Entscheidung, erfolgen muss. Es gibt jedoch Textvorkommen, die über mehrere gleichrangige Funktionen verfügen bzw. gleichzeitig in verschiedenen Situationen auftreten können, und somit eine eindeutige, monotypische Zuordnung ausschließen. Eine Klassifikation auf der Basis homogener Kriterien kann der sprachlichen Realität niemals gerecht werden. Hieraus lässt sich folgern, für eine adäquate Beschreibung einer einzelnen Textsorte bilden Kriterienbündelungen auf verschiedenen Ebenen eine unabdingbare Voraussetzung.

### **5.1.1.3 Monotypische Zuordnungen – notwendig oder verzichtbar?**

Als zweites Postulat für eine oberste Texttypologie formuliert Isenberg das Prinzip der Monotypie:

Eine Texttypologie T ist monotypisch, genau dann [sic!] wenn T kein Prinzip enthält, nach dem die mehrfache gleichrangige Zuordnung ein und desselben Textes zu verschiedenen Texttypen zugelassen ist. (Das heißt: Mehrfache Zuordnungen müssen stets Hierarchien spezifizieren und jeweils einen ranghöchsten Texttyp für den Gesamttyp bereitstellen.) (ISENBERG 1978: 575)

Der Zusammenhang zwischen der Forderung nach Homogenität und Monotypie wurde bereits im voraufgegangenen Kapitel erläutert. Eine Typologisierung nach homogenen Kriterien zieht die monotypische Zuordnung eines Textvokommens zu einem bestimmten Typus nach sich. Die Beantwortung der oben gestellten Frage „notwendig oder verzichtbar“ kann also nur im Hinblick auf das Ziel beantwortet werden: Ein Forschungsansatz, der sich die Einordnung aller Textvorkommen in ein übergeordnetes System vorgenommen hat, wird nicht umhinkommen, diese monotypisch zuzuordnen, da die Typologisierung sonst ihren systematischen Charakter verliert.

Das hier verfolgte Interesse ist jedoch ein anderes: Es geht in der vorliegenden Arbeit um die Beschreibung einer Textsorte, des BadA, die vorgenommen wird, um die spezifischen Merkmale dieser Art von Brief näher zu bestimmen. Anders gesagt: Die Sichtweise ist eine andere; wir betrachten den BadA einerseits aus einer Froschperspektive und entwickeln – ausgehend vom Text – wesenseigene Kriterien, die für eine textsortenspezifische Charakterisierung notwendig sind.

Während es also für die Texttypologie darauf ankommt, ein System von Kategorien zu entwickeln, das im Prinzip auf alle Texte anwendbar ist, richtet sich die Textsortenforschung im engen Sinne von vornherein nur auf eine ausgewählte Art von Texten, besser gesagt: auf die vorgeprägten Formen oder Muster, nach denen bestimmte Texte erstellt werden. Ziel ist also nicht die

Typologisierung von Texten überhaupt, sondern die Beschreibung spezieller kommunikativer Routinen. (ADAMZIK 1995: 28)

Die Textsorte verstanden als ein „bestimmter Komplex von Merkmalsausprägungen“, als „eine Menge von ‚individuellen Einheiten‘“ ist somit nur empirisch zugänglich, wohl aber „unter dem Rückgriff auf allgemeine theoretisch ableitbare Texteigenschaften“ (cf. ADAMZIK 1991: 104s.). Andererseits lassen sich die theoretischen Prinzipien aus der Vogelperspektive beschreiben, indem verwendbare Kriterien aus vorhandenen Klassifikationen abgeleitet werden. In einer Synthese gewinnt die zu beschreibende Textsorte ihre Konturen, indem sie anderen Textsorten gegenübergestellt und „im Rahmen eines übergreifenden theoretischen Ansatzes“ betrachtet wird (cf. GÜLICH/RAIBLE 1975: 195).

#### 5.1.1.4 **Striktheit und Exhaustivität**

Das Postulat der Striktheit stellt eine Variante der Monotypie-Forderung auf einer niedrigeren Ebene dar. Im Gegensatz zum Postulat der Monotypie geht es bei der eindeutigen Zuordnung im Rahmen der Striktheitsforderung nicht mehr um den gesamten Text im Hinblick auf eine übergreifende homogene Funktion, sondern um bestimmte unterschiedlich interpretierbare Satzfolgen, die möglicherweise mehreren Texttypen angehören können:

Ein Text T ist typologisch ambig in bezug auf eine Texttypologie T, genau dann [sic!] wenn die t konstituierende Satzfolge S mehrere semantische und/oder pragmatische Interpretationen hat, derart [sic!] daß S je nach der Interpretation verschiedenen Texttypen in T zuzuordnen ist. (ISENBERG 1978: 576)

Da diesem Postulat dieselbe Idee der monotypischen Zuordnung zugrunde liegt, ist es nicht notwendig, die bereits geäußerten Kritikpunkte zu wiederholen.

Als letzte Forderung formuliert Isenberg das Postulat der Exhaustivität. Als Geltungsbereich seines eigenen Vorschlags zu einer Texttypologisierung definiert er „alle mündlichen und schriftlichen sowie alle monologischen und dialogischen Texte der deutschen Sprache“ (cf. ISENBERG 1984: 261). Eine theoretisch angemessene Typologisierung ist demnach genau dann exhaustiv, „wenn jeder im Geltungsbereich von T mögliche Text (mindestens) einem der in T definierten Texttypen zugeordnet werden kann (d.h. wenn T das gesamte Spektrum aller im Geltungsbereich von T möglichen Texte erfaßt)“ (ISENBERG 1978: 576).

An dem Postulat der Exhaustivität entfaltet sich das so genannte „typologische Dilemma“ (cf. ISENBERG 1978: 577s.). Monotypizität und Exhaustivität schließen sich aus, da Texte, die Sandig als „Textmustermischungen“<sup>90</sup> bezeichnet (cf. SANDIG 1989: 146), nicht berücksichtigt werden können, ohne gegen den

---

<sup>90</sup> An dieser Stelle sei bereits darauf hingewiesen, der Begriff der Textmustermischung widerspricht dem Verständnis einer prototypischen Konstitution von Textsorten. Dennoch würden auch Textvorkommen der Peripherie einer bestimmten Textsorte aufgrund von Isenbergs Forderungen nicht erfasst werden können.

Grundgedanken der „überschaubaren endlichen Menge von Texttypen“ zu verstößen. Einen Text zu übergehen würde jedoch dem Prinzip der Exhaustivität widersprechen. So kommt Isenberg selbst zu dem Schluss:

Das typologische Dilemma besteht also darin, daß für T die Forderungen nach Homogenität, Exhaustivität und Monotypie nicht gleichzeitig erfüllbar sind, ohne die Bedingung zu verletzen, nach der die zu definierenden Texttypen eine überschaubare Menge bilden müssen. (ISENBERG 1978: 578)

Wenn wir Isenbergs Forderungen statt an eine Texttypologie an eine Sprachtheorie stellen würden, entsprächen seine Postulate den von Hjelmslev geforderten Maximen einer Theorie, widerspruchsfrei, exhaustiv und einfach sein zu müssen (cf. HJELMSLEV 1966: 33). Die Abbildung des Textinventars, d.h. die Klassifikation aller Textvorkommen, wird mithilfe dieser Prämissen jedoch nicht erreicht. Daher kommt Rolf auch zu dem Urteil: „Als Theoretiker und Kritiker vielleicht etwas forscher denn als Taxonom, macht Isenberg 1984 einen Vorschlag, der, wie das häufig so ist, mit den von ihm kritisierten Vorschlägen zumindest gewisse Ähnlichkeiten aufweist“ (ROLF 1993: 102). Diese Anmerkung macht deutlich, dass von Isenberg selbst auf der Basis dieser Postulate erarbeitete Klassifikationsmodell hält seinen eigenen Anforderungen nicht stand (cf. Kapitel 4.3.2). Das Ziel dieser Arbeit besteht jedoch weder in dem Entwurf einer Gesamtklassifikation noch in dem einer Texttheorie, sondern in der Entwicklung eines aussagekräftigen Deskriptionsmodells, das es einerseits erlaubt, den BadA im Verhältnis zu anderen Textsorten darzustellen, und andererseits die Textsortenvarianten des BadA ebenfalls adäquat theoretisch zu erfassen.

### 5.1.2 Der Ausweg aus dem Dilemma

Aus der Diskussion der voraufgegangenen Punkte lässt sich der Schluss ziehen, eine Gesamtklassifikation der Textsorten ist nach den Isenberg'schen Ansprüchen von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Rekapitulieren wir die wichtigsten Postulate und ihre Konsequenzen, so ergibt sich Folgendes: Ein homogenes Basiskriterium, von dem ausgehend eine hierarchische Subklassifizierung der Textsorten vorgenommen wird, kann keine befriedigende Lösung darstellen, da man aus kaum zu rechtfertigenden Gründen dem einen Kriterium Vorrang vor dem anderen geben müsste. Hieraus folgt, dass als Beschreibungsmodell nur ein multidimensionales Modell mit nebengeordneten Kriterien in Betracht kommt. Jedes Textvorkommen besteht aus einer Reihe von Einzelkomponenten unterschiedlichster Herkunft, die in Kombination verschiedene Textsorten konstituieren (cf. STEMPERL 1972: 176). Textsorten sind demnach ein „Komplex von Merkmalsausprägungen“ (ADAMZIK 1991:104), wobei nicht festlegt ist, welche Rolle einzelne Merkmale für die Bestimmung der Textsorte spielen. D.h., ein Exemplar  $x$  der Textsorte T kann durchaus zugehörig sein, auch wenn die Merkmalsbündel von Textvorkommen und Textsorte nicht kongruent sind. Dies widerspräche jedoch der Forderung der monotypischen Zuordnung, die einzelne

Textvorkommen eindeutig bestimmten Textsorten zuordnen will.<sup>91</sup> An dieser Stelle wird die Parallele zum klassischen aristotelischen Kategorisierungsmodell besonders deutlich: Das Kategorisieren gehört zu den mentalen Operationen, mit deren Hilfe wir unsere außersprachliche Realität ordnen. Die Kategorien stellen dabei logische Entitäten dar, die durch notwendige und hinreichende Bedingungen charakterisiert sind, d.h., „[d]ie Kategorisierung erfolgt auf der Grundlage gemeinsamer Eigenschaften“ (KLEIBER 1993: 11). Im Fall der Textsorten bedeutet dies, 1. eine Textsorte kann durch eine bestimmte Anzahl von Merkmalen exakt beschrieben werden und 2. ein Textvorkommen x kann einer Textsorte T zugeordnet werden, indem die Merkmalsbündel beider verglichen werden. Diese Konzeption zieht drei Schlussfolgerungen nach sich: a) Textsorten wären Kategorien mit scharfen Grenzen; b) ein Textvorkommen x würde nach dem zugehörig/nicht-zugehörig-Prinzip einer Textsorte T zugeordnet, d.h., alle Merkmalskriterien müssten erfüllt sein, um x T zuordnen zu können; c) daraus ergäbe sich die direkte Folgerung, dass alle Vertreter der Textsorte T den gleichen Status aufweisen, d.h. gleich gute Exemplare darstellen würden. Diese Auffassung gilt jedoch in der Textsortenlinguistik als überholt:

Da es offenkundig schwierig – wenn nicht überhaupt unmöglich – ist, eine Texttypologie auf der Basis eines einzigen Kriteriums zu entwickeln und unterschiedliche Textklassen widerspruchsfrei voneinander abzuheben, gehen wir von der Annahme aus, daß das Textmusterwissen<sup>92</sup> durch multidimensionale Zuordnungen von prototypischen Repräsentationen auf unterschiedlichen Ebenen (Schichten) zustandekommt. (HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 147)

Ein Ausweg kann demnach nur in einer prototypischen Klassifizierung liegen, die auf eine monotypische Zuordnung einzelner Textvorkommen verzichtet und zwischen einzelnen Textsorten keine scharfen Grenzen zieht.

Wir gehen heute davon aus, dass das aristotelische Klassifikationsschema nach notwendigen und hinreichenden Bedingungen nicht nur angesichts der in einer ‚sauberen‘ Welt nicht vorgesehenen Zwitterphänomene versagt, sondern dass kognitive Kategorien grundsätzlich prototypische Struktur haben, d.h. Klassen etablieren, die Phänomene unterschiedlichen Repräsentationsgrades umfassen. (ADAMZIK 2000: 101)

Die Möglichkeiten der Anwendung der Prototypentheorie für die Klassifizierung von Texten und für die Beschreibung einzelner Textsorten wurde v.a. unter den ehemaligen DDR-Linguisten ausführlich diskutiert (cf. KRAUSE 1986, MICHEL 1986, BOHM 1989, WEISS 1990). Bevor die dieser Arbeit zugrunde

<sup>91</sup> Adamzik weist darauf hin, dass der Monotypieforderung auch heute noch eine zentrale Bedeutung beigemessen wird; dies verwundert die Autorin vor der Hintergrund der Prototypentheorie besonders (cf. ADAMZIK 2000: 100).

<sup>92</sup> Zum Zusammenhang von Textmusterwissen und Textsorte cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 170.

liegende prototypische Konzeption näher erläutert wird, ist es notwendig, das Deskriptionsmodell eingehender darzustellen.

## **5.2 Das multidimensionale Modell und seine prototypischen Textsorten**

Das vorgeschlagene Deskriptionsmodell wird ausgehend von Bühlers Sprachfunktionen entwickelt. Den Vorteil der „expliziten Anknüpfung an vorhandene Forschungsstränge“ sieht Ermert in „ihrer Verarbeitung (und damit gleichzeitig der Chance ihrer Überprüfung und Modifizierung) [...]“ (ERMERT 1979: 30). In den Kapiteln 4.1 bis 4.4 konnte gezeigt werden, dass viele Ansätze eine kommunikationstheoretische Fundierung vermissen lassen. Zu den Ansätzen, in denen jedoch eine kohärente Umsetzung erfolgt, gehören die Modelle von Halliday und Lux. – Ein weiteres Problem stellt m.E. die ambige Verwendung des Begriffes **Funktion** dar. Hierunter fallen sowohl die von Bühler genannten Sprachfunktionen – die Symbolfunktion, die Symptomfunktion und die Signalfunktion (BÜHLER 1934: 28) – als auch Funktionsbezeichnungen wie die Selbstdarstellungsfunktion, die Kontaktfunktion, die Appellfunktion, die Persuasionsfunktion, die Informationsfunktion etc. (cf. u.a. ROLF 1993: 172; BRINKER <sup>4</sup>1997a: 104s.; KELLER/RADTKE 1997: 3). Meines Erachtens ist es notwendig, eine Präzisierung des Bühler'schen Funktionsbegriffes vorzunehmen, wenn man ihn für die textsortenlinguistische Beschreibung fruchtbar machen möchte. Ich werde im Folgenden von Bühlers Funktionen als „Sprachdimensionen“ auf einem abstrakteren Niveau sprechen. Sprache verfügt seinem Modell zufolge über verschiedene Dimensionen, die jeder Kommunikationssituation inhärent sind: eine sender-, eine empfänger- und eine themenbezogene Dimension. Mehr soll an dieser Stelle über die Dimensionen nicht gesagt werden. Diese drei Dimensionen sind konstitutiv für alle sprachlichen Äußerungen und bilden das grundlegende Kommunikationsmodell, von dem aus die Beschreibungskriterien für Textsorten entwickelt werden. Da jedoch nach unserer Definition Textsorten „als jeweils typische Verbindungen von kontextuellen (situativen), kommunikativ-funktionalen und strukturellen (grammatischen und thematischen) Merkmalen“ (BRINKER <sup>4</sup>1997a: 132) zu verstehen sind, muss als vierte Dimension die situationsbezogene Dimension von Sprache berücksichtigt werden. Halliday leitet aus Bühlers Modell die Dimensionen (Funktionen) „ideational“, „interpersonal“ und „textual“ ab (HALLIDAY 1978: 46); Lux bezeichnet sie als „referentielle, interpersonale und formale TD<sup>93</sup>“ (LUX 1981: 232). In Anlehnung daran nenne ich die Dimensionen: „Referenz“, „Kontakt“ und „Text“, wobei ich die Dimension „Situation“ hinzufüge bzw. sie im Vergleich zu Halliday und Lux als separate Dimension ausgliedere. Hiermit wird eine Antwort auf die von Adamzik formulierten Fragenkomplexe gegeben:

---

<sup>93</sup> TD = Textdimensions(bereiche) (cf. LUX 1981).

Welche Dimensionen oder Ebenen der Beschreibung müssen unter pragmatischen Gesichtspunkten berücksichtigt werden, konkret: reichen neben der funktionalen oder ‚aktionalen‘ Komponente die situative und die inhaltlich-thematische aus? (ADAMZIK 2000: 92)

Ausgehend von den vier Dimensionen „Situation“, „Kontakt“, „Referenz“ und „Text“, die über die von Adamzik genannten hinausgehen, werden nun sämtliche textsortenrelevanten Kriterien eingeordnet, wobei von vornherein auf die Interdependenz der Ebenen hingewiesen wird. Mit der Aufstellung dieser Kriterien nähern wir uns dem zweiten Fragenkomplex, den Adamzik für diskussionswürdig hält:

Welche Differenzierungskategorien sollten in jeder einzelnen Dimension unterschieden werden? Ist mit einem festen Satz von Kategorien zu rechnen und sind einzelne Texte oder Teiltexte diesen Kategorien monotypisch zuzuordnen? (ADAMZIK 2000: 92)

Auf diese Weise gelangen wir zu einer Ausdifferenzierung, die dann auch den Funktionsbegriff im o.g. zweiten Sinne auf einer konkreten Ebene zu präzisieren vermag.

1. Die Situation ist gekennzeichnet durch die Merkmale [Dialogizität/Monologizität], [Schriftlichkeit/Mündlichkeit], [face-to-face/nicht face-to-face]; die physische Kommunikationssituation wird mit ihrer Hilfe bestimmbar. Hinzu kommen die nicht-sprachlichen Indikatoren, zu denen [+/- Einbettung], [+/- Grafik/Foto] und [+/- Veröffentlichung] gehören. Die so zusammengesetzte Dimension antwortet auf die Frage, welche Situation für den Text konstitutiv ist.
2. Der Kontakt beinhaltet die Faktoren: [Handlungsbereich] mit den Unterkategorien [Juristische Person], [Bekanntheitsgrad], [Kommunikationsrichtung] und [Geltungsmodus] sowie den Faktor [Strukturierung der sozialen Rollen]. Aspekte der Themafixierung und der Glaubwürdigkeit werden in diesem Zusammenhang ebenfalls betrachtet. Hier wird beantwortet, welches Verhältnis der Text zwischen Sender und Empfänger ausdrückt.
3. Die Referenz ist durch folgende Kriterien charakterisiert: [Wahrheitsrahmen], [Temporale Orientierung], [Themenbezug] und [Themenbereich]. Hier wird thematisch ausformuliert, auf welche Gegenstände/Sachverhalte sich der Text bezieht.
4. Folgende Merkmale bestimmen die Dimension „Text“: [Textstruktur], [Textfunktionen], [Thematische Entfaltung] und [Realisationsformen]. Mithilfe dieser Dimension wird definiert, welche Einstellungen des Senders der Text ausdrückt.

Der Text an sich stellt das Zentrum dar. Bestimmte sprachliche Formulierungen, die Anordnung von Argumenten etc. werden dazu verwendet,

bestimmte Funktionen zu realisieren. Dabei kann der Sender beabsichtigen, mittels des Mediums „Text“ zu informieren, sich selbst darzustellen, die Beziehung zu seinem Kommunikationspartner positiv oder negativ zu gestalten. Diese Funktionen werden durch den Text ausgedrückt. Themen werden auf bestimmte Art und Weise entfaltet (deskriptiv, argumentativ etc.); sie transportieren unterschiedliche Einstellungen des Senders (sachorientiert, meinungsorientiert); sie wirken unterschiedlich auf den Empfänger (Stilwirkung). Zurückzuführen ist dies auf eine bestimmte Wortwahl, Syntax und Textstruktur. In der Dimension „Text“ wird die Interdependenz zu den anderen Dimensionen besonders deutlich. So berührt beispielsweise die Wahl der Selbstdarstellungsfunktion die Dimension „Kontakt“ oder die Thematische Entfaltung reflektiert die Wahl des Themas, die in der Dimension „Referenz“ beschrieben wird. In der Dimension „Text“ werden also die Fäden wieder zusammengeführt, wobei der Text als Reflex der Situations-, der Kontakt- und der Referenzdimension im Mittelpunkt steht. Wenn PüscheI darauf aufmerksam macht, für eine praktische Stilanalyse seien Informationen über „die Handlungsbeteiligten und ihre Rollen“ sowie über „kommunikative Rahmenbedingungen“ notwendig (cf. PÜSCHEL 1995: 319), so wird hier abermals der Unterschied zwischen stilistischen und textlinguistischen Ansätzen deutlich: Während in der Stilpragmatik auf diese Komponenten unverbindlich hingewiesen wird, integriert ein textlinguistischer Ansatz diese Faktoren in ein Kommunikationsmodell, wodurch er an Systematizität gewinnt.

Dieses Beschreibungsmodell wird nun vor dem Hintergrund der Prototypentheorie konzipiert, die seine Deskriptionskraft erhöht: Dass Textsorten eine prototypische Struktur besitzen, ist mittlerweile eine verbreitete Auffassung (cf. z.B. EBERT 1997: 30, DUDENREDAKTION 61998: 843).<sup>94</sup> In Kapitel 4.4.4.2 wurde dargelegt, dass sich das Vorwort, der GB, die Rede, das Protokoll und der offene Brief als „verwandte“ Textsorten des BadA herauskristallisiert haben. Diese Textsorten werden in den Dimensionen „Situation“, „Kontakt“ und „Referenz“ zueinander in Beziehung gesetzt. Sie sind dabei als so genannte „ICM-Textsorten“ zu verstehen. Demgegenüber sind in der Dimension „Text“ nur die Textsortenvarianten des BadA Gegenstand der Untersuchung, wobei es hier darum geht, den Prototyp des BadA auf sprachlicher Ebene herauszuarbeiten. Wenden wir uns zunächst dem ICM, dem „idealized cognitive modell“ zu: Es handelt sich dabei um körpergebundene, nicht-sprachliche Wahrnehmungsmuster, von denen ausgehend „idealisierte“ Wahrnehmungsmuster entworfen werden können, die aufzeigen, wie wir unsere Erkenntnisse organisieren (cf. LAKOFF 1987: 68ss.). Das ICM ist eine komplexe Struktur, die als Gestalt wahrgenommen wird. Ähnlich wie die in Kapitel 7.3.4.2 noch darstellenden Schemata (cf. BALLSTAEDT et al. 1981: 27ss.), die dem propositionalen Ansatz der Verständlichkeitforschung zugrunde liegen,

---

<sup>94</sup> Wenn Wunderli betont, die Prototypentheorie eigne sich insbesondere für die Beschreibung der Substantive (cf. WUNDERLI 1994: 268), so liegt die Anwendung im Bereich der Textsortenklassifikation nahe, da Textsortenbezeichnungen in die Klasse der Substantive fallen.

beschreiben ICMs „Repräsentationen von Ereignissen, Situationen und Objekten“ (TOPHINKE 1997: 170). Tophinke stellt nun einen Zusammenhang zwischen den ICMs und den sozialen Umgebungssituationen her, in die die Textsorten eingebettet sind: „In einer Übertragung auf die texttypologische Problemstellung liegt es nahe, diese ‚ICMs‘ mit all den kulturellen Szenarien/Räumen zu identifizieren, [...]“ (TOPHINKE 1997: 170). M.E. entsprechen Tophinkes ICMs den in diesem Kapitel zu Beginn vorgestellten Handlungsmustern; sie bezeichnen auf einem abstrakten Niveau intersubjektiv verfügbares Wissen über eine Handlung in einer spezifischen Situation. Von den ICMs sind – so Tophinke – nun aber die „Texttyp-ICMs“ abzugrenzen:

Weiter ist anzunehmen, daß die Textgattungen nicht nur Teil eines ‚Szenario-ICMs‘ sind, sondern daß sie als komplexe Einheiten selbst wieder ‚ICMs‘ bilden, deren Elemente dann die typischen Qualitäten der Textgattung sind. Dieses ‚ICM‘, das man im Gegensatz zum ‚Szenario-ICM‘ ‚Texttyp-ICM‘ nennen könnte, ist immer dann wichtig, wenn ein Text verarbeitet, also gesprochen oder geschrieben wird. (TOPHINKE 1997: 171)

Dieser Differenzierung kann ich nur bedingt zustimmen: Während sich die „Szenario-ICMs“ auf die externen Merkmale der Textgattungen beziehen, werden im Rahmen der „Texttyp-ICMs“ textinterne Eigenschaften wie Satzbaumuster und Globalstrukturen erläutert (cf. TOPHINKE 1997: 172). Es scheint mir jedoch unlogisch, für textinterne Eigenschaften das Konzept der ICMs zu verwenden. ICMs beziehen sich auf kognitive Entitäten und nicht auf interne Strukturen von Texten. Legt man die Definition von „Textsorte“, die am Anfang des Kapitels vorgestellt wurde, zugrunde, wird deutlich, dass es sich um eine abstrakte Größe handeln muss, um diese dann auch mit den ICMs verbinden zu können. Von „ICM-Textsorten“ sprechen wir im Zusammenhang mit dem Vorwort, dem GB, der Rede, dem Protokoll, dem BadA und dem offenen Brief; verbunden sind diese untereinander durch das Prinzip der Familienähnlichkeit nach Wittgenstein (cf. WITTGENSTEIN 1958/1977: 56ss.), das Rosch/Mervis wie folgt zusammenfassen:

Eine Familienähnlichkeit besteht aus einer Reihe von Einheiten mit der Form AB, BC, CD, DE. Jede Einheit hat also mindestens ein Element (wahrscheinlich mehrere) mit einer oder mehreren anderen Einheiten gemein, aber es gibt keine oder nur wenige Elemente, die allen Einheiten gemeinsam sind. (ROSCHE/MERVIS 1975: 574s.)

Diese Textsorten werden also durch partielle Übereinstimmungen zusammengehalten, wobei es wichtig ist zu betonen, dass weit voneinander entfernte Einheiten unter Umständen keine Gemeinsamkeiten aufweisen. In diesem Punkt folgen wir also der erweiterten Version der Prototypentheorie, die besagt, die Elemente einer Kategorie werden nicht mehr komparativ, sondern assoziativ ermittelt (cf. KLEIBER 1993: 118s.).

Um in der Dimension „Text“ den BadA mit all seinen (stilistischen) Textsortenvarianten erfassen zu können, gehen wir von einer internen

prototypischen Textsortenstruktur aus. Dies bedeutet einen radikalen Bruch mit dem Modell der notwendigen und hinreichenden Kriterien.

Als grundsätzlich unvereinbar mit der Prototypenbeschreibung erweist sich [...] [nämlich] die Reduzierung auf das Invarianzprinzip [notwendige und hinreichende Bedingungen], die den auch Variables enthaltenden prototypischen Merkmalsstrukturen widerspricht. (KRAUSE 1986: 754)<sup>95</sup>

Eine Kategorie weist fortan einerseits keine scharfen Grenzen mehr auf und andererseits verfügen die Elemente einer Kategorie nicht mehr über einen gleichwertigen Status. Vielmehr werden die in Frage stehenden Exemplare mit dem Prototypen verglichen bzw. sie werden zu ihm in Beziehung und im Anschluss daran in eine zentrale oder periphere Position zum Prototypen gesetzt, d.h., der Repräsentativitätsgrad eines Exemplars bestimmt den Grad der Zugehörigkeit zu einer Kategorie (cf. KLEIBER 1993: 33). Bei diesem Vergleich fungiert der Prototyp als kognitives Bezugselement. Hier liegt der Textsortenkonzeption also die Standardversion der Prototypentheorie zugrunde. Wie hat man sich diesen Prototypen nun vorzustellen? Als Prototyp gilt das Exemplar, das die hervorragenden Eigenschaften einer Kategorie zusammenfasst, d.h., es handelt sich um eine aus typischen Attributen zusammengesetzte Entität. Dieser muss jedoch nicht mit einem konkreten Textvorkommen übereinstimmen, d.h., der Prototyp wird als abstrakte Entität konzipiert (cf. KLEIBER 1993: 44). „Damit wird gleichzeitig auch die beim Prototypen als Exemplar existierende Gefahr einer Berücksichtigung von Merkmalen eliminiert, die nicht für die Kategorie als ganze Gültigkeit haben“ (WUNDERLI 1994: 266). Für den BadA bedeutet das, diesem liegt ein Katalog typischer Merkmale zugrunde, die jedoch – wie gesagt – nicht jedes einzelne Textvorkommen zwangsläufig aufweisen muss, um der Textsorte „BadA“ zugeordnet werden zu dürfen. Prototypische Merkmale stellen eine Menge von konstanten und variierenden Merkmalen dar, sodass jedes Element zum Prototypen in Beziehung gesetzt werden kann. Der Vergleich zeichnet sich dabei aus durch

das Abgehen von der Analyse unabhängiger Merkmale und somit von der Verifikation jedes einzelnen Merkmals. Wichtig ist dabei der Gedanke, daß die Beschreibung der Objekte natürlicher Kategorien an Adäquatheit gewinnt, wenn sie auf Eigenschaftsbündeln basiert [...] statt auf einer Auflistung untereinander beziehungsloser Eigenschaften [...]. Wenn die prototypischen Vertreter anhand von *clusters* beschrieben werden, dann nehmen diese Eigenschaftsgruppen die Form von *Gestalten* (im Sinne der Gestaltpsychologie) an, d.h. sie sind in psychologischer Hinsicht weniger komplex als ihre Bestandteile. (KLEIBER 1993: 48s.)

Mithilfe von Merkmalsbündeln sind wir also in der Lage, so genannte „globale Textmuster“ zu beschreiben (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 171); diese liegen

---

<sup>95</sup> Ergänzungen durch Verfasserin.

dann als abstrakte prototypische Gestalt zugrunde, d.h., „sie repräsentieren mithin das ‚Idealmuster‘ dieser Textsorte“ (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 172). So können einzelne Textvorkommen des Korpus‘ je nach stilistischer Ausformung näher am Zentrum oder in der Peripherie der Kategorie „BadA“ liegen. „Graduierung steht im besonderen Widerspruch zu der für klassische Kategorien geforderten eindeutigen Zuordnung ihrer Vertreter, beinhaltet jedoch lediglich Graduierung der Zugehörigkeit zur jeweiligen Kategorie“ (BOHM 1989: 47).

Ein weiteres Problem besteht nun darin, wie sich diese Merkmalsbündel konstituieren, d.h., wie können die relevanten Merkmale einer Kategorie bestimmt werden? Hier hilft uns die Frequenz bzw. die *cue validity* weiter: „Die *cue validity* ist der Vorhersagbarkeitsgrad einer Eigenschaft bzw. eines Attributs für ein Objekt einer Kategorie.“ Dieser Wert ist hoch, „wenn eine große Anzahl von Vertretern der Kategorie das betreffende Attribut aufweisen und wenn es nur bei möglichst wenigen Vertretern benachbarter Kategorien auftritt [...]“ (KLEIBER 1993: 52s.).

Es wird also im folgenden Kapitel darum gehen, einerseits die Familienähnlichkeiten derjenigen Textsorten zu beschreiben, die sich um den BadA herumgruppieren, und andererseits eine textsorteninterne Beschreibung des BadA auf der Basis des Korpus‘ dieser Arbeit vorzunehmen, wobei ein abstrakter Prototyp des BadA als deskriptiver Bezugspunkt fungiert.

## 6. Der Brief an die Aktionäre als Textsorte – eine prototypische Analyse

Wie bereits in Kapitel 4.4.4.2 erläutert, gehören folgende Kommunikationsformen bzw. Textsorten zu den Textsorten in der unmittelbaren Nachbarschaft des BadA:

1. das Vorwort (Geschäftsberichts-Vorwort),
2. der Bericht (Geschäftsbericht),
3. das Protokoll (Hauptversammlungs-Protokoll),
4. die Rede (Hauptversammlungs-Rede) und
5. der Brief im Allgemeinen bzw. der offene Brief im Speziellen

In dem nun folgenden Kapitel wird es darum gehen, die Familienähnlichkeit dieser Textsorten/Kommunikationsformen im Rahmen der Dimensionen „Situation“, „Kontakt“ und „Referenz“ herauszuarbeiten. Mit der Behandlung der benachbarten Textsorten wird das von Adamzik geforderte Kriterium „der Einbettung von Textsorten in umfassendere kommunikative Strukturen und ihre Vernetztheit miteinander“ untersucht (cf. ADAMZIK 2000: 109). Klein spricht in diesem Zusammenhang von „Textsorten-Intertextualität“ und bezeichnet damit „die funktionale Vernetzung zwischen Textsorten“ (cf. KLEIN 2000: 33). Seiner Differenzierung zu Folge würden Rede, Protokoll und offener Brief „Vortextsorten“ darstellen, die sich dadurch auszeichnen, dass sie „modellbildend, subsidiär oder motivierend für die Produktion von Exemplaren der zu beschreibenden Textsorte [hier: BadA] sind“; der GB gehört zu den „Parallel-Textsorten, [...] deren Exemplare unter einem einheitlichen Gesichtspunkt (in etwa) gleichzeitig mit der zu beschreibenden Textsorte produziert und/oder emittiert werden [...]“ (KLEIN 2000: 36). Das Vorwort könnte man als „Alternativtextsorte“ bezeichnen, die dieselbe Funktion übernimmt wie der BadA und wahlweise als Alternative eingesetzt werden kann.<sup>96</sup> Um das Verhältnis vom GB zum BadA darzustellen, könnte man auf der Grundlage der Umfrage<sup>97</sup> den BadA als „Filtertextsorte“ beschreiben, dessen „Hauptfunktion darin besteht, in gefilterter Form, d.h. meist in komprimierter Reformulierung, den Inhalt von Exemplaren der beschriebenen Textsorte [hier wäre dann der GB einzusetzen]<sup>98</sup> wiederzugeben, insbesondere Abstracts, Synopsen sowie massenmediale Nachrichten und Berichte“ (KLEIN 2000: 36). Eine Nach-Textsorte im Sinne Kleins – dies sind „Textsorten, für die die beschriebene Textsorte eine Vor-Textsorte darstellt“ (KLEIN 2000: 36) – gibt es in Bezug auf den BadA nicht.

<sup>96</sup> Im Rahmen der Gutachtertätigkeit für den *manager magazin*-Wettbewerb 2001 hat sich eine weitere Alternativtextsorte herauskristallisiert: Der BadA wird als verschriftlichtes Interview mit dem Vorstand realisiert (cf. z.B. Vivanco 2000, Seite 4-6; D'Logistics 2000, Seite 8-9). Orbis druckt neben dem BadA zusätzlich ein Interview mit dem Vorstand ab (Orbis 2000, Seite 12-15).

<sup>97</sup> Cf. Kapitel 3.4.5, in dem dargestellt wurde, dass der BadA von 43% der Leser als knappe Zusammenfassung des Lageberichtes betrachtet wird.

<sup>98</sup> Ergänzung durch Verfasserin.

Während einerseits die Familienähnlichkeit der genannten Textsorten beschrieben wird, geht es andererseits darum, auf der Basis der 45 Aktionärsbriefe des Korpus' einen Prototypen zu ermitteln. Die Position der BadA wird im Vergleich zu diesem Prototypen bestimmt, wobei einige Textvorkommen aufgrund spezifischer Merkmale eher im Zentrum und andere eher an der Peripherie des Prototypen angesiedelt sein werden. In der Dimension „Text“ entfällt der Vergleich zu den benachbarten Textsorten; Ziel ist es, den sprachlichen Prototypen des BadA näher zu bestimmen.

## 6.1 Situation

Die Dimension „Situation“ umfasst mehrere Kriterien: Um die physische Kommunikationssituation zu bestimmen, werden die Merkmale [monologisch/dialogisch], [gesprochen/geschrieben] und [face-to-face] untersucht. Im Anschluss daran werden außersprachliche, textuelle Indikatoren bestimmt: [Einbettung], [Foto, Grafik] und [Veröffentlichung]. Die Untersuchung der Merkmale bezieht sich auf den BadA sowie auf seine benachbarten Textsorten.

### 6.1.1 Physische Kommunikationssituation bzw. Kommunikationsform

Die Beschreibung der physischen Kommunikationssituation bzw. der Kommunikationsform wird in zahlreichen Arbeiten als textortendifferenzierendes Merkmal genannt. Gülich/Raible behandeln die Kriterien [teilweise gemeinsame /gemeinsame/verschiedene Kommunikationssituation zwischen Sprecher und Hörer] und [Kommunikationsrichtung (Monolog/Dialog)] (cf. GÜLICH/RAIBLE 1975: 154). Ermert analysiert die Merkmale [Kommunikativer Kontakt (face-to-face; räumlich, zeitlich direkt/indirekt)] und [Kodierungsart (schriftlich)] (cf. ERMERT 1979: 53ss.). Dimter erläutert im Rahmen der Kommunikationssituation sowohl Aspekte wie die Festgelegtheit und Definitheit von Produzent und Rezipient und deren Anzahl – diese werden in meinem Modell erst in der Dimension „Kontakt“ behandelt – als auch die Kriterien [Kanal (optisch/akustisch, d.h. schriftlich/mündlich)], [Konservencharakter] und [Orts-/Zeit-/Kontaktrelation] (cf. DIMTER 1981: 38-51). Für die Ausgliederung der o.g. produzenten- und rezipientenbezogenen Aspekte spricht die Tatsache, dass sich die Dimension „Situation“ ausschließlich auf Voraussetzungen der Kommunikationssituation bezieht, die nicht direkt von den Kommunikationsteilnehmern abhängen. – Unter Rückgriff auf Gülich/Raible sprechen Heinemann/Viehweger von „Grundtypen der Umgebungssituation“, die durch Orts- und Zeitmerkmale determiniert werden (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 157). Brinker beschreibt die Kommunikationsformen mit Hilfe der Kommunikationsrichtung [monologisch/dialogisch], dem räumlichen und zeitlichen Kontakt und der gesprochenen/geschriebenen Sprache (cf. BRINKER 1997a: 134).<sup>99</sup> In Hallidays

---

<sup>99</sup> Die Kommunikationsformen, die Brinker daraus ableitet, wurden bereits in Kapitel 4.3.7 kritisiert.

Konzeption wird dem Kriterium [gesprochen/geschrieben] eine eigenständige Dimension zuteil: der „mode of discourse“ (cf. HALLIDAY 1989: 12).

Unter physischer Kommunikationssituation fasse ich im Folgenden die Kristallisierungspunkte auf einem Kontinuum, an dessen Extremen einerseits der mündliche Dialog anzusetzen ist, bei dem die Kommunikationspartner zu gleicher Zeit in einem face-to-face-Kontakt (akustisch und visuell) zueinander stehen, und andererseits der schriftliche Monolog, bei dem kein face-to-face-Kontakt zwischen den Kommunikationspartnern besteht. Das Kriterienbündel, das dieser Beschreibungsebene zugrunde liegt, lässt sich in Anlehnung an Brinker und Diewald in folgende Einzelkriterien aufgliedern: [monologisch/dialogisch], [face-to-face/nicht face-to-face], [mündlich/schriftlich]. Obwohl sich genau diese Kriterien auch in Diewalds Textsortenklassifikation wiederfinden (cf. DIEWALD 1991: 283ss.), unterscheiden sie sich in ihrer Umsetzung erheblich: Für Diewald stellt die Situation, in der der Text produziert wird, das übergeordnete Basiskriterium dar, das für die Bestimmung von Textsorten relevant ist (cf. DIEWALD 1991: 271). Ich gehe so weit mit ihr konform, dass ich die Einteilung des Textinventars auf der Basis der drei Kriterien [ $\pm d$ ], [ $\pm f$ ] und [ $\pm \text{mdl}$ ] als hierarchisch oben stehend akzeptiere; viel ist mit dieser Einteilung jedoch noch nicht ausgesagt. Diewald leitet aus ihrer höchsten Beschreibungsebene Grundtextsorten ab, die m.E. nicht den Charakter von Textsorten besitzen, sondern treffender mit dem Begriff **Kommunikationsform** bezeichnet werden sollten. Diewald konstatiert selbst bei der Definition von Textsorten das Zusammenspiel von situativen und sprachlichen Merkmalen (cf. DIEWALD 1991: 271). Da auf der Ebene der Situation jedoch noch keine sprachlichen Kriterien eingeführt worden sind, ist die Bezeichnung **Grundtextsorte** nach meinem Ermessen nicht angebracht.

Die Beschreibungsebene, die durch die Merkmale [ $\pm d$ ], [ $\pm f$ ] und [ $\pm \text{mdl}$ ] gekennzeichnet ist, umfasst ausschließlich äußere Charakteristika der Kommunikation, wobei [ $\pm \text{mdl}$ ] sich auf den medialen, [ $\pm f$ ] auf den lokal-temporären Aspekt der Kommunikation und [ $\pm d$ ] auf die Anzahl der an der Kommunikation beteiligten Personen bezieht.<sup>100</sup>

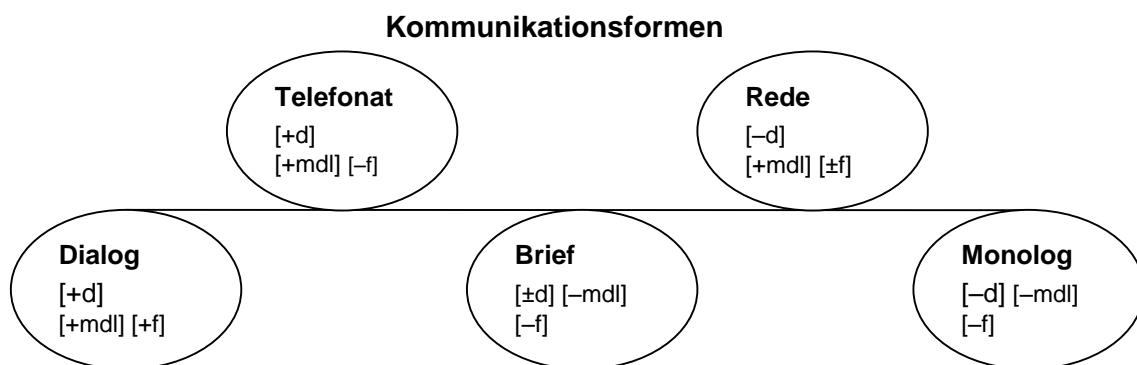


Abbildung 9; Quelle: Eigene Darstellung

<sup>100</sup> Auch wenn hier personenbezogene Kriterien einbezogen werden, so geht es nur darum die situationsabhängigen Merkmale zu beschreiben. Die Anzahl der Personen hat nichts mit ihren sozialen Rollen oder dem Bekanntheitsgrad der Kommunikationsteilnehmer untereinander zu tun.

Das Schaubild visualisiert die fünf existierenden Kommunikationsformen (KF)<sup>101</sup>:

1. Unter der KF „Dialog“ sind Textsorten einzuordnen, die in mündlicher Form zwischen zwei oder mehreren Kommunikationspartnern in einer face-to-face-Situation stattfinden: ein Arzt-Patient-Gespräch, ein Verkaufsgespräch, ein Verhandlungsgespräch, eine Videokonferenz<sup>102</sup> etc.
2. Die KF „Telefonat“ umfasst sämtliche Textsorten, in denen dialogisch mündlich ohne face-to-face-Kontakt miteinander kommuniziert wird: ein Auskunftstelefonat, ein Kontakttelefonat etc.
3. Der KF „Brief“ werden alle Textsorten zugeordnet, die schriftlich und nicht face-to-face stattfinden. Zudem ist das Kriterium der Dialogizität in Bezug auf den Brief distinkтив gegenüber allen monologischen, schriftlichen Texten ist, d.h., würde man sich entscheiden, dem Brief das Kriterium [-d] zuzuordnen, wäre der Brief mit dem Kristallisationspunkt Monolog identisch; ordnet man ihm das Kriterium [+d] zu, bildet er einen eigenen Kristallisationspunkt. Hier müssen wir zwei Sichtweisen unterscheiden: Während dem einzelnen Briefexemplar eher das Kriterium [-d] zuzuordnen wäre, wird ein Briefwechsel mit dem Merkmal [+d] adäquat beschrieben. Dieser KF gehören Geschäftsbriebe, Privatbriefe (Einladungen, Kondolenzschreiben etc.) an.
4. Der KF „Rede“ werden mündliche Texte zugeordnet, die in einer monologischen Vortragssituation präsentiert werden. Dabei ist es nicht notwendig, dass sich Sender und Empfänger in einer face-to-face-Situation befinden. Somit werden dieser KF Texte wie Theaterstücke (in Bezug auf die Sender-Empfänger-Relation monologisch), Rundfunk- und TV-Sendungen und Festreden zugerechnet.
5. Unter der KF „Monolog“ sind sämtliche Texte einzuordnen, die durch die Merkmale [monologisch], [schriftlich], [nicht face-to-face] gekennzeichnet sind. Zu dieser sicherlich größten Gruppe gehören u.a. Zeitungsartikel und Bücher. Mir scheint die Differenzierung zwischen der KF „Brief“ und der KF „Monolog“ von wichtiger Bedeutung, da die prototypische Vorstellung „Sender – Brief – Empfänger“ eine Reaktion des Empfängers impliziert, während dies bei der Vorstellung von „Sender – Monolog – Empfänger“ nicht der Fall ist.

Kommunikationsformen zeichnen sich dadurch aus, dass sie in Bezug auf die Dimensionen „Kontakt“, „Referenz“ und „Text“ (v.a. Textfunktion,

---

<sup>101</sup> Die nicht aufgeführten Kombinationen [+d], [-mdl] und [+f], [-d], [+mdl] und [-f] sowie [-d], [-mdl] und [+f] lassen sich ausschließlich mit Situationen verbinden, die keine gesellschaftliche Relevanz besitzen; aus diesem Grund können sie außer Acht gelassen werden (cf. DIEWALD 1991: 298).

<sup>102</sup> Die Videokonferenz stellt eine Randkategorie des Dialogs dar, da die Kommunikationspartner sich dank der Technik nicht an einem gemeinsamen Ort befinden müssen; der Zeitpunkt ist jedoch identisch.

Realisationsform und TE) nicht festgelegt sind; dies unterscheidet sie in ihrem Status von den Textsorten.

Beschreibt man die benachbarten Textsorten des BadA mithilfe dieser Kriterien, so ergibt sich folgendes Bild: Das GB-Vorwort ist ebenso wie der GB und das HV-Protokoll als Monolog zu bezeichnen: Sender und Empfänger befinden sich nicht in einer face-to-face-Situation; der Empfänger hat keine Möglichkeit der direkten Reaktion und die Texte liegen in schriftlicher Form vor. Indirekte Kommunikationssituation und Schriftlichkeit verbinden sie mit den Textsorten „BadA“ und „offener Brief“. Distinkтив ist das Merkmal [Monologizität/Dialogizität]: BadA und offener Brief rangieren unter der KF „Brief“, wobei das Problem von Monolog/Dialog noch genauer betrachtet werden muss. Die Hauptversammlungs-(HV)-Rede ist mit den genannten Briefsorten über das Merkmal der potenziellen Dialogizität verbunden und fällt in den Kristallisierungspunkt „Rede“.

#### **6.1.1.1 *Monologizität vs. Dialogizität***

Die Meinungen darüber, ob der Brief als Monolog oder Dialog anzusehen ist, gehen stark auseinander: Sandig weist darauf hin, einzelne familiäre und offizielle Briefe seien monologisch, der Briefwechsel sei jedoch als dialogisch zu bezeichnen (cf. SANDIG 1975: 116). Brinker schließt sich dem an, wenn er den Brief als eine nicht primär dialogische Kommunikationsform bezeichnet. Jeder einzelne Brief habe monologischen Charakter und stelle „in sprachlicher und kommunikativer Hinsicht“ eine in sich geschlossene Einheit dar (cf. BRINKER 1997a: 135, FN 25). Meiner Ansicht nach ist der Brief jedoch nicht als kommunikativ abgeschlossen zu betrachten; beispielsweise ist er kommunikativ offen, wenn er sich auf Handlungsakte in der Vergangenheit oder in der Zukunft bezieht. Dies berücksichtigt Ermert, wenn er folgende Differenzierung vornimmt: Es gibt 1. monologisch singuläre Briefe, 2. monologisch vorwärtsweisende Briefe, 3. monologisch rückwärtsweisende Briefe, 4. monologisch bidirektionale Briefe, 5. dialogisch vorwärtsweisende Briefe, 6. dialogisch rückwärtsweisende Briefe und 7. dialogisch bidirektionale Briefe (cf. ERMERT 1979: 78s.). Werlich hingegen betrachtet den Brief, ebenso wie Diewald, generell als dialogische Kommunikationsform (cf. WERLICH 1979: 66, DIEWALD 1991: 300). Einen interessanten, aber diskussionswürdigen Hinweis erhalten wir aus dem Bereich der Verständlichkeitforschung: Ein monologischer Text sollte sich „am mündlich-dialogischen Verständigungshandeln“ orientieren, um die Textverständlichkeit „(und vielleicht auch den Spaß am Lesen)“ zu erhöhen. D.h., im Schrifttext sollten dialogische Elemente verwendet werden (cf. BIERE 1993: 81). Da im Brief die Dialogizität durch die evidente Sender-Empfänger-Konstellation besonders hervorgehoben wird, behauptet Langeheine: „Ausgangspunkt jeder Beschäftigung mit Briefkommunikation ist die Erkenntnis ihres dialogischen Charakters“ (LANGEHEINE 1983: 193). Wie bereits mehrfach erwähnt, wird der BadA als Fiktion eines Briefes bezeichnet; wir können noch einen Schritt weitergehen und von einem fingierten Dialog sprechen. Dieser zeichnet sich durch folgende Kriterien aus: [direkte Ansprache des Adressaten], [kataphorischer Verweis auf

Vorgängerbriefe], [Thematisierung des sozialen und kommunikativen Verhältnisses zwischen Sender und Empfänger] und [Sequenzbildung durch Frage/Antwort] (cf. LANGEHEINE 1983: 195s.).

Analysieren wir das Korpus im Hinblick auf diese Subkriterien, so ergibt sich folgendes Bild: Der BadA macht sich die direkte Ansprache des Adressaten innerhalb des Textes zunutze, ohne dass jedoch die Möglichkeit auf eine Antwort besteht. Der Adressat wird wie im realen Dialog in das Geschehen eingebunden: „Sehr geehrte Aktionäre, das sind nur einige Beispiele der vielfältigen Aktivitäten im schnell lernenden Unternehmen FAG“ (06/99, Seite 3), „Ich bin mir sicher, sehr geehrte Mannesmann-Aktionäre, dass Sie nicht nur die einzigartige Wertsteigerung, die diese Schritte Ihnen gebracht haben, sehr schätzen, sondern dass Sie mit mir auch die Zuversicht teilen, dass unser Telekommunikationsgeschäft bei ... und unsere Technologiegesellschaft bei ... in starken Händen sind“ (09/99, Seite 3) oder „Lassen Sie mich noch auf einen anderen wichtigen Aspekt eingehen“ (10/99, Seite 4). Die direkte Ansprache in dieser oder ähnlicher Form finden wir in 38 Briefen des Korpus'. Sie kann als prototypisches Merkmal des Aktionärsbriefes gewertet werden, da „eine große Anzahl von Vertretern der Kategorie das betreffende Attribut aufweisen und [...] es nur bei möglichst wenigen Vertretern benachbarter Kategorien auftritt [...]“ (KLEIBER 1993: 53). Die direkte Ansprache ist sonst nur ein konstitutives Merkmal der mündlich realisierten Rede. Als weiteres Charakteristikum des fingierten Dialogs gilt das Anknüpfen an bzw. die Wiederaufnahme von Vorgängerbriefen: „Im Briefwechsel finden wir eine charakteristische Art der Verdopplung bestimmter inhaltlicher Kernpunkte brieflicher Interaktion“ (HARTUNG 1983: 226). Auch hierfür lassen sich Beispiele finden: „[...], seit unserem Börsengang haben wir Ihnen an dieser Stelle ständig über neue Erfolge berichtet“ (01/99, Seite 2) oder „Vor einem Jahr habe ich Ihnen versprochen, daß wir das damals ungelöste Problem ...“ (09/98, Seite 3). Lediglich drei der 45 Briefe weisen jedoch Formulierungen in dieser Richtung auf (09/97, 09/98, 01/99). Demnach kann also das Subkriterium [kataphorischer Verweis] nicht als prototypisch betrachtet werden. Im Brief 09/98 nutzt der Sender darüber hinaus eine weitere dialogartige Verfahrensweise: Er stellt eine Frage, die er im Anschluss selbst beantwortet: „Wie geht es weiter?“ (09/98, Seite 3). Auch hierfür finden wir Beispiele in anderen Aktionärsbriefen: „Was bedeutet dies für die drei Unternehmensbereiche der SKW?“ (12/98, Seite 2); „Wo wollen wir hin?“, „Wie wollen wir das erreichen?“ (02/97, Seite 3). Das Korpus weist sieben Briefe auf, die sich dieser Methode bedienen (02/97, Seite 3 sowie Seite 4; 02/98, Seite 6; 09/98, Seite 3; 10/98, Seite 4; 12/98, Seite 2; 02/99, Seite 3 und Seite 7; 10/99, Seite 2). Die Sequenzbildung kann somit nicht als prototypisches Merkmal des BadA gewertet werden. Des Weiteren wird Dialogizität durch die Thematisierung der sozialen und kommunikativen Beziehungen zwischen Sender und Empfänger hergestellt. In den Aktionärsbriefen werden vielfältige soziale Beziehungen angesprochen, wie beispielsweise das Verhältnis zwischen Unternehmen/Kunde, Unternehmensführung/Mitarbeiter, Unternehmen/Aktionär etc. Im Prinzip wird mit der direkten Ansprache des Adressaten bereits das soziale Verhältnis

thematisiert. Ich habe hier jedoch nur die Fälle berücksichtigt, in denen das soziale und kommunikative Verhältnis zwischen Sender und Adressat, beispielsweise dem Kunden, direkt angesprochen wird wie in folgendem Fall: Der Vorstandsvorsitzende der Lufthansa, Jürgen Weber, wählt die allgemeine Anredeformel „Sehr geehrte Damen und Herren“ und entschuldigt sich im vierten Absatz bei den Kunden für die „unzumutbaren Verspätungen“ (03/99, Seite 2). Das soziale Verhältnis zwischen Unternehmen und Aktionär bzw. Unternehmensführung und Mitarbeitern wird oftmals angesprochen, indem der Vorstandsvorsitzende seinen Dank formuliert (cf. dazu Kapitel 6.4.1). 1999 verzichteten lediglich drei Unternehmen darauf, das soziale und kommunikative Verhältnis zwischen Sender und Adressat in irgendeiner Weise zu verbalisieren (07/99, 08/99 und 13/99); 1998 ist es nur ein Unternehmen (13/98) und 1997 sind es drei Unternehmen (01/97, 08/97 und 14/97). Somit kann dieses dialogische Subkriterium als prototypisch für den BadA angesehen werden, da es in 38 Briefen auftritt. Bei der Thematisierung dieser Verhältnisse kommt es in zahlreichen Fällen zu einem Stilbruch, d.h., auf die in der Anrede angesprochenen Aktionäre und Mitarbeiter wird im Text in der 3. Person referiert (z.B. 10/97, Seite 7; 12/98, Seite 3; 09/99, Seite 3). Dies ist in insgesamt 20 Briefen der Fall.

Resümierend kann also festgehalten werden, dass DaimlerChrysler über den Untersuchungszeitraum von drei Jahren drei der vier Dialog-Kriterien erfüllt; nur die Methode des Anknüpfens an Vorgängerbriefe ist in den Briefen 02/97 bis 02/99 nicht zu finden. Phoenix (10) gelingt es in den Jahren 1998 und 1999 ebenfalls, diese drei Kriterien zu realisieren. Mannesmann (09) kann 1998 allen Kriterien nachkommen.

Vor diesem Hintergrund ist es nicht weiter verwunderlich, dass viele Unternehmen die Form des Briefes als einleitendes Kapitel für ihren GB wählen, da sich dialogische Elemente hier besonders gut umsetzen lassen. Zudem gilt der Dialog als die „prototypische Form des auf Wahrheit gerichteten philosophischen Diskurses“, wodurch ihm „eine erhebliche, manchmal geradezu emphatische Bedeutung zugemessen wird“ (cf. GLÜCK 1993: 139). Auch dies ist eine Konnotation, die bei der Verwendung des Briefes als fingiertem Dialog eine Rolle spielt.

### **6.1.1.2 Schriftlichkeit vs. Mündlichkeit**

Im Rahmen der Textsortendefinition geht es darum zu bestimmen, durch welche Merkmale eine einzelne Textsorte charakterisiert ist. Das Kriterium [schriftlich] ist für den BadA ein unumstößliches, das keinen Interpretationsspielraum zulässt. Da das Medium Schrift jedoch spezifische Auswirkungen auf die Sprache hat, sollten wir uns nochmals Bieres Meinung vergegenwärtigen: Schriftlichkeit habe sich, um den Verständlichkeits- und den Unterhaltungswert zu erhöhen, sowohl am dialogischen als auch am mündlichen Verständigungshandeln zu orientieren (cf. BIERE 1993: 81). Zieht man in Betracht, dass der BadA sowohl verstanden werden als auch gleichermaßen der Unterhaltung dienen sollte<sup>103</sup>, so bedeutet dies, die

---

<sup>103</sup> Cf. zum Unterhaltungswert der GB im Allgemeinen KELLER/RADTKE 1997: 3s.

Gestaltungsprinzipien der Mündlichkeit auf den Aktionärsbrief zu übertragen. An dieser Stelle verlassen wir jedoch den Bereich der Textlinguistik im strengen Sinne und berühren die (normative) Stilistik. Stilistische Fragen aber werden erst in Kapitel 7.3.6 im Mittelpunkt stehen. Diese Diskussion führt uns unmittelbar zu der von Nussbaumer vorgenommenen Differenzierung: Er unterscheidet a) sprechen und schreiben (Medium, Kanal, Materialisierungsform), b) gesprochene und geschriebene Sprache (Varietät, Register, Sprachform) und c) Mündlichkeit und Schriftlichkeit (Kommunikative Grundhaltung) (cf. NUSSBAUMER 1991: 273s.). Die Dichotomie von „schreiben vs. sprechen“ bezieht sich auf den medialen Unterschied, der zwischen schriftlich fixierten und mündlich geäußerten Texten besteht. Bei den Textsorten „offener Brief“, „BadA“, „Protokoll“, „GB“ und „Vorwort“ handelt es sich um schriftlich fixierte Texte; nur die Rede wird mündlich realisiert. Dabei sind jedoch gerade wiederum Rede und Protokoll durch das Prinzip der Familienähnlichkeit miteinander verbunden, indem im Protokoll etwas mündlich Realisiertes aufgeschrieben und in der Rede etwas schriftlich Fixiertes mündlich vorgetragen wird. Nussbaumer betont, die Besonderheit der Schrift liege zum einen in der „Fixiertheit, der Permanenz und der Wiederholbarkeit der Verarbeitung“ und zum anderen in der Transformation der

unhintergehbar[n] Linearität der Sprache aus der zeitlichen Linearität mit ihrem Merkmal der momentanen Flüchtigkeit in die räumlich-flächige Linearität mit ihrem Merkmal der visuellen Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigem. (NUSSBAUMER 1991: 275)

Auch Hartung betont die Dauerhaftigkeit der Schrift:

Wer einen Brief schreibt, muß sich vorher aus irgendeinem Grunde entschieden haben, die Schriftform zu wählen und nicht etwa hinzugehen und ein Gespräch zu führen oder zu telefonieren. Daß [sic!] mag trivial erscheinen, hat aber doch etwas mit dem besonderen Ziel des Briefeschreibens zu tun. (HARTUNG 1983: 218)

Insbesondere für den Brief hat die Schrift – speziell die Handschrift – eine herausragende Bedeutung. Ähnlich wie beim Tagebuch vermittelt die Handschrift eines Briefes den Eindruck des Persönlichen (cf. WELLEK 1970a: 46). Dabei kann die Handschrift eines Menschen mehr verraten als seine Stimme (cf. NUSSBAUMER 1991: 274). Einige Sender der Aktionärsbriefe sind sich dessen bewusst: Von den 45 BadA des Korpus' wählen ca. 1/3 eine handschriftliche Anrede; in zehn Briefen wird die Grußformel *Ihr* ebenfalls in Handschrift geschrieben und lediglich 01/97 verzichtet generell auf handschriftliche Zusätze (selbst die Unterschrift steht in Druckbuchstaben). 02/97 ist in Kursivschrift abgedruckt, was den handschriftlichen Charakter simulieren soll. Handschriftliche Bestandteile (v.a. die Unterschrift) sind demnach ein konstitutiver, prototypischer Bestandteil der Textsorte „BadA“.

Die Dichotomie von „gesprochener und geschriebener Sprache“ bezieht sich auf lexikalische und syntaktische Sprachmittel, die als besonders typisch für das Schrift- bzw. Sprechsprachliche gelten. Nussbaumer nennt eine Reihe von Charakteristika der gesprochenen und geschriebenen Sprache, wobei die Merkmale der geschriebenen Sprache alle auf den BadA zutreffen: Dieser zeichnet sich ebenso wie der GB durch folgende Merkmale aus:

- schwierige, differenzierte, lange, variationsreiche Lexik (cf. Kapitel 7.3.4)
- wenige Partikeln (cf. Kapitel 7.3.6.1)
- komplizierte, lange, variationsreiche Syntax (cf. Kapitel 7.3.5)
- ‚harte‘, durchkomponierte Syntax, klare Ganzsatzgrenzen
- typisch schriftsprachliche grammatische Kategorien (mehr Präteritum)
- wenig ‚Fehler‘ (cf. Kapitel 7.3.2)
- ‚normale‘ (d.h. keine markierte) Wortstellung (cf. Kapitel 7.3.5.3)
- stark komponierter Textaufbau (cf. Kapitel 7.3.10)
- typisch schriftsprachliche Metakommunikation (cf. Kapitel 7.3.9) (cf. NUSSBAUMER 1991: 277)

Wenn nun im Rahmen der Verständlichkeitsforschung die Maxime geäußert wird, man solle so schreiben wie man spricht (cf. BIERE 1993: 81), dann bezieht sich dieser allzu pauschale Hinweis auf die Verwendung einfacher, verständlicher Lexik und Syntax. Es wird dabei nicht beachtet, dass es Situationen gibt, die eine deutliche Schriftsprache fordern, in denen man gerade nicht so schreiben darf wie man spricht. Diese Überlegung führt uns zur letzten Dichotomie von „Mündlichkeit und Schriftlichkeit“: Hierunter versteht Nussbaumer „Bedingungen der Produktion, der Rezeption, der Verwendungssituation, der Verwendungsfunktion etc., die idealtypischerweise für die Sprechsprachlichkeit andere sind als für die Schriftsprachlichkeit“ (cf. NUSSBAUMER 1991: 278). Die in Punkt „gesprochene und geschriebene Sprache“ erwähnten sprachlichen Mittel sind das Ergebnis einer Wahl, die durch eine spezifische Situation determiniert wird (cf. ENKVIST 1964/1972: 32), und reflektieren somit das kommunikative Wissen und Normverständnis des Sprechers. Dieses Wissen lässt sich als typische pragmatische Bedingungen der geschriebenen bzw. gesprochenen Sprache beschreiben. Folgende pragmatische Charakteristika geschriebener Sprache gelten zum größten Teil auch für den BadA:

- schriftlich realisiert, grafisch materialisiert
- monologisch, einwegig
- eher öffentlich, mehr (auch anonyme) Kommunikationspartner
- geplant (lange Planungszeit)
- lange Verarbeitungszeit
- Zeit-/Ortsversetztheit von Produktion und Rezeption
- ohne direktes Feedback; ohne Möglichkeit der Rückfrage, des Einspruchs
- von Produzenten und Situation abgelöstes Produkt (Textautorität)
- situationsentnommen, verselbstständigt und verselbstständigbar

- ein Zeichenkanal (visuell) (cf. NUSSBAUMER 1991: 279)

Lediglich eines dieser Merkmale trifft auf den BadA nicht zu: Es wurde bereits erörtert, dass der BadA nicht als monologisch im strengen Sinne zu betrachten ist. Die Einwegigkeit ist jedoch gegeben, da eine Beantwortung des Briefes nicht intendiert ist. Hierin kommt abermals die Fiktion des Briefes zum Ausdruck. Besondere Aufmerksamkeit widmen wir im folgenden Kapitel der Zeit- und Ortsversetztheit sowie der damit verbundenen Ablösung von Produzent und Situation.

#### **6.1.1.3 Face-to-face oder die Orts- und Zeitrelation**

Als typisches Merkmal der Schriftlichkeit wurde die Orts- und Zeitversetztheit von Produktion und Rezeption genannt. Diese steht in engem Zusammenhang mit der verhinderten Möglichkeit, Rückfragen zu stellen bzw. Einspruch zu erheben. Der Vor- bzw. Nachteil eines schriftlichen Textes liegt also darin, dass er losgelöst vom Produzenten und der Produktionssituation rezipiert werden kann bzw. muss. Dimter spricht daher vom Konservencharakter des Textes (cf. DIMTER 1981: 43). Der Brief zeichnet sich auf jeden Fall dadurch aus, dass Zeitpunkt und Ort der Produktion und Zeitpunkt sowie Ort der Rezeption nicht zusammenfallen. Dies unterscheidet ihn von der Rede (sieht man von Tonband- oder Videoaufzeichnungen einer Rede ab); gemeinsam hat der Brief diese Merkmale mit dem Vorwort, dem Protokoll und dem GB. Sie gehören zu den „indirekten kommunikativen Kontakten“ (ERMERT 1979: 54). Während das Telefonat der ersten Stufe der indirekten Kommunikation zugeordnet wird – hier herrscht zwischen den Kommunikationspartnern akustischer Kontakt –, gehört der Brief der zweiten Stufe an:

Der zeitliche Abstand zwischen Produktion und Rezeption beim Brief erfordert für erfolgreiche Kommunikation in stärkerem Maße eine Reflexion über Intention und Funktion der Äußerung, über die generelle und aktuelle Situation des Empfängers und eine entsprechend reflektierte Umsetzung in den Text durch den Briefschreiber. Das Gleiche gilt mutatis mutandis für den Briefempfänger bei der Rezeption und Interpretation des Textes. (ERMERT 1979: 55)

Die Indirektheit der Kommunikation ist auch ein Grund dafür, dass der Brief nicht zur „Handlungskoordination im ganz direkten Sinne“ beiträgt, sondern eher zur Vermittlung von „Informationen verschiedenster Art“ (HARTUNG 1983: 218), d.h., seine Informationsfunktion steht im Vordergrund. Dennoch sollten die außersprachlichen Möglichkeiten „zur Definition der emotionalen und der Beziehungssituation“ (ERMERT 1979: 55) nicht unterschätzt werden: Dazu gehören der formale Aufbau des Briefes, die Wahl des Papiers, die Verschriftungsart etc. Diese Aspekte liefern Anhaltspunkte für die Beziehung zwischen Sender und Adressat. Wenn Ermert behauptet, „der Brief [bietet hier] von allen schriftlichen indirekten Kommunikationsarten die meisten Möglichkeiten“ (ERMERT 1979: 55), dann ist dies als Hinweis auf das Potenzial dieser Kommunikationsform zu sehen.

### 6.1.2 Nichtsprachliche Indikatoren

Neben den physischen Komponenten gibt es nun auch noch kontextuelle sowie textuelle nichtsprachliche Indikatoren, die die Situation determinieren. Unter den kontextuellen Mitteln fasst Brinker „die Einordnung des Textes in umfassendere sprachliche Zusammenhänge (etwa bei Zeitungstexten in bestimmte Rubriken mit entsprechenden Überschriften), zum anderen die mediale und situative Einbettung (Kommunikationsform und Handlungs- bzw. Textbereich)“ (BRINKER 1994: 39). Die Kommunikationsformen wurden bereits im vorangehenden Kapitel behandelt und da der Handlungsbereich direkt mit den sozialen Rollen der Kommunikationspartner zusammenhängt, habe ich mich entschieden, diesen in der Dimension „Kontakt“ zu untersuchen. Sandig zählt zu den nichtsprachlichen Indikatoren Bilder und Gesten, die den Text begleiten (cf. SANDIG 1975: 117); Bilder und Layout fallen bei Brinker unter „textuelle, nichtsprachliche Mittel“ (BRINKER 1994: 39). Ein weiteres von der Situation abhängiges Merkmal ist das der Veröffentlichung, das sich auf die sprachliche Gestaltung auswirkt. Die einzelnen Aktionärsbriefe werden darüber hinaus unter den Gesichtspunkten [Schrifttyp, -größe] und [Seitenzahl] betrachtet. Insgesamt unterscheiden wir also im Bereich der nichtsprachlichen Kriterien: [Einbettung in andere Kommunikationsformen], [Unterstützung durch Bild und/oder Grafik] und [Veröffentlichung]. Speziell für den BadA wird noch das Merkmal [Layout] untersucht.

Analysieren wir die Textsorten im Hinblick auf diese Merkmale, so ergibt sich Folgendes: Weder die HV-Rede noch das HV-Protokoll noch der GB sind in eine andere Kommunikationsform eingebettet. Der offene Brief, das GB-Vorwort und der Aktionärsbrief zeichnen sich dadurch aus, dass sie in die Kommunikationsform „Monolog“ integriert sind: Der offene Brief wird in einer Zeitung oder Zeitschrift veröffentlicht, während das Vorwort und der Aktionärsbrief dem GB bzw. dem Zwischenbericht vorangestellt sind. – In Bezug auf die Unterstützung durch Bilder und Grafiken bleibt festzuhalten, die HV-Rede wird am stärksten medial unterstützt. Über einen Videobeamer werden Tabellen, Grafiken, Bilder und Kurzfilme eingespielt, die das gesprochene Wort visualisieren sollen. In der schriftlichen Fassung der Rede, die oftmals auf den Hauptversammlungen verteilt wird, fehlen diese Attribute. Der GB zeichnet sich ebenfalls durch zahlreiche Bilder und Grafiken in Form von Diagrammen und Tabellen aus. Als prototypisches Merkmal für den BadA kann die Abbildung des gesamten Vorstandes oder des Vorstandsvorsitzenden gewertet werden: Lediglich die Unternehmen 14 und 15 verzichten in dem Untersuchungszeitraum von drei Jahren auf die fotografische Darstellung des Vorstandes. Während auch in 07/97 kein Foto vorhanden ist, ist dieses Unternehmen in den Folgejahren zu einer Abbildung übergegangen. 02 hat sich in den Jahren 1998 und 1999 dafür entschieden, den BadA noch durch weitere Fotos (altes Foto der Firmengründer, Bild von einer Diskussion) aufzulockern; zudem ergänzt ein Schaukasten mit den zentralen Daten den Brief 02/99. In 12/97 und 12/98 sind an den Seitenrändern Tabellen mit den wichtigsten Kennzahlen abgedruckt und in 10/97 ist ein Organigramm in den Text integriert. Die Abbildung des Vorstandes bzw. des Vorstandsvorsitzenden kann mit Brinker wie folgt interpretiert werden: „[D]ie

Abbildung des Emittenten (in Form eines Paßotos in der rechten oberen Ecke des Textes) kann als ein textueller nichtsprachlicher Indikator der Informationsfunktion (mit der Bedeutung ‚Meinungskundgabe des Herbert Kremp‘) interpretiert werden“ (BRINKER 1994: 43). Brinkers Analyse liegt ein offener Brief zugrunde. Ein Foto des Senders kann, muss aber einen offenen Brief nicht unbedingt begleiten; Ähnliches gilt für das GB-Vorwort. Im Korpus sind keine Texte enthalten, die ein Vorwort in der klassischen Form darstellen. Daher kann hier nur aus allgemeinen Beobachtungen festgehalten werden, es gibt Vorworte, die ein Foto aufweisen (z.B.: AIXTRON 1999, Seite 2-3 oder HEW 1999, Seite 2) und andere, die darauf verzichten (z.B.: edel music AG 1999, Seite 4-9).<sup>104</sup> Am Ende dieser Skala steht das HV-Protokoll; dieses enthält weder Bilder noch Grafiken. Da die Funktion eines Protokolls zum einen darin besteht Personen, die nicht an der Versammlung teilgenommen haben, kurz über die wesentlichen Inhalte und Beschlüsse zu informieren (cf. FRANCK 1990: 115) und zum anderen einer juristischen Verpflichtung nachzukommen, ist eine Bebilderung überflüssig.

Das Vorhandensein von Grafiken, Diagrammen und Fotos hängt eng mit dem dritten Merkmal zusammen: Die Absicht der Veröffentlichung hat starken Einfluss auf die Gestaltung des Textes. Sowohl für den GB als auch für den BadA steht die Veröffentlichung von Beginn an im Vordergrund. Die Publikationsabsicht mit dem Ziel der positiven Selbstdarstellung dominiert diese Textsorten. Ähnliches gilt für das Vorwort. Der offene Brief wird ebenfalls im Hinblick auf eine Veröffentlichung verfasst, wobei jedoch der Appellcharakter stärker betont wird (cf. BRINKER 1994: 43) als die Selbstdarstellungsfunktion. Auch bei der Rede steht die Publikation in Form des öffentlichen Vortags im Vordergrund. Existiert eine schriftliche Version der Rede, so übernimmt diese eine reine Informationsfunktion, um dem Rezipienten die Möglichkeit zu geben, bestimmte Aspekte noch einmal nachzuschlagen. Lediglich das Protokoll wird nicht mit dem Ziel der Publikation produziert.

Als Letztes wird zur Bestimmung des prototypischen Aktionärsbriefes das Merkmal [Layout] untersucht: Von 1997 bis 1999 hat die Anzahl der Groteskschriften zugenommen. Von 15 Unternehmen benutzten 1997 acht eine Groteskschrift, 1999 war es ein Drittel. Die Schriftgröße dabei liegt zwischen 8 und 12 Pts. Der Umfang der Aktionärsbriefe hat ebenfalls zugenommen: War der BadA 1997 im Durchschnitt 2,5 Seiten lang, so umfasste er 1999 2,8 Seiten. 22 der 45 Briefe sind einspaltig und entsprechen damit dem Layout eines normalen Briefes, während 23 zwei bis drei Spalten aufweisen. Die Anzahl der Spalten hat jedoch insgesamt abgenommen: 1999 gibt es keine dreispaltigen Texte mehr.

---

<sup>104</sup> Bei den stichprobenartig untersuchten Vorworten fiel die heterogene Gestaltung ins Auge: Einige Vorworte rücken in die Nähe des Aktionärsbriefes, da sie sowohl ein Foto als auch die Unterschrift des Vorstandes aufweisen (z.B. Informatec IIS 1999, Seite 12-13 oder ADVA 1999, Seite 4-6), doch auf eine Anrede des Adressaten und die Grußformel verzichten. ADVA verfährt dabei äußerst inkohärent, da sie als Präsignal „Brief an die Aktionäre“ gewählt haben. Andere Unternehmen, die sich für ein Vorwort/Editorial entschieden haben, bilden zwar den Vorstand ab, aber dieser hat den Text nicht unterschrieben (HEW 1999, Seite 2-3; AIXTRON 1999, Seite 2-3; Mobilcom 2000, Seite 4).

In der Übersicht stellt sich die Situation der Textsorten in der BadA-Nachbarschaft wie folgt dar:

Situation der Textsorten						
	dialogisch +/-	mündlich +/-	face-to- face +/–	Einbettung +/-	Foto/Grafik +/-	Veröffent- lichung +/–
Vorwort	–	–	–	+	+/-	+
GB	–	–	–	–	+	+
Rede	–	+	+/-	–	+	+
Protokoll	–	–	–	–	–	–
offener Brief	–	–	–	+	+/-	+
BadA	+/-	–	–	+	+	+

Tabelle 6; Quelle: Eigene Darstellung

Resümierend können wir den Prototypen des BadA wie folgt beschreiben: Es handelt sich um einen monologischen, schriftlichen Text, der jedoch dialogische Elemente enthält und nicht in einer face-to-face-Situation produziert bzw. rezipiert wird. Die dialogischen Elemente zeigen sich in der direkten Ansprache, die als prototypisches Merkmal gewertet werden kann. Die übrigen Subkriterien wie Thematisierung des sozialen Verhaltens zwischen Sender und Empfänger sowie Sequenzbildung sind für den Prototypen des BadA nicht konstitutiv. Konstitutiv sind hingegen die Merkmale [Einbettung], [Foto] und [Veröffentlichung] sowie das Subkriterium [handschriftliche Bestandteile]. Im Schnitt umfasst der BadA zwei bis drei Seiten und ist in einer Groteskschrift abgedruckt. Die Anzahl der Spalten liegt zwischen einer und zwei.

## 6.2 Kontakt

In der Dimension „Situation“ wurde herausgearbeitet, dass sich der Brief aufgrund seiner Affinität zum Dialog und den damit einhergehenden kommunikativen Möglichkeiten insbesondere als Kommunikationsform eignet, um die Ziele des Unternehmens im Hinblick auf den Aktionär zu realisieren. Zudem gehört der Brief nach Dimter zu denjenigen Textklassen, deren sich ein Sprecher im Alltag äußerst häufig bedient (cf. DIMTER 1981: 3). Man kann also die äußere Form als dem Rezipienten in besonderer Weise vertraut voraussetzen.

[B]ereits vor dem Lesen des Textes weiß er etwas über mögliche dominierende Ziele, sobald er festgestellt hat, wer der Absender ist, denn das erlaubt ihm einen Bezug auf einen bestimmten Interaktionszusammenhang; und er beginnt die Erfahrung, die er mit dieser Interaktion und in ihr gemacht hat, zu reaktivieren. (HARTUNG 1983: 220)

In der Dimension „Kontakt“ steht nun dieses Wissen über den Absender im Mittelpunkt. Genauer gesagt geht es darum, das Verhältnis der Adressaten zueinander zu beschreiben. Zunächst wird daher erklärt, welchem Handlungsbereich die Kommunikationspartner angehören: [Privatperson/Juristische Person öffentlichen Rechts/Juristische Person privaten Rechts]. Die Strukturierung ihrer sozialen Rollen wird mit dem Begriffspaar [symmetrisch/asymmetrisch] beschrieben. Damit steht der Bekanntheitsgrad von Sender und Adressat in unmittelbarem Zusammenhang. Des Weiteren determinieren die Kommunikationsrichtung [intern/extern] und der Geltungsmodus das Verhältnis der Partner untereinander. Abschließend wird das für die Unternehmenskommunikation besonders wichtige Phänomen der Glaubwürdigkeit behandelt. Obwohl es kein textsortendifferenzierendes Merkmal darstellt, wird es in der Dimension „Kontakt“ behandelt, da die Glaubwürdigkeit als Bindeglied zwischen Sender, Empfänger, der Nachricht selbst und der Situation betrachtet wird.

### 6.2.1 Handlungsbereich

Im Rahmen der Textsortenforschung und der Gesprächsanalyse wird der Handlungsbereich zumeist mithilfe der Merkmale [privat/öffentliche oder offiziell] und einigen Zwischenstufen abgebildet (cf. ERMERT 1979: 76; HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 140; HENNE/REHBOCK 1995: 32). Um die Unsinnigkeit dieser Differenzierung darstellen zu können, ist es zunächst notwendig, den Zusammenhang von Handlungsbereich und Funktionalstilen zu erläutern.

Während der Grundgedanke der Funktionalstalistik darin besteht, „daß verschiedene Typen gesellschaftlicher Tätigkeit unterschiedliche Arten sprachlich-kommunikativer Tätigkeit und dementsprechend eine Differenzierung des sprachlichen Zeichensystems erfordern“ (SCHARNHORST 1981: 305), betrachtet der Handlungsbereich hier nur einen kleinen Ausschnitt dessen, was durch die Funktionalstile erfasst wird.

In der Funktionalstalistik geht man davon aus, ein spezifischer Mitteilungszweck ziehe die Wahl einer linguistischen Einheit nach sich. Diese Mitteilungszwecke orientieren sich an den verschiedenen Kommunikationssituationen und -bereichen, die ihrerseits wiederum die folgenden fünf Funktionalstile generieren (cf. RIESEL/SCHENDELS 1975: 19):

1. Stil der öffentlichen Rede: „Hierzu gehören amtliche Verlautbarungen, Protokolle, Gesetze, amtliche Reden etc.“ (SPILLNER 1974: 56). Seine Hauptfunktion besteht in der Leitung und Organisation des öffentlichen Lebens in der Gesellschaft (cf. SCHARNHORST 1981: 310).
2. Stil der Wissenschaft: „Hierzu gehören alle wissenschaftlichen und technischen Publikationen“ (SPILLNER 1974: 56). Seine Hauptfunktion liegt in der Vermittlung von Erkenntnissen im Interesse der Gesellschaft (cf. SCHARNHORST 1981: 310).

3. Stil der Presse und Publizistik: „Hierzu gehören journalistische Berichte, Kommentare, Meinungen etc.“ (SPILLNER 1974: 57). Zu seiner Hauptfunktion gehört die Meinungsbildung, die ebenfalls im Interesse der Gesamtgesellschaft zu sehen ist (cf. SCHARNHORST 1981: 310).
4. Stil der Alltagsrede: „Hierzu gehören Redeformen im täglichen (privaten) Umgang der Menschen untereinander“ (SPILLNER 1974: 57). Die Hauptfunktion des Stils der privaten Rede liegt in der Aufrechterhaltung zwischenmenschlicher Kommunikation, die einerseits eine gegenständlich-praktische und andererseits eine expressive Funktion impliziert (cf. SCHARNHORST 1981: 310).
5. Stil der schönen Literatur: „Hierzu würden literarische Texte zählen“ (SPILLNER 1974: 57). Die Hauptfunktion dieses Funktionalstils liegt in der Vermittlung poetisch-fiktiver Bilder, die im Dienst der Gesellschaft die Wirklichkeit widerspiegeln (cf. SCHARNHORST 1981: 310).

Insgesamt ist eine bestimmte Korrelation zwischen dem Kommunikationsbereich und der Sprachverwendung, die vielleicht eher als Affinität zu beschreiben wäre, nicht in Frage zu stellen, doch merkt Michel zu Recht an, die Tatsache:

[...], daß sich bestimmte Komplexe des Sprachsystems, ganze Subsysteme an sprachlichen Mitteln und Regularitäten präferentiell auf bestimmte Tätigkeitssphären der gesellschaftlichen Praxis beziehen lassen, [ist nicht aufrechtzuerhalten]. (MICHEL 1987: 59)

In der Funktionalstalistik wird der Aspekt des Handlungsbereichs lediglich als Unterpunkt angesprochen: Es wird zwischen öffentlicher und nichtöffentlicher (privater) Kommunikation unterschieden (cf. SCHARNHORST 1981: 308). Indem man sich in der Textsortenlinguistik dazu entschieden hat, den Handlungsbereich durch diese Kriterien zu beschreiben, operiert man auf einer abstrakteren Stufe und trägt somit dem Vorwurf Rechnung, Texte würden nicht in einem 1:1-Verhältnis bestimmten Tätigkeitssphären zugeordnet werden können.

Hinsichtlich der Begriffe **öffentlich** und **privat** ist jedoch Vorsicht geboten: In der Rechtssprechung gehören Sparkassen, Rundfunkanstalten, Gemeinden oder die Industrie- und Handelskammer zu den juristischen Personen öffentlichen Rechts, während Sportvereine, Gesellschaften mit beschränkter Haftung oder Aktiengesellschaften zu den juristischen Personen privaten Rechts zählen (BÖHMER et al. <sup>23</sup>1995: 23). In der Soziologie hingegen wird die private bzw. intime von der öffentlichen Sphäre wie folgt abgegrenzt: Die Intimsphäre bezeichnet den

Bereich, in den man möglichst niemanden eindringen läßt. Sowohl das Individuum, der einzelne Mensch, als auch ein Paar oder eine kleine Gruppe (besonders die Familie) grenzen eine Intimsphäre gegen einen offeneren, den persönlichen oder privaten Bereich ab, der dann in einen öffentlich zugänglichen Bereich übergeht. ([www.Lexikon.Sociologicus.de](http://www.Lexikon.Sociologicus.de) 1999 sub **Intimsphäre**)

Aus dieser Definition geht hervor, die Übergänge von privat zu öffentlich sind fließend; es können also immer nur Kristallisierungspunkte beschrieben werden. Betrachten wir nun im Vergleich dazu eine linguistische Definition des privaten Handlungsbereichs; dieser umfasst die Kommunikation

zwischen Familienangehörigen, zwischen Freunden und Bekannten und allgemein zwischen sozialen Individuen [...], deren Verhältnis zueinander durch individuell und mikrosozial zu begründende Verhaltenserwartungen und -normen markiert ist. (ERMERT 1979: 76)

Bevor die Kommunikation im öffentlichen Bereich definiert wird, wenden wir uns der soziologischen Erklärung von Öffentlichkeit zu:

[...] mit dem Anwachsen der Städte im 17./18. Jahrhundert und der Entwicklung von Kapitalismus und bürgerlicher Demokratie ergab sich für alle Bürger die „Öffentlichkeit“ als Diskussionsplattform in Verbindung mit dem entstehenden Zeitungswesen. (www.Lexikon. Sociologicus 1999 sub **Öffentlichkeit**)

„Öffentlich“ bedeutet in diesem Zusammenhang v.a., bestimmte Informationen stehen einer breiten Masse zur Verfügung. „Öffentlich“ impliziert demnach „allgemein bekannt, allen zugänglich, alle betreffend.“ Wenn nun in der Linguistik der Handlungsbereich durch die Merkmale [privat/öffentlich oder offiziell] abgebildet wird, dann greift diese Differenzierung zu kurz. Ermert fasst unter offiziellen Briefen „solche Briefe, die z.B. zwischen Geschäftspartnern, zwischen Unternehmen, zwischen Behörden, zwischen Firmen und Behörden einerseits und Privatleuten andererseits gewechselt werden“ (ERMERT 1979: 76). Dabei unterscheidet er noch die Termini „halboffiziell“ und „volloffiziell“: Ersterer bezeichnet die Kommunikation zwischen einer Institution und einer Privatperson; zweiterer benennt die Kommunikation zwischen Institutionen (cf. ERMERT 1979: 76s.). Heinemann/Viehweger greifen auf den Entwurf von Henne/Rehbock zurück und unterscheiden: privat, nicht öffentlich, halb öffentlich, öffentlich (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 140). Eine genaue Erklärung der Begriffe bleiben uns jedoch beide Autorenkollektive schuldig; lediglich Folgendes wird über den Grad der Öffentlichkeit gesagt:

Die Grade der Öffentlichkeit sollen, vertrauend auf die semantische Aussagekraft der verwendeten Prädikate, als Annäherungswerte gelten. **Halb-öffentlich** soll jenen Grad bezeichnen, durch den spezifische, oft fachlich legitimierte Teile der Bevölkerung, zumeist als Zuhörer, zugelassen sind. Als Beispiel ist die universitäre Öffentlichkeit bei Sitzungen bestimmter Universitätsgremien zu nennen. (HENNE/REHBOCK 1995: 35)

Dass man jedoch offensichtlich nicht auf die semantische Aussagekraft der Prädikate vertrauen kann, wird deutlich, wenn man sich vor Augen führt,

Kommunikationsakte zwischen Geschäftspartnern, Unternehmen, Behörden und Firmen sind keineswegs öffentlich im oben beschriebenen Sinne. Natürlich sind sie auch nicht privat, d.h., das Merkmalspaar [privat/öffentlich] ist nicht geeignet, die Realität adäquat abzubilden. Institutionen können sich an die Öffentlichkeit wenden – beispielsweise verteilen Chemieunternehmen wie Henkel oder BASF Unternehmenszeitungen an die in der Nachbarschaft des Werkes wohnenden Personen. Dabei ist es gerade charakteristisch, dass der Kontakt mit der Öffentlichkeit Privatperson und Unternehmen verbindet. Somit ist der Terminus **halboffiziell/halböffentlich** unsinnig. Es geht vielmehr darum, die Kommunikationsrichtung festzulegen: Sowohl Behörden, Ämter als auch Unternehmen kommunizieren auf der einen Seite intern miteinander und auf der anderen Seite extern mit anderen Unternehmen oder Institutionen und mit Privatpersonen. Bungarten nennt im Rahmen der Unternehmenskommunikation die innerbetriebliche Kommunikation, die Kommunikation des Unternehmens mit anderen Unternehmen, die Kundenkommunikation und die gesellschaftliche Kommunikation (cf. BUNGARTEN 1994: 32).

Interessant scheint mir in diesem Zusammenhang noch Ermerts Bemerkung über den Grad der Verbindlichkeit (cf. ERMERT 1979: 73, 76): Im privaten Bereich sei die Handlungsverpflichtung weniger verbindlich, d.h. „einklagbar“ als im offiziellen Bereich. Klein spricht vom „Geltungsmodus“ einer bestimmten Textsorte und bezeichnet damit die „mit der Textemittierung für Emittent und/oder Adressat verbundenen Ansprüche, Obligationen und Rechte“ (KLEIN 2000: 36). Eine genaue Definition der Kategorie bleibt Klein jedoch schuldig, obwohl er anführt, man müsse zwischen folgenden Aspekten differenzieren: a) „Selbstbindung der Emittenten und Fremdbindung der Adressaten/Rezipienten“; b) „beanspruchte oder prätendierte und tatsächliche Bindekraft“ und c) „Stärkegrad der Bindung“ (cf. KLEIN 2000: 36). Wir beschränken uns auf die Merkmale [+/- Grad der Verbindlichkeit], wobei „+“ hier einen eher höheren Bindungsgrad und „-“ einen eher niedrigen Bindungsgrad angibt. Der Geltungsmodus beschreibt die einklagbare, juristische Handlungsverpflichtung, die der Produzent mit dem Text übernimmt. Wichtig ist dabei zu beachten, der Geltungsmodus hängt mit dem Phänomen der Glaubwürdigkeit zusammen, d.h., je geringer der tatsächliche Bindungsgrad ist, desto eher ist der Textproduzent auf das Vertrauen angewiesen, das er beim Rezipienten genießt.

Der Handlungsbereich setzt sich also zusammen aus den Merkmalen [Privatperson/Juristische Person öffentlichen Rechts/Juristische Person privaten Rechts] – die juristischen Personen könnte man als „Institution“ zusammenfassen –, der Kommunikationsrichtung [intern/extern], der öffentlichen Bekanntheit [öffentlicht bekannt] und dem [Geltungsmodus].

Der BadA und seine benachbarten Textsorten lassen sich nun in Bezug auf den Handlungsbereich wie folgt beschreiben: In der HV-Rede wendet sich der Vorstandsvorsitzende als juristische Person privaten Rechts, die öffentlich bekannt ist, einerseits an Privatleute (Aktionäre) und andererseits an andere juristische Personen privaten Rechts (Analysten, Vertreter von Kreditinstituten). Für den GB,

den BadA und das Vorwort gilt dies ebenfalls; die Kommunikationsrichtung ist in allen Fällen extern. „[F]ür manche Textklassen [ist] auch maßgeblich, daß Produzent oder Rezipient oder beide für den jeweils anderen als Person, ggf. als ‚juristische Person‘, definit sind“ (DIMTER 1981: 41). Die Definitheit des Produzenten spielt also im Rahmen der externen Unternehmenskommunikation eine wichtige Rolle. Der Geltungsmodus des GB wird z.T. durch eine Erklärung der Unternehmen selbst eingeschränkt (z.B. Volkswagen 1999, Seite 40; SAP 1999, Seite 12). Dies hat natürlich Auswirkungen auf den BadA und das Vorwort, die dem GB untergeordnet sind. Der Geltungsmodus ist also für alle Textsorten als „eher niedrig“ einzuschätzen. Anders ist der Verbindlichkeitsgrad in der HV-Rede zu bewerten; die hier erteilten Informationen haben eine starke rechtliche Bindung. Das HV-Protokoll wird von einem nicht öffentlich bekannten Unternehmensmitglied verfasst und ist für den internen Gebrauch bestimmt; sein Geltungsmodus ist als „eher verbindlich“ zu bezeichnen, da das Protokoll eine juristische Dokumentationsfunktion übernimmt. Den offenen Brief richtet eine öffentlich bekannte Person an eine andere öffentlich bekannte Person; dabei spielt es keine Rolle, welchem Bereich – des öffentlichen oder privaten Rechts – sie angehören. Sekundäre Adressaten sind dabei Privatleute, d.h. die Öffentlichkeit. Die Kommunikationsrichtung ist extern; der Geltungsmodus kann als „eher weniger verbindlich“ eingestuft werden, da sich aus eventuellen Aufforderungen keine Verpflichtungen für den primären Adressaten ergeben.

GB, BadA und GB-Vorwort nehmen im gesamten Handlungsbereich eine Zwischenposition ein: Das Unternehmen, in dessen Vertretung der Vorstandsvorsitzende handelt, übernimmt ähnlich wie Behörden oder Geschäftspartner eine offizielle Funktion. Die Adressaten hingegen sind nur z.T. Träger offizieller Funktionen. Der Analyst als Vertreter eines Kreditinstitutes hat diese Rolle sicherlich inne; anders sieht es bei dem Privataktionär aus: Er empfängt den BadA in seinem privaten Handlungsbereich. Stilistische Inkohärenzen – wie z.B. die Wahl der 3. Person Singular innerhalb des Briefes für den in der Anredeformel direkt angesprochenen Aktionär – lassen sich somit vor dem Hintergrund der heterogenen Adressatengruppe des BadA erklären, die mithilfe der o.g. Merkmale beschreibbar wird. M.E. ist die Tatsache, dass sich der Aktionärsbrief z.T. an Privatpersonen wendet, Voraussetzung dafür, um die persönliche Einfärbung des Aktionärsbriefs überhaupt möglich zu machen.

Der Handlungsbereich der einzelnen Textsorten setzt sich wie folgt zusammen:

Handlungsbereich der Textsorten				
	Juristische Person	öffentlich bekannt	Kommunikationsrichtung	„Geltungsmodus“ Grad der Verbindlichkeit
Vorwort	privaten Rechts	+	extern	-
GB	privaten Rechts	-	extern	-
Rede	privaten Rechts	+	extern	+
Protokoll	privaten Rechts	-	intern	+
offener Brief	± 0	+	extern	-
BadA	privaten Rechts	+	extern	-

Tabelle 7; Quelle: Eigene Darstellung

### 6.2.2 Strukturierung der sozialen Rollen

In diesem Kapitel wird das Verhältnis der Kommunikationspartner zueinander näher beleuchtet. Dabei soll geklärt werden, ob diese in einem symmetrischen oder asymmetrischen Verhältnis zueinander stehen, ob sie einander persönlich bekannt sind, wie viele Personen die Sender- bzw. Adressatengruppe umfasst und ob Sender und Verfasser in ein und derselben Person zusammenfallen.

Unter Rückgriff auf Watzlawick et al. bezeichnen Henne/Rehbock mit dem Merkmal [symmetrisch/asymmetrisch] zwei Formen der Interaktion (cf. HENNE/REHBOCK 31995: 35).<sup>105</sup> Watzlawick et al. fassen diese Interaktionsformen als Kommunikationsaxiom, das besagt, „[z]wischenmenschliche Kommunikationsabläufe sind entweder symmetrisch oder komplementär, je nachdem, ob die Beziehungen zwischen den Partnern auf Gleichheit oder Unterschiedlichkeit beruht“ (WATZLAWICK et al. 41974: 70). D.h., Partner, zwischen denen ein gleichberechtigtes Verhältnis besteht, sind in Bezug auf ihre psychischen und physischen Dispositionen völlig gleichberechtigt, während sich das Verhalten von Partnern in einer komplementären Beziehung ergänzt.

Symmetrische Beziehungen zeichnen sich also durch Streben nach Gleichheit und Verminderung von Unterschieden zwischen den Partnern aus, während komplementäre Interaktionen auf sich gegenseitig ergänzenden Unterschiedlichkeiten basieren. (WATZLAWICK et al. 41974: 69)

<sup>105</sup> Cf. auch ERMERT 1979: 77; HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 156.

Während Watzlawick et al. die Ursachen komplementärer Beziehungen allgemein auf kulturelle und gesellschaftliche Kontexte zurückführen, spezifizieren Henne/Rehbock [asymmetrisch] in [anthropologisch bedingt], [soziokulturell bedingt], [fachlich/sachlich bedingt] und [gesprächsstrukturell bedingt] (cf. HENNE/REHBOCK 31995: 33). Das letzte Merkmal ist für uns sicherlich von geringerem Interesse. Das Verhältnis der Kommunikationspartner kann also mit dem Merkmalspaar [symmetrisch/asymmetrisch] und den Subklassifizierungen nach Henne/Rehbock beschrieben werden.

Der Bekanntheitsgrad der Kommunikationspartner hat m.E. einen erheblichen Einfluss auf die sprachlich-stilistische Gestaltung des Textes. Die Anrede sowie das Siezen/Duzen sind hierfür wichtige Indikatoren. Henne/Rehbock nennen folgende Abstufung des Bekanntheitsgrades: [vertraut], [befreundet, gut bekannt], [bekannt], [flüchtig bekannt] und [unbekannt] (cf. HENNE/REHBOCK 31995: 33). Ermert unterscheidet lediglich [direkt bekannt] und [indirekt bekannt]: Direkt bekannt bedeutet, die Beteiligten müssen sich mindestens einmal getroffen haben, bevor sie in brieflichen Kontakt getreten sind. Mit „indirekt bekannt“ wird eine Situation beschrieben, in der sich die Teilnehmer nicht persönlich kennen, sondern aus anderen Kontexten – ein solcher Fall tritt oftmals in Geschäftskorrespondenz auf (cf. ERMERT 1979: 84s.). Ich schlage die Kriterien [vertraut], [direkt bekannt], [indirekt bekannt] und [unbekannt] vor.

Das folgende Merkmalsbündel betrifft die Anzahl der Kommunikationspartner. Heinemann/Viehweger unterscheiden bei der „Klassifizierung nach der Anzahl der Partner“: [2 Partner/dyadische Kommunikation], [Kleingruppe/Gruppenkommunikation], [Großgruppe/Massenkommunikation] (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 156). Ermert hingegen differenziert beim Absender und Empfänger jeweils die Merkmale [1 Person], [mehrere Personen] und [Organisation] (cf. ERMERT 1979: 84). Das Merkmal [Organisation] scheint mir weniger geeignet zu sein, da es nicht in erster Linie die Anzahl der Personen betrifft, sondern den Handlungsbereich. Ich wähle die Merkmale [Verfasser/Schreiber/Sender: V/Sch/S = 1; V/Sch/S = multi-personae; V/Sch/S ≤ maximal: Vorstandsgröße] und [Leser/Empfänger: L/E = 1; L/E = Kleingruppe; L/E = Großgruppe] und leite damit zum folgenden Bereich über:

Es geht um die Frage, ob Schreiber, Verfasser und Absender einerseits und Adressat, Leser und Bearbeiter andererseits identisch sind (cf. ERMERT 1979: 86). In der privaten Briefkommunikation sind diese zumeist identisch, während sie v.a. in der Geschäftskorrespondenz meist nicht in derselben Person zusammenfallen. Vielmehr übernehmen einzelne Personen bestimmte Funktionen wie z.B. die Sekretärin, die die Post vorsortiert und an den Sachbearbeiter weiterleitet, der den Brief dann beantwortet und anschließend im Namen der Firma versendet. Ich unterscheide also die Merkmale [Schreiber = Verfasser<sup>106</sup> = Absender/Schreiber ≠ Verfasser ≠ Absender] und [Adressat = Leser = Bearbeiter/Adressat ≠ Leser ≠ Bearbeiter].

---

<sup>106</sup> Im Falle des Ghostwriters sind Schreiber und Verfasser nicht identisch.

Betrachten wir nun die einzelnen Textsorten mithilfe der erarbeiteten Merkmale, so ergibt sich folgendes Bild: Das Verhältnis zwischen Sender und Empfänger ist bei den Textsorten GB, BadA, Vorwort und HV-Rede als asymmetrisch zu bezeichnen. Der Vorstand eines Aktienunternehmens ist gesetzlich dazu verpflichtet, den Aktionär über den Verlauf des Geschäftsjahres zu unterrichten. Während der HV muss er darüber hinaus sämtliche Fragen der Aktionäre beantworten. Das Verhältnis zwischen Vorstand und Aktionären ist dadurch charakterisiert, dass der Vorstand von der Zustimmung der Aktionäre für bestimmte Handlungsschritte abhängig ist. Zwar hat der Vorstand bezüglich seiner unternehmerischen Entscheidungen Handlungsfreiheit, doch muss er seine Schritte jederzeit rechtfertigen können. Der Aktionär ist in der Lage, den Vorstand kritisieren zu dürfen; dies gilt jedoch nicht umgekehrt. Die Asymmetrie ist also soziokulturell bedingt, da ihr Verhältnis juristisch derart geregelt ist.

Im Folgenden soll kurz exemplarisch dargelegt werden, wie sich diese Asymmetrie sprachlich in den Aktionärsbriefen ausdrückt: „Ich bin mir sicher, sehr geehrte Mannesmann-Aktionäre, dass Sie nicht nur die einzigartige Wertsteigerung, die diese Schritte Ihnen gebracht haben, sehr schätzen, sondern dass Sie mit mir auch die Zuversicht teilen, dass unser Telekommunikationsgeschäft bei ... und unsere Technologiegesellschaft bei ... in starken Händen sind“ (09/99, Seite 3). Besonders dieses Beispiel verdeutlicht, wie das Verhältnis zwischen Sender und Adressat strukturiert ist: Der Vorstandsvorsitzende präsupponiert die Zustimmung der Aktionäre sowohl für das vergangene als auch für das zukünftige unternehmerische Handeln und hofft so, diese für sich gewinnen zu können. Folgende Formulierungen weisen darauf hin, dass sich die Unternehmensführung sehr wohl ihrer Informationspflicht bewusst ist: „Über die Gründe für den schwachen 1999er Geschäftsverlauf haben wir Sie bereits während des abgelaufenen Jahres informiert“ (01/99, Seite 2, Absatz 2); „Die erhöhte Transparenz sehen Sie ebenfalls in diesem Geschäftsbericht“ (02/97, Seite 3, Absatz 3); „Durch unsere Berichterstattung wollen wir Ihnen überzeugend darlegen, daß wir an der Umsetzung unserer operativen und strategischen Ziele konsequent arbeiten“ (05/98, Seite 4, Absatz 7). Als Letztes seien noch zwei Beispiele angeführt, die das Abhängigkeitsverhältnis explizit thematisieren: „Wir bitten um Ihr Vertrauen auch für die Zukunft“ (15/98, Seite 5, Absatz 6) und „Wir werden auch im kommenden Jahr unsere gesamte Kraft zur Steigerung des Unternehmenswerts und somit Ihres Kapitals einsetzen“ (05/99, Seite 3, Absatz 4).

Das Verhältnis zwischen Sender und Empfänger des HV-Protokolls ist ein symmetrisches, wohingegen die Beziehung der Kommunikationspartner im offenen Brief eindeutig asymmetrisch ist aufgrund zumeist fachlicher oder sachlicher Überlegenheit. Im Hinblick auf den sekundären Empfänger – das Publikum – ist das Merkmal [Symmetrie] nicht festgelegt.

Zu dem wechselseitigen Bekanntheitsgrad zwischen Sender und Empfänger ist anzumerken, Sender und Empfänger des GB, BadA und Vorwortes sowie der HV-Rede sind einander meistens persönlich unbekannt. Da der Vorstand bzw. der Vorstandsvorsitzende bedeutender Aktienunternehmen jedoch im Licht der

Öffentlichkeit steht wie beispielsweise Ron Sommer oder Klaus Esser, ist das Verhältnis in eine Richtung als „öffentlicht bekannt“ zu bezeichnen. Dies hatten wir bereits im Handlungsbereich erläutert. – M.E. gibt die Anrede in den Aktionärsbriefen Aufschluss über das Verhältnis, das der Vorstand zu den Adressaten auszudrücken beabsichtigt: In 18 BadA wird die Anrede „Sehr geehrte Aktionäre“ bzw. „Sehr geehrte Aktionärinnen und (sehr geehrte) Aktionäre“ gewählt. Die andere große Gruppe mit der allgemeinen Anrede „Sehr geehrte Damen und Herren“ umfasst 14 Exemplare. Als prototypische Anrede im BadA gilt demzufolge die Formulierung „Sehr geehrte Aktionärinnen und Aktionäre“ da sie zum einen quantitativ überwiegt und zum anderen als Anrede in den benachbarten Textsorten nur in der HV-Rede vorkommt (cf. „cue validity“). Es wird also sprachlich berücksichtigt, dass der Aktionär das „primary audience“ des BadA bzw. des gesamten GB darstellt (cf. STEGMAN 1988: 9). Die Anrede „Sehr geehrte ...“ darf dabei als förmliche Anrede gewertet werden; demgegenüber ist die Anrede „Liebe ...“ als weniger förmlich oder sogar zwanglos einzuordnen (cf. ERMERT 1979: 106). Nur wenige Unternehmen wählen diese Anrede für ihre Aktionäre: Henkel schreibt beispielsweise in den Jahren 1997 bis 1999 konsequent „Liebe Aktionärinnen und Aktionäre“.<sup>107</sup> Interessant ist die Differenzierung in „Sehr geehrte Aktionäre und Geschäftspartner, liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter“ (12/98 und 12/99). Gemeinhin gilt die Regel, die Anrede sollte desto förmlicher formuliert sein, je weniger die Kommunikationspartner einander kennen; es wird jedoch auch empfohlen, die Anrede in der Geschäftskorrespondenz zu variieren (cf. ERMERT 1979: 103s.). Wichtig ist die Tatsache, dass die Anrede einen Indikator für die Beziehungen zwischen Sender und Adressat darstellt und Informationen auf der Beziehungsebene vermittelt (cf. WATZLAWICK 1974: 53ss.). Da zwischen dem Vorstand und den Aktionären ein asymmetrisches Verhältnis vorliegt und sie einander in der Regel nicht kennen, könnte die Formulierung „Liebe Aktionäre“ von einigen als zu persönlich empfunden werden. Zwar herrscht auch zwischen den Mitarbeitern und dem Vorstand eine asymmetrische Beziehung, doch hat der Vorstand zu seinen Mitarbeitern ein persönlicheres Verhältnis als zu den Aktionären; dies kommt in der differenzierten Ansprache in 12/98 und 12/99 deutlich zum Ausdruck. – Der Bekanntheitsgrad der Kommunikationspartner ist für das HV-Protokoll irrelevant; für den offenen Brief gilt, Sender und primärer Empfänger müssen einander zumindest indirekt kennen.

Die Anzahl der Personen ist konstitutiv für die Unterscheidung des GB und des Aktionärsbriefes: Die Anzahl der Verfasser des GB ist > 1, wobei davon auszugehen ist, dass die Zahl bei großen Unternehmen in zweistelligen Bereich liegt.

The writing of the report is usually an ‚all hands evolution.‘ Certainly drafts of ideas as well as the pictorial images are discussed by managers all the way to the boardroom. Narrative is written and rewritten, pictures are ordered re-

---

<sup>107</sup> In der Untersuchung der amerikanischen GB verwenden ebenfalls lediglich zwei von 50 Unternehmen die „salutation for personal letters“: „Dear“ (cf. STEGMAN 1987a: 28).

taken. Changes are made by many in the corporate hierarchy before the final version is finally approved, usually by the CEO, the person who actually signs the Letter to Shareholders. We can call the rhetor of the corporate annual report the author, the originator, the writer, the initiator, the composer, the creator, the producer, or what I have chosen: The narrator, or the one who presents the annual report to the audience. Usually there is not one author, or creator, or producer, or writer, or initiator; there are many. They mold and form the corporate annual report by joining various parts developed by the others. The corporate annual report is therefore constructed by a multi-personae and delivered by a narrator. (STEGMAN 1987a: 11)

Demgegenüber gilt sowohl für das Vorwort als auch für den BadA: Verfasser ≤ maximal: Vorstandsgröße. Im vorliegenden Korpus beträgt diese Zahl sechs; den Brief 14/97 haben alle Vorstandsmitglieder unterschrieben. Der Prototyp des BadA ist von einer Person unterzeichnet, da 35 Briefe nur eine Unterschrift tragen, acht Briefe zwei Unterschriften und nur zwei Briefe fünf bzw. sechs Unterschriften. Für die HV-Rede gilt Sender = 1, wobei die Anzahl der Schreiber durchaus größer als 1 sein kann. Das HV-Protokoll hat einen Verfasser/Schreiber, ebenso der offene Brief. Es wurde bereits stillschweigend zwischen Sender, Verfasser und Schreiber unterschieden. Beim GB ist das Unternehmen der Sender, der Vorstand der Verfasser, der für den Inhalt verantwortlich zeichnet, und der Schreiber sind verschiedene Mitarbeiter des Unternehmens („multi-personae“). Beim BadA können Verfasser und Schreiber identisch sein, müssen es aber nicht; durch die Einbettung in den GB ist das Unternehmen als Sender festgelegt. Die Tatsache, dass der Vorstand für den Inhalt einsteht, wird im BadA durch Foto und Unterschrift besonders hervorgehoben. Für das Vorwort gilt dies nur in abgeschwächter Form, da es oftmals nicht unterschrieben ist. Bei der HV-Rede können Redner und Verfasser wieder zusammenfallen, sie müssen jedoch nicht – hier gilt also *mutatis mutandis* dasselbe wie für den BadA. Im HV-Protokoll sind Schreiber und Verfasser identisch, ebenso wie beim offenen Brief. Der Sender des offenen Briefes ist jedoch nicht der Verfasser, sondern die Zeitung oder die Zeitschrift, in der der Brief veröffentlicht wird. – Über die Anzahl der Empfänger ist Folgendes zu sagen: Als Empfänger des GB, des Vorwortes, des BadA und der HV-Rede ist eine Großgruppe anzunehmen; das HV-Protokoll richtet sich an eine Kleingruppe; der offene Brief ist primär an einen Empfänger gerichtet und sekundär an eine Großgruppe, die Leserschaft.

Betrachten wir abschließend noch einmal das Verhältnis zwischen Verfasser und Leser des BadA: „Ihrer Erscheinungsform nach sind Briefe ein Produkt schriftlicher Kommunikation, von einem Schreiber produziert und an 1 bis n Empfänger (Leser) gerichtet, häufiger allerdings an einen einzigen oder einige wenige als an viele“ (HARTUNG 1983: 217). Dieser Beschreibung Hartungs liegt das prototypische Bild des Privatbriefes oder auch des Geschäftsbriefes zugrunde. Im Vergleich zum BadA wird Folgendes deutlich: Durch Unterschrift und Foto wird bei einem Großteil der Aktionärsbriefe der Eindruck erweckt, es handele sich um einen, maximal zwei Verfasser bzw. Schreiber. Dass dies nicht der Realität entsprechen muss, hat Stegman für den GB betont (cf. STEGMAN 1987a: 11); auch

der BadA kann von mehreren Schreibern beeinflusst worden sein. Dann richtet sich der BadA an ein Adressatenkollektiv – auch dies widerspricht der prototypischen Adressatenkonstellation des Briefes im Allgemeinen. Des Weiteren hebt Hartung hervor, prototypische Briefe liegen „in der persönlichen Verantwortlichkeit des unmittelbaren Schreibers“ und sind „deutlich an Empfänger als Individuen gerichtet, wobei „Empfängerreaktionen meist möglich [sind]“ (HARTUNG 1983: 217). Auch dies trifft für den BadA nur teilweise zu: Der Schreiber des BadA ist als Vertreter des Unternehmens zu sehen und ebenfalls nur in dieser Funktion zur Verantwortung zu ziehen. Dass die Fiktion des Empfängers als Individuum aufrecht erhalten wird, zeigt sich an den Anreden. Statt des unpersönlicheren „An alle Aktionäre und Aktionärinnen“ ist der Verfasser um eine direktere Ansprache bemüht. „Sehr geehrte Damen und Herren“ stellt dabei sicherlich die distanzierteste Variante dar. Für den BadA muss jedoch die Möglichkeit der Antwortreaktion ausgeklammert werden; aufgrund des öffentlichen Charakters des Briefes fühlt sich niemand verpflichtet, diesen Brief zu beantworten.

In der Übersicht lassen sich die bisher erarbeiteten Kriterien wie folgt darstellen:

Strukturierung der sozialen Rollen					
	symmetrisch +/-	Anzahl: Verfasser/Redner	Anzahl: Empfänger	Identität	Wechselseitiger Bekanntheitsgrad
Vorwort	–	≤ Vorstand	Großgruppe	Sch ≠ V	unbekannt <sup>108</sup>
GB	–	multi-personae	Großgruppe	Sch ≠ V	unbekannt
Rede	–	1	Großgruppe	Sch ≠ V	unbekannt
Protokoll	+	1	Kleingruppe	Sch = V	± 0
offener Brief	E1: – E2: ± 0	1	E1: 1 E2: Groß- gruppe	Sch = V	indirekt/direkt bekannt
BadA	–	≤ Vorstand	Großgruppe	Sch ≠ V	unbekannt

Tabelle 8; Quelle: Eigene Darstellung

### 6.2.3 Fixiertheit des Themas

Die thematische Fixierung von Textsorten wird in der Textsortenlinguistik verschiedentlich als differenzierendes Kriterium genannt (SANDIG 1975: 117, ERMERT 1979: 79s., DIMTER 1981: 94s., DIEWALD 1991: 309s.). Dabei geht es um die Frage, inwieweit der Inhalt einer jeden einzelnen Textsorte aufgrund des sozialen Kontextes im Vorhinein festgelegt ist. Meiner Meinung nach steht die Fixiertheit des Themas in engem Zusammenhang mit der Definition dessen, was wir unter Textsorte verstehen. Bevor wir uns dem Zusammenhang von Textsortendefinition

<sup>108</sup> „Unbekannt“ impliziert in allen Fällen, dass der Verfasser/Redner öffentlich bekannt ist; jedoch sind Verfasser/Redner und Leser/Empfänger einander zumeist nicht persönlich bekannt.

und thematischer Fixierung widmen, betrachten wir zunächst einige Erklärungen zur Themafixierung: Diewald lässt die Definition des Merkmals [+/- freie Themenwahl] relativ offen. Sie stellt lediglich fest, die Themenwahl sei im Allgemeinen vom sozialen Kontext abhängig und werde deshalb von der Relation der Kommunikationspartner bestimmt (cf. DIEWALD 1991: 309). Sandig betrachtet verschiedene Texte unter dem Kriterium [+/- them], d.h., ein Telefonat oder ein Brief ist im Gegensatz zu einem Kochrezept oder einem Wetterbericht thematisch nicht festgelegt (cf. SANDIG 1975: 118). In der Gesprächsanalyse haben Henne/Rehbock zur Unterscheidung von Gesprächsarten folgende Kriterien aufgestellt: [nicht themafixiert], [themabereichfixiert] und [speziell themafixiert] (cf. HENNE/REHBOCK 1995: 33). Da die Autoren wieder einmal der Ansicht sind, auch dieses Kriterienbündel sei durch die alleinige Namensgebung ausreichend charakterisiert (HENNE/REHBOCK 1995: 37), können nur Vermutungen geäußert werden. Das Subkriterium „themabereichfixiert“ bezieht sich wahrscheinlich auf Bereiche wie Verwaltung, Krankenhaus oder Schule; durch den sozialen Kontext ist ein spezifischer Themenbereich vorgegeben. Methodisch verfahren Henne/Rehbock ähnlich wie die Funktionalstalistik, die verschiedene Texte gesellschaftlichen Feldern zuordnet. Zur Textsortendifferenzierung ist dieses Kriterium aus den bereits genannten Gründen jedoch nicht geeignet. Es verbleiben die Merkmale [nicht themafixiert] und [speziell themafixiert], die man folgendermaßen definieren könnte: „Nicht themafixiert“ bedeutet, die Textsorte ist hinsichtlich jeglichen thematischen Restriktionen nicht festgelegt. Dies trifft für alle in Kapitel 6.1.1 beschriebenen Kommunikationsformen, d.h. den Dialog, das Telefonat, den Brief, die Rede und den Monolog, zu. Die Kommunikationsform lässt ausschließlich Aussagen über die mediale Vermittlung zu; thematisch sind damit jedoch keine Festlegungen verbunden. Darüber hinaus kann man mediale Vermittlungsformen wie das Telegramm, die E-Mail, die Rundfunk- oder TV-Sendung den Kommunikationsformen unterordnen. Telegramm und E-Mail fallen in den Kristallisierungspunkt „Brief“, während Rundfunk- und Fernsehübertragungen im Hinblick auf die Sender-Empfänger-Struktur immer monologisch sind, da der Empfänger über keine direkten Eingriffsmöglichkeiten verfügt. Es kann also festgehalten werden, nicht themafixierte Entitäten sind keine Textsorten, sondern fallen in den Bereich der Kommunikationsformen. Dies impliziert wiederum, dass das Merkmal [Themafixierung] nicht dazu geeignet ist, Textsorten voneinander abzugrenzen. Ein Problem stellen darüber hinaus Größen wie Kommentare, Berichte, Anzeigen oder Interviews dar. Über die Kommunikationsform hinaus – z.B. ist das Interview ein Dialog und der Kommentar ein Monolog – sind diese Texte durch weitere Kriterien gekennzeichnet: Der Kommentar präsentiert ein Thema unter einem bestimmten Blickwinkel und ist immer mit einer Meinungskundgabe verbunden (cf. BRINKER 1997a: 109, FN 83); ein Bericht übermittelt immer im Anschluss an ein Geschehen Informationen (cf. DIMTER 1981: 94) – dabei kann er sowohl sach- als auch erlebnisorientiert sein (cf. BELKE 1975: 335); eine Anzeige impliziert die Bekanntgabe von Informationen, die mit einer werbenden Absicht einhergeht (cf. BRINKER 1997a: 113); ein Interview findet zwischen zwei Personen statt und

überbrückt ein Informationsgefälle, indem gefragt und geantwortet wird. Diese Entitäten sind durch eine spezifische Textfunktion festgelegt und werden daher als „Textarten“ bezeichnet. Davon abzugrenzen sind die Textsorten im eigentlichen Sinne:

Textsorten sind konventionell geltende Muster für komplexe sprachliche Handlungen und lassen sich als jeweils typische Verbindungen von kontextuellen (situativen), kommunikativ-funktionalen und strukturellen (grammatischen und thematischen) Merkmalen beschreiben. (BRINKER 1997a: 132)

Zu den Textsorten gehören also Texte wie das Kochrezept, das Horoskop, die Heiratsanzeige oder der Wetterbericht. Ihnen allen ist die thematische Fixierung inhärent, d.h., das Kriterium [themafixiert/nicht themafixiert] eignet sich nicht dazu, Textsorten voneinander abzugrenzen. Vielmehr handelt es sich um verschiedene Ebenen, denen Textvorkommen angehören. Die Ebene der Textsorten ist dabei bereits sehr weit spezifiziert. Dies zeigt sich auch an den Textsorten, die im Zentrum unserer Analyse stehen: Sowohl die HV-Rede, das HV-Protokoll, der Geschäftsbericht, das GB-Vorwort und der Aktionärsbrief sind thematisch fixiert. Es „fällt auf, daß es sich hier fast ausschließlich um Komposita handelt. Meist wird eine bereits allgemeinere vorliegende Textklasse, z.B. Bericht, durch die Angabe verschiedener Themen subklassifiziert, [...]“ (DIMTER 1981: 95). Thematisch fallen diese Textsorten in den Bereich der Wirtschaft. Lediglich der offene Brief gehört nach der Textsortendefinition nicht zu den Textsorten, sondern wäre als Textart zu bezeichnen, da er zum einen in Bezug auf die Kommunikationsform und zum anderen in Bezug auf die Funktion (persuasiv-überredend) festgelegt ist (cf. BRINKER 1997b: 204).

Resümierend können wir den Prototypen des BadA in der Dimension „Kontakt“ beschreiben als Brief einer öffentlich bekannten, juristischen Person privaten Rechts (Anzahl der Verfasser  $\leq$  Vorstand) an eine Großgruppe, wobei Sender und Empfänger einander zumeist nicht persönlich bekannt sind; sie stehen in einem asymmetrischen Verhältnis zueinander. Die Kommunikationsrichtung des Briefes ist als extern zu bezeichnen, sein Themenbereich ist fixiert und sein Geltungsmodus nicht einklagbar.

#### 6.2.4 Glaubwürdigkeit

Es sei vorangestellt, dass die Glaubwürdigkeit kein textdifferenzierendes Merkmal ist. Ich möchte sie dennoch behandeln, da sie in der Unternehmenskommunikation eine tragende Rolle spielt und ich integriere sie an dieser Stelle, da sie ein Bindeglied zwischen Sender, Empfänger, Textvorkommen und Situation darstellt. Bentele spricht von einer „vierstelligen Relation“:

Glaubwürdigkeit lässt sich bestimmen als eine Eigenschaft, die Menschen, Institutionen oder kommunikativen Produkten (mündliche oder schriftliche Texte, audiovisuelle Darstellungen) von jemandem (Rezipient) in bezug auf etwas (Ereignisse, Sachverhalte usw.) zugeschrieben wird. Glaubwürdigkeit

wird hier also nicht als inhärente Eigenschaft von Texten verstanden, sondern als Element einer zumindest vierstelligen Relation.

Glaubwürdigkeit einer Person (oder Institution) X ist gegeben, wenn zumindest zwei Bedingungen erfüllt sind: a) der Kommunikationspartner (oder Rezipient) Y muß darauf vertrauen können, daß die Aussagen  $X_{1-n}$  über die Ereignisse  $Z_{1-n}$  wahr sind, daß sie  $Z_{1-n}$  adäquat beschreiben; b) das kommunikative Verhalten von X muß ein Mindestmaß an Kohärenz aufweisen, es muß ‚stimmig‘ sein. (BENTELE 1988: 408)

Dass die Glaubwürdigkeit in GB generell von Bedeutung ist, zeigt eine Untersuchung „concerning investors‘ specific complaints about annual reports“: „Investors complain that annual reports are too promotional. The reports play down negatives, investors say, and present only management’s viewpoint. Some investors distrust what they read in annual reports“ (STEGMAN 1988: 2). Zwei wichtige Aspekte im Rahmen der Glaubwürdigkeit sind also die Behandlung von „bad news“ und die einseitige Darstellung von Sachverhalten.

Um sich diesem umfassenden Themenkreis zu nähern, möchte ich erläutern, auf welche Voraussetzungen ein Sender trifft, wenn er seinem Adressatenkreis als glaubwürdige Person erscheinen möchte. Glaubwürdigkeit ist die Bedingung für ein Vertrauensverhältnis, das insbesondere in der Kommunikationsform „Brief“ zum Ausdruck kommt. „Das Fundament des Briefschreibens ist Vertrauen, und dies ist privat“ (WELLEK 1970a: 65). Wie wir bereits im Kapitel „Strukturierung der sozialen Rollen“ festgestellt haben, ist das Verhältnis zwischen Vorstand und Aktionär jedoch kein persönlich-privates. Hier ergibt sich also ein Widerspruch, da die prototypische Idee des Briefschreibens diesen privaten Charakter konnotiert, der *de facto* im Sender-Empfänger-Verhältnis des BadA nicht vorhanden ist. Nichtsdestotrotz suggeriert die Briefform Folgendes: „Was aber als Grundvoraussetzung – ‘phänomenologisch’ – zum Briefschreiben gehört, ist gerade das **Vertrauen** und die Bitte um Vertrauen. Ein Bekenntnis ohne letztes Vertrauen in den, dem man bekennt, wird kein echtes Bekenntnis“ (WELLEK 1970a: 61). D.h., der Brief ist mit dem Phänomen „Vertrauen“ geradezu aufs Engste verbunden.

Wenn nun die Glaubwürdigkeit dadurch gekennzeichnet ist, dass der Emittent inhaltlich wahre Aussagen trifft und sein kommunikatives Verhalten kohärent ist (cf. BENTELE 1988: 408), dann zeigen sich hier die zwei wichtigsten Komponenten der Glaubwürdigkeit: Kompetenz und Vertrauenswürdigkeit. „Kompetenz bezeichnet hier das Wissen, das der Kommunikator über einen bestimmten Sachverhalt hat, während Vertrauenswürdigkeit die Bereitschaft meint, dieses Wissen unverzerrt weiterzugeben“ (GÖTSCH 1994: 22). Keller formuliert diesen Sachverhalt wie folgt:

Jedes Unternehmen hat es [...] mit einem zweifachen Vertrauensproblem zu tun – mit einem, das das Geschäft betrifft, und einem, das die Kommunikation über das Geschäft betrifft. Das Unternehmen muss sich also in zweifacher Weise als vertrauenswürdig beweisen. (KELLER 2001: 2)

Inwiefern in den GB und Aktionärsbriefen nun aber die Ereignisse der Wahrheit entsprechend wiedergegeben werden, vermag an dieser Stelle nicht beurteilt zu werden. Noch weniger können Aussagen darüber getroffen werden, ob der Vorstand bzw. das Unternehmen überhaupt bereit sind, ihr Wissen unverzerrt weiterzugeben. Wir können uns also lediglich an den Texten selbst orientieren und prüfen, ob die Argumentation ausgewogen, in sich konsistent und widerspruchsfrei ist. Götsch nennt die „*Unausgewogenheit in der Präsentation*“ als einen Faktor, der die Glaubwürdigkeit des Senders beeinträchtigt (cf. GÖTSCH 1994: 29). Dies würde also stets für eine Pro-Contra-Argumentation sprechen. Die Persuasionsforschung kann diese Forderung jedoch nicht bestätigen: So ist eine Pro-Contra-Argumentation nur sinnvoll, wenn sich Zweifler im Rezipientenkreis finden. Zudem hat sie den Vorteil, dass die Zuhörer gegen spätere Einwände resistenter zu sein scheinen. Demgegenüber ist eine Pro-Argumentation dann von Erfolg gekrönt, wenn der Rezipient bereits auf der Seite des Senders steht oder wenn der Sender eine schnelle Meinungsbeeinflussung beabsichtigt (cf. SPROULE 1980: 253s.). Teigeler weist noch auf den Einfluss des Bildungsniveaus hin: „Eine zweiseitige Argumentation ist besser bei Menschen mit höherer Schulbildung und höherem IQ, das heißt auch bei den Angehörigen höherer Schichten“ (TEIGELER 1968: 101). Selbst wenn an dieser Stelle die Spekulation erlaubt sei, bei den GB-Lesern handele es sich zum größten Teil um Personen mit einer höheren Schulbildung, so wird dennoch deutlich, die Wirkung der sprachlichen Persuasionseffekte hängt wiederum stark von psychischen und auch – wie wir noch sehen werden – von den sozialen Dispositionen des Senders bzw. des Empfängers ab.

Wenden wir uns zunächst dem Empfänger zu: Der Erfolg einer persuasiven Nachricht wird maßgeblich von den psychischen Voreinstellungen und den sozialen Prädispositionen des Empfängers bestimmt. Diese sind in einem so genannten „Human Image System“ organisiert: Dabei bilden die „values“ die Basis, auf der die „attitudes“ und die „beliefs“ basieren (cf. SPROULE 1980: 222ss.).<sup>109</sup> Diese Überzeugungen, Einstellungen und Werte manifestieren sich in Form von kognitiven Repräsentationen. Persuasive Informationen treffen nun auf dieses „Human Image System“ und können die dort vorhandenen Bilder ergänzen, modifizieren oder löschen. Welche Informationen den Rezipienten erfolgreich beeinflussen, hängt von seinen Selektionsmechanismen ab. Generell forciert ein Rezipient die Verarbeitung von Informationen, die sein Weltbild bestätigen (cf. SPROULE 1980: 237ss.), aber auch hier wird betont, die Ergebnisse von Experimenten sind nicht einheitlich (cf. SPROULE 1980: 240).<sup>110</sup> Sproule legt

---

<sup>109</sup> Dies entspricht Teigelers Unterteilung in affektive, kognitive und verhaltensorientierte Komponenten (cf. TEIGELER 1968: 82).

<sup>110</sup> Götsch weist an dieser Stelle auf ein Modell hin, das die Verarbeitung persuasiver Informationen in fünf Schritten beschreibt: 1. Aufmerksamkeit, 2. Verständnis, 3. Akzeptanz oder Nachgeben, 4. Behalten und 5. Handlung (cf. GÖTSCH 1994: 46). In der Verständlichkeitsforschung werden die Aspekte 1, 2 und 4 im Rahmen der zusätzlichen Stimulanz und des konzeptuellen Konflikts behandelt; in den Kapiteln 7.3.7.2 und 7.3.6.4 werden wir die sprachlichen Mittel genauer

den Schwerpunkt auf die psychischen Voraussetzungen im Persuasionsprozess; darüber hinaus spielen jedoch noch soziale und situationale sowie andere personale Faktoren eine tragende Rolle: Zu den sozialen Variablen gehören neben der bereits beschriebenen Persönlichkeitsstruktur die Schulbildung und die Schichtzugehörigkeit (cf. RUHRMANN 1989: 53). Als personale Variablen werden das allgemeine und/oder spezialisierte Hintergrundwissen und die persönliche Betroffenheit genannt (cf. RUHRMANN 1989: 49). Die situationalen Variablen beziehen sich auf die Verarbeitungszeit und auf die Abwesenheit von störenden Einflüssen wie Telefon etc. (cf. GÖTSCH 1994: 38). In der Rezeptionssituation selbst kann die Vergabe von kostenlosem Essen die Aufnahmebereitschaft der Adressaten und somit ihre Beeinflussbarkeit erhöhen (cf. TEIGELER 1968: 86); dieser psychologische Vorteil wird auf den Hauptversammlungen ausgenutzt, wo die Aktionäre gratis verköstigt werden.

Beim Sender sind über die genannten Variablen hinaus noch weitere Faktoren von Bedeutung: Als glaubwürdigkeitsfördernde Merkmale haben sich in Untersuchungen sowohl die Attraktivität des Senders als auch die wahrgenommene Ähnlichkeit zwischen Sender und Empfänger herausgestellt (cf. TEIGELER 1968: 87; GÖTSCH 1994: 31). Hinzu kommen eine Reihe nonverbaler Effekte wie die Stimme, der Augenkontakt und die Kleidung (cf. SPROULE 1980: 256s.). In Bezug auf den BadA spielt lediglich die Kleidung eine Rolle, da diese auf dem Foto sichtbar ist: „The picture of the top management person certainly is a rhetorical feature because of the choices made to present this executive to the composite audience“ (STEGMAN 1987a: 34). Stegman analysiert sowohl die Kleidung der CEOs als auch das Setting, in dem sie sich haben fotografieren lassen. Das Ergebnis aus den 80er Jahren in den USA entspricht in etwa dem heutigen Standard deutscher Geschäftsberichte: Entweder ist kein Foto vorhanden, was heute die Ausnahme ist (15,5 % des Korpus<sup>111</sup>), oder der Vorstandsvorsitzende ist allein oder mit den anderen Vorstandsmitgliedern abgebildet. Nur wenige Bilder sind draußen aufgenommen (cf. 01/99, 01/98 und 03/98) und wiederum wenige stellen den Vorstand bei der Arbeit dar (cf. 09/97 und 03/99). Alle sind konservativ gekleidet, d.h., „dark suits with either red or blue ties“ (STEGMAN 1987a: 43); nur auf dem Foto des Briefes 01/99 tragen die Herren kein Jackett. Ein eindeutiger Prototyp lässt sich in Bezug auf das Foto nicht herausarbeiten. Das Verhältnis von Schwarzweiß- und Farbfotos liegt bei 14:24; auf 22 Fotos ist der Vorstandsvorsitzende allein zu sehen, während auf 16 Fotos entweder zwei Vorstandsvorsitzende oder der gesamte Vorstand zu sehen sind. Als prototypisch gelten die Tatsachen, dass die Vorstände männlich, mit Anzug und Kravatte bekleidet und zumeist innerhalb eines Gebäudes fotografiert worden sind. – Als weitere Faktoren, die die Glaubwürdigkeit des Sender beeinflussen, werden eine vom Rezipienten „wahrgenommene Beeinflussungsabsicht“ und eine Warnung vor der Beeinflussung genannt, d.h.,

---

betrachten, die dazu geeignet sind, Aufmerksamkeit zu erregen und das Verständnis sowie das Behalten zu fördern.

<sup>111</sup> Folgende Briefe enthalten kein Foto: 07/97, 14/97, 15/97, 14/98, 15/98, 14/99 und 15/99.

wird die Absicht des Senders, den Empfänger beeinflussen zu wollen, von diesem erkannt, so sinkt die Glaubwürdigkeit des Senders; eine Warnung vor den persuasiven Intentionen des Senders führt beim Empfänger zu einem Verteidigungseffekt (cf. TEIGELER 1968: 86s.). Dies bedeutet,

a source arguing against self-interest (e.g., a criminal favoring more prosecutor power) would be thought of as more credible. They believed that this would be the case because of the absence of ulterior, self-serving motives. (SPROULE 1980: 247)

Wenn sich der Vorstandsvorsitzende im BadA bzw. das Unternehmen im GB dafür entscheiden, „bad news“ offen zu kommunizieren und damit deutlich machen, dass in ihrer Werteskala die Wahrheit höher steht als ihre persönlichen Interessen, so ist dies eine Maßnahme, das Vertrauen der Aktionäre in das Unternehmen zu stärken und die Glaubwürdigkeit zu erhöhen. Glaubwürdigkeit und Vertrauen sind deshalb von besonderer Bedeutung, da sie zukünftiges Verhalten legitimieren (cf. GÖTSCH 1994: 36). Als Beispiel für eine wenig vertrauensbildende Vorgehensweise sei auf die fehlende Thematisierung des Vorstandswechsels bei DaimlerChrysler hingewiesen: Der BadA 02/97 ist vor der Fusion von dem Vorstandsvorsitzenden der Daimler AG unterzeichnet. Nach der großen Fusion haben die zwei Vorstandsvorsitzenden die Briefe 02/98 und 02/99 unterschrieben. Der BadA 2000 weist nur die Unterschrift einer Person auf, ohne dass diese Veränderung angesprochen würde. In dem Verschweigen dieser „Top-personalie“ wird nicht nur ein Verstoß gegen die Aufklärungspflicht gegenüber den Aktionären gesehen, sondern auch eine vergebene Chance (DÖHLE/STEEGER 2000: 178s.), d.h., die Möglichkeit einer vertrauensbildenden Maßnahme wurde nicht genutzt. – In den vorhergehenden Abschnitten konnte gezeigt werden, Glaubwürdigkeit ist ein Phänomen, das im Spannungsfeld zwischen Sender, Empfänger und Situation entsteht. Inwiefern kann jedoch die Nachricht selbst, d.h. der Text, die Glaubwürdigkeit des Senders unterstreichen? Da dieser Arbeit eine linguistische Fragestellung zugrunde liegt, sollten die sprachlichen Mittel der Persuasion im Mittelpunkt stehen. Ontologisch ist es jedoch so, dass der Einfluss der Senderpersönlichkeit, die Voraussetzungen des Empfängers und die vielfältigen sozialen Bedingungen erheblich stärker auf die Glaubwürdigkeit einwirken als die sprachliche Gestaltung der Nachricht. Da das Ziel auch nicht darin bestand, die psychologische Wirkung verschieden gestalteter Texte zu erforschen, können an dieser Stelle nur allgemein gültige Aussagen über sprachliche Formulierungen getroffen werden, die dazu geeignet sind, Vertrauen und Kompetenz zu vermitteln. Diese fließen unmittelbar in den praxisbezogenen zweiten Teil der Arbeit, die Entwicklung sprachlicher Bewertungskriterien, ein.

Zu den sprachlichen Faktoren, die die Glaubwürdigkeit des Senders beeinflussen, gehören: „Clarity, Concreteness, Variety, Appropriateness to

Situation, Intensity, The Rhetorical ‚faux pas’<sup>112</sup>“ (SPROULE 1980: 248ss.). In Kapitel 7.3.4 wird dies an Beispielen genau dargelegt. Neben den genannten Faktoren, die u.a. darauf hinauslaufen, eine eindeutige Wortwahl zu treffen, die Rede mit Beispielen zu untermauern und Syntax sowie Lexik abwechslungsreich zu gestalten, kommt der Argumentation ein entscheidendes Gewicht zu: Die Vor- und Nachteile der Pro-Contra-Argumentation hatten wir bereits angesprochen. Ergebnisse von Untersuchungen über die Platzierung des stärksten Argumentes innerhalb des Textes stimmen nicht überein: So wurde bereits 1925 das „law of primacy“ aufgestellt, nach welchem die Argumente, die in einer Kontroverse zuerst präsentiert werden, größeren Einfluss auf die Empfänger ausüben als diejenigen Argumente, die später kommen“ (TEIGELER 1968: 96). Konterkariert wird die Auffassung durch Experimente, die einen „recency effect“ bestätigen (cf. SPROULE 1980: 254). Somit bleibt nur festzuhalten, dass sowohl dem Beginn als auch dem Ende eines Textes besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird.

Des Weiteren hat der Aufbau der Argumentation Einfluss auf die persuasive Wirkung eines Textes. Als vorteilhaft für die Überzeugungsintention wird das „need-solution pattern“ und das „refutation pattern“ betrachtet: „The need-solution pattern is one in which the arguer identifies a need or a problem and then presents a solution to the problem“ (SPROULE 1980: 255). Gelingt es dem Sender, beim Rezipienten ein Gefühl für den Handlungsbedarf zu wecken, dann wird dieser mit hoher Wahrscheinlichkeit die im Anschluss präsentierte Lösung akzeptieren. Im Gegensatz dazu ist die „refutation method of organization [...] one in which the arguer explicitly identifies and refutes opposing arguments“ (SPROULE 1980: 255). Dieses Vorgehen äußert sich in einer Pro-Contra-Argumentation, die den Vorteil hat, dass der Rezipient besser auf spätere Einwände reagieren kann und seine gewonnenen Überzeugungen somit stabiler sind.

Es konnte herausgearbeitet werden, dass es sich bei dem Phänomen der Glaubwürdigkeit und dem damit verbundenen Vertrauensverhältnis zwischen den Kommunikationspartnern um ein äußerst komplexes Geflecht von Bedingungen, Voraussetzungen, Anschaufungen, Einstellungen etc. handelt. Benteles Definition zufolge kommt in diesem Prozess der Nachricht selbst das geringste Gewicht zu (cf. BENTELE 1988: 408). Da in dieser Arbeit jedoch der Text im Zentrum steht und keine psychologische Datenerhebung über die Wirksamkeit von Texten vorgenommen wurde, werde ich im Folgenden den Zusammenhang von Glaubwürdigkeit und sprachlichen Formulierungen nur am Rande betrachten.

### 6.3 Referenz

Mit der Dimension „Referenz“ entfernen wir uns nun von der Situation einerseits und der Sender-Empfänger-Relation andererseits und nähern uns dem

---

<sup>112</sup> Sproule bezeichnet damit einen „false step“ (blunder). In argumentation a faux pas is a word or phrase that gains notoriety. The word or phrase becomes controversial and reflects poorly on the communicator“ (SPROULE 1980: 250).

Textvorkommen als solchem. Ziel dieser Dimension ist die Beschreibung der Gegenstände und Sachverhalte, auf die sich ein Text beziehen kann. Brinker stellt dabei fest, es gehe nicht um „eine Auflistung aller im Rahmen einer Textsorte möglichen Themen“, sondern um eine thematische Eingrenzung (cf. BRINKER 1997a: 138). Während einige der benachbarten Textsorten des BadA nur auf diese Weise eingegrenzt werden können, ist es möglich, die Themen der Aktionärsbriefe exhaustiv aufzulisten, da ein geschlossenes Korpus zugrunde liegt. Die „thematische Orientiertheit“ eines Textes wird zum einen als wesentliches Kriterium für die Textualität eines Textvorkommens erachtet (cf. ERMERT 1979: 79) und zum anderen als textsortendifferenzierendes Kriterium (cf. LUX 1981: 239; BRINKER 1997a: 138).

Unzweifelhaft besteht ein Zusammenhang zwischen der Thematik und der Funktion des Textes, d.h., das Thema wird von pragmatischen Faktoren determiniert, wobei „bestimmte Themen sich mit bestimmten Intentionen, Handlungsbereichen etc. besser verbinden lassen“ (ERMERT 1979: 80). Beispielsweise kommen geschäftliche Ereignisse – so Ermert – in privaten Kontaktbriefen nur selten zur Sprache. Die Kontaktfunktion spielt jedoch – wie noch zu zeigen sein wird (cf. Kapitel 6.4.2) – in den Aktionärsbriefen eine wesentliche Rolle. Es liegt also die These nahe, dass die Themen des BadA im Widerspruch zu der „atmosphärischen Anleihe“ stehen, die der BadA an dem privaten oder nicht-öffentlichen Charakter macht. Ermert betont, derartige Briefe seien nur formal als Briefe zu identifizieren und würden „nur auf dem Hintergrund ‚eigentlicher‘ Briefe funktionieren“ (ERMERT 1979: 57).

### 6.3.1 Themenstruktur

Die Bestimmung der Themenstruktur erfolgt auf einer abstrakten Ebene, d.h., mithilfe der Kriterien [Wahrheitsrahmen] und [interner/externer Themenbezug] kann das Thema grob eingegrenzt und beschrieben werden. Es geht darum, „eine Einteilung von Themen zu finden, die es erlaubt, alle möglichen Redegegenstände nach genuin thematischen Kriterien unabhängig von Intention, Handlungsbereich und Kommunikationssituation zu erfassen“ (ERMERT 1979: 81).

Bei der Behandlung des Themas im Rahmen der Textsortenklassifikationen steht der Realitätsbezug des Textvorkommens im Vordergrund. Lux unterscheidet die Merkmale [fiktional] und [real] im referentiellen Bereich und stellt damit die Frage, ob „der abgebildete Sachverhalt nachprüfbar ‚wirklich‘ bzw. [...] zumindest vom Textproduzenten als ‚wirklich‘ gemeint [ist]“ (LUX 1981: 239). Dimter nimmt eine Drei- bzw. Vierteilung vor und unterscheidet die Kriterien [faktizitätstreu], [nicht faktizitätstreu], [realitätsgerecht] und [fiktional] (cf. DIMTER 1981: 100s.). Zunächst behauptet er, [faktizitätstreu/nicht faktizitätstreu] und [fiktional] beziehen sich auf nicht-nachzeitige Gegenstände, d.h. auf vergangene und gegenwärtige Propositionen, während [realitätsgerecht] auf nachzeitige, d.h. zukünftige Gegenstände referiert (cf. DIMTER 1981: 101). Wenig später korrigiert er dann, dass Fiktionalität und Realitätsgerechtigkeit sind „nicht an einen bestimmten Zeitbezug des Gegenstands gebunden“ (cf. DIMTER 1981: 102). Diese Inkohärenz lässt sich nur teilweise auflösen. Betrachten wir zunächst die

**Definition der einzelnen Merkmale:** Wird eine Äußerung als faktizitätstreu beurteilt, dann

konnten Referenzpunkte in der realen Welt zum angegebenen Zeitpunkt aufgefunden werden, und alle Prädikationen über diese referentiellen Ausdrücke bilden Eigenschaften, Handlungen, Zusammenhänge usw. der Elemente der realen Welt zum angegebenen Zeitpunkt ab. (DIMTER 1981: 101)

Zu dieser Gruppe gehören folgende Textsorten bzw. Textarten: Nachrichten, Protokolle, Reportagen, Berichte etc. (cf. DIMTER 1981: 103). Sind keine Referenzpunkte in der realen Welt vorhanden, dann handelt es sich um einen fiktionalen Text; als Beispiel nennt Dimter den Witz oder den Werbespot (cf. DIMTER 1981: 103). Sind die Referenzpunkte zwar vorhanden, stimmen aber nicht mit den getroffenen Propositionen überein, so ist der Text als nicht faktizitätstreu zu beurteilen. Hier nennt Dimter keine Beispiele. M.E. wären die unter den fiktionalen Texten genannten Beispiele in die Kategorie „nicht faktizitätstreu“ einzuordnen, da sowohl im Witz als auch im Werbespot Referenzpunkte der realen Welt vorkommen, doch geben die „Prädikationen andere Eigenschaften usw. an, als den Elementen dieser Welt zukommen. [D.h.] die Propositionen [sind] in bezug auf die reale Welt falsch“ (DIMTER 1981: 101). Dies scheint gerade für den Werbespot konstitutiv zu sein. Es besteht nun die Schwierigkeit, nicht-faktizitätstreue Texte von fiktionalen Texten abzugrenzen. In diesem Fall ist es wiederum angebracht, mit fließenden Grenzen zu arbeiten. Es gibt Texte wie z.B. dadaistische Gedichte, deren Referenzpunkte in der realen Welt nicht gegeben sind und die somit als fiktional zu bezeichnen sind. Ein Roman, dessen Personen und Handlung frei erfunden sind, ist nicht fiktional im Sinne Dimters, da es Referenzpunkte in der realen Welt gibt, die jedoch nicht mit den Propositionen des Romans übereinstimmen. Sowohl fiktionale als auch nicht-faktizitätstreue Texte sind unabhängig von der Zeitachse. Demgegenüber zeichnen sich realitätsgerechte Texte dadurch aus, dass die reale Welt zum Sprecherzeitpunkt noch nicht existiert; folglich kann auch keine Aussage über ihren Wahrheitsgehalt getroffen werden. Realitätsgerechte Äußerungen über Gegenstände und Sachverhalte gründen sich auf Erfahrungswerten; darüber hinaus können sie sich auch auf generische Gegenstände beziehen. Zu dieser Gruppe gehören Textsorten wie Gebrauchsanweisungen, Kochrezepte und Wettervorhersagen (cf. DIMTER 1981: 103). Die beschriebenen Handlungen (Gegenstände und Sachverhalte) sind zukünftig; daher ist die „Realitätsgerechtigkeit“ sehr wohl an einen Zeitbezug gebunden.

Betrachten wir die hier im Mittelpunkt stehenden Textsorten unter dem Aspekt des Wahrheitsrahmens, so ergibt sich folgendes Bild: HV-Rede, GB-Vorwort, BadA und GB sind sowohl faktizitätstreu als auch realitätsgerecht. Dies hängt mit ihrer temporalen Orientierung zusammen: Faktizitätstreu sind die auf die Vergangenheit und Gegenwart gerichteten Aussagen, während die zukunftsorientierten Äußerungen realitätsgerecht sind. In diesen Texten werden demnach verschiedene Themen behandelt, sodass HV-Rede, GB-Vorwort, BadA

und GB aus mehreren Teiltexten bestehen. Die Makrostruktur der Aktionärsbriefe, die die Anordnung dieser Teiltexte beschreibt, wird Gegenstand der Dimension „Text“ sein. Wenn Werlich darauf hinweist, ein verifizierbarer faktischer Wahrheitsgehalt geht mit der Abwesenheit von persönlichen Eindrücken, Meinungen, Reaktionen und Gefühlen einher (cf. WERLICH 1979: 70), dann lässt dies folgenden Rückschluss zu: Aktionärsbriefe, in denen eine realitätsgerechte Darstellung überwiegt, bieten mehr Platz für die Äußerung subjektiver Meinungen. – Das HV-Protokoll und der offene Brief sind als faktizitätstreu zu bezeichnen, wobei der offene Brief auch Äußerungen enthalten könnte, die zukunftsorientiert und somit als realitätsgerecht einzustufen wären.

Wie bereits angesprochen hängt die Bestimmung des Wahrheitsrahmens mit der temporalen Orientierung des Textes zusammen. Brinker nennt unter Rückgriff auf Ermert die lokale und temporale Orientierung als textsortendifferenzierende Merkmale (cf. BRINKER 1997a: 138s.). Dimter spricht von „Zeit- und Raumbezug“: Er differenziert die Merkmale [vorzeitig] (z.B.: Nachricht), [gleichzeitig] (z.B.: Protokoll), [nachzeitig] (z.B.: Horoskop), [vor-gleichzeitig] (z.B.: Kriegsbericht) und [gleich-nachzeitig] (z.B. Ernennung) (cf. DIMTER 1981: 96ss.). Unter Raumbezug fasst er die geografische oder soziokulturelle Orientierung einer Textsorte auf; beispielsweise kann ein Reiseführer national oder regional begrenzt sein. Aufgrund dieser „Verschiedenartigkeit der Umgrenzung des Raumbezugs“ betrachtet Dimter diesen nicht als textsortendifferenzierendes Kriterium (cf. DIMTER 1981: 99). Ermert legt eine davon grundlegend abweichende Definition der lokalen Orientierung vor. Seiner Ansicht nach bezieht sich die lokale Orientierung darauf, ob das im Text behandelte Thema die Kommunikationspartner selbst betreffe und deren Verhältnis zueinander oder außerhalb dieser läge (cf. ERMERT 1979: 81). Diewald weist zu Recht darauf hin, es sei „keine glückliche Lösung, die Orientierung an den Kommunikationspartner [sic!] oder anderen ‚Gegenständen‘ als ‚lokale Orientierung‘ zu bezeichnen“ (DIEWALD 1991: 328). Ich schlage daher vor, diesen Zusammenhang mit den Merkmalen [interner/externer Themenbezug] zu erfassen. Ermert empfiehlt des Weiteren, die temporale Orientierung mit den Merkmalen [vorzeitig], [gleichzeitig], [nachzeitig] und [zeitlos] zu beschreiben, wobei der im Text behandelte Gegenstand/Sachverhalt im Verhältnis zur Redegegenwart, d.h. zum Sprecherzeitpunkt, bestimmt wird. Es scheint mir sinnvoll, hier die Begriffe *Aktzeit* und *Sprechzeit* einzuführen. Unter der Aktzeit versteht man die „objektiv-reale Zeit, die als referentieller Akt dem entsprechenden Verb in der Wirklichkeit zugeordnet werden muß [...]\“, während mit der Sprechzeit die Zeit beschrieben wird, „in der der gegebene Satz tatsächlich vom Sprecher oder Schreiber geäußert wird; [...]“ (HELBIG/BUSCHA 1998: 144). Die Aktzeit kann vor oder nach der Sprechzeit liegen oder sie kann mit ihr zusammenfallen. Zudem kann die Aktzeit von der Sprechzeit unabhängig sein; das generelle oder atemporale Präsens ist an keine objektive Zeit gebunden (cf. HELBIG/BUSCHA 1998: 148) und trägt daher das Merkmal [zeitlos].

Die temporale Orientierung der HV-Rede, des GB-Vorwortes, des BadA und des GB sowie des offenen Briefes und des Protokolls sind äußerst schwierig festzulegen. Rede, Vorwort, Aktionärsbrief und GB sind temporal nicht festlegt,

d.h., es können gleichermaßen Themen behandelt werden, die in Bezug auf die Sprechzeit vor-, gleich- oder nachzeitig bzw. zeitlos sind. Eines der Hauptziele der genannten Textsorten liegt in der Präsentation des vergangenen Geschäftsjahres; die Aktzeit dieser Themen ist als vorzeitig zu bezeichnen. Gleichermaßen werden jedoch Pläne, zukünftige Akquisitionen, Zu- und Verkäufe sowie weitere unternehmerische Perspektiven thematisiert; hier liegt also eine Nachzeitigkeit vor. Zudem sind zahlreiche Äußerungen zu finden, die entweder zeitlos sind oder in denen Sprech- und Aktzeit zusammenfallen. Im Aktionärsbrief variiert das Verhältnis von vor-, nach- und gleichzeitigen bzw. zeitlosen Sachverhalten: 02/99 ist ein Beispiel für einen BadA, in dem Aussagen über die Vergangenheit oftmals mit Aussagen über die Zukunft verbunden werden. „Dabei zählen nicht nur die bisher erzielten Ergebnisse. Wir werden das gewaltige Potenzial von DaimlerChrysler nutzen, ...“ (Seite 3) oder „Diese Szenarien lassen darauf schließen, dass der Wettbewerb auf allen unseren Märkten nicht leichter wird“ (Seite 6). Der BadA 04/99 bietet ein Beispiel für eine zeitlose Äußerung: „'Dem Leben verbunden'. Für uns bedeutet dies auch: Verantwortung und soziales Engagement“ (Seite 5).

Um das Protokoll näher bestimmen zu können, müssen wir noch den Begriff der Betrachtzeit einführen; sie beschreibt „die Zeit der Betrachtung (der Perspektive) des verbalen Aktes durch den Sprecher [...]“ (HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup> 1998: 144). **Der Vorstand beschloss gestern, die Aktivitäten in dem Unternehmensbereich XY zu verstärken.** Die Aktzeit dieses fiktiven Beispielsatzes liegt in der Zukunft. Für das Protokoll gilt ebenso wie für die bisher diskutierten Textsorten, dass die Aktzeit nicht festgelegt ist. Die Betrachtzeit jedoch – hier durch die Zeitangabe *gestern* markiert – ist im Protokoll immer vorzeitig. Der offene Brief stellt zumeist eine Reaktion auf einen Sachverhalt dar, der zunächst präsentiert werden muss. In Bezug auf diese Themen ist die Aktzeit als vorzeitig zu bezeichnen. Aufgrund seiner persuasiven Beeinflussungsabsichten enthält der offene Brief jedoch auch Aussagen, deren Aktzeit nachzeitig liegt (cf. BRINKER 1997b: 201).

Die lokale Orientierung bzw. das Merkmal [interner/externer Themenbezug] erweist sich als weniger kompliziert: Im GB-Vorwort, im GB und im Protokoll werden vorwiegend Gegenstände/Sachverhalte behandelt, die außerhalb der Kommunikationspartner liegen. In der HV-Rede, im BadA sowie im offenen Brief wird jedoch darüber hinaus das Sender-Empfängerverhältnis thematisiert. Diese Tatsache wurde bereits in der Dimension „Situation“ im Zusammenhang mit der Dialogizität angesprochen. D.h. also, HV-Rede, BadA und offener Brief weisen sowohl einen internen als auch einen externen Themenbezug auf, während das Vorwort des GB und das Protokoll eher externe Themen verfolgen.

Themenstruktur der Textsorten			
	Wahrheitsrahmen	Temporale Orientierung	Themenbezug
Vorwort	faktizitätstreu realitätsgerecht	Aktzeit: vor-, gleich-, nachzeitig, zeitlos	extern
GB	faktizitätstreu realitätsgerecht	Aktzeit: vor-, gleich-, nachzeitig, zeitlos	extern
Rede	faktizitätstreu realitätsgerecht	Aktzeit: vor-, gleich-, nachzeitig, zeitlos	extern/intern
Protokoll	faktizitätstreu	Aktzeit: vor-, gleich-, nachzeitig, zeitlos; Betrachtzeit: vorzeitig	extern
offener Brief	faktizitätstreu (realitätsgerecht)	Aktzeit: vor-, gleich-, nachzeitig, zeitlos	extern/intern
BadA	faktizitätstreu realitätsgerecht	Aktzeit: vor-, gleich-, nachzeitig, zeitlos	extern/intern

Tabelle 9; Quelle: Eigene Darstellung

### 6.3.2 Themenbereiche im Brief an die Aktionäre

In der Funktionalstalistik wurde versucht, Texte nach ihrem Handlungsbereich thematisch zu gliedern. Dieser Ansatz wurde bereits in Kapitel 6.2 diskutiert und kritisiert. Weitere Ansätze, die versuchen die thematische Dimension auf einer abstrakteren Ebene zu beschreiben, wurden im vorangehenden Kapitel dargestellt. Im Folgenden geht es darum, die konkreten Themenbereiche des Aktionärsbriefes genauer zu bestimmen. Obwohl es sich um einen relativ kurzen Text handelt, werden zahlreiche Themengebiete angesprochen. Dies mag daran liegen, dass sich der Brief im Allgemeinen in besonderer Weise für ein „Nebeneinander verschiedener Themen und Anliegen“ (NICKISCH 1999: 358) eignet bzw. in ihm „disparate Themen zwanglos miteinander verknüpft werden [können]“ (BELKE 1973b: 152).

In Bezug auf den BadA betrachtet Stegman folgende Themen als konstitutiv: „financial results of the year, their operational highlights, board membership changes, and their personnel, usually in that order“ (STEGMAN 1987b: 12). Diesem Zitat zufolge werden in den Aktionärsbriefen die wesentlichen Sachverhalte thematisiert, die das Unternehmen im vergangenen Geschäftsjahr hauptsächlich beschäftigt haben. Dies stimmt wiederum mit dem Ergebnis meiner Umfrage überein: 42,9 % der befragten Geschäftsberichtsleser sehen in dem BadA lediglich eine knappe Zusammenfassung des Lageberichtes. Dass der BadA jedoch seine Wirkung und Funktion als einleitendes Kapitel verfehlt, wenn er nur den Inhalt des GB zusammenfasst, konnte in der HGB-Studie nachgewiesen werden: „Analysten widmen sich im Gegensatz zu allen anderen Zielgruppen auch dem Vorwort des Vorstandes – denn es enthält oft wertvolle Informationen zur Unternehmensphilosophie und zur unternehmerischen Vision“ (HGB-Studie 1998: 9). Neben den rückwärts gewandten Fakten werden also visionäre Aussagen

erwartet. Das Thema „Prognosen“ trifft bei allen Lesergruppen des GB auf starkes Interesse. „Geschäftsberichte sind für ihre Leser weit mehr als ein Abbild des vergangenen Jahres: Sie wollen Visionen sehen“ (HGB-Studie 1998: 9). Als thematisch wichtig bzw. sehr wichtig erachten 88% der institutionellen Aktienbesitzer, 66% der Privataktionäre und 64% der Analysten Informationen über die Unternehmenskultur und -philosophie (cf. HGB-Studie 1998: 12). Der BadA sollte sich demnach auf jeden Fall mit unternehmerischen Visionen und Fragen zur Unternehmenskultur bzw. -philosophie auseinandersetzen und nicht so stark das vergangene Geschäftsjahr in den Vordergrund stellen. Die Analyse der Einstiege der Aktionärsbriefe hat jedoch ergeben, dass 87% aller Briefe mit einem Verweis auf das „abgelaufene Geschäftsjahr“ beginnen: 1997 wählen alle 15 Unternehmen eine ähnliche Anfangsformulierung wie „Phoenix blickt auf ein erfolgreiches Geschäftsjahr 1997 zurück“ (10/97); 1998 sind es 13 und 1999 fangen immerhin noch elf von 15 Briefen mit einer Bemerkung über das „abgelaufene Geschäftsjahr“ an. Die Tendenz ist also leicht abnehmend. Zum einen ist ein derart formulierter Einstieg nicht dazu geeignet, den Leser an den Text zu binden, wenn dieser sein Augenmerk eher auf zukunftsorientierte Aussagen legt und zum anderen wird das einzelne Unternehmen seinem Anspruch nicht gerecht, sich von den Konkurrenten absetzen zu wollen.

Betrachten wir im Folgenden die Themen der Aktionärsbriefe der Jahrgänge 1997 bis 1999: In Übereinstimmung mit Stegmans Feststellung wird in fast allen Briefen der Geschäftsverlauf mit den Ergebnissen und Umsatzzahlen des vergangenen Jahres präsentiert; lediglich die Briefe 06/98, 07/98, 05/99, 07/99 und 09/99 verzichten auf diese Darstellung. Dafür lassen sich zwei Erklärungsansätze finden: Einerseits müssen zwei Unternehmen von einem schwierigen Geschäftsjahr berichten (06/98 und 05/99), sodass konkrete Zahlen vielleicht lieber verschwiegen werden; andererseits ist den Unternehmen möglicherweise die Erläuterung ihrer Aktivitäten und Ziele wichtiger als die reine Präsentation der Ergebnisse. Dafür spricht, dass in den Briefen 07/98 und 07/99 der explikative Typ der Thematischen Entfaltung vorherrscht (cf. Kapitel 6.4.3). Im Zusammenhang mit den Umsatzzahlen wird oftmals die Entwicklung des Aktienkurses thematisiert. Einen zentralen Themenkomplex bilden Themen, die man unter dem Begriff **Unternehmensstrategie** zusammenfassen könnte: Dabei stehen Portfoliooptimierungen, Rationalisierungsmaßnahmen, Allianzen mit Partnerunternehmen, Joint Ventures, Fusionen, Akquisitionen, Zu- und Verkäufe und Internationalisierung sowie Globalisierung im Mittelpunkt. Zu den strategischen Themen gehören des Weiteren Umstrukturierung und Neuordnung von Geschäftsfeldern, die Markt-, Kosten- und Systemführerschaft, geplante Börsengänge sowie Kosteneinsparungsprogramme.

Hinzu kommen Aussagen zur Unternehmensphilosophie und -kultur, die sich zu einem zweiten Themenkomplex zusammenfassen lassen: Das Ziel, Mehrwert für die Aktionäre zu schaffen, sich stärker am Kunden zu orientieren, soziales Engagement und gesellschaftliche Verantwortung zu zeigen und eine transparente Kommunikation zu verfolgen, steht hier im Zentrum. Innovations-, Wissens- und Risikomanagement, F&E, Personalentwicklung, die flexiblere

Gestaltung der Arbeitszeit und Aktienoptionsprogramme bilden einen zweiten Schwerpunkt.

Ein dritter Themenkomplex stellt der Dank an Mitarbeiter, Kunden und Aktionäre dar: 1997 bedanken sich acht Unternehmen direkt bei ihren Mitarbeitern bzw. Aktionären (01/97, 03/97, 04/97, 09/97, 10/97, 11/97, 12/97 und 15/97); sieben Unternehmen verzichten auf eine explizite Danksagung (02/97, 05/97, 06/97, 07/97, 08/97, 13/97 und 14/97). 1998 formulieren neun von 15 Unternehmen dankende Worte; in den Briefen 05/98, 06/98, 07/98, 09/98, 13/98 und 14/98 wird darauf verzichtet. 1999 sind es immerhin zwölf Unternehmen, die sich bei ihren Mitarbeitern, Kunden oder Aktionären bedanken; lediglich 07/99, 09/99 und 13/99 verzichten auf diese Geste.

Zu Themen, die nur punktuell behandelt werden, gehören u.a.: der Wechsel im Vorstand (12/98, Seite 2; 13/98, Seite 2; 01/99, Seite 3), die Datumsumstellung (10/97, Seite 7; 08/98, Seite 3; 10/98, Seite 7; 03/99, Seite 3), die Aufnahme in den Aktienindex DJSGI (04/99, Seite 5), die Einschätzung der wirtschaftlichen Lage und politischer Rahmenbedingungen (03/97, Seite 4; 02/99, Seite 6; 13/99, Seite 3.; 10/97, Seite 7), der Regierungswechsel (11/99, Seite 4), die Liberalisierung des Telekommunikations- oder Strommarktes (04/97, Seite 5; 11/97, Seite 6) sowie unternehmensspezifische Themen, z.B. der Tod Konrad Henkels (08/99, Seite 4) oder die Geschichte Thyssens (14/98, Seite 10) oder die Erläuterung des GB-Motivs (07/98, Seite 4).

Ziel der Dimension „Referenz“ war es, die in den Aktionärsbriefen behandelten Themen darzulegen und die prototypischen Themen herauszuarbeiten: Themen aus dem Bereich der Unternehmensstrategie sowie aus dem Bereich der Unternehmensphilosophie im oben definierten Sinne sind dabei konstitutiv. Die Danksagung an Mitarbeiter, Kunden und Aktionäre gewinnt über den Beobachtungszeitraum von drei Jahren an Bedeutung, so dass sie 1999 bereits zu den prototypischen Themen gezählt werden kann.

## 6.4 Text

Die Dimension „Text“ konzentriert sich auf den Aktionärsbrief als Textsorte. Ziel dieses Kapitels ist es, die sprachlichen Besonderheiten des BadA auf der Textebene herauszufiltern. Zu diesem Zweck werden vier Teilbereiche untersucht:

1. Die Textstruktur soll Aufschluss geben über den prototypischen Aufbau eines Aktionärsbriefes.
2. Die Beschreibung der Textfunktionen dient dazu, die Absichten des Textproduzenten einzugrenzen.
3. Die Thematische Entfaltung erläutert die Art und Weise der Themendarstellung.
4. Die Realisationsformen geben Aufschluss über die Frage, ob der Inhalt neutral oder kommentierend wiedergegeben wird.

Es sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass es noch andere sprachlich-kommunikative Aspekte wie beispielsweise das Kohäsionsphänomen (cf.

NUSSBAUMER 1991: 102ss.) gibt, die eine Untersuchung Wert wären. Hier gilt jedoch ***mutatis mutandis***, was Püsche für die Stilanalyse formuliert hat:

„Mache dir vor und während der Analyse darüber Gedanken, was du mit deiner Analyse erreichen willst. Entsprechend deiner Zielsetzung achte besonders auf ...“ Daran schließt sich noch ganz nahtlos an: „Die Grenzen deiner Analyse setzt du selbst.“ Und: „Sei offen für Überraschungen“. (PÜSCHEL 1995: 318, FN 11)

Das Ziel meiner Analyse besteht darin, zunächst den strukturellen Aufbau der Textsorte „Aktionärsbrief“ zu erhellen und ein prototypisches Aufbaumuster zu fixieren. Dies ist die Voraussetzung für die Bestimmung der Funktionen der einzelnen Textteile. Da die einzelnen Themen unterschiedliche Funktionen übernehmen, ist davon auszugehen, dass sie auch unterschiedlich entfaltet und realisiert werden. Eine Betrachtung der Zusammenhänge von Textfunktion und Textstruktur sowie der Verbindung von Thema und Thematischer Entfaltung wird als Forschungsdesiderat bezeichnet (cf. BRINKER 1997a: 121, 139). Für den BadA sollen diese Relationen beleuchtet werden.

#### 6.4.1 Textstruktur

„Jeder Text, insofern er zu einer bestimmten Textsorte gehört, realisiert, d.h. variiert in bestimmten Grenzen die der Textsorte zugrunde liegende Strukturformel“ (KRAUSE 1986: 751). Ziel ist es, nach prototypischen Strukturmustern der Textsorte BadA mit Variationsmöglichkeiten innerhalb gewisser Toleranzgrenzen zu suchen. Das Auffinden der textsortenspezifischen Strukturmuster geschieht in der Textsortenlinguistik auf unterschiedliche Art und Weise. Zentral ist in diesem Zusammenhang der Begriff der Makrostruktur, der in zwei Bedeutungsvarianten auftritt: In der ersten Version beschreibt die Makrostruktur die semantische Tiefenstruktur eines Textes im Sinne van Dijks. Dabei werden die in Kapitel 7.3.4.2 genauer beschriebenen Propositionen zu Makropropositionen zusammengefasst, indem bestimmte Operationen der Verdichtung bzw. Zusammenfassung durchgeführt werden (cf. VAN DIJK 1980: 45ss.). Bohm hat diese Methode zur Bestimmung der Teiltextrte in seiner Untersuchung technischer Repräsentationstexte angewandt (cf. BOHM 1989: 18ss.). Die Teiltextrte „Introduction“, „Description“, „Advantages“, „Technical Data“, „Maintenance“ und „Sales Preparation“ (cf. BOHM 1989: 20ss.) stellen einerseits eine inhaltliche Zusammenfassung dar, andererseits beschreiben sie jedoch bereits die illokutionäre Funktion. Dies weist auf die Unklarheiten hin, die sich bei der Handhabung der Makroregeln nach van Dijk ergeben; auch GÜLICH/Raible decken einige Ungereimtheiten bei der Anwendung der Regeln in einem Beispieltextrt auf (cf. GÜLICH/RAIBLE 1977: 273ss.). In der zweiten Version bildet die Makrostruktur syntagmatische Relationen im Text ab. Dabei wird der Text in formal abgrenzbare Teiltextrte gegliedert, die unterschiedliche Funktionen in Bezug auf den Gesamttext übernehmen.

Bei der Beschreibung von Textvorkommen als Manifestationen einer Textsorte ist nun zu prüfen, inwieweit die Makrostruktur, d.h. die Art und die Abfolge der Teiltexte und die Gliederungsmerkmale, welche die Teiltexte delimitieren, textsorten-spezifisch sind. (GÜLICH/RAIBLE 1975: 160)

Auch Heinemann/Viehwegers Vorschlag fällt unter das Verständnis der Makrostruktur als syntagmatische Strukturformel. Sie sprechen von „Text-Strukturierungstypen“ und bezeichnen damit die Ergebnisse der „kompositorisch-architektonischen Entscheidungen“ des Textproduzenten (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 161s.). Bei der Bestimmung der Teiltext-Komplexe werden auf der ersten Ebene Textkern, Initialteil und Terminalteil unterschieden. Diese sind auf der zweiten Ebene in Sequenzierungs- und Konnexionsstypen gegliedert, d.h., der Textkern enthält mehrere Teiltext-Einheiten, deren Abfolge variiert. Die Sequenzierung betrifft die Anordnung dieser Teiltext-Einheiten, während sich die Konexion auf die Verbindung der Teiltext-Einheiten bezieht. Das Problem der Konexion wird im Rahmen der Thematischen Entfaltung betrachtet.

Bezüglich des Aufbaus eines Briefes nennt Langeheine folgende drei formale Konstituenten: 1. Die Einleitungsphase oder der Initialteil umfasst den Briefkopf (Name und Anschrift, Ort und Datum, Betreff- und Bezugzeile), die Anredeformel und die Briefkerneröffnung; 2. Der Briefkern oder die Briefmitte enthalten das inhaltliche Hauptanliegen des Textes; 3. Der Terminalteil schließt die Briefkernbeendigung und die Schlussformel ein (cf. LANGEHEINE 1983: 202s.). Die Funktion des Briefanfangs liegt in der Herstellung bzw. Aufrechterhaltung von kommunikativen und sozialen Beziehungen sowie der Vorbereitung auf die Themenbehandlung. Äußerungen wie *wir beziehen uns auf das Gespräch vom ... mit ...* haben einerseits beziehungsstrukturierende Funktion, indem die betroffenen Personen erwähnt werden, und andererseits aber auch briefstrukturierenden Charakter, indem an das vorangegangene Gespräch bzw. Thema angeknüpft wird. In der Briefmitte stehen die eigentlichen Nachrichten im Vordergrund, d.h., es werden „informierende Briefakte aneinandergereiht, [...]“ (cf. LANGEHEINE 1983: 203s.); diese werden hier als Teiltext-Einheiten bezeichnet.

Im Folgenden werde ich eine exemplarische Analyse eines Aktionärsbriefes vorstellen. Zu bestimmen sind der Initialteil (Anrede und Textanfang), der Textkern (Briefmitte bestehend aus Teiltext-Einheiten) sowie der Terminalteil (Briefkernbeendigung und Schluss- bzw. Grußformel). Als teiltextdifferenzierende Indizien gelten metakommunikative Gliederungssignale, die Hinweise auf den Beginn und das Ende von Textteilen geben.<sup>113</sup> – Der Initialteil des BadA 06/99 besteht aus der förmlichen Anrede „Sehr geehrte Damen und Herren“, einem Rückblick auf das abgelaufene Geschäftsjahr inklusive der wichtigsten Kennzahlen (Umsatz, Jahresüberschuss, Ergebnis etc.) und der Briefkerneröffnung, in der der Vorstandsvorsitzende darauf hinweist, die

<sup>113</sup> Cf. zu den textuellen Gliederungssignalen NUSSBAUMER 1991: 247ss. und MICHEL 1988. An dieser Stelle ergibt sich eine Verbindung zur Verständlichkeitsforschung: Metakommunikative Hinweise gelten als verständlichkeitsfördernd und werden in Kapitel 7.3.9 ausführlich dargestellt.

Fortschritte genügten noch nicht den Ansprüchen und daher würden weitere Maßnahmen zur Wertsteigerung vorgenommen. Die Briefmitte umfasst vier Teiltext-Einheiten: 1. Die Beschreibung des Programms zur Rationalisierung und Kostensenkung, 2. die Portfoliooptimierung der Produktsegmente, 3. das Innovationsmanagement und F&E sowie 4. die Internationalisierung durch Akquisitionen. Der Terminalteil besteht aus der Schlussformel „Mit freundlichen Grüßen Ihr ...“ und der Briefkernbeendigung, die ihrerseits in zwei Teiltext-Einheiten gegliedert ist: Zum einen wird die Personalentwicklung thematisiert und zum anderen dankt der Vorstandsvorsitzende den Mitarbeitern und Aktionären.

Die Beispielanalyse hat nun die sehr enge Verbindung der Bestimmung der Textstruktur mit dem Thema der Teiltexte gezeigt. Das Thema wurde dabei aufgefasst als der Kern des Textinhalts, der sich auf Gegenstände, Personen, Sachverhalte, Handlungen, Ideen etc. beziehen kann. Dabei kann das Teiltextthema entweder in einem Textsegment – im Brief 06/99 in Form der Zwischenüberschriften – realisiert sein oder es wird aus dem Textinhalt abstrahiert, „und zwar durch das Verfahren der zusammenfassenden (verkürzenden) Paraphrase. Das Textthema stellt dann die größtmögliche Kurzfassung des Textinhalts dar“ (cf. BRINKER 1997a: 55). An dieser Stelle zeigt sich der Zusammenhang der Dimensionen „Referenz“ und „Text“.

Im Jahr 1997 stellt sich die Textstruktur der Aktionärsbriefe wie folgt dar: Der Initialteil der BadA des Jahres 1997 beginnt in neun Fällen mit der Präsentation von Umsatz, Ergebnis und/oder Dividende. Dabei ist der Initialteil nur in einem BadA mit dem Dank an die Mitarbeiter verbunden (01/97, Seite 3). In den übrigen sechs Aktionärsbriefen wird die Wertsteigerung des Unternehmens (02/97 und 04/97), die verbesserte Marktposition (05/97), der Ausbau der Geschäftsfelder (07/97) sowie der Vorstoß auf den Telekommunikationsmarkt (11/97) thematisiert und in 15/97 beginnt der Autor mit einem Überblick über das Geschäftsjahr und die damit verbundenen Ziele und Strategien. Der Initialteil dient also in erster Linie dazu, den Leser überblicksartig zu informieren. Die Briefmitte des Jahres 1997 setzt sich aus vier bis 16 Teiltext-Einheiten zusammen und weist die in der Dimension „Referenz“ bereits besprochenen Themen auf. Interessant ist hierbei die Präsentation und Platzierung der dankenden Worte an die Mitarbeiter. Während diese in 01/97 im Initialteil zu finden sind, verzichten 05/97, 06/97, 07/97, 13/97 und 14/97 gänzlich darauf. 03/97 (Seite 4) und 15/97 (Seite 4) formulieren explizite Dankesworte an die Mitarbeiter und realisieren damit eine Kontaktfunktion. Demgegenüber nutzen folgende Briefe den indirekt formulierten Dank bzw. das Lob an ihre Mitarbeiter zur Selbstdarstellung: 02/97 (Seite, 2), 08/97, (Seite 3) und 09/97 (Seite 5). Vier Briefe verlegen die dankenden Worte in den Terminalteil: 04/97, 10/97, 11/97 und 12/97. Eine Reihe von Briefen stellt im Terminalteil die Wertsteigerung des Unternehmens als wichtigstes Ziel in den Vordergrund: 01/97, 06/96, 13/97 und 14/97. Andere prognostizieren eine positive Kursentwicklung (03/97), erfreuliche Umsätze (08/97) oder die zukünftige Marktführerschaft (04/97). In den anderen acht Briefen wird der Terminalteil dazu genutzt, Kontakt zum Aktionär herzustellen, indem ihm für das

Vertrauen gedankt (11/97), er um Unterstützung (02/97, 15/97) oder sein Vertrauen (07/97) gebeten, er zur Zusammenarbeit aufgefordert (05/97, 10/97), ihm das Engagement des Unternehmens zugesagt wird (09/97) oder indem er zur Hauptversammlung eingeladen wird (12/97). In den 15 BadA verabschieden sich acht Unternehmen (03/97, 05/97, 06/97, 09/97, 11/97, 12/97, 13/97 und 15/97) mit einer expliziten Abschlussformel von ihren Lesern, die zu 100% durch die Floskel ***Mit freundlichen Grüßen*** realisiert wird.

Für das Jahr 1998 hat die Analyse Folgendes ergeben: Der Initialteil des Jahrgangs 1998 beginnt ebenfalls in neun Fällen mit der Präsentation von Umsatz, Ergebnis und/oder Dividende. Nur in einem BadA wird er mit dem Dank an die Mitarbeiter verbunden: 08/98, Seite 2. In den anderen sechs Briefen werden allgemeinere Überlegungen zur Unternehmenssituation nach der Fusion (02/98) angestellt, zur Liberalisierung des Telekommunikationsmarktes (04/98), zur konjunkturellen Entwicklung (06/98), zum Motiv des GB (07/98), zum Strategiekonzept (10/98) und zum Vorstandswechsel (12/98). Die Briefmitte setzt sich aus sechs bis 15 Teiltext-Einheiten zusammen. Für die Themenbehandlung der Briefmitte wird auf die Dimension „Referenz“ verwiesen. Wir betrachten hier lediglich die Teiltext-Einheiten, die sich mit dem Dank an die Mitarbeiter beschäftigen: Die Briefe 05/98, 06/98, 07/98, 09/98, 13/98 und 14/98 sprechen ihren Mitarbeitern keinen expliziten Dank aus. In folgenden BadA wird der Dank in der Briefmitte realisiert: 02/98 verbindet ihn mit der Ergebnispräsentation (Seite 2) und 04/98 ordnet dieses Kapitel anderen Themen auf gleichem Niveau bei. In den übrigen sechs Briefen wird der Dank an die Mitarbeiter im Terminalteil umgesetzt und mit dem Dank an Aktionäre und/oder Kunden verbunden (01/98, 03/98, 10/98, 11/98, 12/98 und 15/98), was bereits auf die Kontaktfunktion des Terminalteils hinweist. Nur sechs Terminalteile enden mit einer Abschlussformel (05/98, 06/98, 09/98, 11/98, 13/98 und 15/98), die wiederum zu 100% durch die Formulierung ***Mit freundlichen Grüßen*** umgesetzt wird. Darüber hinaus werden in Terminalteilen folgende Themen angesprochen: Die zukünftige Lage bzw. die Potenziale des Unternehmens (02/98, 04/98, 14/98), die Steigerung des Unternehmenswertes (05/98, 06/98, 13/98), steigende Ergebnisse (08/98), die Expansion der Kernfelder (07/98), die Arbeit im Vorstand sowie die Perspektiven des Unternehmens (09/98). Bis auf die BadA 04/98 und 08/98 sind alle Briefe mit einer Kontaktfunktion versehen.

Die Untersuchung der Aktionärsbriefe für das Jahr 1999 hat ergeben, dass elf von 15 Briefen im Initialteil einen alternativen Einstieg zur bislang üblichen Ergebnispräsentation wählen: In 02/99 wird beispielsweise ein historischer Vergleich vorgenommen (Seite 2), in 07/99 das Leitmotiv erläutert (Seite 4), in 10/99 eine industrielle Revolution beschrieben (Seite 2); oder in 11/99 werden die neuen Rechnungslegungsstandards thematisiert (Seite 2). Des Weiteren gehören die BadA 01/99, 04/99, 05/99, 09/99, 13/99, 14/99 und 19/99 zu dieser Art von Initialteilen. 1999 sind es zwei Briefe, die im Initialteil ihren Mitarbeitern den Dank im Zusammenhang mit der Ergebnispräsentation aussprechen (03/99, Seite 2 und 14/99, Seite 2). Die Briefmitte umfasst zwischen vier und 16 Teiltext-Einheiten. Zu den zentralen Themen, die in der Briefmitte behandelt werden, gehören Aussagen

zur Unternehmensstrategie sowie zur Unternehmensphilosophie und -kultur; diese sind bereits in der Dimension „Referenz“ genauer dargestellt worden. 1999 sind es immerhin zwölf Unternehmen, die sich bei ihren Mitarbeitern, Kunden oder Aktionären bedanken; lediglich 07/99, 09/99 und 13/99 verzichten auf diese Geste. Dabei ist der Dank an die Mitarbeiter mit folgenden Textteilen verbunden: In den BadA 01/99, 02/99, 04/99, 08/99 und 11/99 wird dieser Teil in die Briefmitte integriert. Demgegenüber weisen die Terminalteile folgender Briefe dankende Worte an Mitarbeiter und Aktionäre auf: 06/99, 10/99 und 15/99; in 12/99 wird ausschließlich den Mitarbeitern und in 05/99 nur den Aktionären im Terminalteil gedankt. Darüber hinaus werden in den Teilstext-Einheiten des Terminalteils folgende Themen angesprochen: die Steigerung des Unternehmenswertes, die als Appell, Versprechen oder Erwartung formuliert wird (01/99, 04/99, 05/99, 07/99, 08/99, 11/99 und 14/99), die Zukunftsgestaltung sowie die positiven Voraussetzungen des Unternehmens (02/99, 03/99), aber auch schlechte Zukunftschancen werden thematisiert (13/99); in 09/99 wird das Team gelobt, während in den Briefen 06/99, 10/99, 12/99 und 15/99 der Dank im Vordergrund steht. – In neun Fällen weisen die Briefe keine Grußformel auf, sondern lediglich eine Unterschrift, die z.T. durch *Ihr* ergänzt wird; 02/99 weist ein Fazit statt eines Grusses auf. In den übrigen sechs Briefen finden wir fünfmal die Formel ***Mit freundlichen Grüßen*** (01/99, 06/99, 11/99, 13/99 und 15/99) und einmal ***Mit den besten Wünschen für Sie*** (09/99).

Die Ableitung eines Prototyps aus diesen Ergebnissen gestaltet sich äußerst schwierig, da sich über den Beobachtungszeitraum von drei Jahren zwar Tendenzen festhalten lassen, diese jedoch keine prototypischen Charakteristika aufweisen. Der Initialteil zeichnet sich zunehmend dadurch aus, dass nicht mehr nur Ergebnisse präsentiert werden, sondern es wird nach alternativen Texteinstiegen gesucht. Der Dank an die Mitarbeiter wird in immer mehr Briefen umgesetzt und ist zunehmend im Terminalteil zu finden, doch ist er kein konstitutiver Bestandteil des BadA. Ebenso stellt die abschließende Grußformel kein prototypisches Kriterium der Aktionsbriefstruktur dar.

#### 6.4.2 Textfunktionen

Das Ziel dieses Kapitels besteht darin, den BadA als Textsorte intern näher zu bestimmen, wobei die Briefe des Korpus' als Textsortenvarianten aufgefasst werden. Im Rahmen einer internen Textsortenbestimmung spricht also nichts dagegen, innerhalb dieser Varianten mit dominierenden Funktionen zu arbeiten. Der Unterschied zu den kritisierten Klassifikationsansätzen liegt darin, dass durch die Dominanz einer Funktion innerhalb eines Textsortenparadigmas keine neuen Textsorte entsteht. Auch Adamzik stellt sich die Frage, ob „einzelne Texte oder Teilstexte [...] [bestimmten] Kategorien monotypisch zuzuordnen [sind]“ (ADAMZIK 2000: 92).

Wie bereits erwähnt herrscht über die Anzahl und die Bestimmung der Textfunktionen Uneinigkeit: Brinker greift auf die Sprechakttheorie nach Searle<sup>114</sup>

---

<sup>114</sup> Cf. dazu SEARLE 1971 und 1973.

zurück und unterscheidet fünf Grundfunktionen: Informations-, Appell-, Obligations-, Kontakt- und Deklarationsfunktion (cf. BRINKER 1997a: 104s.); die DUDEN-Grammatik hat diesen fünf Funktionen noch die Unterhaltungsfunktion zugefügt (DUDENREDAKTION 1998: 841). Ähnlich differenzieren auch Heinemann/Viehweger vier respektive fünf Funktionen: „sich ausdrücken“ im Sinne von „sich selbst darstellen“, „kontaktieren“, „informieren“, „steuern“ und als übergeordnetes Kriterium „ästhetisch wirken“ (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 150). In Anlehnung daran führt Biere die folgenden vier grundlegenden kommunikativen Funktionen an: sich ausdrücken, Kontakt aufnehmen, informieren und veranlassen (cf. BIERE 1993: 78). Sproule hingegen nennt wiederum fünf Funktionen: Report Function, Persuasive Function, Attitude-Revealing Function, Self-Revelation Function, Relationship-Function (cf. SPROULE 1980: 39ss.). Relativ ähnlich fallen die fünf Funktionen nach Keller/Radtke aus: informieren, überzeugen, Image prägen, Beziehungen pflegen und unterhalten (cf. KELLER/RADTKE 1997: 3).

Dieser Überblick zeigt, zwischen den einzelnen Ansätzen bestehen eine Reihe von Parallelen. Wir können eine gewisse Ordnung durch Reduktion erzielen, indem wir folgende Gruppierungen vornehmen:

- a) Eine Gruppe umfasst die primär senderorientierten Funktionen. Darunter fallen die „Selbstdarlungsfunktion“ nach Heinemann/Viehweger und Biere, das „Image prägen“ nach Keller/Radtke; die Obligationsfunktion nach Brinker bzw. nach der DUDEN-Grammatik können ebenfalls hierunter subsumiert werden, da sich der Sender zu etwas verpflichtet. Ebenso sind Sproules „Attitude-Revealing Function“ und „Self-Revelation Function“ als senderorientierte Funktionen zu betrachten; sie können m.E. zusammengefasst werden. Wenn der Sprecher mittels Sprache auf die Realität referiert, gibt er seine persönliche, subjektive Sicht der Dinge wieder. Dabei vermischen sich häufig Deskription und Evaluation, ohne dass er sich dessen bewusst wäre. „We normally indicate how we feel about an idea at the same time that we report it or use it in an advisory way“ (SPROULE 1980:40). Die „Attitude-Revealing Function“ beschreibt also das Verhältnis des Sprechers zu seiner kommunizierten Nachricht. Die „Self-Revelation Function“ ist der „Attitude-Revealing Function“ gewissermaßen übergeordnet. Jede Nachricht lässt Aussagen über den Sender dieser Nachricht zu. Innerhalb eines Kommunikationsvorgangs übermittelt der Sender nicht nur seine Einstellung zum kommunizierten Gegenstand, sondern auch seine Gefühle, seine Persönlichkeit und seine Selbsteinschätzung. Sproule betont, man benötige zur Einschätzung einer Persönlichkeit mehr als eine einzelne Aussage: „[...], we must observe a great amount of communication behavior before really gaining insight into an individual.“ (SPROULE 1980:42).
- b) Der zweiten Gruppe sind die primär empfängerorientierten Funktionen zuzuordnen: Die „Appelfunktion“ und die „Kontaktfunktion“ nach Brinker bzw. nach der DUDEN-Grammatik sind hier ebenso einzuordnen wie Bieres

„veranlassen“ und „Kontakt aufnehmen“. „Beziehungen pflegen“ nach Keller/Radtke und „kontaktieren“ nach Heinemann/Viehweger sind mit der genannten Kontaktfunktion gleichzusetzen, die Sproule in seiner „Relationship Function“ beschreibt. Der Appellfunktion sind meiner Meinung nach auch die „Persuasive Function“ nach Sproule und die Überzeugungsfunktion nach Keller/Radtke zuzuordnen ebenso wie die Funktion „steuern“ nach Heinemann/Viehweger. Ein Problem stellt die „Unterhaltungsfunktion“ nach der DUDEN-Grammatik und nach Keller/Radtke dar; sie kann als Sonderfall der Kontaktfunktion betrachtet werden. Indem der Sender sich bemüht, den Empfänger zu unterhalten, verhält er sich in besonderer Weise leserorientiert. – Heinemann/Viehwegers Konzeption des „ästhetisch Wirkens“ bezieht sich auf fiktionale Welten und braucht daher bei der Behandlung von Gebrauchstexten nicht berücksichtigt zu werden (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 153).

- c) Die dritte Gruppe beinhaltet primär sachorientierte Funktionen: Dazu gehören die „Informationsfunktion“ nach Brinker, der DUDEN-Grammatik, Biere, Heinemann/Viehweger und Keller/Radtke ebenso wie Sproules „Report Function“. Hinzu kommt die Deklarationsfunktion nach Brinker und nach der DUDEN-Grammatik, da mit der „Äußerung des Textes die Einführung eines bestimmten Faktums“ vollzogen wird (cf. BRINKER 1997a: 120)

Die Zusammenfassung der diversen Funktionen führt uns auf direktem Weg zu den von Bühler genannten Sprachfunktionen: Symptom-, Signal- und Symbolfunktion (cf. BÜHLER 1934: 28) entsprechen der senderorientierten, der empfängerorientierten und der sachorientierten Funktion. In der Folge von Shannon/Weaver (1949) und Karl Bühler (1934) entwirft Jakobson ein Modell, das über die Einheiten – wie Sender, Nachricht, Kontext und Empfänger – hinaus auch andere am Kommunikationsprozess beteiligte Faktoren einbezieht. Im Vergleich zu Bühlers Modell besteht Jakobsons Entwurf aus sechs statt aus vier Faktoren: Neben den bereits erwähnten Einheiten kommen der Kode, der „ganz oder zumindest teilweise dem Sender und Empfänger gemein“ sein muss und das Kontaktmedium, der physische Kanal bzw. die psychologische Verbindung zwischen Sender und Empfänger, hinzu (cf. JAKOBSON 1971: 146).

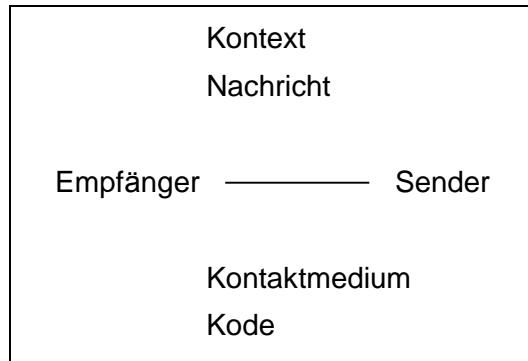


Abbildung 10: Modell der Funktionen;  
Quelle: JAKOBSON 1971: 147

Die denotative Funktion beschreibt die Referenz auf den Kontext. Bühler attribuiert dem sprachlichen Zeichen Symbolcharakter, den es „kraft seiner Zuordnung zu [den] Gegenständen und Sachverhalten“ besitzt (BÜHLER 1934: 28). Der Symbolbegriff bzw. die damit verbundene Darstellungsfunktion ist demnach mit der denotativen bzw. referentiellen Funktion nach Jakobson identisch. Die emotive Funktion verdeutlicht den „direkten Ausdruck der Haltung des Sprechers demgegenüber, wovon er spricht“ (JAKOBSON 1971: 147). Diese äußert sich besonders deutlich in Interjektionen, die u.a. Unsicherheit und andere nonverbale Aspekte übermitteln können. Emotive Merkmale können sich auf phonetischer, grammatischer und lexikalischer Ebene widerspiegeln. Die denotative Funktion entspricht – wie bereits erwähnt – Bühlers Darstellungsfunktion, während die emotive Funktion mit der Ausdrucksfunktion gleichzusetzen ist. Als konative Funktion bezeichnet Jakobson die Ausrichtung der Nachricht auf den Empfänger, die besonders in der grammatischen Form des Imperativs und des Vokativs zum Ausdruck kommt. In Bühlers Modell entspricht sie der Appellfunktion.

#### Jakobson und Bühler im Vergleich

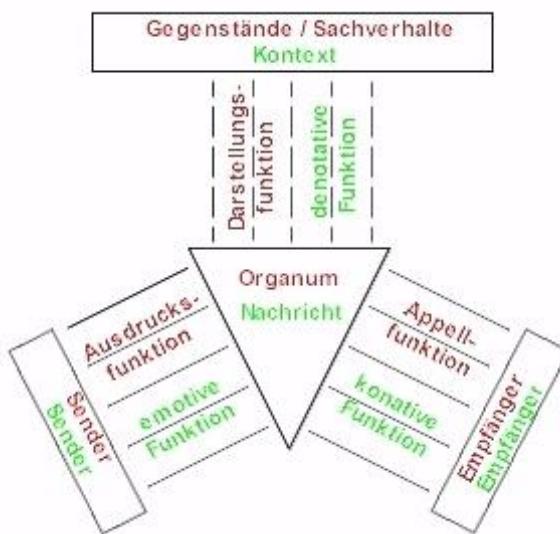


Abbildung 11: Quelle: Eigene Darstellung

Jakobson selbst weist darauf hin, Bühlers traditionelles Sprachmodell beschränke sich auf diese drei Funktionen (Ausdrucks-, Appell- und Darstellungsfunktion) (cf. JAKOBSON 1971: 149), wohingegen ich weiter oben von einer Übereinstimmung in vier Punkten gesprochen habe. Dies ist darauf zurückzuführen, dass Bühler nicht jedem einzelnen Faktor eine Funktion zuschreibt, sondern die Nachricht, das Organum, im Zentrum des Kommunikationsprozesses ansiedelt und die drei Funktionen aus den Wechselwirkungen mit dem Sender, dem Empfänger und dem Gegenstand/Sachverhalt ableitet: Zwischen Sender und Nachricht besteht eine Ausdrucksfunktion, zwischen Empfänger und Nachricht eine Appellfunktion und zwischen Gegenstand/Sachverhalt und Nachricht eine Darstellungsfunktion. Jakobson hingegen postuliert für die Nachricht eine eigene Funktion, die so genannte „poetische Funktion“, die sich „auf die Nachricht um ihrer selbst willen“ bezieht (JAKOBSON 1971: 151). Der Begriff *poetisch* ist nun leicht irreführend, da nach Jakobsons Verständnis nicht nur Literatursprache über eine poetische Funktion verfügt, obwohl davon auszugehen ist, dass sie in der Dichtung dominant ist. In anderen sprachlichen Äußerungen spielt sie eine eher untergeordnete Rolle. Jakobson subsumiert unter der poetischen Funktion rhetorische Mittel der Sprache, wie z.B. Silbengradationen in „Joan and Margery“ (JAKOBSON 1971: 154) und Symmetrien von drei zweisilbigen Verben mit identischem An- und Auslautkonsonant in „veni, vidi, vici“ (JAKOBSON 1971: 153). Jakobsons Überlegungen, eine poetische Funktion zu postulieren, spiegeln sich in der ästhetischen Funktion nach Heinemann/Viehweger am deutlichsten wider (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 150). Zu den bislang genannten Funktionen kommt noch die phatische Funktion, die sich aus dem Faktor „Kontaktmedium“ ableitet und die Bemühungen des Kommunikationsteilnehmers schildert, die Unterhaltung aufrecht zu erhalten. Die metasprachliche Funktion, die sich aus dem Faktor „Kode“ ergibt, beschreibt jene sprachlichen Äußerungen, deren Ziel darin besteht, auf die Sprache selbst zu referieren. Der Unterschied zwischen Bühler und Jakobson besteht darin, dass Letzterer nicht nur die Alltagssprache in seinem Modell berücksichtigt, sondern auch die Literatursprache mit einbezieht.

Während Diewald die von Bühler aufgestellten Funktionen als ausreichend erachtet und aus ihnen die Darstellungs-, Kontakt- und Appellfunktion ableitet (cf. DIEWALD 1991: 317), vertrete ich die Meinung, die in ihrer Konzeption fehlenden primär sprecherorientierten Funktionen sollten unbedingt vertreten sein. Bei der Analyse der Aktionärsbriefe werde ich daher die folgenden Funktionen mit ihren Unterfunktionen berücksichtigen:

1. [Informationsfunktion mit der Unterfunktion: Deklaration],
2. [Kontaktfunktion mit den Unterfunktionen: orientieren und unterhalten]
3. [Appellfunktion mit den Unterfunktionen: überzeugen, steuern, veranlassen]
4. [Selbstdarstellungsfunktion mit der Unterfunktion: Obligation].

Bevor die einzelnen Briefe und ihre Teiltexte auf diese Funktionen hin untersucht werden, werden die Funktionen genauer definiert:

1. **Informationsfunktion:** Der Sender beabsichtigt den Empfänger über einen Sachverhalt zu informieren, indem er ihm ein bestimmtes Wissen vermittelt. Mit der Unterfunktion „deklarieren“ gibt der Sender dem Empfänger zu verstehen, dass durch den Text eine neue Wirklichkeit geschaffen wird.
2. **Kontaktfunktion:** Der Sender betont die persönliche Beziehung zum Empfänger; diese zeigt sich auch in einem leserorientierten Verhalten, das dem Rezipienten die Orientierung im Text erleichtert. Beabsichtigt er darüber hinaus den Empfänger in besonderer Art und Weise an sich zu binden, so geschieht dies über die Unterhaltungsfunktion.
3. **Appellfunktion:** Der Sender hat die Absicht den Empfänger zur Übernahme einer bestimmten Meinung zu bewegen bzw. ihn zu einer bestimmten Handlung zu veranlassen. Die Unterfunktion „überzeugen“ bezieht sich eher auf die Meinungsbeeinflussung, während „steuern“ und „veranlassen“ die Verhaltensbeeinflussung fokussieren.
4. **Selbstdarstellungsfunktion:** Der Sender versucht, dem Empfänger ein bestimmtes Bild von sich zu vermitteln. Die Obligationsfunktion kann als Unterfunktion betrachtet werden, da auch diese primär senderorientiert ist: Der Sender übernimmt gegenüber dem Empfänger eine Verpflichtung.

Im Vergleich dazu hat sich Ermert entschieden, vier Funktionen bzw. Intentionen zu differenzieren (cf. ERMERT 1979: 69): Zu den mit meinen Funktionen etwa übereinstimmenden Kontakt-, Darstellungs- (= Informations-) und Aufforderungsfunktionen (Appellfunktion) tritt die Wertungsintention. Diese habe ich ausgeklammert, da sie im Kapitel 6.4.4 als Realisationsform gesondert behandelt wird.

#### 6.4.3 Thematische Entfaltungstypen

Die Idee der Thematichen Entfaltung geht auf die Thema-Rhema-Konzeption der Prager Schule zurück. Der Ansatz der so genannten Funktionalen Satzperspektive hatte zum Ziel, die Sätze auf ihre informationstragende Struktur hin zu untersuchen, um festzustellen, welche Bestandteile innerhalb des Satzes und später des gesamten Textes dazu dienen, die Kommunikation voranzutreiben (cf. GÜLICH/RAIBLE 1977: 60ss.). Dabei wurde herausgearbeitet, dass neue Information über eine hohe kommunikative Dynamik verfügt, wohingegen alte, bereits bekannte Information wenig zum Fortgang der Kommunikation beiträgt. František Daneš hat nun zur Beschreibung des Informationsgehaltes eines Satzes den Satzbestandteilen die Begriffe **Thema** und **Rhema** zugeordnet (cf. DANEŠ 1970: 72s): Das Thema bezeichnet das, worüber etwas mitgeteilt wird und das Rhema, was über das Thema mitgeteilt wird. In der erweiterten Perspektive bezieht sich das Thema auf das, was aus dem Kontext bzw. der Situation ableitbar ist und das Rhema auf das, was nicht ableitbar, also neu ist. Daneš entwickelt verschiedene

Typen von thematischen Progressionen, mit denen er die möglichen thematischen Relationen in einem Text darstellt (cf. DANEŠ 1970: 75ss.). Diese sollen hier nicht noch einmal vorgestellt werden.<sup>115</sup> Auf die Schwächen des Ansatzes, die v.a. in der unklaren Definition von Thema und Rhema liegen, weisen GÜLICH/Raible in einem Versuch der praktischen Anwendung hin (cf. GÜLICH/RAIBLE 1977: 80ss.). In dieser Anwendung wird u.a. deutlich, dass Daneš' Strukturanalyse zu sehr an der Textoberfläche operiert und kommunikative Aspekte vollkommen vernachlässigt. Themen in einem Text auf eine bestimmte Art und Weise darzustellen ist mit dem Begriff der Thematischen Entfaltung (TE), der „gedanklichen Ausführung des Themas“, in Verbindung zu bringen. Brinker definiert die TE wie folgt:

Die Entfaltung des Themas zum Gesamthalt des Textes kann als Verknüpfung bzw. Kombination relationaler, logisch-semantisch definierter Kategorien beschrieben werden, welche die internen Beziehungen der in den einzelnen Textteilen (Überschrift, Abschnitten, Sätzen usw.) ausgedrückten Teilinhalte bzw. Teilthemen zum thematischen Kern des Textes (dem Textthema) angeben (Spezifizierung, Begründung usw.). (BRINKER <sup>4</sup>1997a: 60)

Brinker beschreibt nun die logisch-semantischen Relationen zwischen den Teilinhalten bzw. Teilthemen mithilfe von drei Entfaltungstypen: Die Entfaltung der thematischen Struktur in Gebrauchstexten erfolgt auf deskriptive, narrative, explikative oder argumentative Art (cf. BRINKER <sup>4</sup>1997a: 63ss.). Auch in anderen textsortenlinguistischen Untersuchungen spielt die Themenentfaltung eine tragende Rolle: In Anlehnung an Brinker nimmt die DUDEN-Grammatik eine ähnliche Einteilung vor (cf. DUDENREDAKTION <sup>6</sup>1998: 837). Werlich unterscheidet fünf bzw. sechs „texttypische thematische Textbasen“: die deskriptive, die narrative, die expositorische (synthetische und analytische), die argumentative und die instruktive Textbasis (cf. WERLICH <sup>2</sup>1979: 30ss.). Heinemann/Viehweger differenzieren narrative, deskriptive und argumentative Strukturierungsmuster (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 237ss.). Diewald schlägt vor, bei der Themenentfaltung die Merkmale [assoziativ] und [deskriptiv] zu unterscheiden. „Im ersten Fall dominiert nicht die Darstellungs- sondern die Kontaktfunktion im Text, im letzten Fall dagegen liegt Dominanz der Darstellungsfunktion vor“ (DIEWALD 1991: 325). Die deskriptive TE könne dann noch in Subkategorien wie narrativ, explikativ und argumentativ gegliedert werden. – Im Folgenden werden die einzelnen Typen der TE genauer beschrieben.

#### **6.4.3.1      *Die deskriptive TE***

Die deskriptive TE wird zumeist mit den Textsorten „Nachricht“ und „Bericht“ in Verbindung gebracht (cf. BRINKER <sup>4</sup>1997a: 64). Charakteristisch ist die Tatsache, dass „ein komplexes Thema aufgegliedert und – normalerweise – im Sinne eines räumlichen Nebeneinanders detaillierter ausgefaltet wird“ (DUDENREDAKTION

---

<sup>115</sup> Cf. dazu BRINKER <sup>4</sup>1997a: 49 oder auch EROMS 1991: 61ss., der darüber hinaus auf den Nutzen der Thema-Rhema-Gliederung für die Textanalyse eingeht.

<sup>6</sup>1998: 837). D.h., ein Gegenstand, ein Sachverhalt, ein Zustand oder ein Vorgang wird in Raum und Zeit eingeordnet und so einerseits situiert und andererseits spezifiziert. Beschreibt das Thema einen einmaligen Vorgang, ein historisches Ereignis, orientiert sich der thematische Aufbau am zeitlichen Ablauf des Geschehens. Es werden Fragen nach dem wer, was, wo und wie beantwortet, sodass Vergangenheitstempora<sup>116</sup>, Lokal- und Temporalbestimmungen als wichtige Indizien gelten können. Motive und Handlungsgründe werden im Rahmen der deskriptiven TE nicht erläutert. Darüber hinaus werden Themen, die einen generalisierbaren, wiederholbaren Vorgang darstellen, auf deskriptive Art entfaltet, d.h., die Teile werden spezifiziert und wie beispielsweise in einer Gebrauchsanweisung in chronologisch-logischer Abfolge erläutert. Diese Variante der deskriptiven TE spielt im BadA keine Rolle. Interessant ist jedoch der Hinweis, Instruktionstexte, die eine Appellfunktion aufweisen (cf. MÖHN 1991: 184), werden auf deskriptive Art entfaltet. Dies impliziert, dass die Appellfunktion nicht argumentativ-persuasiv realisiert werden muss. – Eine deskriptive TE liegt ebenfalls vor, wenn eine „Teil-Ganzes oder Enthalteins-Relation“ beschrieben wird; kennzeichnend hierfür ist eine durchgehende Wideraufnahmestruktur (cf. BRINKER <sup>4</sup>1997a: 67). Die letzten zwei Versionen der deskriptiven TE beziehen sich auf Beschreibungen, während die erste Version eine Form des Berichtens darstellt. Da bisher nur einige wenige Hinweise auf die sprachliche Umsetzung der deskriptiven TE gegeben wurden, möchte ich bestimmte semantische Klassen mit dieser Art der TE in Verbindung bringen: Meiner Meinung nach gehören die kopulativen, disjunktiven und adversativen Verknüpfungsarten zu den Realisationsmöglichkeiten der Deskription. Dabei ist zu beachten, dass

[diese] koordinativen Verknüpfungen [...] nicht einfach mechanische, inhaltsleere Abfolgen/Sequenzen in der Lautkette bzw. Schriftzeile [sind], sondern [...] Resultate von Sprecherhandlungen wie HINZUFÜGEN, ERGÄNZEN, SUMMIEREN, usw. [...]. (VON POLENZ <sup>2</sup>1988: 286)

Darüber hinaus ist die komitative Verknüpfung ebenfalls dieser Gruppe zuzurechnen. Betrachten wir die Verknüpfungsarten im Einzelnen:

1. Die kopulativen Verknüpfungen zeichnen sich dadurch aus, dass eine Aussage P2 zu einer Aussage P1 hinzugefügt wird oder eine Aussage P1 durch eine Aussage P2 ergänzt wird oder mehrere Aussagen (P1 bis Pn) summiert werden. Als sprachliche Indikatoren gelten u.a.: **hinzukommen, und, auch, ferner, außerdem, überdies, zudem, gleichfalls, ebenso; sowohl ... als auch; weder ... noch** (cf. VON POLENZ <sup>2</sup>1988: 268s.).
2. Die disjunktiven Verknüpfungen sind dadurch charakterisiert, dass zu einer Aussage P1 eine Alternative genannt wird, P1 und P2 zur Wahl stehen oder P1 und P2 offen gelassen werden. Diese werden realisiert

---

<sup>116</sup> Diese sind allerdings – wie noch im folgenden Kapitel zu zeigen sein wird – nur ein mögliches und kein hinreichendes Kriterium der deskriptiven TE, denn auch zukünftige Themen können narrativ bzw. deskriptiv entfaltet werden (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 241).

durch: **oder, entweder ... oder, oder aber, beziehungsweise, sonst, andernfalls** (cf. VON POLENZ ²1988: 270).

3. In adversativen Verknüpfungen werden die Aussagen P1 und P2 einander gegenübergestellt oder P1 und P2 kontrastieren oder eine in P1 implizierte Erwartung wird durch P2 korrigiert. Als Hinweise gelten u.a. folgende Formulierungen: **aber, doch, dagegen, demgegenüber, im Gegensatz dazu, nicht nur ..., sondern auch** (cf. VON POLENZ ²1988: 270s.).
4. Komitative Verknüpfungen beschreiben einen Sachverhalt „durch eine Aussage über das notwendige Miteinander-Geschehen zweier Sachverhalte P1 und P2“, d.h., es wird eine Nebenhandlung bzw. etwas Mitgemeintes thematisiert (VON POLENZ ²1988: 275s.). Sprachlich wird diese Verknüpfungsvariante durch folgende Indikatoren realisiert: **wobei, nicht ohne dass, nicht ohne zu, ohne zu** und Partizipialgruppen (cf. VON POLENZ ²1988: 275)

Kommen wir nun zu der narrativen TE, die der deskriptiven sehr verwandt zu sein scheint.

#### 6.4.3.2 **Die narrative TE**

Auf die Interdependenzen von narrativer und deskriptiver TE wird verschiedentlich hingewiesen (cf. DUDENREDAKTION ⁶1998: 838). Auch Heinemann/Viehweger differenzieren zwei Arten von Narrationen<sup>¹¹⁷</sup>, von denen eine m.E. eher als deskriptiv bezeichnet werden sollte. NARR I ist durch folgende Merkmale gekennzeichnet: informationsvermittelnd, d.h. sachlich-registrierend; um Objektivität bemüht; Distanz während, d.h. Fehlen von explizit subjektiven Bewertungselementen; Spezifizierung, d.h. Hervorhebung für den Handlungsablauf wichtiger Details sowie Hervorhebung des Rahmens (situative Umstände); den außerhalb der Darstellung liegenden Zweck betonend und zukünftige wie vergangene Ereignisse schildernd. NARR I ist demnach eher „ergebnisorientiert“ und mit Textsorten der „institutionalisierten Schreibtätigkeit“ verbunden. Als Beispiele für Textsorten mit dem Entfaltungstyp NARR I werden Rechenschaftsberichte, Protokolle und Lebensläufe genannt (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 239ss.). NARR II hingegen wird als „erlebnisorientiert“ bezeichnet und ist durch folgende Aspekte charakterisiert: Erlebnisperspektive, d.h. subjektive Schilderung der Ereignisse; Dominanz von Ansichten und Empfindungen; emotionales Einwirken auf den Rezipienten; mögliches Abweichen von der Realität; Komplikation und Auflösung; Involviertheit von Personen; der Zweck liegt in der Erzählung selbst bzw. in der Moral. Diese Form der TE findet sich v.a. in mündlichen Erzählungen sowie in Briefen und Tagebüchern (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 242ss.). Der Begriff **ergebnisorientiert** wird bei Sandig mit der Form des Berichtens in Verbindung

<sup>¹¹⁷</sup> Der Terminus **Narration** bezieht sich hier auf mündliche Texte; literarische Formen der Erzählung wie Sagen, Legenden, Novellen oder Kurzgeschichten sind *qua* Definition ausgeschlossen. „Narrative will be considered as one verbal technique for recapitulating [personal] experience“ (LABOV/WALETZKY 1967/1997: 4).

gebracht, während sich **erlebnisorientiert** auf Erzählungen bezieht. „ERZÄHLEN ist eher ‚privat‘ weil emotionalisierend, eine Beziehung herstellend, die Gemeinsamkeiten von Wertungen betonend; BERICHTEN ist eher ‚institutionsgebunden‘“ (SANDIG 1986a: 184). Dies würde dafür sprechen, die unter NARR I beschriebene Thematische Entfaltung nicht unter die Narration zu subsumieren, sondern sie als Form der deskriptiven TE zu betrachten. Heinemann/Viehwegers Definition der NARR I stimmt bis auf einen Punkt mit Brinkers deskriptiver TE des ersten Typs (cf. BRINKER 1997a: 63s.) überein: NARR I ist nicht ausschließlich auf vergangene Ereignisse festgelegt.

Als Kern der NARR II werden Komplikation und Auflösung (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 243) präsentiert – Größen, die aus Labov/Waletzkys Strukturmodell zur Darstellung von Erzähltexten stammen: Die Phase der Orientierung dient dazu, „to orient the listener in respect to person, place, time, and behavioral situation“ (LABOV/WALETZKY 1967/1997: 27). Die „Complication“-Phase, in der Probleme auftreten, wird durch die „Evaluation“-Phase abgelöst: „Narratives are usually told in answer to some stimulus from outside and to establish some point of personal interest“ (LABOV/WALETZKY 1967/1997: 29). Die Evaluation besteht in der subjektiven Bewertung der Ereignisse, die ihrerseits die Minimalbedingung der Interessantheit aufweisen, d.h., „bis zu einem gewissen Grade von einer Norm, von Erwartungen oder Gewohnheiten abweichen“ müssen (VAN DIJK 1980: 141). Die Evaluation nimmt eine Metaposition ein, da sie nicht zu den Ereignissen selbst zählt, sondern eine Bewertung der Ereignisse vornimmt. In der „Resolution“-Phase werden die Probleme der Komplikationsphase aufgelöst – sowohl im positiven als auch im negativen Sinne. Während viele Erzählungen mit der zuvor genannten Phase enden, gibt es Beispiele, die eine zusätzliche „Coda“-Phase aufweisen: „The coda is a functional device for returning the verbal perspective to the present moment“ (cf. LABOV/WALETZKY 1967/1997: 35). Mit der Frage **Was soll man/muss man fortan tun oder lassen, wenn man sich die Ereignisse der Geschichte vor Augen hält?** (cf. VAN DIJK 1980: 142) schließt sich der Kreis der Erzählung, indem auf den Sprecherzeitpunkt Bezug genommen wird. – Brinker weist zu Recht darauf hin, dass Labov/Waletzky „thematisch-strukturelle und kommunikativ-funktionale Aspekte“ vermischen (cf. BRINKER 1996: 282). Beispielsweise verweist „Evaluation“ auf eine kommunikative Funktion, wohingegen „Resolution“ thematische Gesichtspunkte behandelt. Halten wir also zunächst fest, die Themen von Erzählungen sind durch die Präsentation eines singulären, abgeschlossenen und ungewöhnlichen Ereignisses gekennzeichnet. Dabei muss sich die Handlung zumindest in zweiter Linie auf Personen beziehen, die in irgendeiner Weise mit dem Erzähler in Verbindung stehen (cf. BRINKER 1996: 282s.). In Bezug auf die Anordnungsstruktur unterscheidet Brinker drei Phasen:

1. Die „rein thematisch orientierte Sitzierung“: Angaben zu Ort, Zeit und Personen, die jedoch nicht am Anfang des Textes stehen müssen.
2. Die „Präsentation“ setzt sich aus einer oder mehreren Ereignisphasen zusammen, die ihrerseits aus mindestens einer Aktion und Reaktion

bestehen. Komplikation und Resolution sind - so Brinker - keine notwendigen Merkmale narrativer Strukturen. Die Einbettung von Wertungen in der Präsentation sind möglich. Als sprachliche Hinweise gelten das historische Präsens und die direkte Rede.

3. Das Resümee entspricht ungefähr den Größen „Coda“ nach Labov/Waletzky (cf. LABOV/WALETZKY 1967/1997: 35) und „Moral“ nach van Dijk (cf. VAN DIJK 1980: 142). Der Erzähler nimmt eine zusammenfassende Einschätzung der Ereignisse vor und stellt somit den Bezug zum Sprecherzeitpunkt her (cf. BRINKER 1996: 283s.)

Aus den Ausführungen geht hervor, es herrscht keine Einigkeit über den Aufbau narrativer Strukturen. Um beurteilen zu können, ob ein Thema narrativ entfaltet wird, benötigen wir so etwas wie einen kleinsten gemeinsamen Nenner, der typische Merkmale narrativer TE enthält: Im Rahmen der thematischen Restriktionen sind das Interessantheitskriterium, der Personenbezug und die singuläre Abgeschlossenheit des Ereignisses zentral. Die thematische Struktur lässt sich durch die Begriffe *Situierung*, *Präsentation* und *Resümee* im Sinne Brinkers beschreiben. Ich möchte jedoch die Evaluation als konstituierendes Element gesondert aufführen, da die Bewertung der Ereignisse als differenzierendes Merkmal gegenüber der deskriptiven TE gilt. Das Resümee wird als „Coda“ oder „Moral“ übereinstimmend in vielen Ansätzen genannt, „wenn auch nicht in enger ‚moralischer‘ Auslegung, sondern im Sinne des Verweisens auf die emotive Grundfunktion“ des narrativen Entfaltungstypus‘ (HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 243).

Eine syntaktische Verknüpfung, die als Indiz der narrativen TE gelten kann, stellt die temporale Verknüpfung dar: „ORIENTIEREN über Zeitbeziehungen im Satzinhalt und Kontext.“ *Bevor*, *ehe*, *als* können Vorzeitigkeit signalisieren; *während*, *als*, *solange* weisen auf gleichzeitige Handlungen hin und *später*, *danach*, *darauf* verweisen auf nachzeitiges Geschehen (cf. VON POLENZ 1988: 275)

Wenn betont wird, „[d]ie Erzählung muß keineswegs als Ganzes oder in ihren Teilen objektiv und damit überprüfbar sein“ (HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 242) und damit ihr fiktionaler Charakter hervorgehoben wird, ist davon auszugehen, dass diese Form der TE in den Aktionärsbriefen eher selten zu finden ist. Es liegt vielmehr die Vermutung nahe, dass einzelne Elemente der Narration vorkommen, aber die narrative TE wird nicht als durchgehender Entfaltungstyp auftreten.

#### 6.4.3.3 Die explikative TE

Die explikative TE ist einerseits mit der deskriptiven TE verwandt (cf. BRINKER 1997a: 70), andererseits wird auf ihre Parallelen zur argumentativen TE aufmerksam gemacht (cf. NUSSBAUMER 1991: 210s.). Nehmen wir zunächst eine Abgrenzung deskriptiver und explikativer Strukturen vor: Eine Explikation besteht aus zwei Teilen, dem Explanandum (dem zu Erklärenden) und dem Explanans (das Erklärende). Dem gehen Anfangs- oder Rahmenbedingungen voraus, die das zu Erklärende näher schildern bzw. beschreiben (cf. BRINKER 1997a: 71). Insofern wird jede Erklärung also durch eine Beschreibung eingeleitet.

Zu den Textsorten, die mit der explikativen TE in Verbindung gebracht werden, gehören u.a. Lehrbücher und (populär)wissenschaftliche Texte. Betrachtet man die sprachliche Umsetzung explikativ verfahrender Texte, so wird man schnell auf die Überschneidungen mit der argumentativen TE aufmerksam: In explikativen Texten herrschen Konjunktionen, Adverbien und Präpositionen kausaler Art vor; hierzu gehören beispielsweise *weil*, *denn*, *wenn*; *deshalb*, *folglich*; *wegen* und *infolge* (cf. BRINKER 1997a: 72). Begründungen sind jedoch auch Bestandteil von Argumentationen und werden beispielsweise mit der Konjunktion *weil* eingeleitet, die als Indiz der explikativen TE gilt. Der Hauptunterschied zwischen Argumentation und Explikation besteht darin, dass

bei der Explikation das Explicandum selber – ein Faktum, ein Ereignis, ein Vorgang oder Zustand – eigentlich nicht strittig ist; strittig – in einem weiten Sinn (aber vielleicht vermeidet man den Begriff der Strittigkeit hier besser) – ist lediglich der Grund seines Da- oder So-Seins, und Erklärung meint dann die Angabe eines Grundes (engl. cause). (NUSSBAUMER 1991: 211)

Der Einsatz von *weil* weist im Unterschied zu *da* darauf hin, dass der Grund umstritten ist (cf. VON POLENZ 1988: 281) und kann somit auch auf eine argumentative TE hinweisen; dies ist von Fall zu Fall zu entscheiden. – Rowan definiert „*explanatory writing* [...] as discourse primarily designed to promote understanding by lay readers of some phenomenon“ (ROWAN 1988: 29). Sie unterscheidet drei Typen des „*explanatory discourse*“, von denen m.E. nur einer relevant ist: 1. „*elucidating explanation*: a ‚language oriented‘ subtype of explanatory discourse aimed at overcoming difficulties in understanding a term’s definition and use“; 2. „*quasi-scientific explanation*: a ‚reality-oriented‘ subtype designed to overcome difficulty in seeing how a group of prepositions cohere to form a meaningful representation or picture of reality“ und 3. „*transformative explanation*: a ‚reader-oriented‘ type that tries to overcome readers’ difficulties in rejecting their own implicit theories of some phenomenon and accepting a more adequate account“ (cf. ROWAN 1988: 35s.). Der erste Typus bezeichnet Wörterläuterungen im Sinne von Definitionen, wie sie beispielsweise auch in den Glossars der GB vorkommen. Nussbaumer grenzt diesen Fall der Explikation jedoch deutlich aus (cf. NUSSBAUMER 1991: 211, FN 56). Im zweiten und häufigsten Fall des „*explanatory writing*“ werden neue logische Verbindungen zwischen einzelnen Fakten hergestellt, die einzeln zwar dem Leser bekannt sind, jedoch noch nicht in dem neuen Kontext. Als Beispiel werden Thematische Entfaltungen in einem Lehrbuch erwähnt, die den Zusammenhang von Pflanzen und dem Linne’schen Klassifikationsmodell erläutern oder die Ursachen des Bürgerkriegs erklären, indem zwei Entstehungstheorien miteinander verglichen werden (cf. ROWAN 1988: 36). Der dritte Typus impliziert ebenfalls eine Gegenüberstellung und kann aus diesem Grund meiner Meinung nach dem zweiten Subtyp untergeordnet werden, sodass die „*quasi-scientific explanation*“ als Haupttypus der explikativen TE übrig bleibt. Es stellt sich nun die Frage, mit welchen syntaktischen Verknüpfungen die explikative TE umgesetzt wird. Zu

ihnen gehören explikative, komparative, instrumentale, finale, konsekutive und z.T. kausale Verknüpfungen:

1. In der explikativen, spezifizierenden und exemplifizierenden Verknüpfung wird „[e]ine Aussage P1 durch eine Aussage P2 näher ERKLÄR[T], P1 [wird] durch P2 [GENAUER GESAGT/PRÄZISIERT bzw. EXEMPLIFIZIERT].“ Dazu gehören Relativsätze, in denen Sachverhalte näher erklärt werden, koordinierende Konjunktionen und Partikeln wie *und zwar, nämlich, d.h., genauer gesagt* und Wendungen wie *P1 besteht darin, dass P2; Bei P1 handelt es sich um P2; P1 stellt sich dar als P2* (cf. VON POLENZ ²1988: 272).
2. In komparativen Verknüpfungen wird eine Aussage P1 erklärt, indem sie mit einer Aussage P2 verglichen wird. Dazu gehören Formulierungen wie *Dass P1, ist genau/ähnlich wie/anders als P2; Dass P1, ist zu vergleichen mit P2; P1 kommt nahe/gleich ... P2* oder Konjunktionen wie *wie, wie wenn, wie dass, ebenso ... wie* oder *anders ... als*. Auch die Komparativformen von Adjektiven (*größer ... als*) und proportionale Vergleiche *Je P1, desto P2; in dem Maße wie P1, so P2* sind hier einzuordnen (cf. VON POLENZ ²1988: 273s.).
3. Als instrumental werden Verknüpfungen bezeichnet, die „[e]ine (Basis-) Handlung P1 ERKLÄREN durch eine Aussage darüber, welches MITTEL (Werkzeug und Verfahren) jemand zur Erreichung des mit P1 beabsichtigten ZWECKS ANWENDET [...], eng verwandt mit komitativen<sup>118</sup> und finalen Verknüpfungen“ (VON POLENZ ²1988: 276). Folgende Umsetzungen sind möglich: Konjunktionen wie *indem, wozu, wofür* bzw. *ohne dass; dadurch ... dass, damit ... dass*; Infinitive mit *um ... zu*; Präpositionen mit Nominalgruppen wie *mithilfe von, unter Verwendung von* etc. (cf. VON POLENZ ²1988: 276).
4. Unter finalen Verknüpfungen werden Satzinhalte zusammengefasst, in denen „[e]ine (instrumentale) Basis-Handlung P1 [ERKLÄRT wird] durch eine Aussage darüber, welchen Sachverhalt P2 als ZWECK jemand mit P1 erreichen will“ (VON POLENZ ²1988: 277). Da bei finalen Verknüpfungen der Zweck der Handlung im Vordergrund steht, können durch diese Art von Satzverbindungen auch Kausalrelationen bzw. Begründungen ausgedrückt werden<sup>119</sup>: *Sie tat dies, um sich frei zu fühlen*. Neben der Infinitivkonstruktion *um ... zu* sind folgende Umsetzungen denkbar: *Dass P1, hat den Zweck, dass P2; Mit P1 bezeickt/beabsichtigt man, dass P2; P1 dient/hilft zu P2; Konjunktionen wie damit, weil (+ wollen); dazu ... dass, zu dem Zweck ... dass; Konjunktionaladverbien wie damit, dadurch und*

---

<sup>118</sup> Dass von Polenz die Verwandtschaft mit der komitativen Verknüpfung feststellt, weist darauf hin, explikative und deskriptive TE können ineinander übergehen. Komitative Verknüpfungen wurden hier als Umsetzung der deskriptiven TE behandelt (cf. Kapitel 6.4.3.1).

<sup>119</sup> Hier wird wiederum die Nähe zur argumentativen TE sichtbar.

Präpositionen mit Nominalgruppen wie *zwecks*, *zu*, *für* (cf. VON POLENZ ²1988: 277s.).<sup>120</sup>

5. In konsekutiven Verknüpfungen wird ein „als Tatsache genommene[r] Sachverhalt P1 [ERKLÄRT] durch eine Aussage oder einen Sachverhalt P2, der als FOLGE BEHAUPTET oder ERWARTET wird (Typ A)“ oder aus einem Sachverhalt P1 wird ein Sachverhalt P2 [GEFOLGERT] (Typ B) (cf. VON POLENZ ²1988: 279). Sprachlich kann der Typ A wie folgt realisiert werden: *Dass P1, hat zur Folge/Konsequenz, dass P2; Dass P2, ist eine Folge davon, dass P1; Aus P1 folgt/ergibt sich P2; P1 bringt mit sich/schließt ein/zieht nach sich P2.* Typ B findet sich in Äußerungen wie *Aus der Tatsache, dass P1; folgere/schließe/ziehe ich die Konsequenz, dass P2;* Konjunktionen wie *sodass; zu ..., als dass ...; zu sehr/viel ..., um zu ...; genug, ... um zu;* Konjunktionaladverbien wie *folglich, infolgedessen, demzufolge, also, so, somit, mithin;* Nominalgruppen wie *mit der Konsequenz/Folge ...; mit dem Ergebnis ...* (cf. VON POLENZ ²1988: 279).
6. Ebenso wie die konsekutiven Verknüpfungen weisen auch die kausalen Verknüpfungen Züge argumentativer TE auf. Von Polenz unterscheidet fünf Typen von Kausalverknüpfungen, wobei in Typ A bis D Ursache-Folge-Relationen beschrieben werden und Typ E sich auf eine Begründung bezieht. Konjunktionen in voranstehenden Nebensätzen wie *weil, da, dadurch dass, dafür dass* leiten eine Ursache-Folge-Relation ein. In Formulierungen P2 mit dem Beginn *Aus diesem Grunde, deshalb, deswegen, dementsprechend* wird eine zuvor gemachte Aussage P1 erklärt; „die als FOLGE der nun als URSACHE interpretierten Aussage P1 gemeint ist“ (VON POLENZ ²1988: 280). Der umgekehrte Fall liegt in Typ D vor: *Nämlich* (nach finitem Verb), Partikeln wie *ja, doch* und *eben, weil, da* (im nachstehenden Nebensatz) und *zumal, wo doch, umso mehr als* leiten eine Aussage P2 ein, „die als URSACHE für die nun als Folge interpretierte Aussage P1 gekennzeichnet ist“, d.h., P1 wird erst nachträglich durch P2 als Folge interpretiert (cf. VON POLENZ ²1988: 280). Ebenso ist Typ C die Umkehrung von Typ A: *Die Ursache dafür, dass P1 ist P2; Dass P1, ist so, weil P2; P1 verdankt sich P2* weisen auf eine Folge-Ursache-Erklärung hin, wobei P1 als Folge ergänzt wird durch P2, die als Ursache für P1 gilt. Die Typen A bis D können auch durch Nominalgruppen mit Präpositionen realisiert werden: *wegen, aus, vor, durch, aufgrund, dank, infolge, gemäß, angesichts; ... halber, ... zuliebe, um ... willen, von ... wegen.* Im Typ E geht es nun darum, „[e]ine Sprecherhandlung P1 [zu] BEGRÜNDEN durch eine als GRUND gekennzeichnete Sprecherhandlung P2 (argumentative Kausalbeziehung)“ (VON POLENZ ²1988: 281). Alle unter Typ C und D genannten sprachlichen Mittel gelten auch für diesen Typus.

<sup>120</sup> Wichtig ist von Polenz' Hinweis auf die Leistung der Nominalgruppe in finalen Verknüpfungen: Der Satz *Zur Vermeidung von Zwangsmaßnahmen und Kosten bitten wir Sie den Betrag sofort zu überweisen* enthält eine euphemistische Perspektivierung. Statt der Drohung steht der Zweck der unverzüglichen Zahlung im Vordergrund (cf. VON POLENZ ²1988: 278). Siehe dazu Kapitel 7.3.5.3.

Hinzukommen Formulierungen wie **Dass ich P1, begründe ich damit, dass P2; Der Grund, warum ich P1, ist, dass P2; Es ist dies für mich ein Grund, warum ich ...**

Resümierend kann also festgehalten werden, dass Explikationen einen Sachverhalt/Gegenstand, der nicht als strittig gilt, näher erklären. In diesen Erläuterungen wird eine vom Textproduzenten antizipierte Wissenslücke des Rezipienten überbrückt, indem bestimmte Relationen zwischen den Sachverhalten aufgedeckt werden: Dabei kann es sich um Spezifizierungen oder Präzisierungen handeln, um Vergleiche oder Kontrastierungen, um Zweck- oder Konsequenzangaben oder um Ursache-Folge-Relationen.<sup>121</sup>

#### **6.4.3.4 Die argumentative TE**

Bei der Behandlung der argumentativen TE fällt im Vergleich zu den anderen Entfaltungstypen auf, dass wir auf einen fast unüberschaubaren Schatz an Forschungsarbeiten aus dem Bereich der Argumentationstheorie zurückgreifen können. So ist beispielsweise Toulmins Schema der Argumentationsschritte grundlegend für zahlreiche Untersuchungen, die die Argumentationstheorie in ihren textlinguistischen Ansatz aufnimmt (cf. z.B. BRINKER 1997b: 73; NUSSBAUMER 1991: 215). Im Rahmen der argumentativen TE wird jedoch nur ein kleiner Teilbereich der gesamten Argumentationstheorie behandelt; dabei werden beispielsweise Fragen nach Normen des sachlichen Argumentierens wie sie Arne Naess aufgestellt hat (cf. NAESS 1975: 160-197) oder nach den einzelnen Ebenen, auf denen Argumente beschrieben werden können (formal, prosodisch, topisch etc.) (cf. HERBIG 1992a: 118ss.; 1992b: 59ss.), nur marginal berührt. Es geht hier in erster Linie um die sprachliche Umsetzung von Argumenten, wobei der formal-logische Aufbau natürlich eine gewisse Rolle spielt. Nähern wir uns dem komplexen Bereich der Argumentation mit einer Definition: Was versteht man nun unter Argumentation im eigentlichen Sinne?

Argumentation ist eine Art sprachlichen Handelns, deren Spezifik darin besteht,

- eine kommunikative Situation faktischen oder vom Sprecher vermuteten (präsupponierten) Dissenses, d.h. eine Situation, wo etwas faktisch oder (aus der Sicht des Sprechers) vermutlich strittig ist,
- mittels Anführung von Gründen, die selbst nicht wieder strittig sind oder scheinen, sondern vielmehr konsensfähig sind oder scheinen,
- überzuführen in eine Situation des Konsenses, wo das Strittige nicht mehr strittig ist. (NUSSBAUMER 1991: 208)

Argumentieren wird häufig im Zusammenhang mit mindestens zwei weiteren Sprachhandlungen gesehen: rechtfertigen und begründen (cf. HERBIG 1992b: 51, 63ss., NUSSBAUMER 1991: 210; VÖLZING 1979: 14ss.). Dies ist darauf zurückzuführen, dass es in Alltagsargumentationen nicht um die Strittigkeit von

---

<sup>121</sup> Cf. dazu auch BALLSTAEDT et al 1981: 158s.

Tatsachen geht, sondern um den Geltungsanspruch von Argumenten, der begründet oder gerechtfertigt werden muss: Diese Geltungsansprüche betreffen erhobene Wahrheitsansprüche, Ansprüche auf eine Allgemeinverbindlichkeit der Wertung, Ansprüche auf die Gerechtfertigtheit von Handlungen sowie Ansprüche auf die Gerechtfertigtheit von Aufforderungen zu Handlungen bzw. Verboten von Handlungen (cf. NUSSBAUMER 1991: 209). Vor diesem Hintergrund sind Teigelers Argumentationstypen einzuordnen: „Rationale Argumentation“, „Taktische Argumentation“, „Moralische Argumentation“ und „Plausibilitätsargumentation“ (cf. TEIGELER 1968: 102ss.). In einer rationalen Argumentation versucht der Sender den Empfänger zu einem Meinungswechsel zu bewegen, indem er ihm eine logische Beweisführung anbietet, überprüfbare Daten anführt oder auf Verträge und Gesetze verweist. Bei diesem Argumentationstypus steht im Vordergrund, den mit einer Tatsachenbehauptung erhobenen Wahrheitsanspruch zu untermauern. Die taktische Argumentation zielt auf die Überzeugungen des Empfängers mithilfe strategischer Mittel: Eine geschickt eingesetzte Pro-Contra-Argumentation betont die Vorteile des eigenen Standpunktes. Die Contra-Position wird widerlegt, indem ihre Voraussetzungen in Frage gestellt werden und sie somit abgewertet wird. Mit diesem Argumentationstypus können Wahrheitsansprüche ebenso begründet werden wie der Anspruch auf die Richtigkeit einer Handlung. In der moralischen Argumentation beabsichtigt der Sender den Empfänger zu beeinflussen, indem er auf überzeitliche, soziale Werte rekuriert, auf „ethisch vorbildliche Menschen und auf außeralltägliche, sozial anerkannte [...] Persönlichkeiten“ (TEIGELER 1968: 103) sowie auf Gerechtigkeitsprinzipien zurückgreift. Im Rahmen dieses Typus' wird einerseits versucht, den Anspruch auf die Allgemeinverbindlichkeit einer Wertung zu rechtfertigen; andererseits ist diese Argumentationsweise dazu geeignet, den Anspruch auf die Richtigkeit einer Handlung zu begründen. Ähnliches gilt für die Plausibilitätsargumentation: Der Sender wirkt persuasiv auf den Empfänger ein, indem er Argumente anführt, die auf Traditionen beruhen, dem gesunden Menschenverstand entsprungen sind und auf den praktischen Anwendungsnutzen hinweisen. Auch bei diesem Typus geht es darum, sowohl Ansprüche auf die Verbindlichkeit von Wertungen als auch die Richtigkeit von Handlungen zu rechtfertigen.

Bayer hingegen vertritt eine andere Richtung der Argumentationstheorie, nämlich die logisch-formal orientierte: Seiner Ansicht nach habe sich die Argumentationslehre nicht mit Wahrheitsfragen auseinander zu setzen. Um die Haltbarkeit (Wahrheit) von Argumenten überprüfen zu können, müsse die Logik „zu einer unüberschaubaren obersten Gesamtwissenschaft werden.“ Ihre Aufgabe besteht vielmehr darin, die Relationen zwischen Prämissen und Konklusionen „ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Relevanz“ zu betrachten (cf. BAYER 1999: 91). Um die Relevanz einzelner Argumente zu untersuchen, wählt man in der Logik eine formale Darstellungsweise: Beispielsweise lassen sich konditionale Argumente – bestehend aus einem Antecedens (A) und einem Konsequens (K) – in Klassen zusammenfassen, die je nach Bejahung oder Verneinung auf die Gültigkeit des Argumentes verweisen. Wird das Antecedens bejaht oder der

Konsequens verneint, handelt es sich um gültige Argumentformen; wird hingegen der Konsequens bejaht und das Antecedens verneint, liegen Fehlschlüsse vor (cf. BAYER 1999: 109s.): *Wenn es gewittert (A), donnert es (K). – Es gewittert. Also donnert es.* ist ein gültiges Argument, wohingegen folgende Form ungültig ist: *Wenn es gewittert (A), donnert es (K). – Es donnert. Also gewittert es.* Der Grund des Donnerns muss nicht auf das Gewitter zurückzuführen sein. Diese Art der Beschäftigung mit Argumenten führt uns zur sprachlichen Umsetzung der argumentativen TE; hier finden wir konditionale, restriktive und konzessive Verknüpfungen:

1. Konditionale Verknüpfungen: Im Typ A dieser Verknüpfung wird ein Sachverhalt P1 als möglich vorausgesetzt oder als Hypothese bzw. als Regel gesetzt, wobei dieser Sachverhalt eine Bedingung darstellt. Von P1 wird auf P2 hingewiesen bzw. P2 wird auf der Grundlage von P1 vorausgesagt. Dies geschieht in Formulierungen wie *Wenn P1, dann hat dies zur Folge/folgt daraus/wird es geschehen, dass P2; P1 bedingt/impliziert/zieht nach sich/bringt mit sich; P1 führt zu P2.* Im Typ B wird einer Person ein Sachverhalt P1 zur Bedingung gesetzt, um die Gültigkeit einer eigenen Handlung P2 darzustellen: Dies gilt für Aufforderungen, Verbote, Versprechen, Ankündigungen, Drohungen. Lexikalisch wäre Folgendes denkbar: *Für den Fall, dass P1, soll gelten, dass ich P2.* Sowohl Typ A als auch Typ B werden durch Konjunktionen wie *(immer) wenn, falls, (in)sofern, bevor ... nicht* realisiert. Bedingungen können notwendig (*genau/nur dann ..., wenn*) oder unzureichend sein (*selbst dann nicht ..., wenn*). Konditionale Verknüpfungen werden auch durch Partizipialgruppen umgesetzt: *Gegeben/vorausgesetzt, dass P1, dann/so P2*, durch Adverbien wie *allenfalls, eventuell, bestenfalls, gegebenenfalls* oder durch Präpositionen in Nominalgruppen wie *bei, mit, ohne*. Eine andere Möglichkeit syntaktischer Art besteht in der Spaltenstellung eines finiten Verbs ergänzt durch einen voranstehenden konjunktionslosen P1-Nebensatz: *Ist das Wetter schlecht, geht es nicht* (cf. VON POLENZ 1988: 283s.).
2. In restriktiven Verknüpfungen wird eine Aussage P1 durch eine Aussage P2 eingeschränkt. In Toulmins Argumentationsschema wird die Gültigkeit der Schlussregel durch Ausnahmebedingungen begrenzt (cf. TOULMIN 1975: 92). Diese Restriktionen können wie folgt realisiert werden: *Dass P1, ist nur so zu verstehen, dass P2; Dass P1, ist dahingehend einzuschränken/gilt nur insofern, als P2*, durch Konjunktionaladverbien und -partikeln im P2-Teil des Satzes: *Freilich, allerdings, aber, doch, jedoch, indessen, nur* oder durch Partizipialgruppen wie *abgesehen von, ungeachtet ..., unbeschadet ..., ausgenommen ...* sowie durch Nominalgruppen mit Präpositionen: *mit der Einschränkung ..., unter Vernachlässigung von ..., ohne Rücksicht auf ...* (cf. VON POLENZ 1988: 273).
3. In konzessiven Verknüpfungen wird eine Aussage P1 zugestanden und darauf eine Aussage P2 entgegengesetzt. Dies geschieht in Sätzen wie *Ich gestehe zu/räume ein, dass P1, aber es ist nun einmal so, dass P2; Dass P1 ist nur die eine Seite, die andere ist P2.* Konjunktionen wie *obwohl, obgleich, trotzdem,*

**wiewohl, wenngleich, selbst wenn, auch wenn, wenn ... auch, ohne dass, ohne zu, sogar wenn, so ... auch** leiten den P1-Nebensatz ein und können auf eine konzessive Verknüpfung hinweisen, denn beispielsweise kann **ohne zu** auch eine komitative Verknüpfung herstellen (cf. VON POLENZ 1988: 275s.). Hinzukommen noch Konjunktionaladverbien und Partikeln wie **dessen ungeachtet, nichtsdestoweniger, allerdings, jedoch, doch, aber** sowie **zwar ... aber, gewiss ... aber, wenn ... selbst dann, einerseits ... andererseits**. Auch durch Partizipialgruppen wie **zugestanden, dass ..., zugegeben, dass ..., ungeachtet ...** oder durch Präpositionen in P1-Nominalgruppen wie **trotz, unbeschadet, abgesehen von** werden Satzinhalte konzessiv miteinander verbunden. Eine weitere Möglichkeit besteht in der Spitzenstellung eines finiten Verbs ergänzt durch einen voranstehenden konjunktionslosen P1-Nebensatz mit **auch: Mag er auch überlastet sein, er muss teilnehmen** (cf. VON POLENZ 1988: 271s.). Konzessive Verknüpfungen dienen zur Perspektivierung: „Oft ist das ZUGESTEHEN jedoch ein argumentativer Schritt gegenüber (wirklichen oder fiktiven) Dialog-Partnern, mit dem die im anderen Teil folgende ENTGEGENGESETZTE Aussage teils höflicher wirken soll [...], teils durch die adversative Bedeutung des anderen Teils wirksamer vorgetragen werden kann (KONTRASTIERUNG)“ (VON POLENZ 1988: 272).

Dies zeigt sich sehr schön an folgendem Satz, der dem BadA 04/98 entnommen ist: „Zwar haben wir Marktanteilsverluste hinnehmen müssen – was eine zwangsläufige und natürliche Folge einer so weitreichenden Marktliberalisierung ist. Dennoch haben wir keineswegs an Umsatz verloren, sondern ihn trotz des starken Gegenwinds sogar weiter steigern können [...]“ (04/98, Seite 4). **Zwar** leitet das Zugeständnis ein, um im darauffolgenden Satz durch die Kontrastierung das positive Ergebnis noch wirkungsvoller in Szene zu setzen. Hier liegt also eine quasi-argumentative TE vor, die nicht die Aufgabe einer Argumentation i. e. S. übernimmt, d.h., sie dient nicht dazu, Meinungen gegeneinander abzuwägen, sondern „bad news“ auszunutzen, um die eigene Leistung zu unterstreichen (cf. Kapitel 6.4.2.4)

Abschließend möchte ich noch darauf hinweisen, dass Alltagsargumentationen zumeist keine formallogischen Schlüsse zugrunde liegen wie in Bayers Analyse. Dies ist auf oftmals nicht explizit erwähnte Prämissen und Konklusionen zurückzuführen. Während sich die Logik bei der Argumentationsanalyse Wahrheitsfragen aus ihrem Zuständigkeitsbereich verweist, beziehen sich Alltagsargumente häufig auf erhobene Gültigkeitsansprüche.

Auch dies geschieht – darin ist die Argumentation der Logik ähnlich – unter Rückgriff auf Gesichertes, nur ist dieses Gesicherte nicht von der Absolutheit, von der Axiomatik formallogischer Schlüsse, sondern selbst prinzipiell kritisch, hinterfragbar. Es ist der Topos, das gesellschaftlich für wahr Gehaltene; Argumentation ist topisch.<sup>122</sup> (NUSSBAUMER 1991: 214)

---

<sup>122</sup> Zum Topos in der Argumentation cf. KIENPOINTNER 1986:321ss.; HERBIG 1992b: 64s.; WODAK 1992; WENGELE 1999.

Argumentation und die sich dahinter verbergende Logik im alltagsprachlichen Sinn hat demnach etwas mit einer intersubjektiven Wahrheit zu tun. Indem wir Argumentationen untersuchen, prüfen wir „Plausibilität und Vernünftigkeit, [...] Trifftigkeit und Schlagkraft“ (NUSSBAUMER 1991: 214). In Kapitel 7.3.8.3 werden Mittel und Wege diskutiert, um Argumentationen auf ihre Stichhaltigkeit hin zu überprüfen.

#### 6.4.4 Realisationsformen

Im Anschluss an die Thematische Entfaltung stellt sich die Frage, ob die Themen auf eine bestimmte Art und Weise realisiert werden. Lux schneidet diesen Themenkomplex in der Textdimension [Modus] an und fragt, „ob der im Text abgebildete Sachverhalt einfach kommentarlos wiedergegeben oder ob auf irgendeine Weise Stellung zu ihm genommen wird.“ Zu diesem Zweck unterscheidet er die Merkmale [registrierend], [argumentierend] und [postulierend] (cf. LUX 1981: 241). Während registrierend „kommentarlos“ und argumentierend „bewertend“ bedeutet, bezieht sich „postulierend“ auf einen Sachverhalt, der als erwünscht gilt. Lux stellt jedoch den Zusammenhang zwischen TE und entsprechender Realisationsform nicht her. Brinker hingegen verbindet diese beiden Größen und schlägt vor, die Realisationsformen „von den thematischen Einstellungen des Emittenten her zu kennzeichnen“: Im Bereich der deskriptiven TE ist zwischen einer „sachbetonten“ und einer „meinungsbetonten“ Realisierung zu unterscheiden; im Rahmen der argumentativen TE wird zwischen der „persuasiv-überredenden“ und der „rational-überzeugenden“ Realisierung differenziert (cf. BRINKER 1997a: 140).

Da die Realisierung der Grundformen primär durch kommunikativ-funktionale und situative Faktoren determiniert ist, ist die Analysekategorie ‚Realisationsform‘ in besonderer Weise geeignet, die strukturellen und kommunikativ-pragmatischen Aspekte der linguistischen Textanalyse zu verbinden. (BRINKER 1997a: 140)

Brinker beschreibt hier die bereits in Kapitel 5 erwähnte Überschneidung der einzelnen Dimensionen: In der Dimension „Kontakt“ wurde das Verhältnis zwischen Sender und Empfänger genauer dargelegt und in der Dimension „Referenz“ die BadA-spezifischen Themen; beide „kommunikativ-pragmatischen Aspekte“ haben Einfluss auf die sprachliche Realisierung im Text.

Die Realisationsformen zur Charakterisierung der Entfaltungstypen weisen eine Parallel zu den Stilwirkungstypen nach Sandig auf (cf. SANDIG 1986a: 78): Sandig analysiert die Wirkung von Stil unter drei Perspektiven. Die erste Gruppe von Stilwirkungen umfasst Äußerungen, die als „sprecherbezogene Unterstellungen des Rezipienten“ zusammengefasst werden können: Aufgrund des Textes schließt der Rezipient beispielsweise auf eine aggressive Haltung des Schreibers. Die Skala reicht dabei u.a. von sachlich bis emotional. Die zweite Gruppe beschreibt die Aspekte des Rezipienten: Ein Text kann auf den Rezipienten beispielsweise erheiternd wirken. In der dritten Gruppe werden

weitere Handlungsaspekte vereinigt, die „Inhalte sprachlichen Handels, Eigenschaften der Äußerung und der Situation“ reflektieren (cf. SANDIG 1986a: 82). Darunter würden beispielsweise Äußerungen über den Umfang des Textes fallen: ***Das Thema ist knapp, gerafft, stichwortartig oder ausführlich dargestellt.*** – Diese Einteilung ist m.E. äußerst kritisch zu betrachten: Vergleicht man die Beispiele der einzelnen Gruppen, so ergeben sich zahlreiche Überschneidungen: Der Satz ***Der Autor hat dies kaschierend, verschleiernd dargestellt*** (SANDIG 1986a: 80) wird als Beispiel der zweiten Gruppe genannt und der Satz ***Das Thema ist andeutend dargestellt*** (SANDIG 1986a: 83) als Beispiel der dritten Gruppe. Beide Sätze lassen sich jedoch durch Austausch des Subjektes ineinander überführen, ohne dass sich die Aussage, die damit über den Text gemacht wird, verändert. Dies lässt wiederum den Schluss zu, die einzelnen Stilwirkungstypen sind nicht ausreichend definiert und voneinander abgegrenzt. – Die Parallele zwischen Realisationsformen und Stilwirkungstypen bezieht sich auf die „sprecherbezogenen Unterstellungen des Rezipienten“. Bei der Analyse der Aktionärsbriefe werde ich im Bereich der deskriptiven TE die Realisationsformen „sachbetont vs. meinungsbetont“ unterscheiden (cf. BRINKER 1997a: 140), im Bereich der explikativen TE die Realisationsformen „eindeutig/geordnet vs. vage<sup>123</sup>/unklar“ (cf. SANDIG 1986a: 80), im Bereich der narrativen TE die Realisationsformen „unterhaltend/emotional vs. ausdruckslos/nüchtern“ (cf. SANDIG 1986a: 79s.) und im Bereich der argumentativen TE die Realisationsformen „persuasiv-überredend“ und „rational-überzeugend“ (cf. BRINKER 1997a: 140).

Die Realisationsformen sind auf einer Skala zwischen beispielsweise „eher sachorientiert“ und „eher meinungsorientiert“ angeordnet. Um zu verdeutlichen, nach welchen Kriterien ich mich für die eine oder andere Möglichkeit entschieden habe, werde ich im Folgenden Beispiele für die einzelnen Realisationsformen geben:

1. „sachorientiert“ vs. „meinungsorientiert“: Vergleichen wir den Absatz 2 (Seite 4) des BadA 01/98 und den Absatz 5 (Seite 5) des BadA 14/99. Im ersten Fall wird die Rolle des E-Commerce für das Unternehmen beschrieben. Es häufen sich in diesem Absatz Substantivierungen wie ***Beschaffung, Instandhaltung*** und ***Wartung***; es gibt – bis auf ***beträchtliche*** – keine bewertenden Adjektive oder Adverbien und die Autoren referieren auf das Unternehmen mit ***ThyssenKrupp***, wodurch ein unpersönlicher Eindruck entsteht. Im zweiten Fall werden die Ergebnisse des Geschäftsjahres präsentiert; es liegt eine meinungsorientierte Realisationsform der deskriptiven TE vor: ***Erfreulicherweise, deutlich, beachtlich*** und ***ertragsstark*** stellen Bewertungen dar, die die Meinung des Autors zum Geschehen ausdrücken. Verstärkt wird der persönliche Eindruck durch die

---

<sup>123</sup> Sandig schlägt hier „kaschierend“ vor; die Analyse hat jedoch gezeigt, dass „vage“ den Sachverhalt besser beschreibt. Bei dieser Realisationsform versuchen die Unternehmen nicht unbedingt etwas zu verbergen, doch scheinen sie sich auch nicht klar ausdrücken zu wollen.

Verwendung des Personalpronomens **wir**. Hinzukommen positiv konnotierte Substantive wie **Höchstwerte** und **Fortschritte**.

2. „eindeutig“ vs. „vage“: Für den Vergleich dieser Realisationsform ziehe ich den BadA 11/98, Seite 1, Absatz 4 sowie den BadA 05/97, Seite 4, Absatz 5 heran. Im ersten Brief werden die Veränderungen erläutert, die sich durch eine Neuordnung der Stimmrechtsverhältnisse und die Aufnahme in den Aktienindex STOXX ergeben. Dies geschieht auf eindeutige Art und Weise, da die Gründe expliziert werden. Im zweiten Brief ist die Rede von der Steigerung des Unternehmenswertes, die durch den „Aufbau von Substanz“ erfolgen soll. Die Zielgrößen werden dabei mit einer ungefähren Zahl von 35 bis 40% angegeben; ebenso wird der Prozentsatz der Bankenverschuldung nur annährend benannt. Hier liegt also eine vage Realisationsform der explikativen TE vor.
3. „rational“ vs. „persuasiv“: Als Beispiel für eine rational realisierte, argumentative TE gilt der Absatz 2, Seite 2 des Briefes 13/98. Der Autor stellt zwei konträr laufende Entwicklungen gegenüber: Einerseits konnte der Umsatz gesteigert werden, andererseits musste ein negatives operatives Ergebnis in Kauf genommen werden; die Konklusion folgt im darauffolgenden Absatz. Die Argumentation erfolgt rational nach dem in Kapitel 6.4.3.4 dargestellten Argumentationsablauf. Als persuasiv realisierte Argumentation möchte ich den Absatz 3, Seite 4 des BadA 02/97 bezeichnen: Der Vorstandsvorsitzende gibt die Probleme mit der A-Klasse („Elch-Test“) offen zu und stellt die Reaktion des Unternehmens darauf als besondere Leistung dar. Die versuchte Persuasion lässt sich v.a. an folgendem Satz ablesen: „Und statt nach Schuldigen zu suchen, haben wir die Prozesse untersucht und verbessert.“ Dem Leser soll hier das Bild eines Unternehmens vermittelt werden, das sachorientiert handelt und seine Zeit nicht mit Personalfragen vergeudet.
4. „nüchtern“ vs. „emotional“: Um die emotionale von der nüchternen Realisationsform abzugrenzen, rekurriere ich einerseits auf den BadA 08/99, Seite 4, Absatz 4, in dem die Autoren vom Tod Konrad Henkels berichten. Seine Bedeutung für die Entwicklung des Konzerns wird dabei auf eher sachlich-nüchterne Art hervorgehoben. Vergleichend wird andererseits der BadA 09/98, Seite 4, Absatz 4 herangezogen: Der Vorstandsvorsitzende referiert über seine Arbeit im Vorstand, für die er sehr dankbar sei. Zudem erfülle ihn die Entwicklung von Mannesmann mit Zufriedenheit. Diese Bemerkungen sind als Ausdruck seiner Emotionen zu werten.

#### 6.4.5 Grammatische Merkmale

Die Untersuchung der grammatischen Merkmale wird als konstitutiver Bestandteil bei der Bestimmung von Textsorten betrachtet und ist deshalb in den meisten Textsortenanalysen vertreten. Zentral sind in diesem Zusammenhang die Begriffe der Kohäsion und der Kohärenz (cf. NUSSBAUMER 1991: 102ss.). Heinemann/Viehweger behandeln auf dieser Ebene textsortenspezifische

Einzellexeme, Formulierungsmuster, stereotype Textkonstitutive und Gliederungssignale (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 164ss.). Brinker beleuchtet die grammatische Kohärenz von Texten, indem er Wiederaufnahme, Tempuskontinuität, konjunktionale Verknüpfung<sup>124</sup> und semantische Vertextungstypen als Untersuchungskategorien vorschlägt (cf. BRINKER 1997a: 144; 1997b: 197).

In Kapitel 4.1 hatten wir die Anfänge der Textsortenklassifikationen diskutiert. Textsorten wurden dabei auf der Ebene des Sprachsystems voneinander unterschieden. Mit der Analyse der grammatischen Merkmale befinden wir uns nun wieder auf der Ebene des Sprachsystems. Auch wenn diese im Vergleich zu den damaligen Klassifikationsversuchen nicht den Ausgangspunkt der Untersuchung darstellen, so ist die unabhängige Analyse einzelsprachlicher Phänomene m.E. wenig sinnvoll. Dies ist darauf zurückzuführen, dass beispielsweise konjunktionale Verknüpfungen (Konnexionen) nicht aus dem Zusammenhang gerissen werden dürfen, da die Verknüpfung von Satzinhalt en aufs Engste mit den thematischen Entfaltungstypen verbunden ist. Ebenso dienen bestimmte Formulierungsmuster dazu, bestimmte Textfunktionen zu realisieren. Gliederungssignale sind wiederum für die Bestimmung der Textstruktur relevant. Tempusaspekte wurden in der Dimension „Referenz“ bei der Analyse der temporalen Orientierung berücksichtigt. Wie die vorausgehenden Kapitel demnach gezeigt haben, wurde die Untersuchung der grammatischen Merkmale in die Analyse von Textstruktur, Textfunktionen, Entfaltungstypen und Realisationsformen bereits integriert.

Dennoch bleibt festzuhalten, Texte unterliegen bei ihrer Produktion zahlreichen individuellen Variationsmöglichkeiten, d.h., bei identischer Aufgabenstellung werden zwei Individuen niemals einen identischen Text formulieren. Könnte man daraus nun schlussfolgern, es gäbe keine textortenspezifischen grammatischen Merkmale? Sicherlich nicht, denn der Textproduzent ist niemals völlig frei in seiner Wahl der sprachlichen Mittel. Dass sich diese Restriktionen nicht nur auf den semantischen Bereich beziehen, zeigt die Untersuchung Dimters (DIMTER 1981: 123ss.): Einer Versuchsgruppe wurden Textvorkommen der Textsorten „Wetterbericht“, „Kochrezept“, „Gebrauchsanweisung“, „Spielregel“, „Nachrichten“, „Vertrag“, „Todesanzeige“, „Testament“, „Heiratsanzeige“ und „Kommentar“ vorgelegt, wobei die Lexik dieser Texte bis auf Pronomen, Artikel, Konjunktionen, Zahlen und Hilfsverben unkenntlich gemacht worden ist. Die Testpersonen sollten die Textvorkommen den entsprechenden Textsorten zuordnen, wobei ihnen also nur oberflächenstrukturelle Merkmale zur Verfügung standen:

Die Untersuchung hat klar gezeigt [77% korrekte Zuordnungen]<sup>125</sup>, daß Sprecher/Hörer einer Sprache Texte ohne jede Kenntnis ihres Inhalts oder ihres situativen Kontexts, ausschließlich aufgrund ihrer (mikro- und makro-)

---

<sup>124</sup> Zur Verknüpfung von Satzinhalt en cf. VON POLENZ 1988: 265ss., DUDENREDAKTION 1998: 788ss.

<sup>125</sup> Ergänzung durch Verfasserin.

syntaktischen Strukturen den verschiedenen Textklassen zuordnen können.  
(DIMTER 1981: 126)

Es soll also nicht geleugnet werden, dass grammatische Merkmale textsortenindizierend sind. Dennoch haben die vorangehenden Kapitel gezeigt, diese dürfen immer nur im Zusammenhang mit übergeordneten Phänomenen wie den Textfunktionen und den Entfaltungstypen betrachtet werden.

## 6.5 Textsorte „Aktionärsbrief“ – Analyseergebnisse

Um den Zusammenhang von Thematischen Entfaltungstypen, Realisationsformen und den damit verbundenen Textfunktionen zu ermitteln, wurden die Texte in thematische Absätze gegliedert. Anhand des in Kapitel 6.4 erarbeiteten Kriterienkatalogs kann den Teiltext-Einheiten ein bestimmter Entfaltungstyp zugeordnet werden. Im Zentrum steht die Frage nach der prototypischen TE, nach ihrer entsprechenden Realisationsform und den dazugehörigen Funktionen.

### 6.5.1 Der Initialteil

Der Initialteil umfasst nach Langeheine den Briefkopf (Name und Anschrift, Ort und Datum, Betreff- und Bezugzeile), die Anredeformel und die Briefkerneröffnung (cf. LANGEHEINE 1983: 202s.). Unter der Briefkerneröffnung verstehe ich denjenigen Teil, der die Briefmitte einleitet. Einen Briefkopf weist keiner der analysierten Aktionärsbriefe auf.

#### 6.5.1.1 Der Initialteil des Jahrgangs 1997

Der Initialteil der BadA des Jahres 1997 besteht im Schnitt aus zwei bis drei Teiltextr-Einheiten (inkl. der Anrede). Die Briefkerneröffnung kann mit dem ersten Satz des Briefes identisch sein und leitet dann *medias in res* zur Präsentation von Umsatz, Ergebnis und/oder Dividende über. Im anderen Fall wird zunächst sehr allgemein über besondere Ereignisse des Geschäftsjahres berichtet, bevor die Ergebnisse präzisiert werden: Der Satz „Die Ergebnisse können sich sehen lassen“ (02/97, Seite 2) stellt dann beispielsweise die Briefkerneröffnung dar. Ein Teil der Briefe wählt als Briefkerneröffnung also einen kontemplativen Einstieg, in dem allgemeine Beobachtungen formuliert werden (02/97, 04/97, 05/97, 07/97, 11/97 und 15/97); der andere Teil beginnt mit einem Satz zum erfolgreichen Geschäftsjahr und anschließenden Detailinformationen zu Umsatz, Jahresüberschuss und/oder Dividende (cf. 01/97, 03/97, 06/97, 07/97, 08/97, 09/97, 10/97, 12/97, 13/97 und 14/97).

Von 15 BadA werden acht Initialteile deskriptiv entfaltet, d.h. 53%, wobei 38% sachorientiert und 62% meinungsorientiert realisiert werden. Von den sachorientierten Textteil-Einheiten übernehmen 33% eine Informationsfunktion und 67% eine Kontaktfunktion. Drei Initialteile, also 20%, werden explikativ entfaltet und auf eindeutige Art realisiert: Selbstdarstellungs- und Informationsfunktion sind zu jeweils gleichen Teilen vertreten. Weitere drei Initialteile weisen eine deskriptiv-explikative Entfaltung auf, wobei im Rahmen

der sachorientierten Realisationsform 100% auf die Informationsfunktion entfallen und die meinungsorientiert-vagen Realisationsformen zu 67% eine Kontaktfunktion und zu 33% eine Selbstdarstellungsfunktion umsetzen. Einem einzigen Initialteil konnte eine deskriptiv-argumentative TE zugeordnet werden (09/97), der eine reine Selbstdarstellungsfunktion zuteil wird. Geht man davon aus, dass der Initialteil die Aufgabe übernehmen sollte, den Leser an den Text zu binden, so sollte hier die Kontaktfunktion eine dominantere Rolle spielen. Diese wird jedoch nur in acht Briefen explizit realisiert (01/97, 02/97, 03/97, 06/97, 07/97, 09/97, 12/97, 14/97, 15/97); im Allgemeinen herrschen Informations- und Selbstdarstellungsfunktion vor. Exemplarisch seien zwei Initialteile gegenübergestellt, die dies verdeutlichen: Im ersten Fall liegt eine deskriptive TE mit dominanter Informationsfunktion vor und im zweiten Fall eine explikative TE mit dominanter Selbstdarstellungsfunktion: „Für 1997 kann ich Ihnen eine deutliche Steigerung unseres operativen Ergebnisses auf 1,7 Milliarden DM berichten. Das Ergebnis je Aktie ist auf 26 DM gestiegen. Eine Steigerung schlagen wir Ihnen, zum vierten Mal in Folge, auch für die Dividende, nunmehr auf 10,- DM je Aktie, vor“ (09/97, Seite 3). Die Sätze sind kopulativ miteinander verknüpft und an der exakten Bezifferung der Zahlen lässt sich die dominante Informationsfunktion festmachen. Im Gegensatz dazu sind die Teilsätze der Hauptaussage des nachstehenden Paragrafen final verknüpft und weisen somit auf eine explikative TE hin: „[N]ach der Börseneinführung im Jahr 1996 war es der Deutschen Telekom AG im Geschäftsjahr 1997 ein vorrangiges Ziel, das Vertrauen ihrer Aktionäre weiter zu bestätigen. Dazu orientieren wir uns bei all unseren unternehmerischen Aktivitäten an den daraus resultierenden Potentialen zur Wertsteigerung des Unternehmens, um unseren Aktionären eine angemessene Rendite zu sichern und die T-Aktie nachhaltig als solides Investment zu festigen“ (04/97, Seite 4). Die Selbstdarstellungsfunktion ist u.a. an dem Personalpronomen **wir** abzulesen; hier expliziert das Unternehmen sein Selbstverständnis.

#### **6.5.1.2      *Der Initialteil des Jahrgangs 1998***

Der Initialteil der BadA des Jahres 1998 umfasst im Schnitt wiederum zwei bis drei Teiltext-Einheiten, wobei die Anrede ein fixer Bestandteil ist. In einem Teil der Briefe stellt eine Bemerkung zum abgelaufenen Geschäftsjahr die Briefkerneröffnung dar, um direkt im Anschluss Umsatz, Jahresüberschuss und/oder Dividende zu präsentieren: 01/98, 03/98, 05/98, 08/98, 09/98, 11/98, 13/98, 14/98 und 15/98. 1998 beginnen bereits sechs Briefe mit allgemeineren Überlegungen zur Unternehmenssituation nach der Fusion (02/98), zur Liberalisierung des Telekommunikationsmarktes (04/98), zur konjunkturellen Entwicklung (06/98), zum Motiv des GB (07/98), zum Strategiekonzept (10/98) und zum Vorstandswechsel (12/98). Insgesamt werden zehn Initialteile (67%) deskriptiv entfaltet, davon jeweils zu 50% sachorientiert und meinungsorientiert. Innerhalb der sachorientierten Realisationsform werden die Informationsfunktion (60%), die Selbstdarstellungsfunktion (20%) und die Kontaktfunktion (20%) umgesetzt. Im Rahmen der meinungsorientiert ausgerichteten Initialteile dominiert die Selbstdarstellungsfunktion mit 60%, die Kontaktfunktion und die

Orientierungsfunktion nehmen jeweils 20% ein. Explikativ werden vier Initialteile (27%) entfaltet – zu gleichen Teilen vage und eindeutig. In beiden Fällen liegen zu 50% Selbstdarstellungs- und Kontaktfunktion vor. Ein Initialteil weist eine narrative TE auf, die auf „nüchterne“ Art realisiert wird und der Selbstdarstellung dient: In 12/98 erzählt der neue Vorstandsvorsitzende, in welcher Verfassung er nach dem Vorstandswechsel das Unternehmen vorgefunden hat. Hinweise für die narrative Entfaltung bieten die Datumsangabe, die subjektive Schilderung und das Interessantheitskriterium des Ereignisses. Resümierend kann wiederum festgehalten werden, dass zwei Drittel der Briefe deskriptiv entfaltet werden, wobei die sachorientierte Realisationsform vorwiegend mit der Informationsfunktion und die meinungsorientierte Form mit der Selbstdarstellungsfunktion verbunden ist. Auch 1998 wird die Kontaktfunktion im Initialteil in nur acht Briefen umgesetzt (02/98, 03/98, 07/98, 08/98, 09/98, 10/98, 11/98 und 13/98).

#### **6.5.1.3      *Der Initialteil des Jahrgangs 1999***

Im Jahr 1999 umfassen die Initialteile zwei bis vier Teiltext-Einheiten. Auch in diesem Jahrgang lassen sich zwei Typen von Briefkerneröffnungen unterscheiden: Der Anteil der Briefe, die mit allgemeinen kontemplativen Gedanken beginnen, nimmt auf elf Exemplare zu: 01/99, 02/99, 04/99, 05/99, 07/99, 09/99 (wobei hier Umsatz und Ergebnis zwar erwähnt, jedoch nicht präzisiert werden), 10/99, 11/99, 13/99, 14/99 und 15/99. Demgegenüber geht 03/99 nach einem Satz zum positiven Geschäftsjahr zu der Ergebnispräsentation über, ebenso wie 06/99 und 08/99; 12/99 bezieht sich nur auf die Dividende. Diese Beobachtung legt den Schluss nahe, es ergebe sich eine andere Aufteilung der Entfaltungstypen, da die Ergebnisse nicht mehr ausschließlich deskriptiv dargestellt, sondern in einen größeren Zusammenhang geordnet werden. Tatsächlich ist es so, dass die deskriptive TE nur noch 33% einnimmt, die explikative jedoch 40%; 20% entfallen auf den Mischtypus deskriptiv-explikativ und 7% auf eine eher narrative Entfaltung. Im Rahmen der deskriptiven Initialteile werden 60% meinungsorientiert und 40% sachorientiert realisiert. Die sachorientierten Einleitungen übernehmen zu 100% eine Informationsfunktion, wohingegen die meinungsorientierten zu 50% eine Informations- und zu 50% eine Kontaktfunktion übernehmen. Die explikativen Initialteile weisen zu 67% eine vage und zu 33% eine eindeutige Realisationsform auf, wobei jeweils die Selbstdarstellungsfunktion im Vordergrund steht.

#### **6.5.1.4      *Der Initialteil – eine abschließende prototypische Betrachtung***

Die Tendenz, die sich abschließend festhalten lässt, besagt, dass die deskriptive TE zugunsten einer explikativen oder zumindest deskriptiv-explikativen TE zurückgeht, wobei die Selbstdarstellungsfunktion in den explikativen Initialteilen zunimmt. Exemplarisch wollen wir zwei Initialteile vergleichen, die dies verdeutlichen: „wir freuen uns, Ihnen mit dem vorliegenden Geschäftsbericht für das Jahr 1998 erneut ein erfolgreiches Henkel-Geschäftsjahr vorstellen zu können. Mit einer Steigerung des Jahresüberschusses um 16 Prozent auf 727 Mio DM und

einem Umsatzwachstum von sechs Prozent auf 21,3 Mrd DM haben wir wiederum deutliche Verbesserungen erzielt. Diese Leistung ist unter erschwerten konjunkturellen Bedingungen erreicht worden. Wir danken unseren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in aller Welt sehr herzlich für ihre Beiträge zum Unternehmenserfolg im Jahr 1998“ (08/98, Seite 2). Diese Passage wird deskriptiv entfaltet, da die Ergebnisse ohne jegliche kausale Erklärung aneinander gereiht werden; die Informationsfunktion ist vorherrschend, während mit dem letzten Satz die Kontaktfunktion erfüllt wird. Im Gegensatz dazu wird der folgende Initialteil explikativ entfaltet, was sich an den erläuternden Relativsätze und Formulierungen wie „wesentliche Gründe“ und „zum Beispiel“ festmachen lässt; hier dominiert die Selbstdarstellungsfunktion, da das Unternehmen seine Reaktionen auf die veränderten Marktbedingungen expliziert: „die Welt steht am Beginn der nächsten industriellen Revolution. Neue Informationstechnologien ändern das Geschäft grundlegend. An dieser Stelle sei nur auf die durch den e-Commerce hervorgerufene Neugestaltung der Beschaffungskanäle, wie zum Beispiel Internetauktionen hingewiesen, die auch die Beziehung der Phoenix zu ihren Kunden und Lieferanten prägen wird. Phoenix wird in diesem Jahr 144 Jahre alt. [...] Wesentliche Gründe für das langjährige, erfolgreiche Bestehen von Phoenix waren zum einen rechtzeitige Anpassungen an Marktveränderungen, zum anderen Aktionäre, die auch in schwierigen Zeiten zu Phoenix standen. [...]“ (10/99, Seite 2).

Der Prototyp des Initialteils umfasst im Schnitt drei Teiltext-Einheiten. Eine prototypische Briefkerneröffnung lässt sich nicht herausarbeiten. Demgegenüber sind die Informations- und die Selbstdarstellungsfunktion ein wesentlicher Bestandteil des Initialteils; zu den prototypischen Themenentfaltungen gehören die Deskription und die Explikation.

### 6.5.2 Die Briefmitte

Der Briefkern oder die Briefmitte enthält das inhaltliche Hauptanliegen des Textes, wobei in den Aktionärsbriefen das Nebeneinander unterschiedlicher Themen konstitutiv ist (cf. z.B. 09/97, in dem die einzelnen Geschäftseinheiten sowie die Kapitel „Aktienkurs“ und „Mitarbeiter“ regelrecht abgearbeitet werden). Da bei der Behandlung der verschiedenen Themen unterschiedliche Funktionen im Vordergrund stehen, werden diese auch auf unterschiedliche Art entfaltet. Welche Funktionen mit welchen Entfaltungstypen und Realisationsformen verbunden sind und wie sich dies im Zeitraum von drei Jahren verändern kann, soll im folgenden Kapitel dargestellt werden.

#### 6.5.2.1 *Die Briefmitte des Jahrgangs 1997*

Die Briefmitte des Jahrgangs 1997 gliedert sich im Schnitt in acht Teiltext-Einheiten. Diese Teiltext-Einheiten werden zum größten Teil deskriptiv oder explikativ und nur zu 9% argumentativ entfaltet. In 14% der Fälle liegt eine gemischt deskriptiv-explikative TE vor. Nur 1% der Teiltext-Einheiten wird nicht auf eine bestimmte Art entfaltet, sondern übernimmt eine Orientierungsfunktion

(cf. 02/97, Seite 3 und 15/97, Seite 4). Eine narrative TE liegt in den BadA des Jahres 1997 nicht vor.

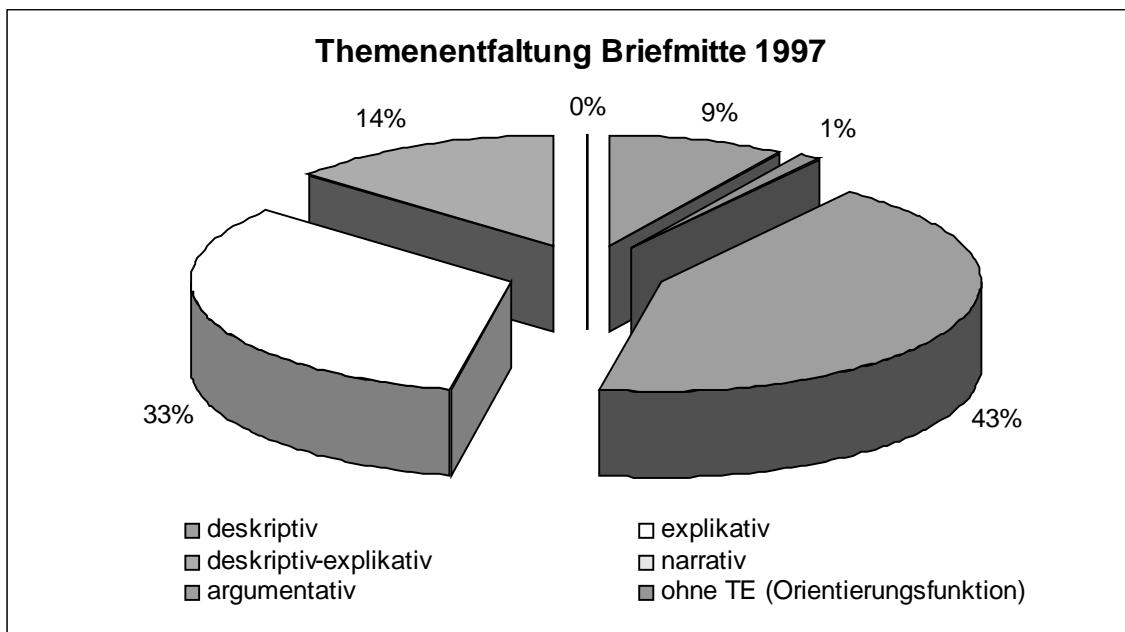


Abbildung 12; Quelle: Eigene Darstellung

Die deskriptiv entfalteten Teiltext-Einheiten sind zu 66% mit einer sachorientierten Realisationsform verbunden. Im Rahmen dieser sachorientierten Realisationsform dominiert die Informationsfunktion mit 61%, die Selbstdarstellungsfunktion wird mit 35% umgesetzt und die Kontaktfunktion nur in 4% der Briefeinheiten. Sachorientierte Deskriptionen erfüllen demnach zumeist eine informative Funktion. Im Vergleich dazu herrscht in den Teiltext-Einheiten der meinungsorientierten Realisationsform die Selbstdarstellungsfunktion mit 82% vor. Sobald sich die Deskription mit einer Meinungskundgabe vermischt, verschiebt sich der Schwerpunkt von der Information zur Selbstdarstellung. Appell- und Kontaktfunktion werden 1997 in der Briefmitte nur zu geringen Anteilen umgesetzt. In der Übersicht sieht diese Verteilung wie folgt aus:

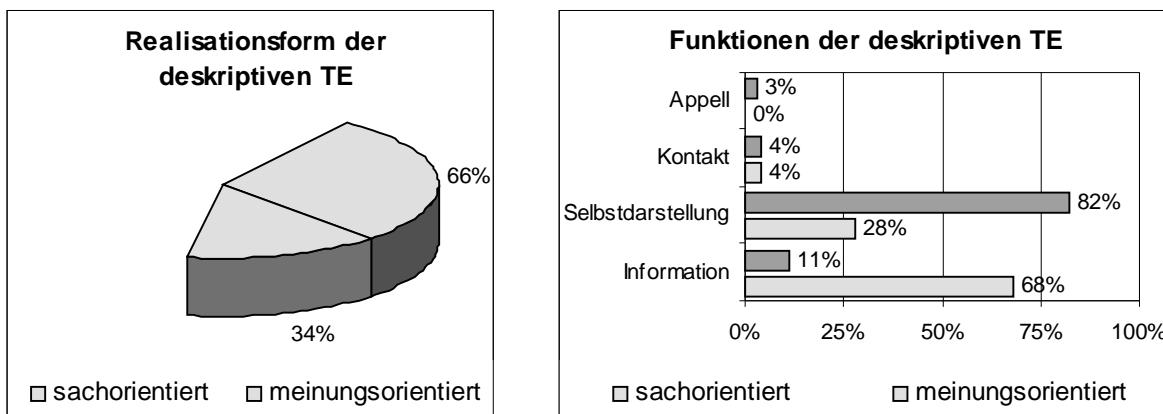


Abbildung 13; Quelle: Eigene Darstellung

Die explikativ entfalteten Teiltext-Einheiten werden zu 67% eindeutig realisiert. Ähnlich wie bei der meinungsorientierten Deskription wird mit der vagen Realisationsform der expliziten TE zum größten Teil eine Selbstdarstellungsfunktion verfolgt (79%). Die eindeutige Realisationsform der explikativen TE verfolgt in 83% der Fälle eine Informationsfunktion; Kontakt- und Selbstdarstellungsfunktion liegen mit 7% bzw. 8% ungefähr gleich; das Schlusslicht bildet die Appellfunktion mit 2%. In Bezug auf die deskriptiven und explikativen Teiltext-Einheiten kann also festgehalten werden, dass sie je nach Realisationsform entweder eine Informations- oder eine Selbstdarstellungsfunktion übernehmen. Die Verteilung der explikativen Teiltext-Einheiten lässt sich folgendermaßen darstellen:

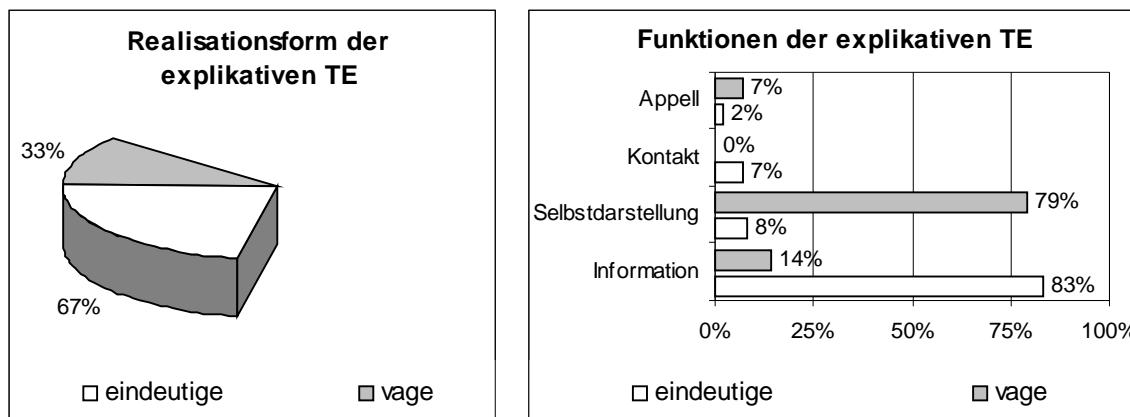


Abbildung 14; Quelle: Eigene Darstellung

Die argumentativ entfalteten Teiltext-Einheiten werden 1997 zu 69% rational realisiert. Hier scheint es den Unternehmen vordergründig darum zu gehen, sich selbst darzustellen (75%). Im Rahmen der persuasiven Realisationsform wird in 50% der Fälle die Appellfunktion umgesetzt; auf die Kontaktfunktion entfallen 33% und auf die Informationsfunktion 17%. In den persuasiv ausgerichteten argumentativen Teiltext-Einheiten soll der Leser demnach durch den direkten Appell zu einer bestimmten Handlung veranlasst bzw. zur Übernahme einer bestimmten Haltung bewegt werden, wohingegen in den rational realisierten Teiltext-Einheiten der Leser durch die Selbstdarstellung des Unternehmens überzeugt werden soll.

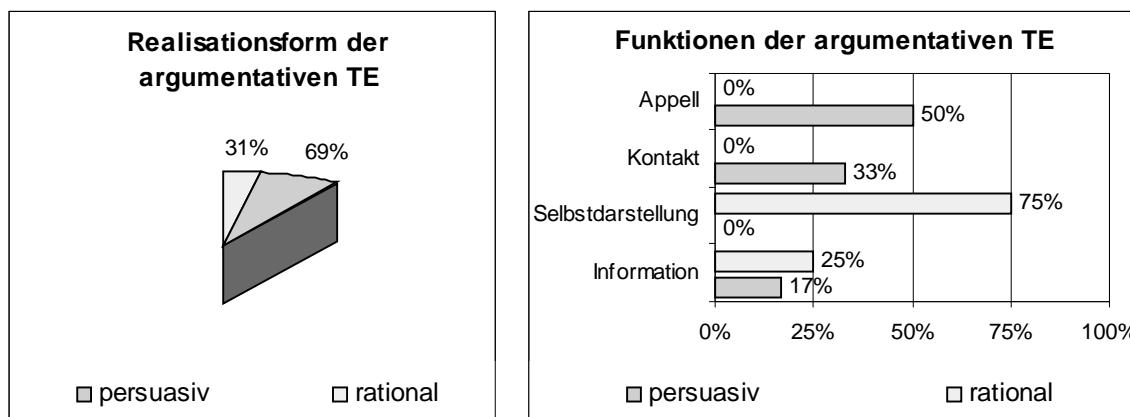


Abbildung 15; Quelle: Eigene Darstellung

Die gemischte deskriptiv-explikative TE wird zu 61% auf sachorientierte bzw. eindeutige Weise und zu 39% auf meinungsorientierte bzw. vage Art realisiert. Dabei wird im Rahmen der sachorientiert-eindeutigen Realisationsform in 85% der Fälle eine Informationsfunktion umgesetzt. Die meinungsorientiert-vage Realisationsform ist jedoch nicht – wie zu erwarten gewesen wäre – zum größten Teil mit der Selbstdarstellungsfunktion verbunden, sondern zu 40% mit der Informationsfunktion und nur zu 33% mit der Selbstdarstellungsfunktion.

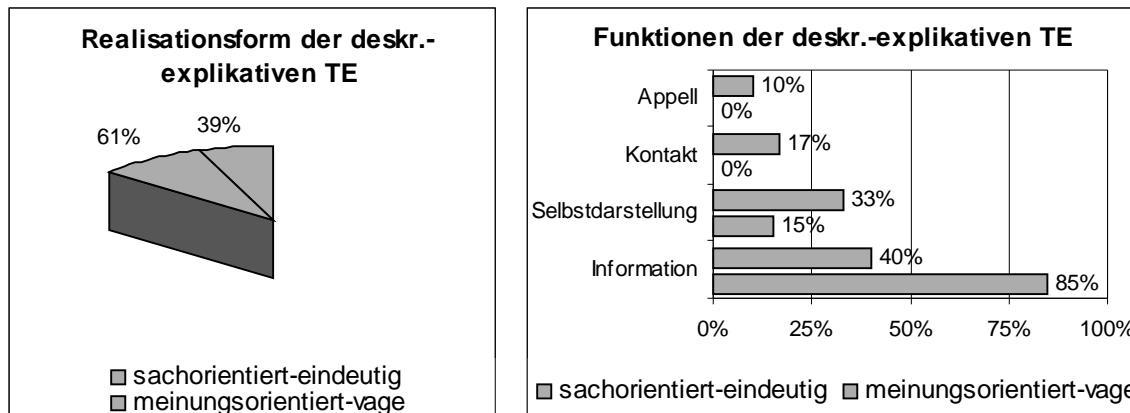


Abbildung 16; Quelle: Eigene Darstellung

Es kann also festgehalten werden, dass die Informationsfunktion in den BadA des Jahres 1997 zum einen im deskriptiven Entfaltungstyp zu suchen ist, der sachorientiert realisiert wird und zum anderen im explikativen Entfaltungstyp, der eindeutig realisiert ist. Demgegenüber herrscht die Selbstdarstellungsfunktion in den meinungsorientierten bzw. vagen Realisationsformen der explikativen TE vor. Darauf hinaus ist auffällig, auch argumentativ entfaltete Teiltext-Einheiten übernehmen größtenteils eine Selbstdarstellungsfunktion.

#### 6.5.2.2 Die Briefmitte des Jahrgangs 1998

Die Briefmitte des Jahres 1998 weist im Schnitt neun Teiltext-Einheiten auf. Diese werden zu 80% entweder deskriptiv oder explikativ entfaltet. Hinzukommen weitere 8% des deskriptiv-explikativen Mischtypus'. Der Anteil der argumentativ entfalteten Teiltext-Einheiten geht auf 7% zurück, doch können wir zum ersten Mal einen narrativen Entfaltungstyp (1%) verzeichnen. Der Anteil der Teiltext-Einheiten, die keine Entfaltung aufweisen, nimmt auf 4% zu; sie übernehmen im Text eine Orientierungsfunktion.

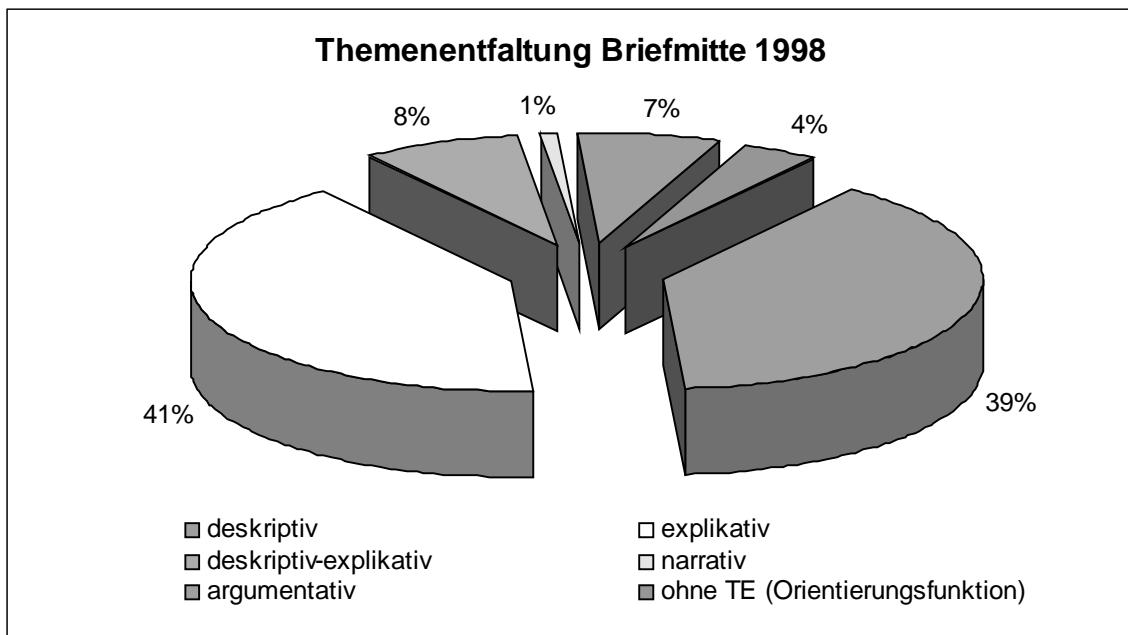


Abbildung 17; Quelle: Eigene Darstellung

Die Verteilung der deskriptiv entfalteten Teiltext-Einheiten in sachorientierte und meinungsorientierte Realisationsformen ähnelt der des Vorjahrs: 62% sachorientiert zu 38% meinungsorientiert. Wiederum steht bei den sachorientierten Realisationsformen die Informationsfunktion mit 77% im Vordergrund. Auch in den meinungsorientierten Teiltext-Einheiten herrscht – ähnlich wie 1997 – die Selbstdarstellungsfunktion mit 74% vor. Die anderen Funktionen sind im Rahmen der deskriptiven TE fast zu vernachlässigen.

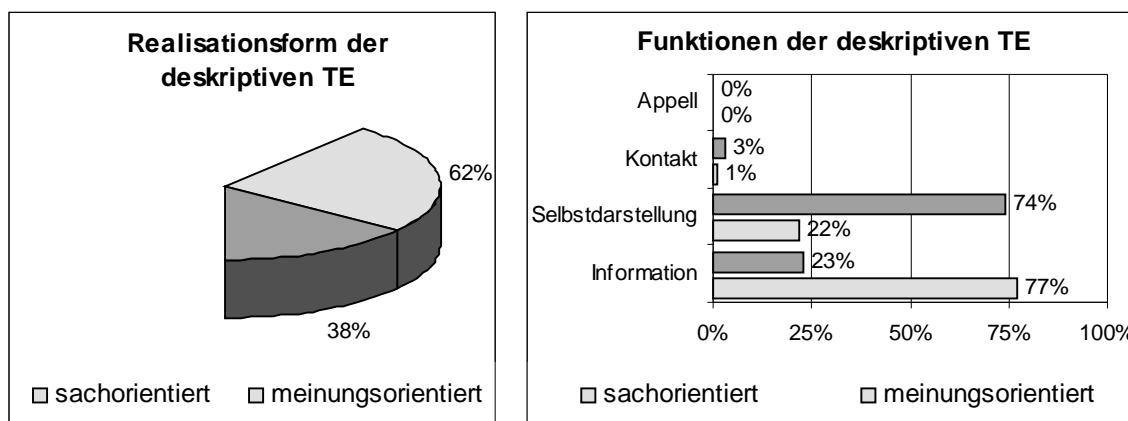


Abbildung 18; Quelle: Eigene Darstellung

Auch in Bezug auf die Realisationsformen der explikativen TE ergibt sich ein paralleles Bild zum Vorjahr: Die eindeutige Realisationsform stellt mit 71% den größten Teil dar, wobei wiederum in 80% der Fälle eine Informationsfunktion vorherrscht. Abweichungen sind im Rahmen der vage realisierten Teiltext-Einheiten festzustellen: Zwar ist die Selbstdarstellungsfunktion mit 56% nach wie vor dominant, doch nimmt die Informationsfunktion mit 39% einen großen Teil

ein. Als Beispiel für eine vage realisierte explikative Teiltext-Einheit sei auf den Brief 13/98 (Seite 2) verwiesen.

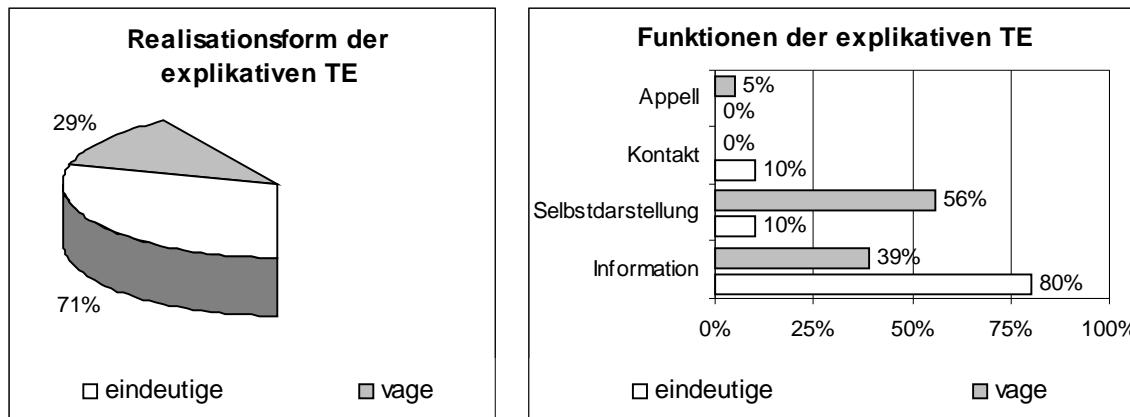


Abbildung 19; Quelle: Eigene Darstellung

Die argumentativen Teiltext-Einheiten werden 1998 überwiegend rational realisiert, wobei wiederum die Selbstdarstellungsfunktion zentral ist. Im Rahmen der persuasiven Realisationsformen entfallen sogar 100% auf diese Funktion. Es fällt auf, dass 1998 die argumentative TE nicht dazu verwendet wird, um an den Leser zu appellieren; vielmehr scheint die Informationsfunktion im Vordergrund zu stehen. Ein Beispiel dafür bietet der Brief 12/98, Seite 2: Hier rechtfertigt der Vorstandsvorsitzende den Verlauf des Aktienkurses, wobei die Zeit- und Zahlenangaben auf die Informationsfunktion hindeuten.

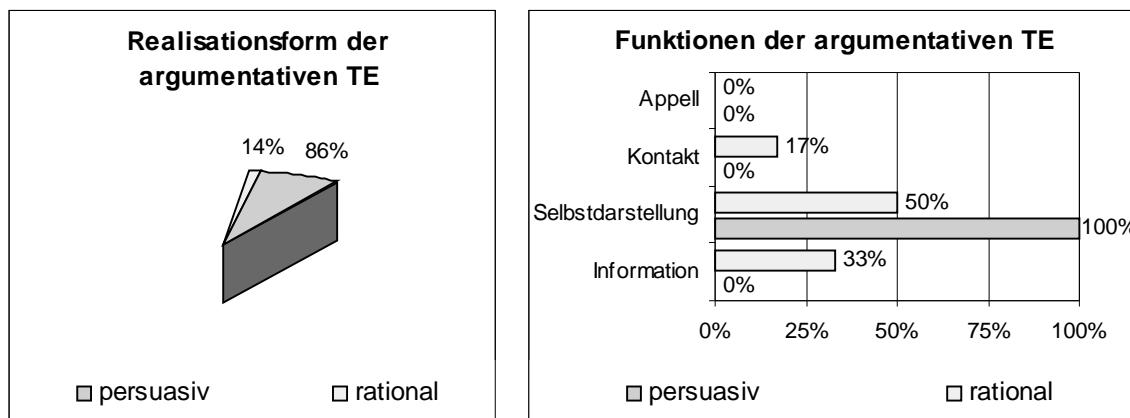


Abbildung 20; Quelle: Eigene Darstellung

In den Briefen des Jahres 1998 tritt zum ersten Mal der Typus der narrativen TE auf. Diese wird auf „nüchterne“ Art und Weise realisiert und dient zu 100% der Selbstdarstellung. Im BadA 14/98, Seite 10 wird die Geschichte der August-Thyssen-Hütte erzählt. Obwohl die Zahlen auch auf eine deskriptive TE hinweisen können, liegt hier aufgrund des Interessantheitskriteriums und der subjektiven Bewertung eine narrative TE mit dominierender Selbstdarstellung vor, da die Zahlen heute nicht mehr von Bedeutung sind.

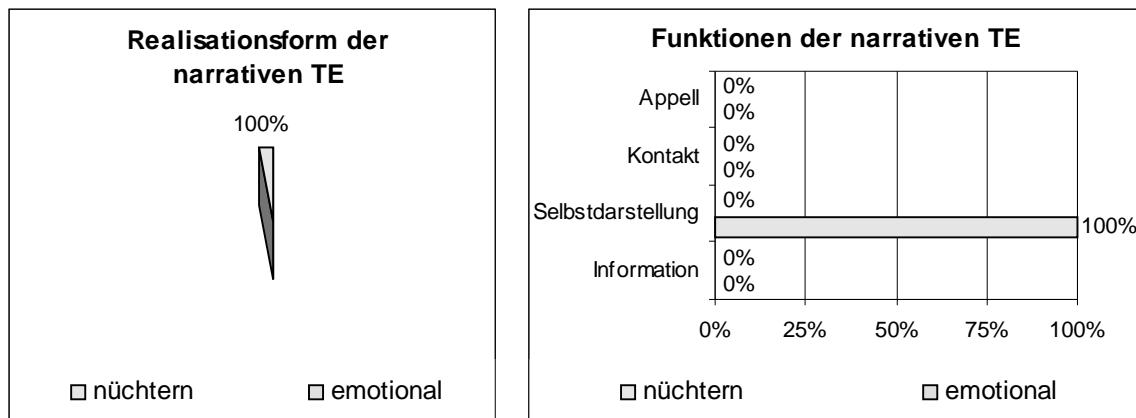


Abbildung 21; Quelle: Eigene Darstellung

Den Abschluss bildet die deskriptiv-explikative TE mit 8%. Die sachorientiert-eindeutige Realisationsform dominiert mit 60%, wobei hier auch – wie zu erwarten war – die Informationsfunktion mit 83% die am häufigsten vertretene Funktion ist. Wiederum übernimmt die Selbstdarstellungsfunktion im Rahmen der meinungsorientiert-vagen Realisationsformen mit 75% die Hauptfunktion.

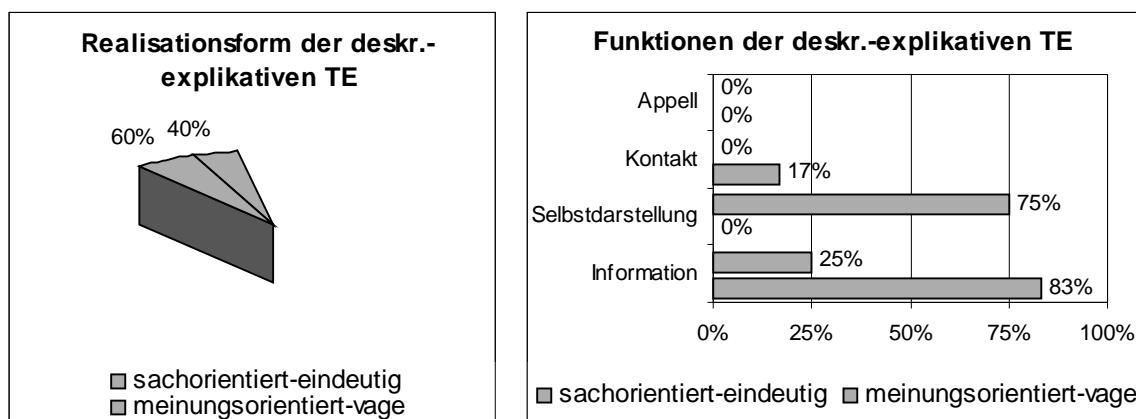


Abbildung 22; Quelle: Eigene Darstellung

#### 6.4.2.3 Die Briefmitte des Jahrgangs 1999

Die Briefmitte des Jahrgangs 1999 weist durchschnittlich acht Teiltext-Einheiten auf. Auch 1999 bestreiten 80% der TE der deskriptive und der explikative Typus. Das Gewicht hat sich jedoch zugunsten des explikativen Typus' verschoben. Die narrative Entfaltung ist in diesem Jahrgang bereits mit 2% vertreten. Der Mischtypus aus deskriptiv-explikativen Teiltext-Einheiten nimmt auf 7% ab, während die argumentative TE wieder 9% ausmacht. Die nicht entfalteten Teiltext-Einheiten mit Orientierungsfunktion nehmen 2% ein.

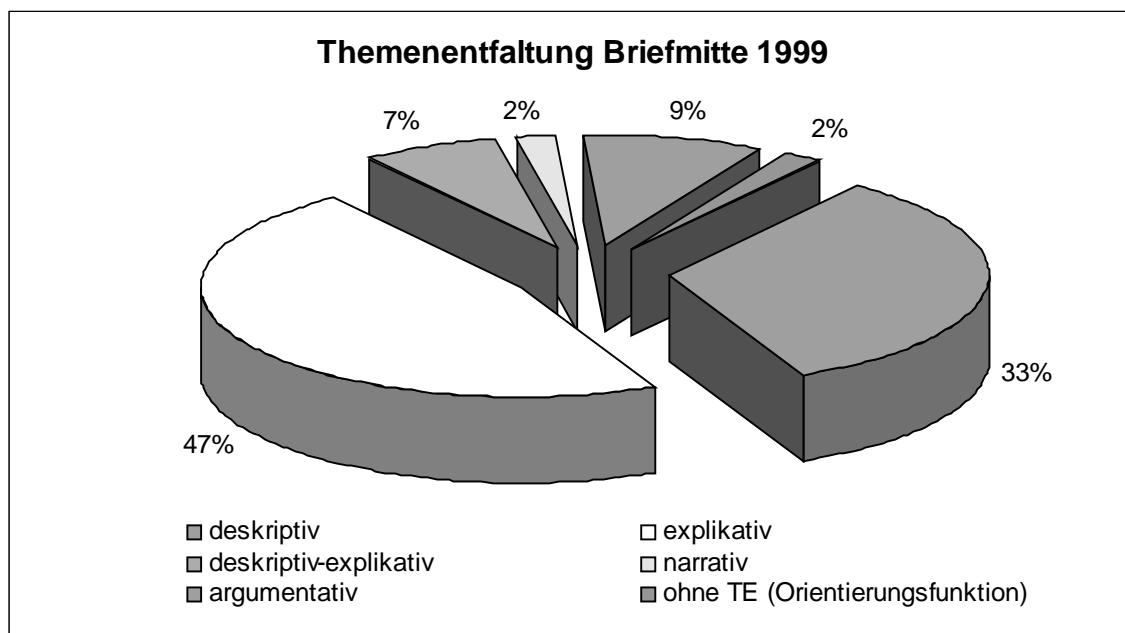


Abbildung 23; Quelle: Eigene Darstellung

Wie in den Vorjahren auch wird die deskriptive TE vorwiegend sachorientiert realisiert, wobei die Informationsfunktion mit 82% dominiert. Demgegenüber herrscht mit 89% die Selbstdarstellungsfunktion in den meinungsorientierten Realisationsformen vor. Die anderen Funktionen sind eher zu vernachlässigen. Das Bild aus den Vorjahren wird somit auch 1999 bestätigt.

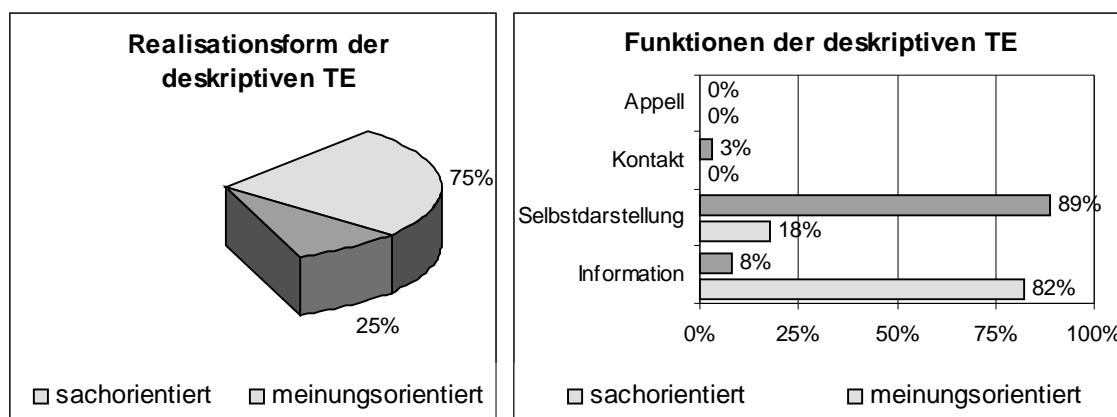


Abbildung 24; Quelle: Eigene Darstellung

Die explikative TE ist mit einem Gesamtanteil von 47% vertreten; davon werden 62% auf eindeutige und 38% auf vage Art und Weise realisiert. Wie bereits in den Vorjahren liegt auch 1999 der Schwerpunkt auf der eindeutigen Realisationsform, wobei die Informationsfunktion mit 78% dominiert. Im Bereich der vagen Realisationsformen herrscht – wie 1997 und 1998 auch – die Selbstdarstellungsfunktion vor.

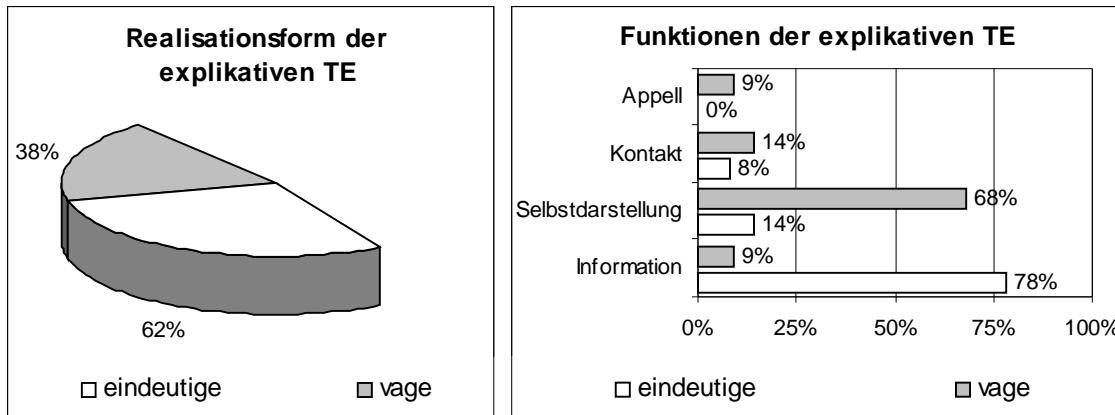


Abbildung 25; Quelle: Eigene Darstellung

Die argumentativen Teile-Einheiten werden zu fast gleichen Teilen persuasiv und rational entfaltet. Dabei spielen wie 1998 bereits auch die Selbstdarstellungs- und die Informationsfunktion eine tragende Rolle, wobei die Selbstdarstellung in den persuasiven Realisationsformen und die Informationsfunktion in den rationalen Formen überwiegt. Interessant ist der Anteil der Kontaktfunktion, der in beiden Realisationsformen zu fast identischen Anteilen umgesetzt wird. Ein Beispiel dafür bietet der BadA 09/99, Seite 3: Der Vorstandsvorsitzende versucht die direkt angesprochenen Aktionäre von den unternehmerischen Aktivitäten zu überzeugen; dabei präsupponiert er ihre Zustimmung.

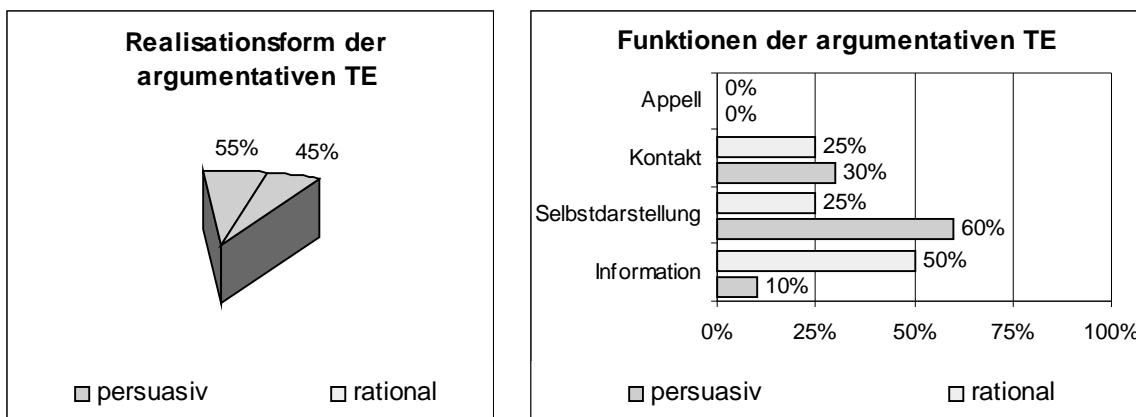


Abbildung 26; Quelle: Eigene Darstellung

Die narrative TE ist 1999 mit einem Gesamtanteil von 2% vertreten. Es lässt sich zudem eine Differenzierung zwischen eher nüchtern und eher emotional realisierten Teile-Einheiten ausmachen, wobei letztere mit 67% überwiegen. Die emotional realisierten Teile-Einheiten dienen zu 75% der Selbstdarstellung und

zu 25% der Kontaktintensivierung, während die nüchtern realisierten Teiltext-Einheiten zu 100% der Informationsfunktion dienen. Ein Beispiel für eine emotional realisierte Teiltext-Einheit mit einer Selbstdarstellungsfunktion bietet der BadA 03/99, Seite 3: Der Vorstandsvorsitzende erzählt nicht ohne Stolz, CNN hätte anlässlich der Datumsumstellung der Lufthansa „mehr als eine Stunde weltweiter Sendezeit gewidmet“.

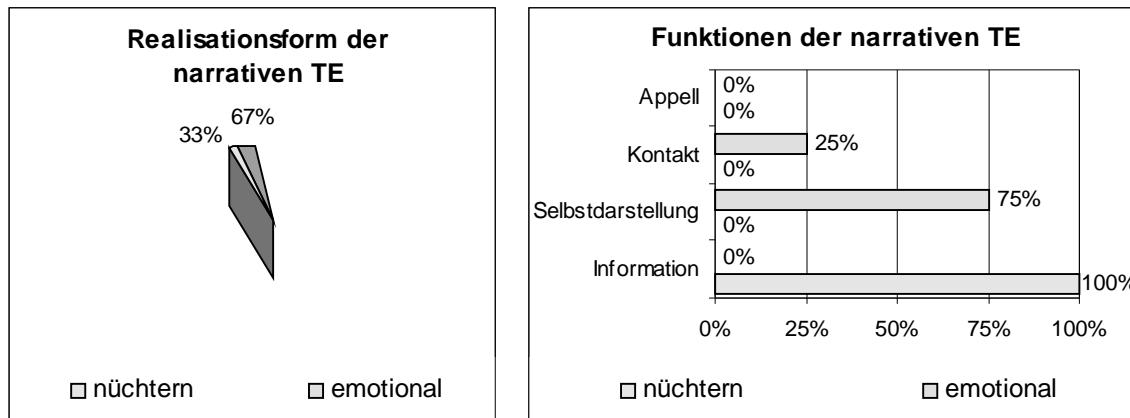


Abbildung 27; Quelle: Eigene Darstellung

Abschließend betrachten wir noch den Mischtypus der deskriptiv-explikativen TE. Dieser wird 1999 größtenteils sachorientiert-eindeutig realisiert, wobei die Informationsfunktion mit 83% gegenüber der Selbstdarstellungsfunktion mit 17% dominiert. Im Rahmen der meinungsorientiert-vagen Formen sind Selbstdarstellungs- und Kontaktfunktion mit jeweils 50% vertreten.

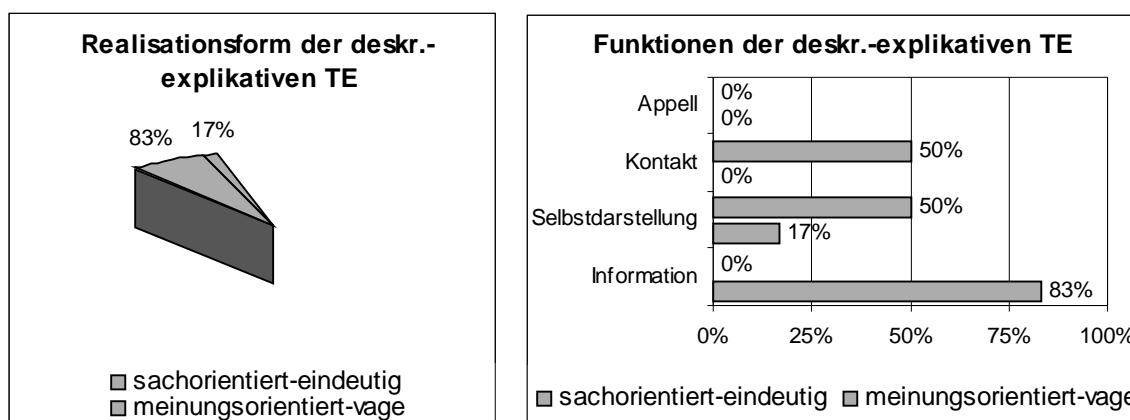


Abbildung 28; Quelle: Eigene Darstellung

#### 6.4.2.4 Die Briefmitte – eine abschließende prototypische Betrachtung

In der Untersuchung haben sich der deskriptive und der explikative Entfaltungstyp als prototypisches Kriterium des BadA herausgestellt. Dabei nimmt der Anteil der explikativen Teiltext-Einheiten von 31% im Jahre 1997 auf 47% im Jahre 1999 zu; gleichzeitig nimmt der Anteil der deskriptiven Teiltext-Einheiten von 43% auf 33% ab. Diese Entwicklung erlaubt den Rückschluss,

Informationen werden in den Aktionärsbriefen zunehmend erläutert und nicht mehr nur deskriptiv dargestellt. Eine weitere Tendenz lässt sich bei den narrativen Teiltextr-Einheiten feststellen: Diese nehmen über den Beobachtungszeitraum von drei Jahren von 0% auf 2% zu, während die argumentativen Teiltextr-Einheiten nahezu konstant bleiben. Auf die Gesamtheit der Entfaltungstypen bezogen nehmen narrative und argumentative Teiltextr-Einheiten jedoch einen verschwindend kleinen Anteil ein: 1997 sind es insgesamt 9%, 1998 nur 8% und 1999 ebenfalls nur 11%. Dabei kann man im Rahmen der argumentativen Teiltextr-Einheiten noch nicht einmal von Argumentationen i. e. S. sprechen. Vielmehr handelt es sich oftmals um Scheinargumentationen, die einzig dazu dienen, die Verdienste des Unternehmens in den Vordergrund zu stellen. Aus diesem Grund sind sie häufig mit der Selbstdarstellungsfunktion verbunden. Betrachten wir ein Beispiel einer solchen Scheinargumentation: „Im Jahr 1998 war der Luftverkehrsmarkt über lange Strecken von regionalen Währungs- und Wirtschaftskrisen geprägt. Den Unternehmen des Lufthansa Konzerns gelang es dennoch, ihre Marktposition zu festigen und auszubauen“ (03/98, Seite 5). Die Konjunktion **dennoch** weist auf eine konzessive Verknüpfung und somit auf eine argumentative Struktur hin. Die Prämisse 1 lautet: **Krisen bestimmten die wirtschaftliche Lage**, die übersprungene Prämisse 2 würde lauten: **In Krisenzeiten ist es unmöglich/schwierig, sein Geschäft zu stabilisieren** und die Konklusion heißt: **Lufthansa hat seine Position gestärkt**. Es geht nicht darum, Pro- und Contra-Meinungen gegeneinander abzuwägen, sondern die eigenen Leistungen in ein positives Licht zu rücken. Ähnliche Fälle finden wir in den BadA 04/99 (Seite 4), 07/99 (Seite 5) oder 13/99 (Seite 2).

Im Rahmen der deskriptiven und explikativen TE dominiert die jeweils eindeutige bzw. sachorientierte Realisationsform, wobei diese größtenteils mit der Informationsfunktion verbunden ist. Die vagen bzw. meinungsorientierten Realisationsformen setzen vorwiegend eine Selbstdarstellungsfunktion um. Appell- und Kontaktfunktion sind nur zu geringen Anteilen in diesen TE-Typen vertreten. Daraus kann abgeleitet werden, dass in der Briefmitte wenig Kontakt zum Leser hergestellt und auch nicht an diesen appelliert wird. Selbstdarstellung und Information dominieren die Briefmitte, die zu 80% deskriptiv oder explikativ entfaltet wird. Selbst im Rahmen der argumentativen und narrativen TE ist die Selbstdarstellungsfunktion vorherrschend.

Der prototypische Aktionärsbrief würde sich rein rechnerisch zu 39% aus deskriptiven und zu 40% aus explikativen Teiltextr-Einheiten zusammensetzen; weitere 10% entfielen auf den Mischtypus von deskriptiv-explikativer TE. Dabei würden Informations- und Selbstdarstellungsfunktion dominieren, wobei die Informationsfunktion in den eindeutigen bzw. sachorientierten Realisationsformen auftritt und die Selbstdarstellungsfunktion in den vagen bzw. meinungsorientierten. Die argumentativen Teiltextr-Einheiten wären mit 8% vertreten, die narrativen mit nur 1% und auf die nicht entfalteten Teiltextr-Einheiten mit Orientierungsfunktion entfielen 2%. Der einzige BadA, der alle genannten TE-Typen aufweist, ist das Exemplar 02/99. Dieser Brief käme auch von der Verteilung der Entfaltungstypen dem Prototypen am nächsten.

### **6.5.3 Der Terminalteil**

Der Terminalteil schließt die Briefkernbeendigung und die Schlussformel ein (cf. LANGEHEINE 1983: 202s.). Unter der Briefkernbeendigung fasse ich Teiltext-Einheiten, die die Briefmitte abschließen. Es liegt die Vermutung nahe, der Sender stelle den gesamten Terminalteil in den Dienst der Kontaktaufnahme zum Adressaten.

#### **6.5.3.1      *Der Terminalteil des Jahrgangs 1997***

Der Terminalteil des Jahres 1997 umfasst durchschnittlich zwei bis drei Teiltext-Einheiten. In Bezug auf die Briefkernbeendigung unterscheiden wir zwei Typen: Im ersten Fall wird die Briefmitte in der Briefkernbeendigung resumiert bzw. in einen größeren Zusammenhang geordnet; dabei fallen Terminalteil und Briefkernbeendigung zusammen. Im zweiten Fall wird die Briefmitte durch die Briefkernbeendigung abgeschlossen und es folgt eine Passage, in der noch einmal explizit Kontakt zum Leser aufgenommen wird.

Exemplarisch seien die zwei Typen von Briefkernbeendigungen gegenübergestellt: „Alle unsere Aktivitäten haben ein klares Ziel: den Wert der CREATON AG langfristig zu steigern. Der Gradmesser für unseren Erfolg ist die Ertragsstärke. Sie ist ein wesentlicher Baustein für die Rentabilität der CREATON-Aktie, die in ihrer Branche ihresgleichen sucht. Das hohe Ertrags- und Rentabilitätsniveau wollen wir auch künftig beibehalten, um unsere Spitzenposition auf Deutschlands Dächern auch auf die deutschen Börsen zu übertragen“ (01/97, Seite 3). Briefkernbeendigung und Terminalteil fallen hier zusammen: Thema ist die Steigerung des Unternehmenswertes als Ziel aller bisher beschriebenen Aktivitäten. Der Adressat wird in dieser Briefkernbeendigung nicht ins Geschehen eingebunden. Anders in folgendem Fall: „Der Start ins neue Geschäftsjahr verlief zufriedenstellend. Für das Gesamtjahr 1998 rechnen wir bei einer sich differenziert entwickelnden Weltkonjunktur mit einem moderaten Umsatzzuwachs. [...] Wir danken den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, auf deren Können wir bei der Weiterentwicklung des Konzerns bauen, für ihre im Berichtsjahr erbrachte Leistung. Unseren Aktionären danken wir für das in uns gesetzte Vertrauen und dürfen Sie recht herzlich zur Hauptversammlung der SKW am 17. Juli 1998 in München einladen“ (12/97, Seite 3, Absätze 4 und 5). Hier wird der Briefkern mit einer Prognose über das kommende Geschäftsjahr beendet und es folgt eine Teiltext-Einheit, in der ein direkter Kontakt zum Leser hergestellt wird. Diesem zweiten Typus lassen sich die nachstehenden Briefe zuordnen: 02/97, 05/97, 07/97, 09/97, 10/97, 11/97, 12/97 und 15/97.

Ebenso wie die Briefmitte der BadA des Jahres 1997 wird der Terminalteil überwiegend deskriptiv bzw. explikativ entfaltet (jeweils zu 47%). Die argumentative TE nimmt nur 6% ein. Interessant ist die Tatsache, dass die genannten Entfaltungstypen im Terminalteil niemals mit einer primären Informationsfunktion verbunden sind. Bezüglich der Funktionen lassen sich zwei Gruppen differenzieren: BadA, die den Terminalteil im Zeichen der Selbstdarstellung realisieren (cf. 01/97, 02/97, 03/97, 04/97, 06/97, 08/97, 13/97 und 14/97), wobei sie z.T. sogar darauf verzichten, durch einen abschließenden

Gruß den Kontakt zum Leser herzustellen (01/97, 02/97, 04/97, 08/97 und 14/97). Die andere Gruppe stellt ihren Terminalteil in die Funktion des Appells oder der Kontaktintensivierung (05/97, 09/97, 11/97, 12/97 und 15/97; 07/97 und 10/97 verzichten jedoch auf den Gruß). Es bleibt also festzuhalten, die Funktion ist weniger mit bestimmten Textentfaltungstypen verbunden, sondern hängt vielmehr von der Position im Text ab. Der Terminalteil des BadA wird also dazu genutzt, sich vom Leser zu verabschieden, indem man ihm nochmals ein positives Bild des Unternehmens vermittelt (cf. z.B. 08/97, Seite 3, letzter Satz) oder indem man sich ganz dem Leser widmet, den Kontakt zu ihm betont bzw. ihn zur weiteren Unterstützung auffordert (cf. z.B. 10/97, Seite 7).

### **6.5.3.2      *Der Terminalteil des Jahrgangs 1998***

Der Terminalteil des Jahrgangs 1998 besteht im Schnitt aus drei Teiltext-Einheiten. Der Briefkernbeendigung des ersten Typus', in dem Terminalteil und Briefkernbeendigung zusammenfallen, lassen sich 1998 sechs BadA zuordnen: In den Briefen 04/98 und 08/98 entspricht der Terminalteil der Briefkernbeendigung, wobei dieser ausschließlich der Selbstdarstellung dient. In den Briefen 07/98, 13/98 und 14/98 fallen die beiden Teile ebenfalls zusammen, wobei jedoch der Adressat mit einer Formulierung wie „Unser Ziel ist es, Ihr Unternehmen ...“ (13/98, Seite 3) direkt angesprochen wird. In allen anderen Fällen schließt die Briefkernbeendigung die Briefmitte ab und die letzte Teiltext-Einheit steht im Zeichen der Kontaktaufnahme zum Aktionär; dazu gehören die BadA 01/98, 02/98, 03/98, 05/98, 06/98, 09/98, 10/98, 11/98, 12/98 und 15/98.

Der Anteil des deskriptiven Entfaltungstypus' bleibt konstant bei 47%, während die explikativen Teiltext-Einheiten auf 40% zurückgehen. 1998 weisen 6% eine argumentative und 7% eine narrative Struktur auf. Vorherrschende Funktionen sind abermals die Selbstdarstellungs- und die Kontaktfunktion, wobei sich jedoch der Trend feststellen lässt, beide Funktionen miteinander zu verbinden. Eine eindeutige Informationsfunktion wird in keinem der Terminalteile umgesetzt. Zu den BadA, in deren Terminalteil die Selbstdarstellungsfunktion im Vordergrund steht, gehören die Briefe 04/98, 07/98, 08/98, 13/98 und 14/98. In den Briefen 01/98 und 12/98 liegt im Terminalteil eine dominante Kontaktfunktion vor. Und in den BadA 02/98, 03/98, 05/98, 06/98, 09/98, 10/98, 11/98 und 15/98 werden Selbstdarstellungs- und Kontaktfunktion miteinander verknüpft. Dass die BadA 04/98 und 08/98 auf eine abschließende Grußformel verzichten, mag nicht weiter verwundern, da die Selbstdarstellung der Unternehmen dominant ist. Inklusive dieser zwei Briefe gibt es 1998 neun BadA, die auf eine Abschlussformel verzichten: 01/98, 02/98, 03/98, 07/98, 10/98, 12/98 und 14/98. Dies sind zwei mehr als im Vorjahr.

### **6.5.3.3      *Der Terminalteil des Jahrgangs 1999***

Der Terminalteil des Jahres 1999 umfasst durchschnittlich zwei Teiltext-Einheiten. Briefkernbeendigung und Terminalteil fallen in den BadA 01/99, 02/99, 03/99, 07/99, 08/99, 09/99 und 13/99 zusammen. Lediglich 02/99 und 03/99 sprechen in einem kurzen abschließenden Satz den Leser an. Eine separate

Briefkernbeendigung und ein darauf folgender Teiltext, der im Zeichen des Kontaktes zum Aktionär steht, weisen die Briefe 04/99, 05/99, 06/99, 10/99, 11/99, 12/99, 14/99 und 15/99 auf. Von diesen Briefen realisieren folgende BadA gleichzeitig eine Selbstdarstellungsfunktion: 04/99, 05/99, 06/99, 09/99 und 14/99. Auf eine Grußformel als Beendigung des Terminalteils verzichten 1999 wie im Jahr zuvor neun Unternehmen, wobei in zwei Briefen Ersatzformulierungen wie „Damit gehört Ihrem Unternehmen die Zukunft“ (02/99) und „Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen“ (03/99) zu finden sind.

Der Anteil der deskriptiven TE liegt auch 1999 bei 47%; davon werden 71% meinungsorientiert realisiert. Die sachorientierten Teiltext-Einheiten dienen zu 100% der Kontaktfunktion, während in den meinungsorientierten Teiltext-Einheiten zu 60% eine Selbstdarstellungsfunktion, zu 20% eine Kontakt- und zu weiteren 20% eine Appellfunktion umgesetzt wird. Die explikativ entfalteten Teiltext-Einheiten werden zu 38% eindeutig und zu 62% vage realisiert. Im Rahmen der eindeutigen Realisationsformen überwiegt die Selbstdarstellungsfunktion mit 67%, während auf die Kontaktfunktion nur 33% entfallen. Die vage realisierten Teiltext-Einheiten dienen zu jeweils gleichen Anteilen (40%) der Selbstdarstellung und der Kontaktintensivierung; 20% setzen eine Appellfunktion um.

#### **6.5.3.4      *Der Terminalteil – eine abschließende prototypische Betrachtung***

Im Rahmen der Briefkernbeendigung ist keine prototypische Struktur feststellbar. Die beschriebenen Varianten sind in den Briefen zu etwa gleichen Teilen vertreten. Für den Terminalteil sind ebenso wie für die Briefmitte und den Initialteil die deskriptive und explikative TE die prototypischen Entfaltungsmöglichkeiten. Der Anteil der deskriptiven TE bleibt über die drei Jahrgänge mit 47% konstant. Der explikative Anteil liegt mit 53% 1999 am höchsten, wobei in diesem Jahrgang jedoch weder argumentative noch narrative Strukturen in den Terminalteilen auftreten. Zentral ist die Feststellung, dass sowohl die Kontakt- als auch die Selbstdarstellungsfunktion zu den prototypischen Funktionen des Terminalteils gehören. Eine Informationsfunktion ist in keinem der Briefe als dominante Funktion auszumachen.

## **7. Textoptimierung im Geschäftsbericht – eine textsortenspezifische Betrachtung zwischen Theorie und Praxis**

Über den Sinn und Unsinn von Checklisten zur sprachlichen Bewertung von Texten, d.h. über die Möglichkeiten der praktischen Textoptimierung, ist viel diskutiert worden.<sup>126</sup> Ich möchte in diesem Kapitel eine Checkliste zur Überprüfung der sprachlichen Qualität von GB präsentieren, die sich zum einen auf die Erkenntnisse der Verständlichkeitforschung beruft; dabei werde ich die sprachliche Umsetzung des Faktors Glaubwürdigkeit mitberücksichtigen. Im Folgenden wird zunächst einmal der Stand der Verständlichkeitforschung kurz skizziert, um einen Einblick in die Herkunft der Bewertungskriterien zu vermitteln. Zum anderen wird im Anschluss daran geprüft, ob sich die Kriteriengruppen mit einem der aktuellsten Modelle<sup>127</sup> zur Textverständlichkeit vereinbaren lassen. Hiermit komme ich der von Rickheit formulierten Forderung, „die theoretischen Modellvorstellungen auf praktische Anwendungsfelder [zu] beziehen“ nach (RICKHEIT 1995: 27). Die Erarbeitung der Checkliste wird also einerseits theoretisch untermauert und andererseits beruht sie auf wissenschaftlich-empirisch abgesicherten Untersuchungen. An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass die herangezogenen Beispiele aus einzelnen Geschäftsberichten dazu dienen, die aufgestellte Behauptung im wissenschaftlichen Sinne zu belegen. Eine herausgegriffene missglückte Formulierung oder ein anderer beispielsweise textstruktureller Kritikpunkt sagt noch nichts über die Qualität des gesamten Berichtes aus. Da ich in einigen Fällen auch Negativbeispiele zitiert habe, die im Rahmen eines Sprachgutachtens beurteilt worden sind, habe ich die Namen dieser Unternehmen aus datenschutzrechtlichen Gründen durch Zahlen (Unternehmen 1 etc.) ersetzt.

### **7.1 Ansätze der Verständlichkeitforschung**

Mandl/Tergan/Ballstaedt stellen in einem Aufsatz zur Textverständlichkeit die Grundzüge der Verständlichkeitforschung dar.<sup>128</sup> In ähnlicher Weise zeichnen Groeben/Christmann den Weg der Verständlichkeitforschung nach<sup>129</sup>, doch beachten sie die kognitionsorientierte Forschung nicht. Aufgrund ihres Fokus' auf die Textoptimierung werden bei ihnen nur diejenigen Ansätze betrachtet, die unmittelbar praktische Relevanz besitzen. Einen ausführlichen Überblick zum Thema Textverstehen und Textverständlichkeit gibt Bernd-Ulrich Biere im Vorwort seiner Studienbibliografie<sup>130</sup>. Neben der Verständlichkeitforschung werden dort auch hermeneutische Theorien des Textverstehens berücksichtigt (cf.

---

<sup>126</sup> Cf. SAUER 1995: 150; BIERE/HOBERG 1995; BIERE 1990; GROEBEN/CHRISTMANN 1989.

<sup>127</sup> Cf. SAUER 1997.

<sup>128</sup> Cf. MANDL/TERGAN/BALLSTAEDT 1982.

<sup>129</sup> Cf. GROEBEN/CHRISTMANN 1989.

<sup>130</sup> Cf. BIERE 1991.

BIERE 1991: 3s.); diese sollen uns hier jedoch nicht weiter beschäftigen.<sup>131</sup> Die im Rahmen der philosophischen Hermeneutik geführten Diskussionen sind rein wissenschaftstheoretisch auslegt und reflektieren den Prozess des Verstehens als potenzielle Sinngebung, die – je nach hermeneutischer Konzeption<sup>132</sup> – in einen sozialen, historischen Kontext integriert ist. Die Definition Blumenbergs hilft uns auf dem Weg, die hermeneutischen Ansätze aus der linguistisch geprägten Betrachtungsweise von Texten auszugrenzen:

Hermeneutik geht auf das, was nicht nur je einen Sinn haben und preisgeben soll und für alle Zeit behalten kann, sondern was gerade wegen seiner Vieldeutigkeit seine Auslegungen in seine Bedeutung aufnimmt. Sie unterstellt ihrem Gegenstand, sich durch ständige Auslegung anzureichern, so daß er seine geschichtliche Wirklichkeit geradezu darin hat, neue Lesarten anzunehmen, neue Interpretationen zu tragen. (BLUMENBERG 1986: 21)

Es ist unschwer zu erkennen, dass dieser Definition ein literarisches Textverständnis zugrunde liegt. Literarische Texte bieten „Einstellungen und Perspektiven, die die empirisch bekannte Welt verändern und verfremden. Daraus resultiert eine gewisse Unbestimmtheit, die der Leser auf unterschiedliche Weise verarbeiten kann“ (RUSTERHOLZ 31999: 132). Das Anerkennen jenes kreativen, unbestimmten Interpretationsspielraums ist seit Schleiermacher konstitutiv für die Hermeneutik (cf. RUSTERHOLZ 31999: 115). Die Untersuchungsobjekte der vorliegenden Arbeit sind in Form von Aktionärsbriefen und Geschäftsberichten Texte, deren Absicht nicht darin besteht, „einen Raum der Einbildungskraft“ (RUSTERHOLZ 31999: 134) zu kreieren. Vielmehr ist das Postulat der Eindeutigkeit juristisch festgelegt (cf. Kap. 2.1.2). Vor diesem Hintergrund sind sie als „Gebrauchstexte“ zu bezeichnen und dadurch gekennzeichnet, dass sie „primär durch außerhalb ihrer selbst liegende Zwecke bestimmt werden. Gebrauchstexte dienen der Sache, von der sie handeln [...]“ (BELKE 31975: 320). Auch wenn die hermeneutischen Ansätze hier nicht ausführlicher betrachtet werden, so blieben sie nicht ohne Einfluss auf die Verständlichkeitsforschung linguistischer Prägung:

Für die Verständlichkeitsforschung liefert die hermeneutische Tradition zwei grundlegende Einsichten: (1) Aussagen über die Verständlichkeit eines Textes sind nicht möglich ohne Bezug auf verstehende, d.h. auslegende oder interpretierende Aktivitäten des individuellen Rezipienten und (2) das Verständlich(er)-Machen von Texten muß als Erklärungs- bzw. Lehr-Lern-Situation vorgestellt werden, in der auf das beim Rezipienten vorhandene Wissen Bezug genommen werden muss. (BIERE 1991: 4)

---

<sup>131</sup> „Unabhängig von der literaturwissenschaftlichen und philosophischen Tradition der Hermeneutik entstehen seit den 1970er Jahren in der psychologischen und linguistischen ‚Verständlichkeitsforschung‘ (vgl. Biere 1991) kognitionswissenschaftliche Modelle zur Erklärung der Textverarbeitung“ [GLÜCK (ed.) 1993: 278].

<sup>132</sup> Hier sei u.a auf Heideggers Auffassung verwiesen: „Wir befinden uns, meint er, immer schon in geschichtlich verstandener, sprachlich erschlossener Welt“ (RUSTERHOLZ 31999: 121).

Wie noch genauer darzulegen sein wird fließen die interpretierenden Aktivitäten des Individuums v.a. in Groebens theoretisch-deduktives Modell ein, wohingegen das vorhandene Rezipientenwissen in den kognitionspsychologischen Ansätzen konzeptionell berücksichtigt wird. – Wenden wir uns nun den Anfängen der Verständlichkeitsforschung zu.

### 7.1.1 Die Lesbarkeitsforschung und ihre Anwendungsmöglichkeiten

Die Verständlichkeitsforschung beginnt mit der Lesbarkeitsforschung – als zentrale Namen wären erstens Flesch zu nennen, der eine der ersten Formen entwickelte, die heute noch im Word-Programm angewendet wird, und zweitens Dickes/Steiwer, die eine Lesbarkeitsformel für die deutsche Sprache aufstellten.<sup>133</sup> Das Ziel bestand darin, mithilfe mathematischer Formeln den Verständlichkeitsgrad eines Textes zu ermitteln. Nach Groeben gilt die Lesbarkeitsforschung als abgeschlossen; ihre Ergebnisse sind in spätere Ansätze in nicht unerheblichem Maße eingeflossen (cf. GROEBEN 1982: 185).<sup>134</sup> In vielen Lesbarkeitsformeln wie z.B. in der Flesch-Formel, der Dale & Chall-Formel oder der Farr-Jenkins-and-Peterson-Formel (cf. CHAFFAI 1987: 269s.) treten zwei Variablen auf, die von besonderem Interesse sind: die Wort- und die Satzlänge. Im Rahmen der quantitativen Linguistik sind diese Größen auch heute noch von Bedeutung. Das Ziel des quantitativen Ansatzes besteht darin, „Häufigkeitsverteilungen von Wort- und Satzlängen und Wortarten in verschiedenen Textsorten und Sprachen“ zu untersuchen, um „am Aufbau einer Sprachtheorie mitzuwirken, die auf einem System von Gesetzen und Hypothesen beruht“ ([www.gwdg.de](http://www.gwdg.de), BEST 1999).

Meine eigenen Untersuchungen in diesem Bereich, auf der Basis der Lesbarkeitsformeln die sprachliche Qualität von Texten zu bestimmen, führten zu keinen zufrieden stellenden Ergebnissen: Ich habe zunächst 30 Aktionärsbriefe verschiedener Unternehmen eingescannt; das OCR-Schrifterkennungsprogramm ermöglicht eine Umwandlung der Dateien ins Word-Format, so dass im Anschluss daran für jeden Text eine individuelle Lesbarkeitsstatistik ermittelt werden konnte. Bei der Auswahl der Briefe habe ich darauf geachtet, dass diese von möglichst heterogener sprachlicher Qualität waren; als Grundlage für diese Einteilung diente die Beurteilung durch die Keller-Checkliste.<sup>135</sup> Es sollte nun die These überprüft werden, ob eine computerbasierte Analyse von Texten die Ergebnisse der Checklisten-Überprüfung bestätigen kann. In einer Tabelle wurden die Rangplätze von 1 bis 100, die die einzelnen Briefe im Wettbewerb 1998 eingenommen hatten, auf der Abszisse eingetragen, während der Flesch-Index von 0 bis 100 bzw. von -20 bis 80 (an die Verhältnisse der deutschen Sprache

---

<sup>133</sup> Cf. FLESCH 1948 und DICKES/ STEIWER 1977.

<sup>134</sup> Einen ausführlichen Überblick über die zahlreichen verschiedenen Formeln finden wir bei CHAFFAI 1987; eine kritische Diskussion nehmen ANDERSON/DAVISON 1988 vor.

<sup>135</sup> Die Keller-Checkliste wird in Kapitel 7.3.1 näher erläutert.

adaptiert<sup>136</sup>) auf der Ordinate abzulesen ist. Es zeigt sich eine rein zufällige Verteilung der Werte: Texte, die im **mm**-Wettbewerb gut bewertet wurden (Platz 1-20), weisen einen Flesch-Index zwischen -20 und -1 auf. Den höchsten Flesch-Index (15, d.h. „schwierig“) erzielte ein Text aus dem Mittelfeld. Auf den Plätzen 80 bis 100 weisen viele Texte wiederum einen Index von -20 auf; der beste Text in diesem Bereich erzielt -5. Insgesamt liegen also alle Texte nach der Flesch-Beurteilung zwischen „sehr schwer“ und „schwierig“, eine Schwierigkeitsstufe wie sie normalerweise nur wissenschaftlichen Abhandlungen und Fachbüchern zugesprochen wird (cf. GROEBEN 1982: 179). Eine Korrelation zwischen der Bewertung durch die Keller-Checkliste und dem Flesch-Verfahren konnte also nicht bestätigt werden. Dies verwundert jedoch nicht, da die Checkliste mit der Begutachtung der Leserorientierung, der Textlogik und der Textstruktur weit über die Flesch-Kriterien der Wort- und Satzlänge hinausgeht. „The ultimate judge of readability is the reader, not a formula. Formula do not guarantee readable texts [...]“ (BRUCE/RUBIN 1988: 20).

### 7.1.2 Instruktionspsychologische Ansätze

Das Hamburger Verständlichkeitskonzept fußt nicht auf mathematisch-objektiven Kriterien, sondern auf Expertenurteilen. Langer/Schulz von Thun/Tausch haben anhand dieser Bewertungen versucht Merkmale herauszufiltern, die die Verständlichkeit beeinflussen. Das Ergebnis lässt sich in vier Dimensionen darstellen (cf. LANGER et. al 1999: 15-22<sup>137</sup>):

1. Sprachliche Einfachheit (u.a. transparenter Satzbau)
2. Gliederung und Ordnung (u.a. Textaufbau, Absätze, Hervorhebungen)
3. Kürze und Prägnanz (u.a. Füllwörter, Phrasen)
4. Anregende Zusätze (u.a. persönliche Anrede).

Die Leistung des Hamburger Modells liegt einerseits darin, zum ersten Mal alle verständlichkeitsrelevanten Merkmale in einem Modell vereint und somit systematisiert zu haben; andererseits sind aus dem Modell unmittelbar praktische Textoptimierungsvorschläge abzuleiten.

Während das Hamburger Modell empirisch-induktiv ausgerichtet war, ist Norbert Groebens Ansatz als theoretisch-deduktiv zu bezeichnen. Auch er operiert mit vier Dimensionen, die jedoch auf überprüfbaren Theorien basieren (cf. GROEBEN 1982: 198ss.):

1. Die Dimension der Stilistischen Einfachheit orientiert sich u.a. an den Ergebnissen der Lesbarkeitsforschung;

---

<sup>136</sup> „Da jedoch die durchschnittliche Wortlänge im Deutschen wesentlich höher liegt als im Englischen, ergibt sich eine Verschiebung der Skalierung“ von -20 (= sehr schwer verständlich) bis 80 (= leicht verständlich) (MIHM 1973: 120).

<sup>137</sup> Das Werk erschien erstmals 1974; die permanente Neuauflage beweist, dass dieser Ansatz auch heute noch von Bedeutung ist.

2. die Dimension der Kognitiven Strukturierung an Ausubels Subsumtionstheorie;
3. die Dimension der Semantischen Redundanz an der Informationstheorie und
4. die Dimension des Konzeptuellen Konflikts an Berlynes Neugiertheorie.

Die Dimensionen 2 und 4 waren für Groeben von besonderem Interesse; auf die Einzelheiten der Dimensionen kommen wir später an der entsprechenden Stelle der zu erarbeitenden Checkliste zurück. Es bleibt jedoch hier bereits festzuhalten, dass Groeben im Unterschied zum Hamburger Modell von einer mittleren Verständlichkeit ausgeht, die das Lernen und Behalten optimal fördert (cf. GROEBEN 1982: 205s.), wohingegen Langer et al. von einem hohen Verständlichkeitswert ausgehen, um die besten Lern- und Behaltenseffekte zu erzielen (cf. LANGER et al. 1999: 27s.).

Die Leistung des Groeben'schen Modells liegt zum einen in der theoretischen Fundierung der verständlichkeitsrelevanten Dimensionen und zum anderen in der Integration leser- wie textorientierter Merkmale.

### 7.1.3 Kognitionspsychologische Ansätze

Zu einer umfassenderen Berücksichtigung der kognitiven Eigenschaften des Lesers kommt es jedoch erst im Rahmen der Kognitionspsychologie. „Die Textverarbeitung wurde zum Paradigma für das Verstehen überhaupt [...]“ (MANDL et. al 1982: 71). Wir unterscheiden hier einerseits die kognitiv-konstruktiven Verstehensmodelle, die davon ausgehen, dass dem Rezipienten eine entscheidende Rolle im Prozess des Verstehens zukommt. Verstehen wurde fortan als Verarbeitungsprozess konzipiert, der in zwei Richtungen verläuft:

Die **aufsteigende** oder textgeleitete Verarbeitung wird durch das Textangebot ausgelöst und gesteuert. So wird durch den Text bestimmtes Vorwissen aktiviert oder bereitgestellt. Die **absteigende** oder schemageleitete Verarbeitung wird durch Vorwissen und Zielsetzungen gesteuert, die bestimmte Erwartungen und Suchprozesse auslösen. [...] deshalb kann von einer **Leser-Text-Interaktion** gesprochen werden. (BALLSTAEDT et al. 1981: 18)

Andererseits gehört der propositionale Ansatz in den Bereich der kognitionsorientierten Forschung: Das Modell der zyklischen Textverarbeitung nach Kintsch/Vipond versucht zu beschreiben, wie sich ein Text in die vorhandene Wissensstruktur einordnet (cf. KINTSCH/VIPOND 1979). Wir gehen dabei von einer Textbasis aus, die wir gewinnen, indem wir den Text in Propositionen auflösen. Propositionen sind vorsprachliche kognitive Einheiten, die zur Beschreibung mentaler Strukturen befähigen und die Kernbedeutung einer Äußerung tragen. Diese Textbasis wird in einen so genannten Kohärenzgrafen übersetzt, d.h., die Propositionen werden in eine hierarchische Struktur gebracht (cf. HEIJNK 1997: 51). Mandl et al. sehen das Verdienst dieses Modells, das ebenfalls im Zusammenhang mit der Überarbeitung der Checkliste genauer expliziert wird, in der Darstellung des zeitlichen Ablaufs beim Textverstehen. „Das Modell der

Verarbeitungszyklen ist der bisher weitgehendste Versuch, den Prozeß des Textverständens zu beschreiben und Vorhersagen über das Lernergebnis abzuleiten“ (MANDL et al. 1982: 75).

#### 7.1.4 Aktuelle Verständlichkeitsmodelle

1995 stellte Christoph Sauer erstmals sein Minimalmodell zur Verständlichkeitsanalyse und -optimierung vor; 1997 erschien dann eine Umarbeitung des ehemaligen Vier-Felder-Schemas zu einem Sechs-Felder-Modell. Sein SF-Modell kann als ein Versuch im Rahmen der Verständlichkeitsforschung gewertet werden, auf einem abstrakten Niveau eine Zuordnung der Verständlichkeit beeinflussenden Dimensionen untereinander vorzunehmen. Sauers Modell unterscheidet sich in sofern von bisherigen Ansätzen, als dass die Dimensionen sowohl textzentriert als auch rezipientenzentriert formuliert sind, d.h., jeder textzentrierten Dimension entspricht eine rezipientenorientierte. Im Hamburger-Modell sind die Dimensionen ausschließlich auf den Text gerichtet. Die Wirkung der Dimensionen auf den Leser wurde zwar in Experimenten überprüft (cf. LANGER et al. 1999: 160), doch sind die Ergebnisse nicht als leserseitige Dimensionen in das Modell eingeflossen. In Groebens theoretisch-deduktivem Ansatz sind die Aspekte „Stilistische Einfachheit“ und „Semantische Redundanz“ vom Text aus konzipiert, wohingegen die Punkte „Kognitive Strukturierung“<sup>138</sup> und „Konzeptueller Konflikt“ die Rezipientenperspektive widerspiegeln. Die Dimensionen werden jedoch unabhängig voneinander betrachtet.

##### 7.4.1.1 Sechs Felder der Verständlichkeit

Wenden wir uns zunächst Sauers Ausgangsüberlegungen zu: Ausgehend von der These, dass es nicht ausreicht, Texte willkürlich stilistisch zu überarbeiten, entwickelt Sauer ein Gesamtkonzept, in dem die einzelnen Aspekte der Textverständlichkeit aufeinander bezogen werden (cf. SAUER 1997: 94). Ihm kommt es dabei v.a. auf das Zusammenspiel von inhaltlichen und formalen Gesichtspunkten an, da

[m]it dem Textbild [...] die visuelle Unterstützung der Leseaufgabe zusammen[hängt], die im Idealfall durch eine Integration von Erscheinungsbild und Inhaltsangebot, Wahrnehmung und Sinnvollzug, sichtbarer Form und Handlungsbedeutung zustandekommt. (SAUER 1997: 94)

Dass die Verbindung von Inhalt und Form für die Kohärenz des Textes von entscheidender Bedeutung ist, liegt auf der Hand. Sauer unterscheidet drei Ebenen im Hinblick auf die Reichweite des Textes: die lokale, die mittlere und die globale Ebene (cf. SAUER 1997: 95). Diese Einteilung hat auch für den GB ihre Gültigkeit: Zur untersten Stufe gehören Wörter und Sätze sowie Satzkomplexe, die jedoch noch keine eigenständigen Unterkapitel bilden; die mittlere Ebene

<sup>138</sup> Groeben verwendet den Begriff *Kognitive Strukturierung* als Oberbegriff für *Kognitive Gliederung/Ordnung*; beide Benennungen sind in seinem Werk zu finden (cf. GROEBEN 1982: 203, 234).

umfasst mehrere Paragrafen mit ihren Zwischentiteln sowie die einzelnen Unterkapitel; zur globalen Ebene zählt der Gesamttext mit sämtlichen Kapiteln, dem Inhaltsverzeichnis, dem Anhang und dem Glossar bzw. dem Stichwortverzeichnis. Im Folgenden ordnet Sauer nun den einzelnen Ebenen auf der inhaltlich-kognitiven sowie der formal-materiellen Seite Verständlichkeitsdimensionen zu:

1. Auf der lokalen Ebene sollte der Textinhalt verstehtbar sein (inhaltlich-kognitiv); formal-materiell äußert sich dies in seiner Lesbarkeit.
2. Auf der mittleren Ebene sollte der Textinhalt gestaffelt sein (inhaltlich-kognitiv); formal-materiell ist der Text dann überschaubar.
3. Auf der globalen Ebene sollte der Text nachvollziehbar sein (inhaltlich-kognitiv); formal-materiell äußert sich das in seiner Zugänglichkeit.

Sauer gelangt so zu sechs Dimensionen: Verstehbarkeit, Leserlichkeit, Gestaffeltheit, Überschaubarkeit und Nachvollziehbarkeit sowie Zugänglichkeit. Auf der untersten, lokalen Ebene wird angenommen, dass ein Text **leserlich** ist, wenn die Wörter, Sätze, Satzkombinationen und Absätze aufgrund ihrer mikrotypografischen Gegebenheiten gut erkennbar und wahrnehmbar sind; demzufolge kann der Leser die lokalen Einheiten optimal kognitiv verarbeiten und der Text wird für ihn **verstehbar**. Auf der mittleren Ebene muss der Text bildlich unterstützt werden durch Satzspiegel, Zwischentitel und andere Sequenzierungsindikatoren, so dass er **überschaubar** wird. Der Leser kann dann die Abschnitte und Paragrafen optimal kognitiv verarbeiten, indem er die inhaltliche **Gestaffeltheit** des Textes wahrnimmt. Die oberste, globale Ebene zielt auf makrotypografische Markierungen und die Anordnung der Textteile, die dem Leser den **Zugang** zum Text vereinfachen sollen. Der Leser schließt vom Textbild auf den Inhalt; der Text wird für ihn **nachvollziehbar** und veranlasst ihn zu Anschlusshandlungen (cf. SAUER 1997: 96).

Abschließend bleibt festzuhalten, dass es den sechs Feldern an Präzision mangelt. Zwar räumt Sauer selbst einschränkend ein, dass in seinem Modell nur „notwendige – wenn auch nicht hinreichende – Schritte zur schreibaufgabenkonformen **Umgestaltung**“ geleistet werden (cf. SAUER 1995: 153); hätte er seine Felder genauer definiert, wären die Unzulänglichkeiten eher zu Tage getreten (cf. Kapitel 7.4).

## 7.2 Zum Sinn und Zweck von Checklisten

Die Verständlichkeitsforschung hat von ihrer Zielsetzung her, den Verstehensprozess bei der Rezeption von Texten zu analysieren und die Ergebnisse unmittelbar in Textgestaltungshinweise zu transformieren, eine stark praxisorientierte Fokussierung. Während man diese Ausrichtung in den instruktionspsychologischen Ansätzen deutlich spürt (cf. Hamburger-Modell mit seinem Selbsttrainingsprogramm), wird in den kognitionsorientierten Ansätzen die theoretische Seite stärker betont. Ein Großteil der aktuellen

Verständlichkeitsforschungen ist heute wiederum sehr praxisbezogen, wobei die Formulierung von Textoptimierungsstrategien für bestimmte Textsorten im Vordergrund steht. „Die Kriterien lassen sich nicht normativ festlegen, sie sind sehr vom Einzelfall abhängig und müssen empirisch abgeleitet werden“ (GÖPFERT 1993). Ballstaedt erarbeitet drei Teilchecklisten (Verständlichkeit, Stimulanz, Leserlichkeit) für Lehr- und Lerntexte (cf. BALLSTAEDT 1994: 44, 55s., 71s.); Noack formuliert beispielsweise seine Vorschläge zur Verständlichkeitsverbesserung für den technischen Redakteur (cf. NOACK 1990: 95-107); Bader expliziert neun Kriterien bzw. Prinzipien, die ein Wissenschaftsjournalist beim Verfassen seiner Texte beachten sollte (cf. BADER 1993: 17-39); Bammé et al. stellen einen Kriterienkatalog für die Bewertung von Diplomarbeiten und Dissertationen auf (BAMMÉ ET AL. 1993: 41-49); Göpfert – ebenso wie Biere – erarbeiten Merkmale für einen gelungenen publizistischen Text (GÖPFERT 1993: 99-109 bzw. BIERE 1993: 73-85); Baetge/Kirchhoff präsentieren einige Leitsätze, die man beim Verfassen von Geschäftsberichten einhalten sollte (cf. BAETGE/KIRCHHOFF 1997: 53-59). Der Trend entwickelt sich also eindeutig in Richtung einer Ausdifferenzierung der Optimierungsstrategien für spezifische Textsorten.

Davon strikt abzugrenzen sind Stilfibeln oder Stilratgeber wie z.B. diejenigen von Norbert Franck, Wolf Schneider, Gisa Brise-Neumann oder Dagmar Gaßdorf.<sup>139</sup> Relativ aktuell ist der Ratgeber von Helga Zimmer-Pietz; sie stellt Checklisten auf für Texte aus dem Alltag wie z.B. Briefe, aber auch für Texte aus dem öffentlichen Bereich wie Pressemitteilungen, Prospekte und Unternehmensleitsätze (cf. ZIMMER-PIETZ 2000). Alle genannten Werke weisen die für Ratgeberliteratur typischen (unwissenschaftlichen) Formulierungen auf: „Je kürzer die Sätze, umso besser“ (ZIMMER-PIETZ 2000: 30), „Tu' was, mach' was, schreibe stark! Pack das Blähdeutsch in den Sarg“ (GAßDORF 1996: 78), „Verwenden Sie, wenn möglich, kurze Wörter. Sie erleichtern das Verständnis“ (FRANCK 1990: 34). Eine Ausnahme scheint auf den ersten Blick Briese-Neumanns Werk zu bilden: In ihrem Vorwort richtet sie sich ausdrücklich an die Leser, „denen mit einfachen Handreichungen nicht gedient ist“; sie verfolgt vielmehr die Absicht, stilistische Anweisungen zu erteilen, die auf „Erkenntnissen der modernen Sprachwissenschaft“ basieren (BRIESE-NEUMANN 1993: 6). Die eine Seite umfassende Literaturliste strafft sie jedoch bereits Lügen (cf. BRIESE-NEUMANN 1993: 273). An zwei Beispielen möchte ich zeigen, dass auch ihr Werk nicht theoretisch fundiert ist: In dem Kapitel „Stilistische Wahl“ wird Barbara Sandig als einzige Vertreterin zitiert. In diesem Zusammenhang hätten mindestens die Namen Michel Riffaterre und Roman Jakobson fallen müssen (cf. RIFFATERRE 1973; JAKOBSON 1960/1971). Auf Jakobsons Prinzipien der Selektion und Kombination geht die Autorin zwar ein, jedoch ohne Angabe des Originals (cf. BRIESE-NEUMANN 1993: 35ss.). An anderer Stelle nennt sie fünf verschiedene Handlungsbereiche, um die Abhängigkeit des Stils von der Textsorte zu erläutern: Alltagssprache, Geschäftsverkehr, Wissenschaft, öffentliche Kommunikation, literarische Kommunikation (cf. BRIESE-NEUMANN 1993: 77s.). Zum einen sind die

---

<sup>139</sup> Cf. FRANCK 1990; SCHNEIDER 1992 und 1994; BRIESE-NEUMANN 1993; GAßDORF 1996.

Bereiche nicht korrekt wiedergegeben; Riesel/Schendels unterscheiden den Stil der öffentlichen Rede, den der Wissenschaft, den der Presse und Publizistik, den des Alltags und den der schönen Literatur (cf. RIESEL/SCHENDELS 1975: 19). Zum anderen fehlt ein Literaturhinweis auf die Funktionalstalistik, selbst wenn sich die Autorin entscheidet den Bereich „Presse und Publizistik“ zu erweitern in „Geschäftsverkehr“, was darüber hinaus gar nicht diskutiert wird. Von „basierend auf Erkenntnissen der modernen Sprachwissenschaft“ (BRIESE-NEUMANN 1993: 6) kann also nicht die Rede sein. Auch wenn es an der wissenschaftlichen Fundierung mangelt, so muss man ihren kritischen Umgang mit Stilratschlägen wie „Verwende möglichst viele Verben“ hervorheben (cf. z.B. BRIESE-NEUMANN 1993: 84<sup>140</sup>). Stilfibeln werden in der vorliegenden Untersuchung nicht weiter berücksichtigt, da ihre strikt normative Geisteshaltung nicht den hier verfolgten Absichten entspricht. Die Reichweite präskriptiv-normativer Aussagen ist *a priori* stark eingeschränkt (cf. ERMERT 1979: 16). Thieberger merkt dazu an, dass es keinen Sinne habe,

Stilregeln aufzustellen, um das ‚gute‘ bzw. ‚richtige‘ Schreiben zu lehren. Ein solches Unterfangen wäre übrigens verlorene Mühe, weil alles Lernbare und Erlernte ipso facto zum Klischee erstarrt, d.h. ‚banalisiert‘ wird und somit auf ein stilistisch niedriges Niveau absinkt. Die sprachlichen Phänomene dürfen wir nicht im Rahmen eines starren Systems betrachten; sie sind in steter Veränderung begriffen, so daß ihnen jedes Schema zur Zwangsjacke wird. (THIEBERGER 1988: 10)

Die in den folgenden Kapiteln ausgearbeitete Checkliste basiert auf wissenschaftlichen Erkenntnissen, die über reine Geschmacksurteile hinausgehen. Im Sinne Thiebergers ist diese Liste einem fortwährenden Veränderungsprozess unterworfen, d.h., sie ist als offene Liste konzipiert. Der verbleibenden, zwangsläufigen Starrheit des Schemas – die Checkliste stellt zu einem gegebenen Zeitpunkt eine synchrone Betrachtung dar – wurde in zweierlei Hinsicht Rechnung getragen: Zum einen sind die Kritikpunkte an den Stilratgebern theoretisch reflektiert worden und zum anderen wird der normative Charakter einzelner Rubriken durch die Konzeption skalarer Beurteilungen zwischen „angemessen“ und „weniger angemessen“ relativiert.

Checklisten sind im Allgemeinen ein beliebtes Mittel, die zuvor gewonnenen Einsichten auf den Punkt zu bringen. Je nach Umfang der betriebenen Forschung fallen die Listen mehr oder weniger oberflächlich bzw. mehr oder weniger angreifbar aus. Zu den eher oberflächlichen Versionen gehört eine Art Checkliste in Form von „relevante[n] linguistische[n] Analyseebenen für die Beurteilung von Textqualität“ (BIERE 1993: 84). Hier werden unter den textbezogenen Eigenschaften die Ebenen des Wortschatzes, des Satzbaus und des Textaufbaus genannt; unter den leserbezogenen Kriterien werden Sprachkompetenz, Weltwissen, Expertenwissen, Motivation und Lesegewohnheiten angeführt (cf.

---

<sup>140</sup> Wir werden auf Briese-Neumanns kritischen Anmerkungen an entsprechender Stelle bei der Behandlung der Checkliste zurückkommen.

BIERE 1993: 84s.). Die nähere Erläuterung der Zusammenhänge bleibt uns der Autor schuldig. – Eine der umfassendsten Checklisten zur Beurteilung der sprachlichen Qualität von Texten stammt von Markus Nussbaumer und Peter Siebert – das so genannte „Zürcher Textanalyseraster“.<sup>141</sup> Das Raster umfasst drei Teilbereiche: Im ersten Teilbereich wird u.A. die Textlänge festgestellt und Wortschatz sowie Syntax werden näher charakterisiert. Im zweiten Teil wird die sprachsystematische und orthografische Richtigkeit überprüft; dieser Teilbereich dient der „Erfassung des Grades der Korrektheit eines Textes, oder umgekehrt – und ganz traditionell: der Erfassung aller eigentlicher Fehler in einem Text“ (cf. NUSSBAUMER/SIEBERT 1994: 152). Zum zweiten Teil gehören Fragen zur Orthografie, Interpunktions-, Morphologie, Syntax sowie zum Textbau und zur Semantik. Im dritten Teil geht es um die Punkte funktionale Angemessenheit, Ästhetik und inhaltliche Relevanz: Aufbau und Gliederung sind genauso Gegenstand der Analyse wie die Thematische Entfaltung und die Rezipientenführung. Hinzu kommt die Qualität der Sprachmittel und das inhaltliche Wagnis (cf. NUSSBAUMER/SIEBERT 1994: 153ss.). Die einzelnen Items der Liste sind einerseits deduktiv – auf der Basis einer Texttheorie – entstanden und andererseits induktiv aus der praktischen Analyse von Texten (cf. NUSSBAUMER/SIEBERT 1994: 142). Die Besonderheiten dieser Checkliste resultieren aus der Entwicklung des Rasters aus Schülertexten; beispielsweise weist die Frage *Entspricht die Gesamtidee der Aufgabenstellung?* auf diese textsortenspezifische Ausprägung hin. Die Nussbaumer/Siebert-Checkliste ist nicht als Bestandteil der Verständlichkeitsforschung i.e.S. zu betrachten; die Autoren verzichten darauf, Ergebnisse der Verständlichkeitsforschung einzuarbeiten. Ihnen ging es vielmehr darum, „eine Schablone für die Textwahrnehmung bereitzustellen, die möglichst umfassend und systematisch, explizit und reflektiert ist“ (NUSSBAUMER/SIEBERT 1994: 149). Im Vergleich zu den verständlichkeitsorientierten Ansätzen, deren Hauptziel die Verbesserung der Verständlichkeit des Textes ist, liegt der Schwerpunkt des Zürcher Rasters auf der Bewertung des Textes: „Es [das Raster] wirkt immer dort, wo wir Texte (Texte anderer oder eigene) wertend zur Kenntnis nehmen, und das tun wir zwangsläufig immer, wenn wir Texte lesen oder hören“ (NUSSBAUMER/SIEBERT 1994: 149). Diese Wertungen äußern sich in einem unspezifischen Urteil wie „der Text ist langweilig/spricht mich nicht an/ist unverständlich“ etc., das mithilfe dieses Rasters objektiviert werden soll.

### 7.3 *Checkliste zur Beurteilung der Sprache des GB*

Checklisten sind Werkzeuge, mit denen die sprachliche Qualität von Texten überprüft werden kann. Um die Sprache der GB zu beurteilen, ist es nötig bestimmte textsortenspezifische Anforderungen zu berücksichtigen. Im folgenden Kapitel wird eine bereits existierende Checkliste für GB präsentiert und kritisch hinterfragt, indem eine neue, abweichende Liste entworfen wird.

---

<sup>141</sup> Cf. NUSSBAUMER/ SIEBERT 1994.

### 7.3.1 Die Keller-Checkliste

Die Keller-Checkliste wurde 1995 zur Beurteilung der Sprache im Rahmen des *manager magazin*-Wettbewerbs von Rudi Keller und Petra Radtke entwickelt und sukzessive modifiziert; in ihrer heutigen Form umfasst sie neun Kriterienpunkte. Sie beginnt bei den Oberflächenphänomenen des Textes wie Rechtschreibung und morphologischen Problemen und endet mit umfassenden Fragen zur Textstrukturierung. Ich werde die Liste nur überblicksartig präsentieren; erst im Anschluss sollen die Stärken und Schwächen der Checkliste in Gegenüberstellung mit der neuen Version dargestellt werden.

1. **Rechtschreibung:** Im Rahmen der Rechtschreibung wird die Frage nach der korrekten Orthografie sowie der korrekten Interpunktionsgestaltung gestellt. Zusätzlich wird hier bewertet, ob Satzzeichen als Mittel der Textgestaltung eingesetzt werden.
2. **Morphologie:** Ist die Morphologie korrekt? D.h., sind die verwendeten Lexeme in Numerus, Kasus und Tempus richtig und sind die Präpositionen korrekt? Zudem wird hier darauf geachtet, ob die sprachlichen Bezüge klar und eindeutig sind.
3. **Lexik:** Ist die Wortwahl treffend, angemessen und abwechslungsreich? Punkt 3 beurteilt beispielsweise jargonhafte Wendungen wie den Anglizismus *in 1999* oder auch Wortwiederholungen werden in dieser Rubrik „geahndet“. Darüber hinaus wird die sprachliche Bildlichkeit bewertet.
4. **Syntax:** Ist der Satzbau korrekt? Hier werden v.a. Konstruktionsbrüche berücksichtigt. Die folgenden Fragen zielen auf die Transparenz des Satzbaus: Werden komplexe Sachverhalte klar und durchschaubar dargestellt? Entspricht die Satzstruktur der Aussageabsicht? Zudem wird beurteilt, ob die Satzperioden abwechslungsreich gestaltet sind.
5. **Stil:** Im Bereich des Stils wird bewertet, ob Fachjargon das Verständnis behindert. Eine explizite Schwäche der Geschäftsberichte sind die häufig auftretenden Merkmale des so genannten Bürokratendeutsch. Hierzu zählen Substantivhäufungen, Partizipialattribute und Genitivketten. Darüber hinaus sollte der Text besondere Leseanreize aufweisen wie z.B. einen Jahresüberblick.
6. **Leserorientierung:** Hier wird beurteilt, wie der Leser anhand von expliziten Kohärenzsignalen durch den Text geführt wird. Ob Aufzählungen optisch gegliedert und Diagramme sowie Tabellen explizit in den Text einbezogen werden, ist ebenfalls eine Frage der Leserorientierung. Zudem sollte sich ein Unternehmen vorstellen, bevor es *in medias res* geht.
7. **Textlogik:** Ist die Argumentation klar und stringent? Widersprüche und unlogische Argumentationen werden in dieser Rubrik aufgedeckt; hinzu kommt die Frage nach dem Textaufbau. Ist dieser als wohlgeordnet zu bezeichnen? Eine Leitidee oder eine Textdramaturgie dienen dazu, den Text zusammenzuhalten – auch dies wird im Bereich „Textlogik“ beurteilt.

8. **Textstrukturierung:** Sind Vorspanne oder Zusammenfassungen funktional sinnvoll eingesetzt? Ist der Text systematisch mittels Überschriften erschlossen? Diese Maßnahmen sollen dem Leser den Zugang zum Text erleichtern. Zudem wird in Punkt 8 begutachtet, ob die Überschriften formal und logisch zueinander passen und ob die Überschriften den Inhalten der Abschnitte bzw. Kapitel entsprechen.
9. **Textorganisation:** In der neunten Rubrik wird die Übersichtlichkeit und Stimmigkeit des Inhaltsverzeichnisses überprüft. Darüber hinaus ist es nützlich, wenn Übersichten die Organisationsstruktur des Unternehmens darstellen. Ob Glossar und/oder ein Stichwortverzeichnis vorhanden ist und die Bildunterschriften die Darstellungen ergänzen, wird ebenfalls im Bereich der Textorganisation beurteilt.

In den folgenden Kapiteln werde ich eine eigene Checkliste präsentieren; zunächst werden Probleme der Wort- und der Satzgrammatik behandelt, um dann zu Fragen logisch-struktureller Natur überzugehen. Die Fragen, die als Kriterien zur Beurteilung der Sprache des GB herangezogen werden, sind – soweit dies möglich ist – durch Ergebnisse der Verständlichkeitforschung untermauert. Da der Glaubwürdigkeit von Sprache im Zusammenhang mit den Geschäftsberichten eine besondere Rolle zukommt (cf. Kapitel 6.2.4), werden Verbindungslien zwischen sprachlichen Merkmalen und glaubwürdigkeitsfördernden Wirkungen aufgezeigt.

### 7.3.2 Wortgrammatik

Im Gegensatz zur Keller-Checkliste habe ich mich entschieden, den Punkt „Orthografie“ und einen Teil des Punktes „Morphologie“ in einer Rubrik zusammenzufassen und diese „Wortgrammatik“ zu nennen. Der Begriff **Wortgrammatik** stammt von Eisenberg; seiner Definition zufolge werden der traditionellen Grammatik die Teilgebiete Lautlehre, Formenlehre, Satzlehre, Wortbildungslehre und Orthografie zugeschrieben.

Unter Formenlehre wird dabei die Lehre vom Flexionssystem einer Sprache verstanden. Man kann das Flexionssystem unabhängig von der Satzlehre betrachten, indem man Flexionsreihen zusammenstellt, sie nach Typen ordnet und ihren internen Aufbau untersucht. Die Flexionslehre konstituiert dann zusammen mit der Lautlehre, der Wortbildungslehre und der Orthographie den Teil der Grammatik, der den internen Aufbau von Wörtern und Wortformen [...] behandelt. Wir nennen ihn die Wortgrammatik einer Sprache. (EISENBERG 1999: 5)

Die Lautlehre soll uns im Hinblick auf das Medium GB nicht näher interessieren. Gegenstand der neuen Rubrik „Wortgrammatik“ werden also nur orthografische und rein morphologische Probleme sein. Beginnen wir mit der Orthografie:

Eine einheitlich geregelte Orthografie trägt dazu bei, die kognitive Verarbeitung zu erleichtern. Begründen lässt sich dies durch unser Leseverhalten: Wir reihen

beim Lesen eines Textes nicht Buchstabe an Buchstabe, sondern nehmen den Text in Sprüngen wahr. Man spricht hier von einer „Saccade“ (cf. BALLSTAEDT et al. 1981: 42); diese Saccaden wechseln sich mit Fixationsphasen ab, in denen die Information verarbeitet wird. In der Phase des peripheren Sehens während einer Saccade sind nur Wortumrisse und -längen sowie Großbuchstaben erkennbar, wohingegen das fokussierende, foveale Sehen während der Fixation ein genaueres Erkennen ermöglicht. Ein geübter Leser benötigt also weniger Fixationen, um den Text kognitiv zu erschließen (cf. BALLSTAEDT et al. 1981: 43). Die Folgen einer willkürlichen Orthografie wären unmittelbar ersichtlich: Um einen Text angemessen zu verarbeiten, wäre ein höherer Zeitaufwand vonnöten, da man die saccadischen Augenbewegungen verkürzen und die Fixierungen erhöhen müsste. Vor diesem Hintergrund scheint es gerechtfertigt, die Schreibung der Lexeme als Kriterium zu berücksichtigen.

### 7.3.2.1 Ist die Orthografie korrekt?

Für die Unternehmen stellt die Neuregelung der Orthografie scheinbar ein Problem dar; hier und da treffen wir auf Berichte und Aktionärsbriefe, in denen beide Schreibweisen parallel vorkommen (cf. BadA 02/99; Biertest 1999, Seite 5 und 22). „Ist die Orthografie korrekt?“ sollte demnach die einleitende Frage bleiben. Hier wird beurteilt, ob

- die Laut-Buchstaben-Zuordnung korrekt ist, d.h., dass z.B. **substanziell** in Anlehnung an **Substanz** mit „z“ geschrieben werden kann/soll (cf. DROSDOWSKI<sup>21</sup>1996: 31),
- die Groß- und Kleinschreibung richtig gehandhabt wird: Z.B. wird die **Metall verarbeitende Industrie** getrennt geschrieben, da der erste Teil erweiterbar ist: **Metall und Eisen verarbeitende Industrie** (cf. DROSDOWSKI<sup>21</sup>1996: 35),
- Bindestriche so eingesetzt sind, dass sie zusammengesetzte Wörter übersichtlich gliedern: **Wertpapier-Kennnummer** (cf. DROSDOWSKI<sup>21</sup>1996: 27),
- die Worttrennung richtig vorgenommen wurde: **meis-tens** und **Zu-cker** (cf. DROSDOWSKI<sup>21</sup>1996: 61) und
- Zusammensetzungen mit Buchstaben, Ziffern/Zahlen oder Formelzeichen korrekt sind: **3-Tonner**, **75-prozentig**, **68er-Generation** (cf. DROSDOWSKI<sup>21</sup>1996: 27).

### 7.3.2.2 Ist die Interpunktions korrekt?

Hinzu kommt in dieser Rubrik noch die Beurteilung der korrekten Interpunktions; beispielsweise darf vor Partizipialgruppen oder vor dem erweiterten Infinitiv das Komma ausgelassen werden. Haupt- und Nebensätze werden jedoch nach wie vor durch Kommata getrennt (cf. DROSDOWSKI<sup>21</sup>1996: 46s.). Im Gegensatz zu der Keller-Checkliste habe ich mich entschlossen, den Punkt 1.3, die Satzzeichen als Mittel der Textgestaltung, nicht zu der Rubrik „Rechtschreibung“ zu zählen,

sondern ihn im Rahmen der metakommunikativen Signale (cf. Kapitel 7.3.9) zu behandeln.

### 7.3.2.3 *Sind die gewählten Formen korrekt gebildet?*

Gehen wir nun zu dem morphologischen Teil über: Im Unterschied zur Keller-Checkliste sind in diesem Punkt ausschließlich Probleme der Formenlehre und der Wortbildung Gegenstand der Analyse. Es liegt demnach ein Verständnis von Morphologie bzw. Formenlehre im Sinne der traditionellen Grammatik zugrunde; der Begriff **Morphologie** wurde 1859 von August Schleicher in Anlehnung an den naturwissenschaftlichen Terminus in die Sprachwissenschaft eingeführt und umfasste das Studium der Wortformen sowie der Wortbildung (cf. GLÜCK 1993: 403). In der Keller-Liste wurden unter dem Punkt „Morphologie“ sowohl Fragen zu den Wortformen im morphosyntaktischen Sinne (cf. 2.1 der Checkliste) als auch Fragen zur Semantik berücksichtigt (cf. 2.2 der Checkliste); rein morphologische Phänomene wurden gar nicht behandelt. In der vorliegenden Rubrik werden sowohl morphologische Fragestellungen, die syntaktische Auswirkungen haben, als auch Probleme der semantischen Eindeutigkeit sprachlicher Bezüge ausgeklammert. Untersucht wird ausschließlich der interne Aufbau von Wortformen und Wörtern.

Flexionsbedingte Fehler können 1. im Zusammenhang mit dem Kasus, 2. dem Genus/Numerus, 3. dem Modus, 4. dem Genus Verbi und 5. dem Tempus auftreten. Die Erfahrung bei der Analyse der GB hat jedoch gezeigt, dass Fehler in diesen Bereichen so gut wie ausgeschlossen werden können. Theoretisch denkbar wären jedoch Sätze wie:

- zu 1) \*Der CEO macht keine Zugeständnisse.
- zu 2) \*Der CEO macht keine Zugeständnis.
- zu 3) \*Der CEO verspricht, es gäbe auch in diesem Jahr eine erhöhte Dividende.
- zu 4) \*Der CEO wurde von den übrigen Vorstandsmitgliedern in seinem Amt bestätigt.
- zu 5) \*Der CEO trifft diese Entscheidung im Alleingang.

Diese möglichen Fälle habe ich angeführt, um mein Verständnis von Morphologie zu explizieren. Eine theoretisch saubere Trennung von Morphologie und Morphosyntax ist sinnvoll, damit zwischen der Bildung der einzelnen Wortformen und der Auswirkung auf das gesamte Syntagma differenziert wird.

### 7.3.2.4 *Wird gegen die Regeln der Wortbildung verstößen?*

Die Wortbildung rekonstruiert und beschreibt diejenigen Muster, „nach denen die Wörter einer Sprache intern strukturiert sind und neue Wörter gebildet werden“ (GLÜCK 1993: 694). Auch in diesem Bereich treten in den GB kaum Unsicherheiten auf. Im GB der DaimlerChrysler AG des Jahres 1999 finden sich jedoch einige Beispiele: „Die Investoren wandten sich verstärkt Wachstumswerten aus den Bereichen Telekommunikation und Informationstechnologie zu.“ (DaimlerChrysler 1999, Seite 2) und „Es ist vor allem unser lebendiger

Unternehmersgeist, der uns dieses Ziel erreichen lässt [...]“ (DaimlerChrysler 1999, Seite 6). Im ersten Fall fehlt das Fugenelement *-s-* zwischen den Kompositionsgliedern: Trotz aller bestehenden Schwankungen im Bereich der Kompositionsfuge lassen sich einige generelle Regularitäten ableiten. „Die ausgeprägtesten [...] Regelungen finden sich in Abhängigkeit von bestimmten Suffixen [...]“ (FLEISCHER/BARZ 1995: 139): Das *-s-* steht also zwischen substantivischem Erstglied mit dem heimischen Suffix *-tum* und dem substantivischen Zweitglied. Im zweiten Fall hätte die Fuge zwischen den Kompositionsgliedern interfixlos bleiben müssen: **Unternehmergeist** gehört zu den Singulariatantum, die mit *-ø-* zu bilden sind (cf. FLEISCHER/BARZ 1995: 139).

Folgende Tabelle zeigt die erste Rubrik in der Übersicht:

<b>1. Wortgrammatik</b>
1.1 Ist die Orthografie korrekt?
– Laut-Buchstaben-Zuordnung
– Getrennt- und Zusammenschreibung
– Groß- und Kleinschreibung
– Worttrennung
– Zusammensetzungen aus Ziffern/Zahlen und Formelzeichen
– Unterstützen Bindestriche die Übersichtlichkeit von Komposita?
1.2 Ist die Interpunktions korrekt?
1.3 Sind die gewählten Formen bezüglich Genus, Numerus, Kasus, Genus Verbi, Modus und Tempus korrekt gebildet?
1.4 Wird gegen die Regeln der Wortbildung verstossen?

### 7.3.3 Morphosyntax/Syntax

Von der Morphologie zu trennen ist die Morphosyntax. Eisenberg weist darauf hin, dass Flexionsmerkmale sowohl zur Wortgrammatik als auch zur Satzgrammatik gehören können: Zur Wortgrammatik zählen sie, sobald „der Aufbau der Flexionsform und ihr Verhältnis zu anderen Formen im Flexionsparadigma betroffen ist“ (diese Fälle haben wir weiter oben behandelt) und zur Satzgrammatik gehören sie, wenn „es um die Kombinatorik der flektierten Formen geht“ (EISENBERG 1999: 6). In den Beispielen, die in dieser Rubrik aus den GB zitiert werden, steht die Kombinatorik der flektierten Formen im Zentrum, d.h., die Flexionsmerkmale werden unter der Satzperspektive behandelt. Im Rahmen der Morphosyntax werden jedoch auch Probleme der Syntax bzw. der Satzlehre aufgegriffen:

Die Satzlehre untersucht, wie Sätze aus Wortformen aufgebaut sind und welche sprachlichen Leistungen mit der Kombinatorik der Formen verbunden sind. In einer flektierenden Sprache wie dem Deutschen ist ein Teil der Wortformen flektiert, d.h. Satzlehre und Flexionslehre sind nicht voneinander zu trennen. (EISENBERG 1999: 6)

Weiter unten heißt es dann: „Statt von Satzlehre spricht man heute im allgemeinen von Syntax. Will man deutlich machen, daß dazu auch ein morphologischer Teil gehört (nämlich die Flexion), so spricht man von Morphosyntax“ (EISENBERG 1999: 6). Im Bereich „Morphosyntax“ der neuen Checkliste sind gleichermaßen syntaktische wie morphosyntaktische Phänomene Gegenstand der Untersuchung.

### 7.3.3.1 **Besteht innerhalb der Nominalphrase in Genus, Kasus und Numerus Kongruenz?**

Ein morphosyntaktisches Problem ergibt sich aus der Frage nach der Kongruenz zwischen bestimmten grammatischen Einheiten. Ich wähle bewusst den allgemeinen Ausdruck *Nominalphrase*, um damit Folgendes zu verdeutlichen: Zur Gruppe der Nominalphrasen gehören sowohl das Nomen als auch die Nominalgruppe im Sinne Eisenbergs. Zu den Nomen gehören alle Substantive, Adjektive, Numeralia, Artikel und Pronomina sowie alle Kombinationen aus Artikel + Substantiv bzw. aus Numeral + Substantiv (cf. EISENBERG 1989: 41s.). Sie bestehen aus einem einzigen nominalen Kern. Unter einer „Nominalgruppe“ versteht Eisenberg „komplexe Nominalausdrücke (d.h. deklinierbare Ausdrücke), die mindestens zwei nominale Kerne enthalten wie in der große Bluff (ADJ, SUBST) oder das Motorrad von Karl (SUBST, SUBST)“ (EISENBERG 1989: 42).<sup>142</sup>

Betrachten wir die Gruppe der Nomen; es sollen nun Substantive, Adjektive, Numeralia, Artikel und Pronomina eingehender beschrieben werden: Mit einem Substantiv bezeichnet der Sprecher „Lebewesen (Menschen oder Tiere) und Pflanzen, Dinge und Nichtgegenständliches, Gedachtes und Begriffliches“ (DUDENREDAKTION 1998: 195), d.h. Konkreta und Abstrakta. Substantive können die Funktion des Subjekts oder Objekts, der adverbialen Bestimmung und des Attributs übernehmen. Sie können von einem Artikel begleitet werden, wobei „Artikel und begleitende Pronomen [...] ebenso wie vorangestellte attributive Adjektive und Partizipien mit dem Substantiv, auf das sie sich beziehen, im Genus (sowie im Numerus und im Kasus) überein[stimmen]“ (DUDENREDAKTION 1998: 751). Zu den Begleitern eines Substantivs, die die Funktion des Artikels übernehmen können, gehören nach Helbig/Buscha Demonstrativ-, Possessiv-, Interrogativ- und Indefinitpronomen (HELBIG/BUSCHA 1998: 357s.). Zwischen Artikel und Substantiv kann – wie bereits erwähnt – ein attributives Adjektiv (oder Partizip) treten, das dann ebenfalls in Kasus, Numerus und Genus mit dem Substantiv kongruiert.<sup>143</sup> Mit dem attributiven Adjektiv charakterisiert der

---

<sup>142</sup> In der aktualisierten Auflage von 1999 vereinfacht Eisenberg die Definition des Nomens sowie der Nominalgruppe (cf. EISENBERG 1999: 22). Aus Gründen der Präzision habe ich mich hier für die alte Version entschieden.

<sup>143</sup> Eisenberg weist darauf hin, dass das adjektivische Attribut zwar im Kasus und Numerus, aber nicht im Genus mit dem Substantiv kongruere, da das Substantiv das Genus des Adjektivs regiere. Es läge also keine Kongruenz- sondern eine Rektionsbeziehung vor (cf. EISENBERG 1999: 36). Die Überarbeitung der Keller-Checkliste beinhaltet zwar einige grammatischen Präzisierungen, jedoch liegt der Fokus nicht auf einer theoretisch ausgerichteten Grammatikbeschreibung, d.h., ich schließe mich in diesem Fall der Betrachtungsweise der DUDENGrammatik und Helbig/Busch-

Sprecher „die mit Substantiven genannten Wesen, Dinge, Begriffe u.Ä.“ (DUDENREDAKTION <sup>6</sup>1998: 258), z.B.: **eine schwierige Situation**. Das Adjektiv kann seinerseits durch weitere unflektierte Adjektive näher beschrieben werden (cf. DUDENREDAKTION <sup>6</sup>1998: 262): **eine wirtschaftlich schwierige Situation**.

Um zu verdeutlichen, in welcher Form die zuvor beschriebenen grammatischen Kategorien als Fehler im Geschäftsbericht auftreten, werde ich Beispielsätze aus verschiedenen Berichten anführen. In folgendem Satz stimmen Adjektiv und Substantiv im Numerus nicht überein: „Vorrangige Ziele unserer Investitionsplanungen für das laufende und die nächsten vier Jahre, die insgesamt ... , sind Effizienzverbesserungen im Bereich der XY-versorgung ...“ (Unternehmen 14, 1996/97, Seite 25). Betrachten wir ein anderes Beispiel: „Anfang diesen Jahres wurden in Lüttich, Belgien<sup>144</sup>, bereits das 1000ste [...] Werk einer XY hergestellt“ (Unternehmen 9, 1998/99, Seite 41). Die Kongruenz zwischen dem Substantiv und dem Demonstrativartikel ist nicht gegeben. Offensichtlich handelt es sich um eine Analogiebildung zu **Anfang nächsten Jahres** oder **Ende letzten Jahres**.

Ein weiterer systematischer Fehler, der in den GB keine Seltenheit darstellt, ist der falsche Bezug des attributiven Adjektivs auf das Bestimmungswort der substantivischen Zusammensetzung. So lesen wir beispielsweise im Bericht der Schering AG „Ausblick 2000: Weiter auf zweistelligem Wachstumskurs“ (Seite 6). Das Adjektivattribut **zweistellig** bezieht sich auf das Grundwort (**Kurs**) der Substantivkomposition (cf. DUDENREDAKTION <sup>6</sup>1998: 260s.). Dies ist jedoch nicht gemeint. Vielmehr sollte es heißen: **Ausblick 2000: weiter auf Kurs zweistelligen Wachstums**.

### 7.3.3.2 Besteht Kongruenz zwischen der Nominalphrase und dem finiten Verb?

Des Weiteren wird in der Rubrik „Morphosyntax/Syntax“ geprüft, ob zwischen dem Nomen bzw. der Nominalphrase und dem finiten Verb Kongruenz herrscht. „Es gibt im Deutschen keine zwei Kategorien, die morphologisch so eng und differenziert aufeinander bezogen sind wie Substantiv und Verb“ (EISENBERG <sup>2</sup>1989: 19). Helbig/Buscha beschreiben ihre Abhängigkeit wie folgt:

Zwischen dem syntaktischen Subjekt des Satzes und der konjugierten Verbform (Personalform, finite Form) des Verbs besteht das Verhältnis der **Kongruenz**. [...] Die Personalform des Verbs muß in Person und Numerus dem Subjekt entsprechen. (HELBIG/BUSCHA <sup>18</sup>1998: 29)

Nachstehender Satz liefert ein Beispiel für eine Nicht-Übereinstimmung zwischen Nominalphrase und dem finiten Verb: „Eine Umsatzsteigerung und vor allem die Verbesserung der logistischen Randbedingungen ist erst nach Fertigstellung der neuen Fabrikanlage möglich“ (Unternehmen 8, 1998, Seite 47). Es wurde nicht beachtet, dass mehrere Subjekte durch die koordinierende

---

Grammatik an (DUDENREDAKTION <sup>6</sup>1998: 751; HELBIG/BUSCHA <sup>18</sup>1998: 300) und werde Eisenbergs Richtigstellungen nicht berücksichtigen.

<sup>144</sup> Ort wurde geändert.

Konjunktion **und** miteinander verbunden sind und das finite Verb im Plural zu stehen hat.

### 7.3.3.3 *Sind die gewählten flektierten Formen richtig eingesetzt?*

Während im Bereich „Wortgrammatik“ die interne Struktur der Wortformen in Bezug auf die korrekte Bildung von Genus/Numerus, Kasus, Genus Verbi, Modus und Tempus überprüft worden ist, werden in diesem Unterpunkt nur morphosyntaktische Konsequenzen der getroffenen Wahl untersucht. Genus- und Numerus-Probleme treten zum einen innerhalb der Nominalphrase auf und zum anderen in Verbindung mit der Verbalphrase; diese Fälle wurden bereits besprochen. Der Einsatz des korrekten Genus Verbi, des Modus' und des Tempus' ist m.E. stark semantisch geprägt: Aktiv/passiv wird im Zusammenhang mit der Fokussierungsintention in der Rubrik „Satzabhängige und satzübergreifende Semantik“ besprochen; Fragen zu den Tempora werden ebenfalls in der Rubrik „Semantik“ bearbeitet; Modusprobleme sind in den GB eher eine Seltenheit.

Unsicherheiten treten v.a. bei der Verwendung der Kasus auf; folgende Beispielsätze weisen einen falschen Kasus auf:

- a) „Wir unterstützen die XY-industrie durch: Maßnahmen, welche die weltweite Wettbewerbsfähigkeit sichern, z. B. der Umwandlung von Z in eine europäische Kapitalgesellschaft ...“ (Unternehmen 19, 1999, Seite 47)
- b) „Gemäß unseres Leitmotivs der wertorientierten Unternehmungsführung ...“ (Unternehmen 10, 1999, Seite 21)

Im Fall a) hätte der Nominativ stehen müssen, da „[d]as als Apposition fungierende Substantiv [...] im Kasus mit dem Bezugswort (morphologisch) identisch [ist]“ (HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 606); im Satz b) fordert die Präposition den Dativ (cf. HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 408, 428).

### 7.3.3.4 *Sind die Präpositionen korrekt gewählt?*

Die Rubrik „Morphosyntax/Syntax“ schließt mit nachstehender Frage: Sind die Präpositionen korrekt gewählt? Es wird beurteilt, ob diejenige Präposition verwendet wird, die das Verb verlangt. Beispielsweise heißt es *anpassen an etwas*: „...; wir haben den bisherigen Produktionsprozeß im Berichtsjahr auf diese speziellen Bedürfnisse angepaßt“ (Unternehmen 6, 1998, Seite 21). In der korrekten Version wird die Präposition *an* mit dem Akkusativ verwendet und beschreibt einen lokalen, zielgerichteten Prozess (cf. HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 416)<sup>145</sup>.

### 7.3.3.5 *Ist die Syntax korrekt oder treten Anakoluthe auf?*

Wir beginnen mit der Frage nach der korrekten Syntax, d.h., ob beispielsweise Anakoluthe auftreten. Ein Anakoluth ist eine „verstümmelte, verkürzte Konstruktion [bzw.] ein Abbruch, Satzbruch, [d.h.] ein Bruch in der syntaktischen Konstruktion“, der in der Stilistik häufig als Stilfehler kategorisiert wird (cf.

---

<sup>145</sup> Zu den Verwendungsweisen der einzelnen Präpositionen cf. HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 414ss.

GLÜCK 1993: 36). In den GB treten selten fehlerhafte Konstruktionen auf, häufiger zu finden sind verkürzte Sätze wie beispielsweise in nachstehendem Fall. Der Sachverhalt würde deutlicher, wenn vor dem Objekt ***der Kauf*** die Präposition ***auf (den)*** wiederholt würde: „Davon entfallen 1,7 Milliarden € auf Zugänge bei Anteilen an verbundenen Unternehmen, Beteiligungen an assoziierten Unternehmen, hier im Wesentlichen ***der Kauf*** von Anteilen an XY für 0,8 Milliarden € und übrigen Beteiligungen“ (Unternehmen 4, 1999, Seite 22). In folgendem Beispielsatz liegt ebenfalls eine verkürzte Konstruktion vor; der Artikel vor der Datumsangabe fehlt: „Um die Erlöspotentiale ... auszuschöpfen, hat die XY-Gruppe 1997 die Z-Division geschaffen, für die seit **1. Januar 1999** ein eigener Vorstand zeichnet“ (Unternehmen 2, 1998, Seite 37).

Es gibt jedoch eine fehlerhafte Satzkonstruktion, die wir als systematische Schwäche der GB ausmachen könnten: Es handelt sich um Konstruktionen mit der Präposition ***neben***, die häufig zu Anakoluthen führen.<sup>146</sup> „Dabei richten wir unser Augenmerk **neben** unseren deutschen XY-aktivitäten insbesondere auf die in dynamischem Aufbau befindlichen Geschäfte von A und B in Italien, C in Frankreich, D in Österreich sowie F, die ...“ (Unternehmen 12, 1998, Seite 19). Die Präposition ***neben*** kann einerseits lokal und andererseits – wie in diesem Fall – kopulativ verwendet werden, d.h., „[g]egenüberstellend einer Nicht-Gesamtheit (angezeigt durch einen Indikator wie ***auch, noch, nur [noch]***<sup>147</sup>), an die das Glied mit ***außer*** [bzw. ***neben***<sup>148</sup>] angeschlossen wird“ (HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup> 1998: 420). Die kopulativ gebrauchte Präposition ***neben*** fordert den Dativ (cf. HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup> 1998: 435). Sobald man ein Verb mit einer obligatorischen Präposition verwendet wie ***richten auf***, entsteht ein Konstruktionsbruch. Wählt man ein anderes Verb ohne obligatorische Präposition wie z.B. ***interessieren***, bleibt die Syntax korrekt: ***Dabei interessieren uns **neben** unseren deutschen Mobilfunk- und Festnetzaktivitäten insbesondere die in dynamischem Aufbau befindlichen Geschäfte von ...*** Nachstehender Satz gibt nochmals ein Beispiel für eine misslungene ***neben***-Konstruktion: „Dies ist neben andauernden Zuwächsen in unseren Wachstumsbereichen auf unsere erfolgreiche Internationalisierung zurückzuführen“ (Unternehmen 4, 1999, Seite 4).

In der Übersicht stellt sich die Rubrik „Morphosyntax/Syntax“ wie folgt dar:

## 2. Morphosyntax/Syntax

- 2.1 Besteht innerhalb der Nominalphrase in Genus, Kasus und Numerus Kongruenz?
- 2.2 Besteht Kongruenz zwischen der Nominalphrase und dem finiten Verb?
- 2.3 Sind die gewählten flektierten Formen korrekt eingesetzt?
- 2.4 Sind die Präpositionen korrekt gewählt?
- 2.5 Ist die Syntax korrekt oder treten Anakoluthe auf?

<sup>146</sup> Cf. weitere Beispiele in Kinowelt 1999, Seite 14; MAN 1999, Seite 7.

<sup>147</sup> Hier: ***insbesondere***

<sup>148</sup> Ergänzung in Klammern durch Verfasserin.

### 7.3.4 Lexik

Kommen wir nun zu dem dritten Kriterienbündel der Checkliste, der Lexik. Während in den ersten zwei Punkten der überarbeiteten Checkliste Fragen der grammatischen Korrektheit im Vordergrund standen, die zumeist eindeutig mit richtig/falsch<sup>149</sup> bewertet werden konnten, steht in den folgenden Kapiteln die sprachliche Angemessenheit im Zentrum. Eine dichotomische Differenzierung in richtig/falsch wird in diesen Bereichen immer unmöglich; an ihre Stelle tritt eine Einschätzung, die sich zwischen zwei Extremen bewegt: „besonders angemessen“ und „besonders unangemessen“. Dennoch bewegen wir uns nicht auf einem Feld, auf dem jegliche Beurteilung der Willkür überlassen wird.

[...] ob etwas ein guter Texte ist oder nicht – [ist] keineswegs etwas rein Individuelles, Subjektives. Denn auch die einzelnen Individuen sind immer in entscheidendem Mass *sozial* geprägt in der Art, wie sie verstehen und was sie zum Verstehen an Vorwissen, an Mustern und Deutungsschemata in den Verstehensprozess einbringen. (NUSSBAUMER/SIEBERT 1994: 148)

In der Rubrik „Lexik“ werden Fragen zum Wortschatz behandelt: Fachterminologie, Präzision und Abwechslungsreichtum des Ausdrucks sowie sprachliche Bildlichkeit sind Gegenstand der Analyse.

#### 7.3.4.1 Fachterminologie

Im Gegensatz zur Keller-Liste wird der Unterpunkt „Fachterminologie“ in der Rubrik „Lexik“ behandelt, nicht in der Rubrik „Stil“. Im Bereich des Stils werden zwar auch lexikalische Probleme wie z.B. die Funktionsverbgefüge betrachtet, doch unter einer anderen Perspektive: unter der des Bürokratendeutsch. Fachterminologie ist jedoch kein spezielles Phänomen des Bürokratendeutsch; daher behandle ich diese in der Rubrik „Lexik“. Dennoch beklagen sich gerade Leser von GB über schwer verständliche Fachbegriffe: „Investors criticize companies for using stilted wording and ‚technicalese‘ in their annual reports. They want to hear from companies in clear, straightforward language (Raynolds)“ (STEGMAN 1988: 3).

Da die Unternehmen oftmals technisch sehr komplexe Produktionsvorgänge (z.B. Heidelberger Druckmaschinen 1998/99, Seite 29<sup>150</sup>) oder äußerst komplizierte Dienstleistungen (z.B. Münchener-Rück-Gruppe 1999, Seite 62<sup>151</sup>) beschreiben

---

<sup>149</sup> Als Orientierung für diese Entscheidung dienen verschiedene Grammatiken und der DUDEN *Die deutsche Rechtschreibung*. Es sei darauf hingewiesen, dass der Umgang mit diesen „an der Norm“ ausgerichteten Nachschlagewerken durchaus kritisch zu sehen ist, denn auch diese bilden nicht immer den Status Quo der Sprache ab.

<sup>150</sup> Auf Seite 29 lautet die Überschrift „Sheetfed: Neuer Rekordumsatz“ und im Glossar finden wir die Erklärung, dass es sich bei „Sheetfed“ um eine „Drucktechnik, bei der einzelne Bogen gedruckt werden“ (Seite 115) handelt.

<sup>151</sup> Auf Seite 62s. beschreibt die Münchener-Rück den „Geschäftsverlauf der Erstversicherung“ und im Glossar wird erläutert, dass ein „Erstversicherer“ ein „Versicherungsunternehmen [ist], das Risiken gegen einen Versicherungsbeitrag übernimmt und in einem direkten Verhältnis zum Versicherungsnehmer (Privatperson, Unternehmen, Organisation) steht“ (Seite 156).

müssen, ist branchenspezifisches Vokabular unabdingbar. Es sind jedoch enorme Unterschiede im Umgang mit dieser für den Laien schwer verständlichen Terminologie festzustellen. Daher lautet die erste Frage der Rubrik „Lexik“ nicht, ob verständnishemmender Fachjargon erläutert wird sondern: Wie wird verständnishemmender Fachjargon behandelt? Dass Abkürzungen und Fachtermini generell erläutert werden sollten, wird in der gegenwärtigen Verständlichkeitsforschung als notwendig erachtet. Noch in der Lesbarkeitsforschung wurde jedoch gefordert, auf Fremdwörter bzw. *termini technici* gänzlich zu verzichten (cf. KLARE 1963: 18s. zitiert nach: GROEBEN 1982: 185); dieses Postulat wird später modifiziert: Langer et al. weisen darauf hin, Fachvokabular sei zu erklären (cf. LANGER et al. 1999: 16) und Noack macht darüber hinaus auf die Erläuterung von Abkürzungen aufmerksam (cf. NOACK 1990: 204). Heijnk betont, dass:

Fremdwörter und Fachtermini [...] durchaus zum geläufigen Wortschatz der Rezipienten gehören [können]. Allerdings: Je heterogener eine Zielgruppe ist, desto größer wird potentiell die Anzahl derjenigen sein, die ein verwendetes Fremdwort als ungeläufig betrachten, denn Fachsprachen beziehungsweise Fachtermini werden naturgemäß nur von zahlenmäßig kleinen Gruppen beherrscht. (HEIJNK 1997: 134)

In den Geschäftsberichten gibt es zweierlei Vokabular, das Probleme mit sich bringt. Zum einen handelt es sich um finanzielle Ausdrücke, die man unter Umständen beim börseninteressierten Leser voraussetzen kann, zum anderen um branchenspezifische Termini. Erstere unterliegen nicht so notwendig der Erläuterungspflicht wie zweitere. Es gibt nun mehrere Möglichkeiten für die Erläuterung:

1. Das Unternehmen führt alle erklärbungsbedürftigen Ausdrücke in einem Glossar auf. Dieses Glossar kann hinter dem Konzernanhang angeführt werden (wie z.B. in den Berichten der FAG Kugelfischer AG 1999 und der Harpen AG 1999) oder es geht dem GB voran wie z.B. dem Bericht der B.U.S AG 1998/99. Eine andere Möglichkeit besteht darin, das Glossar auszugliedern wie es beispielsweise die Henkel KGaA (1997 bis 1999) oder die Deutsche Steinzeug (1999) vornehmen. Ein ausklappbares Lesezeichen, eine Art Leporello, ermöglicht ein schnelles Nachschlagen des Terminus', ohne die entsprechende Seite im Bericht, auf der der Fachaussdruck aufgetreten ist, verlassen zu müssen.
2. Das Unternehmen erklärt die Fachtermini an der Stelle, an der sie auftreten, d.h. im Text – entweder in Klammern oder in einer Fußnote. Die Technik der Fußnoten erfreut sich jedoch nicht so großer Beliebtheit.

Das Unternehmen sollte in Abhängigkeit von der Menge, die es an Fachvokabular zu erläutern hat, die geeignete Vorgehensweise wählen. Greifen wir ein Beispiel heraus: Die Telekom AG hat sich im GB 1999 für ein Glossar entschieden. Zum einen werden auf den Seiten 141 und folgende viele

branchenspezifische Begriffe in alphabetischer Reihenfolge erklärt. Zum anderen werden einige Termini im Text in Klammern näher beschrieben (z.B. „Settlement-Rates Management (Terminierungskosten)“ Seite 57); man findet jedoch auch Begriffe, die man als unbekannt voraussetzen darf und die dennoch nicht erklärt werden, wie „Terabit-Router“ Seite 34). Meiner Meinung nach sollte man in diesem Fall dazu übergehen Termini, die nur ein- oder zweimal im gesamten GB auftreten, an der jeweiligen Stelle zu explizieren. So wird dem Leser einerseits deutlich, dass es sich um einen sehr spezifischen Terminus handelt, der nur in ein oder zwei besonderen Bereichen von Interesse ist, und andererseits wird ihm das Blättern und Suchen im Bericht erspart. Alle anderen Begriffe, die im Glossar aufgeführt werden, haben demnach eine zentralere Bedeutung, da sie für mehrere Bereiche im Unternehmen Geltung haben. So hätte die Erklärung der Abkürzung „UMTS“ (Universal Mobile Telecommunications System) auf der Seite 50 eher ins Glossar gehört. Abschließend geht es im Punkt 3.1 um die Frage, ob die Erläuterungen auch allgemein verständlich sind, denn „[c]larity is necessary for audience understanding. [...] Clarity has to do with the use of meaningful but simple words. The clear speaker avoids vague expressions“, um seine Glaubwürdigkeit beim Empfänger zu untermauern (SPROULE 1980: 248). D.h., in der Erklärung sollten daher keine anderen Fachbegriffe herangezogen werden, um den eigentlich zu klarenden Ausdruck zu erläutern.

#### 7.3.4.2 Präzision und Abwechslungsreichtum

Im zweiten Fragenkomplex der dritten Rubrik geht es um die Präzision und den Abwechslungsreichtum der Wortwahl. Was unter diesen auf den ersten Blick wenig konkret erscheinenden Begriffen zu verstehen ist, wird durch die differenzierenden Unterpunkte sowie durch die Beispiele deutlich. Eine unpräzise Lexik kommt durch eine fehlerhafte oder unbeholfene Wortwahl zustande. Zunächst zu der fehlerhaften Wortwahl: Das englische Wort *sustainable* wird ins Deutsche mit *nachhaltig* übersetzt und bedeutet demnach „lange anhaltend“; umgangssprachlich wird es jedoch auch in der Bedeutung von „deutlich spürbar“ verwendet. Ob die Verbesserung der Ertragslage – wie in folgendem Beispielsatz – nachhaltig ist, wird die Zukunft zeigen; dass sie sich deutlich verbessert hat, zeigt der Vergleich mit der Vergangenheit: „Die Ertragslage des Unternehmens hat sich weiter nachhaltig verbessert“ (Unternehmen 8, 1999, Seite 24). Eindeutiger wäre von einer *deutlichen* oder *starken Verbesserung der Ertragslage* zu sprechen.

Schwerfälligwirkt hingegen nachstehende Aussage: „Die konsequente Umsetzung des Baukastensystems und des Gleichteilekonzepts impliziert eine Teilreduzierung bis zu 40%“ (Unternehmen 8, 1998, Seite 56). Der Alternativvorschlag macht deutlich, dass die unbeholfene Formulierung auf das Substantiv *Teilreduzierung* zurückzuführen ist: *Dank der konsequenten Umsetzung des Baukastensystems und des Gleichteilekonzepts konnten die Teile bis zu 40% reduziert werden*. Ein anderes Beispiel findet sich im GB des darauf folgenden Jahres: „Die Börsen in Westeuropa und in Nordamerika setzten ihre positive Grundstimmung auch 1999 fort.“ (Unternehmen 8, 1999, Seite 72). Da die Börsen die Stimmung nicht willentlich beeinflussen können, wäre folgende Formulierung treffender: *Die*

**positive Grundstimmung an den Börsen in Westeuropa und in Nordamerika setzte sich auch 1999 fort.**

Ein anders gearteter Fall einer unbeholfenen Wortwahl sind Pleonasmen und Tautologien. Der Pleonasmus, ein aus der Rhetorik stammender Begriff bezeichnet eine Formulierung, die durch eine semantisch redundante Aussage erweitert wird. Ebenso wie die Tautologie, die eine „Wiederholung gleicher oder synonymischer Wörter/Syntagmen/Gedanken“ beschreibt, ist der Pleonasmus entweder eine Verstärkungsfigur oder ein Stilfehler (cf. GLÜCK 1993: 471, 631). Da es sich beim GB um einen Gebrauchstext handelt, liegt der Schwerpunkt bei der Formulierung nicht – wie bei einem literarischen Text – auf seiner ästhetischen Gestaltung. D.h., wir können in den folgenden Beispielen davon ausgehen, dass es sich um unbeabsichtigte Fälle und somit um „Stilfehler“ handelt. SKW reiht diese Doppelungen gleich mehrfach aneinander: „Wir danken den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, auf deren Können wir bei der Weiterentwicklung des Konzerns bauen, für ihre im Berichtsjahr erbrachte Leistung. Unseren Aktionären danken wir für das in uns gesetzte Vertrauen und dürfen Sie recht herzlich zur Hauptversammlung am 17. Juli 1998 in München einladen“ (SKW 1997, Seite 3). Für ein Vertrauen, das einem nicht entgegengebracht wurde bzw. eine Unterstützung, die einem nicht gewährt wird, erübrigts sich ein Dank. In der Reformulierung wird deutlich, wie man die Doppelung umgehen kann: **Wir danken den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, auf deren Können wir bei der Weiterentwicklung des Konzerns bauen, für ihre anerkennenswerte Leistung. Ihnen, unseren Aktionären, danken wir für Ihr Vertrauen, das Sie in uns haben, und laden Sie recht herzlich zur Hauptversammlung am 17. Juli 1998 in München ein.** – Auffällig ist, dass diese Art von Pleonasmen in den GB mit bestimmten sprachlichen Einheiten verbunden sind: Zum einen treten sie gehäuft im Zusammenhang mit **Vertrauen/Erwartungen<sup>152</sup>** und **Arbeit/Leistung** auf, zum anderen kommen sie in Verbindung mit **Maßnahmen/Strategien/Zielen<sup>153</sup>** vor:

Auch kolloquiale bzw. jargonhafte Wendungen tragen dazu bei, die Wortwahl unpräzise erscheinen zu lassen. Als jargonhaft würde beispielsweise folgende Formulierung gelten: „In Summe können wir, obwohl wir unsere relative Marktstellung gut behaupten konnten, mit dem Ergebnis dieses Geschäftsbereichs nicht zufrieden sein“ (Unternehmen 16, 1999, Seite 67). **Insgesamt können wir, obwohl wir unsere relative Marktstellung gut behaupten konnten, mit dem Ergebnis dieses Geschäftsbereichs nicht zufrieden sein.** In der Reformulierung wird der mathematische Begriff **in Summe** durch den semantisch präziseren Ausdruck **insgesamt** ersetzt.

In der Verständlichkeitsforschung werden verschiedene Hinweise bezüglich der Lexik gegeben. So weist das Hamburger Modell in seiner ersten Dimension „Einfachheit“ darauf hin, dass kurze, geläufige Wörter verständlicher sind als komplexe, weniger häufig auftretende Wörter (cf. LANGER et al. <sup>6</sup>1999: 16). Sie

---

<sup>152</sup> Cf. hierzu auch Dürkopp Adler 1999, Seite 3 „das entgegengebrachte Vertrauen“ (05/99).

<sup>153</sup> Cf. hierzu auch Spar 1999, Seite 3 „eingeschlagener strategischer Weg“ (13/99); „eingeleitete durchgreifende Restrukturierungsmaßnahmen“ (Spar 1999, Seite 8); „ergriffene Maßnahmen“ (Phoenix 1997, Seite 32).

greifen hierbei auf Ergebnisse der Lesbarkeitsforschung zurück, die ebenfalls die bessere Verständlichkeit kurzer Wörter nachgewiesen haben (cf. FLESCH 1948: 230). Briese-Neumann weist jedoch darauf hin, welche Folgen dies haben kann: „Sie [die Verfasser] glauben, dieser [der Leser]<sup>154</sup> verstehe eine solche Sprache besser. Damit wird das Sprachniveau systematisch niedrig gehalten“ (BRIESE-NEUMANN 1993: 134). Für den GB wäre diese Konsequenz wenig wünschenswert; als Repräsentationsmedium soll er Kompetenz vermitteln und dies geschieht nicht über ein niedriges Sprachniveau. – Auch Groeben betont unter Bezug auf zahlreiche Untersuchungen, dass kurze sowie vertraute Wörter besser verstanden werden. Insgesamt gelangt er jedoch zu einer differenzierteren Betrachtung:

Für diese Verbesserung der Leseleistung durch geläufige, häufigere Worte spielt u.a. auch der Assoziationswert, den die bekannteren Worte für den Rezipienten haben, eine Rolle [...]. Unter dem Motivationsaspekt ist allerdings noch zu berücksichtigen, daß Worte mit einem hohen Bekanntheitsgrad (‘familiarity’) zunächst (z.B. bei kurzzeitiger Darbietung) mehr Aufmerksamkeit auf sich ziehen als unbekannte, bei längerer Beschäftigung mit dem Text jedoch schnell an Interessantheit verlieren: dann sind weniger bekannte Worte von einem höheren Interessantheitswert [...]. (GROEBEN 1982: 224s.)

Groeben gelangt zu dieser Behauptung, da er in seinen Untersuchungen herausgefunden hat, dass der Dimension „Konzeptueller Konflikt“ eine größere Bedeutung beizumessen ist (cf. GROEBEN 1982: 206) als der „Einfachheit“, die im Hamburger-Modell als zentral für die Verständlichkeit angenommen wird (cf. LANGER et al. 1999: 27). Groeben gewichtet somit die Dimensionen anders; folglich erachtet er eine mittlere Verständlichkeit von Texten für sinnvoll, um das Behalten und die Neugier zu fördern. Die Unterschiede zwischen den Ergebnissen sind auf die Methoden bzw. auf die Definition von Verständlichkeit zurückzuführen: Im Hamburger-Modell wird Verständlichkeit induktiv aus verschiedenen Texten abgeleitet; verständlich ist ein Text dann, wenn er die vier Dimensionen optimal erfüllt (cf. LANGER et al. 1999: 26ss.). Groeben definiert Verstehen als Behalten und hat somit Verstehen in Form von Behaltenstests operationalisierbar gemacht.

Andere Autoren erwähnen die Lexik und die damit verbundenen Probleme, indem sie – z.T. implizit, z.T. explizit – auf die Erkenntnisse von Groeben oder von Langer et al. zurückgreifen. So erteilt beispielsweise Heijnk allgemeine „wissenschaftliche Empfehlungen zur Wortoptimierung“, indem er u.a. rät, gebräuchliche Wörter im Hinblick auf die anvisierte Zielgruppe zu verwenden (cf. HEIJNK 1997: 137). Es fällt auf, dass in den aktuelleren Ansätzen die Adressatenorientierung stärker betont wird. Berücksichtigen wir die Zielgruppe des GB, so können wir finanztechnische Termini als den Lesern bekannt voraussetzen, wohingegen branchenspezifische Fachbegriffe zu den

---

<sup>154</sup> Ergänzung durch Verfasserin.

ungebräuchlichen Lexemen zählen, deren Einsatz demzufolge nicht übertrieben werden sollte.

Die oben zitierten Beispiele zu den Pleonasmen werden in der Verständlichkeitsforschung im Hamburger-Modell unter dem Punkt „Kürze/Prägnanz“ behandelt.<sup>155</sup> In dieser Dimension wird auf lexikalischer Ebene<sup>156</sup> darauf hingewiesen, umständliche Ausdrucksweisen, überflüssige Erläuterungen sowie Wiederholungen zu vermeiden (cf. LANGER et al. 61999: 20). Pleonasmen können durchaus als umständliche und überflüssige Wiederholungen angesehen werden. Insgesamt sind Wiederholungen jedoch differenzierter zu betrachten.

Zunächst einmal liegt auf der Hand, dass Wortwiederholungen den Text schwerfällig und monoton klingen lassen und nicht unbedingt von der Eloquenz des Autors zeugen. Dennoch stimme ich nicht mit Briese-Neumann überein, die behauptet, „[i]m Schriftlichen ist die Wiederholung überflüssig und störend.“ (BRIESE-NEUMANN 1993: 139). Zentrale Inhalte sollten aus kognitionspsychologischen Gründen durchaus wiederholt werden dürfen; der Verfasser kann dabei auf synonymische Alternativen<sup>157</sup> zurückgreifen. Darüber hinaus wird diese Empfehlung durch einen Verweis von Sproule auf eine Untersuchung gestützt, die ergeben hat, „[...] that diversity in vocabulary – when one uses a greater range of words – adds to a speaker’s credibility“ (cf. SPROULE 1980: 249).

Die Forderung nach einer abwechslungsreichen Lexik lässt sich durch verschiedene Argumente stützen: Der so genannte propositionale Ansatz der Verständlichkeitsforschung hat eine plausible Erklärung für die Verwendung synonymischer Begriffe geliefert: Das Konstrukt der Propositionen bildet die Basis in diesem Ansatz. „The elements of a proposition are word concepts, that is, lexical items. [...] Word concepts may be either used as arguments or as predicates“ (KINTSCH 1974: 13). Propositionen<sup>158</sup> sind demnach grundlegende Bedeutungseinheiten mit einer Prädikat-Argument-Struktur, die in bestimmten semantischen Relationen zueinander stehen. Die Beziehungen der Propositionen lassen sich mit den Termini der traditionellen Grammatik beschreiben (cf. BALLSTAEDT et al. 1981: 31-35). Der Inhalt eines Textes kann nun in eine Propositionsliste umgewandelt werden, um die semantische Struktur des Textes

<sup>155</sup> Schmidt weist darauf hin, dass diese Dimension stark textsortenabhängig ist. In Gebrauchsanweisungen sind redundante Hinweise oftmals äußerst wichtig (cf. SCHMIDT 1996: 35).

<sup>156</sup> Die Dimension „Kürze/Prägnanz“ ist nicht auf die lexikalische Ebene beschränkt; syntaktische sowie syntaxübergreifende Probleme werden ebenfalls angesprochen, wenn die Autoren raten, Weitschweifigkeit im Sinne von breitem Ausholen und Abschweifen vom Thema zu vermeiden (cf. LANGER et al. 61999: 20).

<sup>157</sup> Der Ausdruck „synonymische Alternativen“ impliziert keine Bedeutungsäquivalenz zwischen zwei lexikalischen Einheiten, sondern eine Ähnlichkeit mit bestimmten Abweichungen im konnotativen Bereich (cf. zu diesem Problem auch WUNDERLI 1989: 134ss.).

<sup>158</sup> Beispiel: Die Proposition des Satzes *Mary bakes a cake* würde lauten: (BAKE, MARY, CAKE). „A proposition contains a predicate and *n* arguments (*n* ≥ 1). [...] The following conventions are observed: Propositions are enclosed by parentheses; the predicate is always written first; and all terms are separated by commas.“ (KINTSCH 1974: 13).

darzustellen. Kintsch spricht von einer „text base“ (cf. KINTSCH 1974: 15ss.). Ausgehend von der Idee, dass die Propositionen sinnvoll miteinander verbunden sind, d.h. dass der Text Kohärenz aufweist, stellt Kintsch zwei Merkmale auf, um diese Kohärenz zu überprüfen: 1. Die Argumentüberlappung: Ein und dasselbe Argument wiederholt sich in der Textbasis (Beispiel: *Die Tarife bleiben stabil; sie erhöhen sich nicht*. P1: [BLEIBEN, TARIFE, STABIL] & P2: [NEG, ERHÖHEN, TARIFE]). Über das gemeinsame Argument TARIFE sind P1 und P2 miteinander verbunden. „Propositions containing repeated arguments are said to be subordinated to the proposition where the argument originally appeared. Thus, by repetition, a complex net of subordinated relationships is established“ (KINTSCH 1974: 16); 2. Die Einbettung: Eine gesamte Proposition wird in einer anderen Proposition wiederholt (Beispiel: *Der CEO verspricht, dass die Auslandstarife spürbar sinken*. P1: [VERSPRECHEN, CEO, β] & P2: ([SINKEN, AUSLANDSTARFE] & P3: [SINKEN, SPÜRBAR] = β)). Ist der Text nun in seine einzelnen Propositionen aufgelöst, geht es darum, die Verbindungen zwischen ihnen sichtbar zu machen; dies geschieht mithilfe des Kohärenzgraphen, der die hierarchische Struktur des Textes repräsentiert. Die zentrale Proposition steht an der Spitze (Top-Proposition), während alle Propositionen, die durch Argumentüberlappung oder Einbettung mit dieser verbunden sind, auf der zweiten bzw. dritten und vierten Hierarchieebene erscheinen (cf. GRABOWSKI 1991: 38s.).

In unserem Zusammenhang ist das Phänomen der Argumentüberlappung von besonderem Interesse: Da die Argumentüberlappung ein Indiz der Textkohärenz ist und ein kohärenter Text zu besseren Behaltensleistungen führt, liegt die Vermutung nahe, Texte mit zahlreichen Argumentüberlappungen werden besser verstanden. Grabowski führt nun einige Untersuchungen an, die nachgewiesen haben, dass Texte leichter verarbeitet werden, wenn in ihnen Argumente auftreten, die auf dieselbe außersprachliche Entität referieren; hierbei ist die rein wörtliche Wiederholung ausgeschlossen.

Die Verarbeitung wird also nicht erleichtert, wenn in einem Text zwar oft das Wort ‚Hund‘ vorkommt, damit aber jedes Mal auf einen anderen Hund verwiesen wird. Dagegen zeigen sich Hinweise auf eine leichtere Verarbeitung, wenn auf denselben außersprachlichen Hund durch mehrere Argumente referiert wird; dabei kann die sprachliche Oberfläche etwa zwischen ‚Hund‘, ‚er‘, ‚dieser Köter‘ oder ‚Afghanen‘ variieren [...]. (GRABOWSKI 1991: 42)

Die Verwendung von synonymischen Ausdrücken wird demnach durch die Erkenntnisse des propositionalen Ansatzes bestätigt.

#### 7.3.4.3 Sprachliche Bildlichkeit

In der Rubrik „Lexik“ wird darüber hinaus nach der Verwendung von Metaphern und nach der Stimmigkeit der Metaphorik gefragt bzw. ob es Brüche zwischen den einzelnen metaphorisierten Termen innerhalb eines Kontextes gibt. Wenn ein Automobilunternehmen beispielsweise in seinem GB 1997/98 schreibt, dass „auf allen Feldern die Weichen für eine weitere Steigerung der Profitabilität gestellt [wurden]“ (Porsche 1997/98, Seite 6), dann passen die jeweils metaphorisch

gebrauchten Terme **Felder** und **Weichen** nicht zueinander; Agrar- und Eisenbahnmetaphorik können nicht in einem Atemzug genannt werden. Das Problem lässt sich folgendermaßen beschreiben:

Eine Metapher tritt in einem Kontext auf, mit dem sie interagiert. Bildspender (die Weichen bzw. das Feld) und Bildempfänger (die Veränderungen bzw. der Geschäftsbereich) sind dabei zwei wichtige, von Weinrich geprägte Begriffe (cf. WEINRICH 1976: 247). Nun treten Metaphern aber nicht isoliert, sondern in einem Kontext auf und gewinnen durch diesen ihre Bedeutung. Eine Metapher ist also „ein Wort in einem Kontext, durch den es so determiniert wird, daß es etwas anderes meint, als es bedeutet“ (WEINRICH 1976: 311). Im Kontext der o.g. Metaphern, d.h. im GB der Porsche AG, wurde zuvor von dem „Turnaround“ und den „strategischen Bereinigungen des Produktprogramms“ in den Geschäftsbereichen berichtet (cf. Porsche 1997/98, Seite 6). Der Leser hatte bereits erfahren, dass ein neuer Weg beschritten worden ist und sich bestimmte Prozesse in eine andere Richtung entwickeln. Für diese Veränderungen musste nun ein passendes Bild, ein metaphorischer Terminus gefunden werden: **die Weichen**. **Die Weichen** (der Primärgegenstand) – so würde Black den Vorgang beschreiben – schiebt sich als Filter vor **die Veränderungen** (den Sekundärgegenstand) und fokussiert dabei bestimmte Aspekte (cf. BLACK 1983: 72 und 1996: 392):

Im Kontext einer bestimmten metaphorischen Aussage ‚interagieren‘ die beiden Gegenstände auf folgende Weise: (I) das Vorhandensein des Primärgegenstandes reizt den Zuhörer dazu, einige der Eigenschaften des Sekundärgegenstandes auszuwählen; und (II) fordert ihn auf, einen parallelen ‚Implikationszusammenhang‘ zu konstruieren, der auf den Primärgegenstand paßt; und umgekehrt (III) wiederum parallele Veränderungen im Sekundärgegenstand bewirkt. (BLACK 1996: 393)

Es werden also Eigenschaften des Sekundärgegenstandes herausgegriffen wie z.B. **ab-/umändern**, **korrigieren**, **modifizieren**, die einerseits in **Veränderung** enthalten sind und andererseits zum Primärgegenstand – **Weichen** – passen.

All das bereitet vor und stützt die Metapher, wenn sie auftritt. [...] Die stärksten Stützen einer Metapher sind dabei die metaphorischen Nachbarn, wenn sie aus dem gleichen Bildfeld stammen. Also auch das Bildfeld als die semantische Heimat einer Metapher ist zu berücksichtigen. (WEINRICH 1976: 313)

Jetzt tritt in dieser Nachbarschaft eine Metapher hinzu, **die Felder**, die aus dem bisherigen Bildfeld herausfällt. Es kommt zu einem Bruch, da der Implikationszusammenhang zwischen dem bereits evozierten Sekundärgegenstand und dem neuen Primärgegenstand nicht hergestellt werden kann. Dieser Bruch fällt jedoch erst beim zweiten Lesen auf – warum? Bei dem Begriff **(Geschäfts)feld** handelt es sich um eine Metapher, die auf dem Kontinuum zwischen kreativer Metapher auf der linken und lexikalisierte Metapher auf der rechten Seite, eher auf der äußeren linken Seite anzusiedeln ist, d.h., wir nehmen die Bildspanne, die zwischen dem Spender und dem Empfänger besteht, nicht

mehr als solche wahr (cf. WEINRICH 1976: 298ss.): **Geschäftsfeld** ist eine Ex-Metapher.

Generell können wir festhalten, dass Metaphern in GB sicherlich mit Vorsicht eingesetzt werden müssen. Einerseits handelt es sich bei dem GB um einen Gebrauchstext und nicht um einen literarischen Text, in dem gestalterische Freiheit nicht nur erwartet, sondern gefordert wird. Metaphern drücken Sachverhalte *vage* aus und lassen einen mehr oder weniger großen Interpretationsspielraum, der unter dem Aspekt der Glaubwürdigkeit nicht unbedingt wünschenswert ist, denn Konkretheit gehört zu einer der:

[s]tyle choices [that] have been found to influence both a persuader's credibility and the chances of successful persuasion. [...] Because concrete language is specific, concreteness is closely related to clarity. However, concreteness involves an added dimension of elaboration. A concrete style is one that includes plenty of explanation and support for each idea that is introduced. (SPROULE 1980: 248)

Andererseits regt die Metapher unsere Fantasie an: „Wir aktualisieren bei der Metapher – auf der Suche nach ihrem Sinn – wenigstens zeitweise alle möglichen Bedeutungen und Konnotationen der beteiligten Wörter und Wortverbindungen, ihre affektiven Besetzungen“ (KURZ 1993: 18). Gerade sprachlichen Bildern liegen Möglichkeiten der Sprachverwendung zugrunde, die sich auch der Autor eines GB zunutze machen kann. Es gilt also abzuwägen, ob in gegebenem Zusammenhang eine präzis-konkrete Aussage angemessen ist, um den Leser optimal zu informieren oder ob der betreffende Sachverhalt einen Interpretationsspielraum aufweist, der sprachlich metaphorisch umgesetzt werden kann, ohne dem Leser das Gefühl zu vermitteln, das Unternehmen wolle ihm etwas verschweigen.

In der Übersicht sieht die Rubrik 3 folgendermaßen aus:

### 3. Lexik

#### 3.1 Wie wird verständnishemmender Fachjargon behandelt?

- Werden Abkürzungen erläutert und Fachtermini eingeführt?
- Sind die Erklärungen an sinnvoller Stelle (Glossar/Text) eingesetzt?
- Werden in den Erläuterungen keine anderen Fachtermini gebraucht?

#### 3.2 Ist die Wortwahl präzise und abwechslungsreich?

- Treten Fälle einer fehlerhaften Wortwahl auf?
- Treten Fälle einer unbeholfenen Wortwahl auf?
- Treten Fälle einer kolloquialen bzw. jargonhaften Wortwahl auf?
- Gibt es Wortwiederholungen?
- Werden synonymische Wendungen eingesetzt?

#### 3.3 Wird eine metaphorische Sprache verwendet und ist die Metaphorik stimmig?

- Ist der Einsatz von Metaphern dem Sachverhalt angemessen?
- Gibt es Brüche zwischen den metaphorisierten Begriffen?

### 7.3.5 Satzabhängige und satzübergreifende Semantik

Der vierte Punkt der Checkliste behandelt satzabhängige und satzübergreifende semantische Fragestellungen. In der Keller-Liste werden diese sowohl in der Rubrik „Morphologie“ als auch in der Rubrik „Syntax“ begutachtet, ohne jedoch darauf hinzuweisen, dass semantische Aspekte in die Betrachtung einfließen: Untersucht man wie in Punkt 2.1. der Keller-Checkliste die sprachlichen Bezüge von Pronomina und Folgerungselementen, muss man unter Umständen Satz oder sogar Paragrafen übergreifende inhaltliche Zusammenhänge herstellen. Ebenso ist die Frage nach der optimalen Fokussierungsintention (Keller-Checkliste 4.3) auf der Ebene der Semantik zu klären. Die überarbeitete Version möchte eindeutig differenzieren zwischen der morphologisch/morphosyntaktischen und semantischen Perspektive.

#### 7.3.5.1 *Fällt das gewählte Tempus aus seinem Anwendungsbereich heraus?*

Die Tempora habe ich – im Gegensatz zur Keller-Liste – einerseits in der Rubrik „Morphosyntax“ behandelt, um dort Probleme der Konjugation zu klären. Andererseits sind die Tempora auch Gegenstand der satzübergreifenden Semantik. In dieser Rubrik steht die Frage nach dem Anwendungsbereich im Vordergrund; auch hier geht es wieder um eine Bewertung auf der Skala zwischen „besonders angemessen“ und „besonders unangemessen“. Da die Verwendungsweisen der Tempora im Deutschen nicht so strikt geregelt sind wie beispielsweise in den romanischen Sprachen, steht dem Autor ein größerer Spielraum zur Verfügung. Doch kann es auch beim Tempusgebrauch zu Überschreitungen kommen, die den Rezeptionsvorgang behindern und somit den Verstehensprozess des Textes beeinflussen. Die Probleme bei der Funktionsbestimmung der Tempora röhren von einer uneindeutigen Zuordnung von grammatischer Bezeichnung und Realzeit:

Da „[den] 6 grammatischen Tempora des deutschen Tempussystems [...] nicht in linearer Zuordnung 6 Bedeutungen dieser Tempora [entsprechen], [lassen sich] die grammatischen Tempora [...] nicht in direkter und geradliniger Weise auf bestimmte objektiv-reale Zeiten beziehen“ (HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 142).

Dies liegt zum einen daran, dass mithilfe lexikalischer Mittel grammatische Tempusformen mit unterschiedlichem Realzeitbezug verwendet werden können (*Morgen kommt der Präsident.*): Der Zukunftsbezug ist dabei Teil der Satzbedeutung, jedoch nicht Teil der Präsensbedeutung selbst.<sup>159</sup> Grammatische Tempusformen dienen dazu, modale Inhalte auszudrücken (*Der Präsident wird noch nicht angekommen sein.*): Das Futur II kann eine Vermutung explizieren, die sich auf Vergangenes bezieht (cf. HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 142s.).

Wir tun gut daran, die lateinischen Bezeichnungen als reine Namen zu verstehen, die nur wenig über die jeweiligen Funktionen der einzelnen

---

<sup>159</sup> Während die Bedeutung eines Tempus immer konstant bleibt, ändert ein Tempus nur im Kontext seinen Sinn (cf. RADTKE 1998: 118ss.).

Tempusformen aussagen. Begreift man sie nämlich als sprechende Namen, kann es nicht nur geschehen, dass man die jeweilige Funktion nur unzureichend erfasst, sondern es treten auch Ungereimtheiten und Widersprüche auf; [...] [s.o.]<sup>160</sup>. Es ist also streng zu unterscheiden zwischen den grammatischen Tempora als Namen für bestimmte Verbformen und den Zeitstufen als den verschiedenen Arten zeitlicher Einbettung, die mithilfe dieser Tempora vollzogen wird. (DUDENREDAKTION<sup>6</sup>1998: 146)

Wir werden im Folgenden einige Fälle betrachten, in denen das verwendete Tempus aus seinem Anwendungsbereich herausfällt. „Mit beiden Neuproducten zielt XY in einen Markt, der bislang vorwiegend mit teureren Pumpen aus hochbeständigen Stählen bedient wird“ (Unternehmen 11, 1997, Seite 34). Beide Verbformen stehen im Präsens, wobei sich der Inhalt des Relativsatzes auf einen vergangenen Zeitraum bezieht. In dieser Verwendungsweise dient das Präsens dazu, auf Sachverhalte zu referieren, die vor dem Sprecherzeitpunkt liegen: Die Zeit, in der der Markt vorwiegend mit teureren Pumpen beliefert wurde, ist vorbei. Die Zeitangabe *bislang* stellt dabei den Indikator für den Vergangenheitsbezug dar. Die Verwendung des historischen Präsens im Relativsatz ist jedoch im Hinblick auf die Textsorte ungewöhnlich, da „[d]iese Variante [des Präsens]<sup>161</sup> im Bericht und in der Erörterung kaum vor[kommt], sondern auf die Erzählung, auf die Beschreibung historischer Tatsachen und auf die Dichtersprache beschränkt [ist]“ (HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 147). Das historische Präsens fällt in diesem Beispielsatz aus seinem Anwendungsbereich heraus, da der GB weder im Erzählstil noch in Dichtersprache verfasst ist. Alternativ könnte man zwischen der präteritalen Form **bedient wurde** oder der perfektiven Form **bedient worden ist** wählen.<sup>162</sup>

Ein systematisches Problem in den GB stellt der Gebrauch von Präteritum und Perfekt dar. Beide Tempora

beziehen sich auf ein vergangenes, abgeschlossenes Geschehen. Aber während das Präteritum einer Handlung den Stempel ‚im Sprechzeitpunkt vergangen‘ aufdrückt, stellt das Perfekt den Vollzug einer Handlung, ihre Durchführung fest, und zwar als eine im Sprechzeitpunkt gegebene Tatsache, als eine (möglicherweise) wiederkehrende Tatsache oder als eine zu einem zukünftigen Zeitpunkt gegebene Tatsache. (cf. DUENREDAKTION<sup>6</sup>1998: 152)

Das Präteritum weist hingegen eine einzige Verwendungsvariante auf: Es bezeichnet vergangene Sachverhalte, wobei Aktzeit und Betrachtzeit identisch sind und vor der Sprechzeit liegen. „Es wird sowohl in der allgemeinen Umgangssprache als auch in der Dichtersprache gebraucht (es ist sogar das spezifische Tempus der Erzählung)“ (cf. HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 148). In nachstehendem Satz scheint die Wahl des Präteritums jedoch nicht optimal: „In

---

<sup>160</sup> Ergänzung durch Verfasserin.

<sup>161</sup> Ergänzung durch Verfasserin.

<sup>162</sup> Auf den Unterschied im Gebrauch von Präteritum und Perfekt gehen wir weiter unten ein.

nur zweieinhalb Jahren – das ist doppelt so schnell wie ursprünglich angekündigt – schlossen wir die wesentlichen Umstellungsarbeiten zum neuen XY-Konzern ab“ (Unternehmen 10, 1999, Seite 6). Zunächst ist anzumerken, dass es sich wahrscheinlich um eine Form des überkorrekten Sprachgebrauchs handelt. Im Süden Deutschlands tendiert man eher dazu das Perfekt zu verwenden (cf. HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 150); es ist also durchaus denkbar, dass der Autor dieses GB in der Bemühung um eine besonders korrekte Sprache – das Präteritum gilt gegenüber dem Perfekt als die gewähltere Variante<sup>163</sup> – dem Präteritum den Vorzug gegeben hat. Helbig/Buscha sprechen auch vom „Ästheten-Präteritum“ (cf. HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 151).

Das Perfekt besitzt eine Verwendungsvariante „zur Bezeichnung eines vergangenen Geschehens mit resultativem Charakter“ (cf. HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 151), die den gemeinten Sinnzusammenhang des Beispielsatzes besser abbildet. Betrachtzeit und Sprechzeit fallen zusammen, die Aktzeit liegt vor beiden, d.h., die Umstellungsarbeiten sind abgeschlossen, aber die Betrachtung dieser Tatsache fällt in die Sprechzeit: „Das Perfekt drückt in dieser Bedeutungsvariante vergangene Sachverhalte aus, die einen für die Sprechzeit relevanten Zustand implizieren, der für die Kommunikation wesentlicher ist als die in der Vergangenheit liegende Aktzeit“ (HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 151s.). **In nur zweieinhalb Jahren – [...] – haben wir die wesentlichen Umstellungsarbeiten zum neuen XY-Konzern abgeschlossen** impliziert, dass vom Sprechzeitpunkt aus die Tatsache der abgeschlossenen Umstellungsarbeiten von Bedeutung ist.

Eine weitere häufig auftretende Schwierigkeit ergibt sich bei der Kombination der Vergangenheitstempora. Um die Vorzeitigkeit zu verdeutlichen, hätte in nachstehendem Nebensatz das Plusquamperfekt stehen müssen: „Dieser Umsatz wurde erreicht, obwohl sich die XY-AG im Zuge der Konzentration der Fertigungsstandorte von ausländischen Aktivitäten getrennt hat“ (Unternehmen 15, 1998, Seite 21). Im Unterschied zum Perfekt stellt das Plusquamperfekt den Vollzug oder den Abschluss eines Geschehens als gegebene Tatsache nicht für die Zukunft oder die Gegenwart fest, sondern für den Zeitpunkt der Vergangenheit (cf. DUDENREDAKTION<sup>6</sup>1998: 153). Die Trennung von den ausländischen Aktivitäten liegt auf der Zeitachse vor dem Erreichen des Umsatzes, d.h., die Aktzeit liegt vor der Betrachtzeit und die Betrachtzeit liegt vor der Sprechzeit. – Auch in folgendem Beispiel würde der Inhalt besser strukturiert, wenn das Plusquamperfekt an der entsprechenden Stelle eingesetzt werden würde: „Vor einem Jahr habe ich Ihnen versprochen, daß wir das damals ungelöste Problem des schlechten Ergebnisses bei der XY zu einer unserer Hauptaufgaben machen würden“ (Unternehmen 12, 1998, Seite 3). Der Autor betrachtet einen Zeitpunkt (das Versprechen), der in der Vorvergangenheit liegt, d.h. noch vor den Geschehnissen, von denen er dann im Anschluss berichtet, die ihrerseits bereits in

---

<sup>163</sup> Helbig/Buscha erteilen dem Präteritum sowohl ein + als auch ein – in Bezug auf das Merkmal „kolloquial“ (d.h. in der normalen Umgangssprache gleichermaßen üblich wie unüblich), wohingegen das Perfekt nur ein + erhält (cf. HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 148 und 151).

der Vergangenheit stattgefunden haben. Das Plusquamperfekt dient also dazu, die Zeitebenen des Geschehens besser zu differenzieren.

### 7.3.5.2 **Werden komplexe Sachverhalte klar und durchschaubar dargestellt?**

Die Frage nach der klaren Strukturierung der Sachverhalte ist eine semantische, die sich in der Syntax widerspiegelt.

Insgesamt geht man heute davon aus, daß die Semantik bei der Satzverarbeitung die eindeutig dominierende Rolle spielt. Entsprechend kommt dem Aspekt der inhaltlich-semantischen Textgestaltung für die Herstellung verständlicher Texte ein größeres Gewicht zu als der grammatisch-stilistischen Formulierung. (GROEBEN/CHRISTMANN 1989: 178)

Eine typische Schwäche der GB liegt in einem zu komplexen Satzbau. Oftmals bietet bereits die Satzlänge einen Hinweis auf eine opake Konstruktion; sie ist jedoch nicht allein entscheidend, denn ein Satz kann – trotz einer gewissen Länge – durchaus transparent (formuliert) sein. Vielmehr stellen Satzklammern und Schachtelsätze ein Problem dar. In der Verständlichkeitforschung werden diese syntaktischen Merkmale immer wieder als Kriterium der Verständlichkeit angeführt: Das Ergebnis der Lesbarkeitsforschung, die Satzlänge gemessen an der Anzahl der Wörter, als zentral bei der Textverarbeitung zu erachten, geht auch noch in die Hamburger Konzeption ein: In der Dimension „Einfachheit“ wird von langen Sätzen abgeraten (cf. LANGER et al. 1999: 16). Die Autoren weisen auch auf die Verschachtelung hin, deren Auswirkung jedoch erst im Rahmen der kognitiven Forschungen in Experimenten ausreichend untersucht wurde. Es konnte nachgewiesen werden, dass nicht die Anzahl der Wörter, sondern die der Propositionen von Bedeutung ist. In einem Versuch wurden die Lesezeit und die Anzahl der behaltenen Propositionen gemessen; man stellte fest, dass „[d]ie Schwierigkeit eines Satzes [...] primär dadurch bestimmt wird, wieviele Bedeutungseinheiten in ihn hineingepackt werden“ (BALLSTAEDT et al. 1981: 208).

Um viele Informationen in einem Satz unterzubringen, stehen dem Verfasser nach Ballstaedt zwei Möglichkeiten zur Verfügung: Einerseits durch die Aneinanderreihung von Nominalgruppen, die wir jedoch erst in der Rubrik „Stil“ als typisches Merkmal des Bürokratendeutsch behandeln werden, und andererseits durch komplexe Satzgefüge mit Haupt- und Nebensätzen. Untersuchungen haben auch hier gezeigt, ein ineinander von Sätzen führte stets zu schlechteren Lernergebnissen als ein Nacheinander (cf. BALLSTAEDT et al. 1981: 209). In folgendem Satz entsteht die Komplexität durch eine eingeschobene Klammer: „Durch die Erhöhung des Ergebnisses aus Finanzanlagen und den erfolgreichen Ausbau unseres Kundenfinanzierungsgeschäfts – wir steigerten das Zinsergebnis um 26,2 Prozent – verbesserten wir das Finanzergebnis gegenüber dem Vorjahr um 14 Prozent“ (Unternehmen 9, 1998/99, Seite 16).

Durch die Verschachtelung von Sätzen rücken zusammengehörende Informationen auseinander; dies ist auch bei den so genannten Satzklammern der Fall wie das nachstehende Beispiel aus einem GB zeigt: „Bei der Beurteilung des erzielten Ergebnisses bei den [...]materialien ist zu berücksichtigen, dass wir die

Aufwendungen für die organisatorische Eingliederung der XY-GmbH, die Veränderung der Produktpalette dieser Gesellschaft, den Rückzug von defizitären Exportmärkten und die Umstellung der Zukäufe von Dritten auf eigene Produktionsstätten bewältigen mußten“ (Unternehmen 3, 1998, Seite 2). In diesem Beispiel handelt es sich um eine Satzklammer oder um einen „(verbalen) Rahmen“:

[...] genau genommen [gibt es im Stellungstyp 3<sup>164</sup>] keinen verbalen Rahmen, denn die verbalen Teile nehmen die letzte und vorletzte Stelle im Satz ein. Trotzdem kann man auch hier von einem Rahmen sprechen, der nicht durch die verbalen Teile allein, sondern durch das Einleitungswort des Nebensatzes (Konjunktion, Pronomen oder Adverb) als rahmeneröffnender Teil und die zum Prädikat gehörenden Satzglieder als rahmenschließende Teile entsteht. (HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 566s.)

Die Unübersichtlichkeit kommt in dem Beispielsatz einerseits dadurch zustande, dass dem Akkusativobjekt **die Aufwendungen** vier Ergänzungen (**Eingliederung**, **Veränderung**, **Rückzug** und **Umstellung**) beigeordnet wurden und andererseits, da die Verbendstellung obligatorisch ist. Das Modell der zyklischen Textverarbeitung kann zur Erläuterung der kognitiven Leistung des Lesers herangezogen werden; die Ausgangsthese lautet, o.g. Satz überstrapaziert die kognitiven Fähigkeiten des Lesers: Gliedert man den Satz in seine einzelnen Propositionen, erhält man im Hauptsatz sechs Propositionen und im Nebensatz die ca. dreifache Anzahl. Nun gelangt ein „chunk“, d.h. eine Gruppe von zwei bis maximal 20 Propositionen, in das Arbeitsgedächtnis und wird auf Kohärenz überprüft. In unserem Fall ist der erste „chunc“ der Hauptsatz. Die zentrale Proposition (BERÜCKSICHTIGEN, BEURTEILUNG) wird an die Spitze gesetzt und mit ihren untergeordneten Propositionen als Kohärenzgraph im Arbeitsgedächtnis (AG) gespeichert. Ein Teil dieses Graphs geht ins Kurzzeitgedächtnis (KZG) ein, das ca. zwei bis sieben Propositionen aufnehmen kann. Der gesamte Graph, der zuvor im AG gespeichert worden war, wandert ins Langzeitgedächtnis (LZG). Das AG ist nun wieder frei, um einen neuen „chunk“ aufzunehmen, wobei nun versucht wird, zwischen dem im KZG abgelagerten Teilgraphen und dem neuen aus dem „chunk“ gewonnenen Teilgraphen Kohärenz herzustellen (cf. BALLSTAEDT et al. 1981: 52). Der erste „chunk“ des Nebensatzes „dass wir die Aufwendungen“ kann allerdings nicht mit der im AG befindlichen Top-Proposition (BERÜCKSICHTIGEN, BEURTEILUNG) sinnstiftend verbunden werden. Da der Prädikator fehlt, kann dieser „chunk“ nur unvollständig in eine Proposition umgewandelt werden: (WIR, AUFWENDUNGEN). Das KZG stößt hier bereits an seine Kapazitätsgrenzen, da es eigentlich beide Top-Propositionen speichern müsste. Nun kann jedoch der zweite „chunk“ des Nebensatzes „für die organisatorische Eingliederung der XY-GmbH“ mit der Top-Proposition des ersten Nebensatz-„chunks“ (WIR, AUFWENDUNGEN) verbunden werden, so

---

<sup>164</sup> Der Stellungstyp 3 bezeichnet die Verbendstellung im eingeleiteten Nebensatz, die obligatorisch ist (cf. HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 565).

dass diese Top-Proposition größere Chancen hat gespeichert zu werden.<sup>165</sup> Die drei folgenden „chunks“ sind ebenfalls an diese Top-Proposition anknüpfbar. Als Letztes trifft der „chunk“ „bewältigen mußten“ auf die Top-Proposition (WIR, AUFWENDUNGEN), die nun kohärent miteinander zu einer Gesamt-Top-Proposition (BEWÄLTIGEN, MÜSSEN, WIR, AUFWENDUNGEN) verbunden werden können. Um jetzt jedoch die Verbindung zwischen dem Haupt- und dem Nebensatz herstellen zu können, muss eine Suche im LZG gestartet werden: Die Top-Proposition (BERÜCKSICHTIGEN, BEURTEILUNG) wird in das AG zurückgeholt („reinstatement“ cf. BALLSTAEDT et al. 1981: 53), um dann an die Gesamt-Top-Proposition (BEWÄLTIGEN, MÜSSEN, WIR, AUFWENDUNGEN) angeknüpft zu werden. Das „reinstatement“ gehört zu den Reparaturmechanismen, die dem Leser neben der Inferenzbildung und Umorganisation der Top-Proposition zur Verfügung stehen. Desto mehr „reinstatements“ notwendig sind, um den Inhalt zu verarbeiten, desto schwieriger wird der Text und um so mehr nimmt die Lesezeit zu. In der Reformulierung sind die Informationen linear angeordnet, so dass ein „reinstatement“-Prozess vermieden wird, da sofort Kohärenz hergestellt werden kann: *Bei der Beurteilung des Ergebnisses bei den [...]materialien muss man berücksichtigen, dass wir Aufwendungen in verschiedenen Bereichen zu bewältigen hatten: für die organisatorische Eingliederung der XY-GmbH, die Veränderung der Produktpalette dieser Gesellschaft, den Rückzug von defizitären Exportmärkten sowie für die Umstellung der Zukäufe von Dritten auf eigene Produktionsstätten.*

Mithilfe des Modells der zyklischen Textverarbeitung ist man in der Lage, die kognitiven Prozesse abzubilden, die bei der Verarbeitung von Sätzen bzw. der Herstellung von sinnstiftenden Zusammenhängen eine wichtige Rolle spielen. Es gilt nach dem propositionalen Ansatz also, den Text syntaktisch wie semantisch so zu formulieren, dass möglichst wenig Reparaturmechanismen in Gang gesetzt werden müssen. Inwiefern dies mit Groebens Forderung nach einem kognitiven Konflikt steht, wird in Kapitel 7.3.7 in der Rubrik „Beziehungsgestaltung“ erörtert.

### **7.3.5.3      Entspricht die gewählte Formulierung der beabsichtigten Perspektive?**

Auch mit dieser Frage bewegen wir uns in einem Bereich, in dem eine wahr/falsch-Entscheidung durch eine Bewertung auf der Skala zwischen „angemessen“ und „unangemessen“ ersetzt werden muss. Spezifische Untersuchungen zu der Frage, ob eine ungünstigere Perspektivierung das Verständnis beeinträchtigt, gibt es meines Wissens nicht. Es liegt jedoch evident, dass ein unangemessener Fokus die Verarbeitungszeit eines Textes verlängert. Die Realisierung der Standpunktmarkierung äußert sich auf verschiedenen sprachlichen Ebenen: Im morphosyntaktischen Bereich wäre die Genus Verb-Wahl zu nennen. Von den generellen Anweisungen Passivsätze zu vermeiden<sup>166</sup>

---

<sup>165</sup> Die Teilkohärenz, die zwischen diesen Propositionen hergestellt werden kann, sieht wie folgt aus: (WIR, AUFWENDUNGEN) & [FÜR (ORGANISATORISCH, EINGLIEDERUNG = γ) & (TEIL VON, γ, XY-GMBH)].

<sup>166</sup> Cf. NOACK 1990: 203; ZIMMER-PIETZ 2000: 40.

ist einerseits aufgrund der semantischen Leistung des Passivs und andererseits auch vor dem Hintergrund der Verständlichkeitsforschung nichts zu halten.

Die spezifischen Gestaltungsmöglichkeiten der passivischen gegenüber der aktivischen Konstruktion betreffen die Weglafbarkeit der Agensbenennung im Passivsatz (z.B. wenn das Agens aus dem Kontext bereits bekannt oder wenn es unbekannt oder wenn es für die Äußerung kommunikativ unwichtig ist), die Akzentuierung des Patiens, des Geschehens oder des Agens als Mitteilungszentrum, die Variation der funktionalen Satzperspektive (Thema-Rhema-Gliederung), die Berücksichtigung spezifischer Normen und Standards von Textsorten. (FLEISCHER et al. 1993: 200s.)

In den 60er und 70er Jahren wurden zahlreiche Versuche zur Erforschung der Behaltensleistungen von aktivischen und passivischen Sätzen durchgeführt, die jedoch zu unterschiedlichen Ergebnissen gelangten (cf. GROEBEN/CHRISTMANN 1989: 178). Die vermeintliche Rangfolge der Schwierigkeit – der aktive Deklarativsatz am einen Extrem und die verneinte Passivfrage am anderen – konnte nicht bestätigt werden (cf. GROEBEN 1982: 231). Als experimentell erwiesen gilt jedoch, dass die „Reversibilität der Subjekt-Objekt-Beziehung wichtiger [ist] als die grammatische Formulierung“, d.h., ein Satz wie „Fritz ruft Paul“ ist schwieriger zu verarbeiten als „Hund frißt Knochen“ (cf. GROEBEN 1982: 232). Groeben leitet die Konsequenz daraus ab, das Prädikat in den Mittelpunkt zu stellen und die von ihm geforderte semantische Strukturierung zu beachten. Setzen wir diesen Hinweis in dem folgenden Beispielsatz um, dann steht das Verb **deutlich werden** im Mittelpunkt und der Leser fragt sich, was deutlich wird: „Auch in der Forschung und Entwicklung wird die zunehmende Internationalisierung des XY-Konzerns deutlich“ (Unternehmen 16, 1999, Seite 20). Die Antwort darauf erhält er erst am Ende des Satzes; in der Reformulierung ist der Satzfokus – wie Groeben es fordert – an die semantische Struktur des Verbs angepasst: **Die zunehmende Internationalisierung des XY-Konzerns wird auch in der Forschung und Entwicklung deutlich.**

In nachstehendem Beispiel hängt die offensichtlich ungünstige Fokussierung ebenfalls mit der Passivformulierung zusammen: „Dabei werden die Qualitätsanforderungen, die an die Reinheit eines solchen Produktes zu XY-zwecken gestellt werden müssen, durch ein neu entwickeltes Reinigungsverfahren erfüllt“ (Unternehmen 6, 1998, Seite 24). Es sind jedoch die Reinigungsverfahren, die die Qualitätsanforderungen erfüllen, so dass diese durch eine Umstellung in das Mitteilungszentrum gerückt werden können, ohne den Satz notwendigerweise aktivisch formulieren zu müssen. **Dabei werden durch ein neu entwickeltes Reinigungsverfahren die Qualitätsanforderungen erfüllt, die an die Reinheit eines solchen Produktes zu XY-zwecken gestellt werden müssen.**

Eine genau gegenteilige Sicht zu diesem Problem nehmen Helbig/Buscha ein, die sich implizit auf die Thema-Rhema-Forschung<sup>167</sup> beziehen. Zunächst einmal

---

<sup>167</sup> Zur Thema-Rhema-Problematik cf. Kapitel 6.4.3.

erläutern sie, die Satzgliedstellung wird im Deutschen von syntaktischen, morphologischen und intentionalen Bedingungen bestimmt:

Die syntaktischen Bedingungen gelten vor allem für den Bereich des Prädikats und seine Teile, während die morphologischen Bedingungen die Glieder außerhalb des Prädikats betreffen. Durch beide Faktoren wird die Normalstellung der Satzglieder teils obligatorisch, teils fakultativ festgelegt. (HELBIG/BUSCHA<sup>168</sup> 1998: 564)

Fehler in der Satzgliedstellung führen zu Konstruktionsbrüchen, die bereits in der Kategorie „Morphosyntax/Syntax“ behandelt worden sind. In diesem Unterpunkt der Rubrik „Satzabhängige und satzübergreifende Semantik“ geht es um die Sprecherintentionen und die damit verbundene modifizierende Satzgliedstellung. Die Reihenfolge der Satzglieder wird vom Mitteilungswert der Nachricht bestimmt. „Danach steht das Satzglied mit dem geringsten Mitteilungswert (das Bekannte) am weitesten vorn, gefolgt von dem Satzglied mit dem nächsthöheren Mitteilungswert usw.“ (HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup> 1998: 574). Betrachten wir nun den zweiten Beispielsatz, so wird deutlich, dass diese Struktur in der Ausgangsformulierung vorhanden war: **ein neu entwickeltes Reinigungsverfahren** mit dem größten Neuigkeitswert steht dort am Ende des Satzes. Zudem weist der unbestimmte Artikel auf die neu eingeführte Information hin.<sup>168</sup>

Ein Blick auf einige Ergebnisse im Bereich der Psychologie kann dazu beitragen diesen Widerspruch zu erklären: Im Rahmen der opinion-change-Forschung wurde die Wirksamkeit der Reihenfolge von Argumenten untersucht (cf. TEIGELER 1968: 96). Während Teigeler noch ausschließlich Ergebnisse anführt, die das „law of primacy“ bestätigen, weist Sproule bereits auf widersprüchliche Resultate hin:

Some studies suggested that a primacy effect operated. [...] one's earliest arguments [...] were better remembered and more persuasive than those that came later. Other experiments seemed to point out to a recency effect. [...] the last arguments [...] were better remembered and more persuasive. (SPROULE 1980: 254s.)

Übertragen wir diese Erkenntnisse auf den Satzfokus, so ist zu vermuten, Untersuchungen zur Behaltensleistung würden innerhalb des Satzes ähnliche Ergebnisse hervorbringen. Die Frage nach dem optimalen Satzfokus kann demnach aus kognitiv-psychologischer Perspektive nicht beantwortet werden.

Fokussierungen können wie wir gesehen haben unterschiedlich sprachlich realisiert werden: Eine Perspektivierung wird beispielsweise durch eine aktivische/passivische Formulierung vorgenommen. Variationen der Thema-Rhema-Struktur, die ebenfalls nach der Fokussierungsintention getroffen werden, schlagen sich im Bereich der Syntax nieder. Hinzu kommt, dass durch die Wahl bestimmter Adjektive eine Sichtweise betont werden kann (z.B. **Frauen sind sensibler als Männer** vs. **Männer sind robuster als Frauen** cf. FLEISCHER et al. 1993:

---

<sup>168</sup> Cf. zur Syntax des Artikels im Deutschen WEINRICH 1976: 163-176.

201). In Satzgefügen spielt die Anordnung von Haupt- und Nebensätzen zum einen zur Markierung der Zeitabfolge eine Rolle (z.B. *Nachdem die Mutter ihre Morgentoilette beendet hatte, bereitete sie das Frühstück vor* vs. *Bevor die Mutter das Frühstück vorbereitete, machte sie erst sorgfältig ihre Morgentoilette*) und zum anderen zur Markierung der Grund-Folge-Beziehung<sup>169</sup> (*Paul ist krank; deshalb kann er nicht an der Exkursion teilnehmen* vs. *Paul kann nicht an der Exkursion teilnehmen, weil er krank ist* cf. FLEISCHER et al. 21993: 201s.). Auch abhängige Nebensätze können beispielsweise in redekommentierende Nebensätze transformiert werden, wodurch die „kommunikative Einstellung des Textproduzenten [ausgedrückt wird] hinsichtlich der Thema-Rhema-Gliederung der Äußerung und der Gewichtung des Informationsgehalts oder in bezug auf die Anordnung und Abfolge der Inhaltskomponenten<sup>170</sup>“ (FLEISCHER et al. 21993: 203). Z.B.: *Die Analysen beweisen, dass die Schüler oft ohne Aufgabenlösungsplan schreiben* vs. *Die Schüler schreiben, wie Analysen beweisen, oft ohne Aufgabenlösungsplan.*

#### 7.3.5.4 Sind die Sätze syntaktisch eindeutig?

Abschließend möchte ich in dieser Rubrik noch das Problem der syntaktischen Mehrdeutigkeit behandeln. Aus der Perspektive der Glaubwürdigkeitsforschung dient eine ambige Ausdrucksweise, die sich sowohl in der Lexik als auch in der Syntax niederschlagen kann, nicht dazu das Vertrauen in den Sender zu stärken (cf. SPROULE 1980: 248).<sup>171</sup> In folgendem Beispielsatz kann man *die operativen Bereiche* als Objekt oder als Subjekt interpretieren: „Mehr als 90% der Forschungsausgaben tragen die operativen Bereiche“ (Degussa-Hüls 1999, Seite 13). Auf der Ebene der Semantik muss entschieden werden, wer wen trägt. Die syntaktische Umstellung disambiguert den Inhalt: *Die operativen Bereiche tragen mehr als 90% der Forschungsausgaben.*

In nachstehendem Satz ist die Zuordnung der Prozentangabe nicht eindeutig; sie kann einerseits als adverbiale Ergänzung zu *Umsatz* und andererseits als adverbiale Ergänzung zu *Absatzanstieg* interpretiert werden: „Im XY-bereich lag der Umsatz trotz eines Absatzanstiegs um 5,2% unter dem des Vorjahres.“ (Unternehmen 3, 1999, Seite 20)

In diesem Zusammenhang sind auch die zuvor in der Keller-Liste unter dem Punkt 2.2 genannten sprachlichen (d.h. semantischen) Bezüge der Pronomina und der Adverbien zu erwähnen. Die Frage lautet also, ob die semantischen Bezüge der Proformen eindeutig sind. Unter Proformen subsumiere ich sowohl Pro-Adverbien als auch verschiedene Prowörter aus unterschiedlichen Wortklassen, die einen Proform-Charakter haben (cf. HELBIG/BUSCHA 181998: 348<sup>172</sup>). Diese Präzisierung gegenüber der Keller-Liste scheint mir sinnvoll, da zu den Adverbien

<sup>169</sup> Dieses Problem werden wir in der Rubrik „Logik der Thematischen Entfaltung“ aufgreifen und ausführlicher behandeln.

<sup>170</sup> Ergänzung durch Verfasserin.

<sup>171</sup> Auf die Wirkung einer unklaren Ausdrucksweise wurde bereits in der Rubrik „Lexik“ hingewiesen (cf. Kapitel 7.3.4).

<sup>172</sup> Helbig/Buscha sprechen von Prowörtern; ich ziehe den von Steinitz geprägten Begriff *Proform* vor (cf. STEINITZ 1974: 246).

allgemein auch Lexeme wie **bald**, **gern** oder **überall** gehören, deren Bedeutung nicht vom vorerwähnten Kontext abhängt. Im Gegensatz dazu gewinnen die Pro-Adverbien ihre Bedeutung erst aus dem vorerwähnten Kontext. Helbig/Buscha unterscheiden vier Gruppen von Pro-Adverbien (cf. HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 348):

1. Pronominaladverbien in adverbialer Funktion (z.B. **darauf**, **hieraus**, **wonach**)
2. Konjunktionaladverbien (z.B. **deshalb**, **folglich**, **demnach**, **aufßerdem**, **allerdings**)<sup>173</sup>
3. Interrogativadverbien (**wo**, **wann**, **wie**, **warum**, **wie viel**, **weshalb**)
4. Restgruppe (z.B. **damals**, **dann**, **dort**, **nachher**)

Zu den Proformen zählen Personalpronomina, Interrogativpronomina, Possessivpronomina, Relativpronomina, Demonstrativpronomina, Indefinitpronomina, Pro-Verben, Pro-Substantive<sup>174</sup> und Pro-Adjektive (cf. HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 349s.). Zu der Funktion der Proformen ist anzumerken, dass sie

nur solche vorerwähnten Elemente wiederaufnehmen [können], mit denen sie referenzidentisch sind.<sup>175</sup> **Weil** sie mit diesen vorerwähnten (und vollständigeren) Elementen referenzidentisch sind, können sie weniger semantische Merkmale als diese enthalten und können als Substitute für diese auftreten. (HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 351)

In dem folgenden Beispielsatz fungiert das Personalpronomen **ihnen** als Proform: „Insbesondere setzen wir uns für eine flexiblere Anpassung der Wirtschaftsstrukturen an geänderte Rahmenbedingungen, Wettbewerbsoffenheit und Eigeninitiative ein. **Ihnen** muß auch bei wirtschaftspolitischen Entscheidungen auf internationaler Ebene ein hoher Stellenwert beigemessen werden“ (Unternehmen 19, 1999, Seite 15). Es handelt sich um einen kataphorischen Verweis, d.h., der Leser muss im vorerwähnten Kontext nach einem Substantiv suchen, das im Numerus mit der Proform übereinstimmt: Hier kommen die **Wirtschaftstrukturen**, die **Rahmenbedingungen** oder die **Wettwerbsoffenheit und Eigeninitiative** (alle femininum, Plural) oder die Nominalphrase als Ganze in Frage. Um diesen Interpretationsspielraum einzugrenzen, müsste man das tatsächlich gemeinte Substantiv wiederholen.

In der Übersicht stellen wir folgende Fragen zur Semantik:

- |  |
|--|
| <p>4. Satzabhängige sowie satzübergreifende Semantik</p> <p>4.1 Fällt das gewählte Tempus aus seinem Anwendungsbereich heraus?</p> <p>4.2 Werden komplexe Sachverhalte klar und durchschaubar dargestellt?</p> <ul style="list-style-type: none"><li>– Satzlänge</li><li>– Satzklammer</li><li>– Schachtelsatz</li></ul> <p>4.3 Entspricht die gewählte Formulierung der beabsichtigten Perspektive?</p> <ul style="list-style-type: none"><li>– Aktiv/Passiv</li><li>– Thema-Rhema-Anordnung</li><li>– Satzfokus</li></ul> <p>4.4 Sind die Sätze syntaktisch eindeutig?</p> <ul style="list-style-type: none"><li>– Sind die semantischen Bezüge der Proformen eindeutig?</li></ul> |
|--|

### 7.3.6 Stil

In den bisher präsentierten Kapiteln orientierten sich die Definitionen der Rubriken an diversen Grammatiken und Lexika. Den Begriff *Stil* zu definieren haben bereits zahlreiche Rhetoriker und Linguisten versucht.<sup>176</sup> Die folgende Erklärung soll einen Eindruck von der Schwierigkeit der Unternehmung bzw. von der „Unfassbarkeit“ des Phänomens Stil vermitteln:

,Stil‘ wird aufgefaßt als das Resultat aus der Auswahl des Autors aus den konkurrierenden Möglichkeiten des Sprachsystems und der Rekonstituierung durch den textrezipierenden Leser/Hörer. ,Stileffekte‘ ergeben sich erst im dialektischen Wechselspiel zwischen den im Text kodierten Folgen der durch den Autor getroffenen Auswahl und der Reaktion durch den Leser. (SPILLNER 1996: 245<sup>177</sup>)

Der Definitionsversuch erinnert ein wenig an eine Gleichung mit zwei Unbekannten: Der Produzent ist ebenso wenig bekannt wie der Rezipient; nur der Text, in dem sich der Stil niederschlägt, bildet eine verlässliche Größe. Da der Rezeptionsvorgang individuell zur Bestimmung des Stils rekonstruiert werden muss, wird es niemals eine allgemein gültige und zufrieden stellende Definition von Stil geben. Bedeutet dies nun, dass man – ohne eine akzeptable Stildefinition – auf eine Stilanalyse der Geschäftsberichtssprache verzichtet werden muss? Sicher nicht, aber es wird zunächst notwendig sein, eine stiltheoretische Konzeption zu entwickeln, die den Aspekt von Stil, den wir untersuchen wollen, näher expliziert.

Es gilt generell, dass „sich (potentielle) Stilelemente verschiedenen sprachlichen Subsystemen (Systemebenen) zuordnen lassen“ (FLEISCHER et al. 1993: 72), d.h., stilistische Ausprägungen findet man im lexikalischen Bereich gleichermaßen wie im syntaktischen und morphosyntaktischen. Eine klassische Stilanalyse des GB würde jedoch auf der Suche nach Anaphern, Chiasmen und Oxymora kläglich scheitern. In Anlehnung an Belke handelt es sich beim GB auch nicht um einen poetischen Text, sondern um einen Gebrauchstext<sup>178</sup>. Zwar weisen Gebrauchstexte auch einen Stil auf, jedoch einen stark von den poetischen Texten abweichenden, der sich nicht primär durch rhetorische Figuren auszeichnet. Die Bestimmung des GB als Gebrauchstext impliziert eine weitere Zuordnung zu einer bestimmten Sprachschicht, die Fleischer et al. als „Vollstandard“ bezeichnen (cf. FLEISCHER et al. 1993: 209).

---

<sup>176</sup> Zur Entwicklung des Stilbegriffs cf. z.B. SANDERS 1973: 13ss. oder SOWINSKI 1999: 17ss.; einen Forschungsüberblick mit entsprechenden Literaturangaben bietet SANDERS 1995.

<sup>177</sup> Spillner beschreibt sein Stilverständnis für die literarische Kommunikation. Da wir jedoch nach Sowinski jedem Text Stil zusprechen (cf. SOWINSKI 1991: 80), gilt *mutatis mutandis* Ähnliches für den Stil von Gebrauchstexten. Cf. zur Diskussion über das Vorhandensein von Stil in Literatur und Sachprosa GLÄSER 1978: 309s. und SANDERS 1977: 14.

<sup>178</sup> Cf. BELKE 1975: 320; zur Eigenart der Gebrauchstexte cf. Kapitel 4.4.4.2.

Als Vollstandard<sup>179</sup> sollen Ausdrucksvarianten gelten, die bei gefühlsmäßig neutraler Haltung gebraucht werden, gleichermaßen im mündlichen und schriftlichen Gebrauch<sup>180</sup> vorkommen und im Sprachgebrauch des öffentlichen Lebens allgemein gebräuchlich sind. [...] Spezifisch für den Vollstandard ist die optimale Ausnutzung der syntaktischen Fügungsmuster und des Bestandes kodifizierter morphologischer Formen: einfache und zusammengesetzte Sätze, Parataxe (Reihungen) und Hypotaxe (Satzgefüge), vollstrukturierte Sätze und korrekte Vollformen der Wörter, sachbetonte Darstellungsweise. (FLEISCHER et al. 21993: 209)

Den GB als Gebrauchstext der Ebene des Vollstandards zu bezeichnen, ist ein Schritt auf dem Weg einer diatextuellen Stilanalyse. Mit der diatextuellen Markierung wird die Bevorzugung bzw. die Meidung sprachlicher Einheiten in bestimmten Kommunikationsbereichen und Textsorten beschrieben. Die diatextuelle Markierung eröffnet neben der diaintegrativen, diachronischen, diatopischen, diatechnischen, diaevaluative, diafrequenten und diamedialen Betrachtung eine Sichtweise auf den Text, die es erlaubt, Stil textsortenspezifisch zu betrachten (cf. FLEISCHER et al. 21993: 83). Somit wird die erwähnte Unfassbarkeit des Stilphänomens eingeschränkt. Durch die Fokussierung des Mediums Geschäftsbericht sind wir in der Lage, einige Unbekannte näher zu bestimmen. Dabei helfen auch die Ergebnisse der Umfrage bzw. der HGB-Studie zum Leseverhalten der GB-Adressaten und die Erkenntnisse aus der textlinguistischen Untersuchung zum BadA.

Was kann man also über den Leser eines GB mutmaßen? Und welche Konsequenzen sind daraus für die stilistische Optimierung abzuleiten? Wie bereits in Kapitel 3 erläutert, verbringt der GB-Leser zwischen 15 und 30 Minuten mit dem Text, d.h., der Text sollte stilistisch so formuliert sein, dass er dem Leser eine kurзорische Lektüre ermöglicht. In einem nächsten Schritt müsste nun geklärt werden, was „stilistisch formuliert“ im Zusammenhang mit dem GB und seinen Lesern bedeutet. In der HGB-Studie finden wir für diese textortenspezifische Definition von Stil einen Hinweis: „Zwischen 71% und 96% der Befragten bevorzugen einen sachlichen, aber lebendigen Schreibstil. Einen persönlichen Schreibstil<sup>181</sup> wünschen sich am häufigsten die Analysten (92%) und die institutionellen Aktienbesitzer (80%)“ (HGB-Studie 1998: 20). Es bleibt zu klären, wie die Etiketten „lebendig“ und „persönlich“ zu charakterisieren sind. Als Synonym für **lebendig** weist Textor auf das Adjektiv **anschaulich** hin. Etwas ist lebendig bzw. anschaulich, wenn es bildhaft, farbig/bunt, deutlich, konkret,

<sup>179</sup> Vom Vollstandard abzugrenzen sind der Superstandard (gewählte Ausdrucksweise), der Substandard (grammatische und syntaktische Inkorrektismen) und die Alltagsrede (Kolloquialismen) (cf. FLEISCHER et al. 21993: 209ss.). Vor dem Hintergrund dieser Einteilung rücken nun die Inkorrektismen, die in den ersten Rubriken beschrieben worden sind, in ein anderes Licht. Unbeabsichtigterweise verlassen die Autoren die Stilschicht des Vollstandards und geraten auf die Ebene des Substandards.

<sup>180</sup> Dies würde auch bedeuten, dass eine Anlehnung an die gesprochene Sprache wie sie beispielsweise im BadA möglich wäre, nicht zwangsläufig ein Verlassen der Stilschicht bedeuten.

<sup>181</sup> Hierunter wird die **wir**-Form verstanden (cf. HGB-Studie 1998: 42).

ausdrucksvoll, einprägsam und wirklichkeitsnah ist (cf. TEXTOR 1992: 29). Unter **persönlich** finden wir als erstes Interpretamente u.a. die Synonyme *individuell, subjektiv, aufgeschlossen*, als weitere Interpretamente *in natura, direkt, mündlich, unmittelbar* sowie in einer dritten Gruppe die Interpretamente *privat, vertraut, nicht öffentlich/amtlich* (cf. TEXTOR 1992: 153s.). Orientieren wir uns an den Antonymen dieser Lexeme wie *unpersönlich, undeutlich, abstrakt, amtlich* etc., so verbindet man damit sehr schnell einen bestimmten Textsortenstil, der hinlänglich beschrieben worden ist: der Bürokratenstil.<sup>182</sup> Wie das Kapitel über die historische Entwicklung des BadA gezeigt hat, steht der GB in der Tradition des Protokolls. Protokolle haben das Ziel, diejenigen, die nicht an einer Sitzung/Versammlung teilnehmen konnten, kurz über die wesentlichen Inhalte und Beschlüsse zu informieren (cf. FRANCK 1990: 115); darüber hinaus übernehmen sie in einigen Fällen (z.B. Prüfungsprotokolle) eine juristische Funktion. Aus diesen Gründen sind sie sachorientiert und möglichst prägnant. Eine Möglichkeit, dies zu realisieren, besteht in der Verwendung von Substantiven. Zeitgleich zu den ersten GB-Vorläufern lässt sich Folgendes feststellen:

Daß die Tendenzwende vom explizit-hypotaktischen Stil zum komprimierenden Nominalisierungsstil ungefähr in der Mitte des 19. Jahrhunderts liegt, lässt sich aus der politischen und wirtschaftlichen Geschichte erklären. Die Jahrhundertmitte, besonders die 70er Jahre des 19. Jahrhunderts, waren in Deutschland die Zeit der verstärkten Industrialisierung und Verstädterung, des Aufkommens der Massenpresse und des Parlamentarismus. Mit ‚biedermeierlichen‘ Kommunikationsverhältnissen war es nun endgültig vorbei; öffentliche Kommunikation wurde durch verstärkte Arbeitsteilung immer indirekter, bis hin zur totalen Schriftsprachlichkeit in manchen Lebensbereichen, inhaltlich immer spezieller und komplexer. Aber sie mußte immer rascher, immer oberflächlicher vollzogen werden. Der Redaktionsschluß und andere unerbittliche öffentliche Textproduktionstermine erforderten immer neue Arten sprachökonomischer Verdichtung [...] (VON POLENZ 1988: 45)

Die stilistischen Konsequenzen sind auch heute noch – so die These – in den meisten Geschäftsberichten zu spüren. Wir werden uns demnach auf einige typische Merkmale konzentrieren, „[d]enn nicht alle Stilelemente sind in gleicher Weise und in gleichem Maße bedeutsam für eine Stilcharakteristik; manche Stilelemente dominieren, andere spielen eine geringe(re), untergeordnete Rolle“ (FLEISCHER et al. 1993: 78).

### 7.3.6.1 Treten die typischen Merkmale der Verwaltungssprache auf?

Bevor die textsortenrelevanten Merkmale nun an Beispielen verdeutlicht werden, sei darauf hingewiesen, dass jedes einzelne von ihnen für sich genommen noch keinen bürokratischen Text ausmacht.

---

<sup>182</sup> In der gesamten Ratgeberliteratur finden sich Hinweise auf das Bürokratendeutsch, das in jedem Fall zu vermeiden sei (cf. z.B.: GAßDORF 1996: 72ss.; BRIESE-NEUMANN 1993: 212ss.).

Die diatextuelle – oder auch funktionalstilistische, bereichsstilistische – Markierung lexikalischer Einheiten ist mit größter Zurückhaltung zu betrachten, und vor Verabsolutierungen hat man sich hierbei besonders zu hüten. [...] Hervorzuheben ist [...], daß sich die lexikalische Charakteristik<sup>183</sup> von Textsorten bestimmter Kommunikationsbereiche in der Regel durch Frequenz und Kombination lexikalischer Einheiten ergibt, weniger durch eine entsprechende feste Markierung einzelner Benennungen. (FLEISCHER et al. 1993: 123)

Der Kommunikationsbereich der staatlichen und kommunalen Verwaltung ist im Allgemeinen durch eine hohe Präzision und Genauigkeit in der Terminologie gekennzeichnet. Das Wort *Personenkraftwagen* ist eindeutiger als *Auto*, ebenso wie *der Briefzusteller* deutlicher ist als *der Briefträger*.

Substantiven wird das kategoriale Merkmal der Gegenständlichkeit zugesprochen. Insbesondere von Adjektiven und Verben abgeleitete Substantive ermöglichen es, Eigenschaften, Vorgänge, Tätigkeiten losgelöst von ihren Trägern sprachlich wiederzugeben. (FLEISCHER et al. 1993: 198)

Ob dies jedoch immer sinnvoll ist, zeigt die Analyse des folgenden Abschnitts, der ein anschauliches Beispiel für das Bemühen um Exaktheit und Informationsdichte bietet: „Mit gezielter Expansion werden noch vorhandene Verdichtungspotentiale genutzt. Intern werden die Ausschöpfung von Kostensenkungspotentialen und Inventursicherungsprogrammen, die Senkung der Verwaltungskosten und, wo immer möglich, die Vermietung von Flächen an Fachfilialisten zu weiteren Einsparungs- und Verbesserungsmöglichkeiten führen.“ (Spar 1997, Seite 14).<sup>184</sup> An diesem Beispiel lassen sich die Folgen des Nominal(phrasen)stils aufzeigen: Zum einen weist der zweite Satz ein sehr breites, mit eben jenen zahlreichen Substantiven angereichertes Mittelfeld auf, das den Leser vor Verarbeitungsprobleme stellt, die wir bereits am Beispiel der Satzklammern behandelt hatten. Zum anderen führt die Substantivhäufung zu einem Rückgang von Nebensätzen und zu einer erhöhten Frequenz von Abstrakta (cf. FLEISCHER et al. 1993: 198). Es geht hier jedoch nicht darum, den Nominalstil als unschönes Papierdeutsch abzuqualifizieren, wie dies in der Ratgeberliteratur geschieht; vielmehr soll die Vermeidung inhaltlich gerechtfertigt werden. „Die Begründung für seine negative Bewertung sollte satzsemantisch und sprachpragmatisch sein. Es geht hier um den praktischen Umgang mit Satzhalten“ (VON POLENZ 1988: 43). Das Problem des Nominalstils liegt in der „komprimierten/verdichteten/kondensierten“ Form des Inhalts: „Komplexe Inhaltsstrukturen werden mit einer geringen Zahl von Ausdruckseinheiten ausgedrückt (geringer im Verhältnis zur Zahl der durch explizite

<sup>183</sup> An dieser Stelle möchte ich ergänzen, dass dasselbe für bestimmte syntaktische und morphosyntaktische Strukturen gilt.

<sup>184</sup> Andere Beispiele für den Nominalstil finden sich z.B. auch in den GB der Kaufring AG (1999, Seite 4), des Lufthansa Konzerns (1998, Seite 13) oder der Phoenix AG (1997, Seite 4).

Umformulierung zu erschließenden Zahl von Inhaltseinheiten)" (VON POLENZ 1988: 43s.). In der Alternativformulierung werden die semantischen Zusammenhänge innerhalb des Satzes eindeutiger: *Indem wir expandieren, werden noch vorhandene Verdichtungspotentiale genutzt. Überdies versprechen wir uns weitere Einsparungs- und Verbesserungsmöglichkeiten von folgenden Maßnahmen: Wir werden die Inventursicherungsprogramme ausschöpfen, die Verwaltungskosten senken und, wo immer möglich, Flächen an Fachfilialisten vermieten.* Im ersten Satz wurde das Substantiv *Expansion* verbalisiert. Im zweiten Satz wurde die Satzklammer aufgelöst, indem die zentrale Aussage an die Spitze des Komplexes gestellt wurde. Der Doppelpunkt markiert, dass nun die Aktivitäten näher beschrieben werden. Die syntaktischen und somit auch semantischen Bezüge werden klarer, da ein handelndes Subjekt (*wir*) eingeführt worden ist. Auf den Nachteil des unpersönlichen Nominalstils weist auch von Polenz im Rückgriff auf Eggers hin: „Insbesondere bleibt darin für persönliche Bezüge ... kaum noch Raum.“ Hinzu kommt der Verzicht auf Kleinwörter wie Konjunktionen, Konjunktionaladverbien und Modalpartikeln<sup>185</sup> (cf. EGGLERS 1983: 137s. zitiert nach VON POLENZ 1988: 44), die dazu dienen, die persönliche Haltung des Autors zu markieren. In der Reformulierung finden wir folgende Kleinwörter, die helfen, die Meinung des Textproduzenten zu erschließen:

1. *Indem* gehört zu den einfachen subordinierenden Konjunktionen, die die Funktion haben, im Nebensatz das Mittel anzugeben, mit dem das im Hauptsatz ausgedrückte Ziel erreicht wird (cf. BUSCHA/HELBIG 1998: 461). Konjunktionen wie *dadurch, dass, indem* leiten Modalsätze ein, die das Mittel des Geschehens darstellen (Instrumentalsatz). Der Autor kann so die Art und Weise spezifizieren, die zum Erfolg geführt hat.
2. *Überdies* gehört zu den Konjunktionaladverbien, die dazu dienen, Teilsätze logisch miteinander zu verbinden (cf. BUSCHA/HELBIG 1998: 639). Semantisch zeigen Konjunktionaladverbien wie *zudem, außerdem, ferner* an, dass ein Inhalt folgt, der über das Vorhergehende hinaus gültig ist. Der Autor möchte also betonen, dass noch weitere Maßnahmen ergriffen worden sind.

Widersprüche ergeben sich paradoixerweise im Hinblick auf die Verständlichkeitsforschung, die Aspekte des Nominalstils nur indirekt betrachtet. Das Hamburger-Modell scheint diese Stilvariante geradezu zu fördern; zumindest könnten die Dimensionen „Einfachheit“ und „Kürze/Prägnanz“ dahingehend interpretiert werden: Wie bereits oben angemerkt, führt die Verwendung von Substantiven zu kürzeren Sätzen als die verbale Formulierung. Wenn in der Dimension „Einfachheit“ kurze Sätze gefordert werden (cf. LANGER et al. 1999: 16), wird deutlich, inwiefern dieser Ansatz zu kurz greift. Ebenso werden in der Dimension „Kürze/Prägnanz“ Texte mit der Bewertung ++ versehen, die die Merkmale „gedrängt“, „knapp“ und „jedes Wort ist notwendig“ aufweisen (cf.

---

<sup>185</sup> Zur Funktion der Abtönungspartikeln in der Argumentation cf. SETTEKORN 1977.

LANGER et al. <sup>6</sup>1999: 20). In gleicher Weise ist Groebens Forderung nicht aufrecht zu erhalten, durch Konjunktionen verbundene Sätze zu trennen, da kurze Sätze besser behalten werden (cf. GROEBEN 1982: 230). Insgesamt beurteilt er dieses Problem jedoch differenzierter: Groeben weist darauf hin, dass semantische Merkmale relevanter zu sein scheinen als grammatisch-stilistische (cf. GROEBEN 1982: 230), Nominalisierungen nicht strikt in relative Strukturen aufzulösen seien (cf. GROEBEN 1982: 232, 274) und eine Verkürzung nicht das gewünschte Ziel der besseren Verständlichkeit impliziere, wenn damit keine optimierte inhaltliche Gliederung einherginge (cf. GROEBEN 1982: 233).

Fleischer et al. machen jedoch ausdrücklich darauf aufmerksam, dass

[d]er substantivische Ausdruck [...] vom Rezipienten ein hohes Maß an Konzentrations- und Interpretationsvermögen [fordert]. Er muß auch ‚zwischen den Zeilen lesen‘ können (vgl. von Polenz 1985) und zu Inferenzen (aus dem Wortlaut des Textes abgeleiteten Schlüssen auf nichtausgedrückte Präsposition des Autors) fähig sein. (FLEISCHER et al. <sup>2</sup>1993: 198)

Diese Behauptung kann durch die Ergebnisse der zyklischen Textverarbeitung bestätigt werden. Die Häufung der Substantive führt u.a. zu der Satzklammer, wobei die entsprechende Top-Proposition erst wieder am Ende in eine kohärente Struktur eingegliedert werden kann. Eine Inferenzbildung wird auch in unserem Beispielsatz notwendig, da die erwähnten Konjunktionen und Konjunktionaladverbien fehlen. Wie bereits in Kapitel 7.3.5.2 erwähnt, gehört die Inferenzbildung zu den Reparaturmechanismen, die die Rezeption eines Textes erschweren bzw. verlängern (cf. BALLSTAEDT et al. 1981: 53; GRABOWSKI 1991: 50).

Betrachten wir ein anderes Beispiel, das eine für die GB typische Struktur aufweist: „Danach geriet die Aktie unter Druck und erreichte mit der durch das Unternehmen veröffentlichten verringerten Gewinnerwartung im August 1999 einen Tiefstand von rund 10 EURO“ (Unternehmen 5, 1999, Seite 3). Zunächst finden wir in dieser Konstruktion den schon oft angesprochenen Rahmen wieder, der durch das erweiterte Partizipialattribut hervorgerufen wird. Hinzu kommt, dass innerhalb des Rahmens eine weitere Einbettung vorgenommen wurde. Ohne diese Einbettung hätte der Satz wie folgt gelautet: „...erreichte mit der verringerten Gewinnerwartung im August 1999 einen Tiefstand ...“ Die attributive Partizipialkonstruktion hätte in einen Relativsatz aufgelöst werden können: „... sie [die Aktie] erreichte mit einer Gewinnerwartung, die verringert worden war, im August 1999 einen Tiefstand ...“ Das zweite Partizipialattribut „durch das Unternehmen veröffentlichten“ wird in die vorhandene Partizipialstruktur eingebettet. Der umformulierte Relativsatz zeigt die Komplexität der Konstruktion: „... sie [die Aktie] erreichte mit einer Gewinnerwartung, die verringert und durch das Unternehmen veröffentlicht worden war, im August 1999 einen Tiefstand ...“ Die Schachtelung der Attribute im Original ist auch die Ursache dafür, dass eine Präpositionalkette entsteht, die ebenfalls nicht zur Transparenz beiträgt. Es sei noch darauf hingewiesen, dass diese Art von Konstruktionen Gefahren bergen, da „[...] offene, undifferenzierte Formen oft mehrere syntaktische und semantische Interpretationen zugleich zulassen [...]“

(HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 661). Die temporale Angabe „im August 1999“ kann sich sowohl auf den Zeitpunkt der Verkündung der Gewinnerwartung beziehen als auch auf den Tiefstand. In der Reformulierung wurde das Problem folgendermaßen gelöst: *Danach geriet die Aktie unter Druck. Im August 1999 veröffentlichte das Unternehmen eine verringerte Gewinnerwartung; gleichzeitig erreichte die Aktie ihren Tiefstand von rund 10 EURO.*

Man könnte resümieren, dass die Partizipialkonstruktion wiederum „eine Folge des Strebens nach Sprachökonomie“ ist – wie Briese-Neumann es euphemistisch ausdrückt (BRIESE-NEUMANN 1993: 164). Ich würde den Schwerpunkt anders setzen und sagen, die attributive Partizipialkonstruktion ist als eine Ausprägung des von von Polenz so treffend beschriebenen „komprimierten/verdichten/kondensierten Ausdrucks“ (VON POLENZ<sup>2</sup>1988: 42) zu werten. D.h., der Kondensationsstil scheint sich als charakteristisches Merkmal von Geschäftsberichten herauszukristallisieren. In diesem Zusammenhang sind auch die Funktionsverbgefüge zu sehen:

Ein großer Teil der sekundären substantivischen Prädikatsausdrücke wird in der Grammatik, Stilistik und Sprachkritik unter Stichwörtern wie Verbaufspaltung, Streckformen, Funktionsverbgefüge behandelt [...]. [D]as Nominalverb [hat] gar keine spezielle Funktion, sondern [dient] nur dazu, einen auch verbal möglichen Prädikatsausdruck (z.B. *mitteilen*) in ein Nominalprädikat aus Nominalverb und Substantiv ‚aufzuspalten‘, zu ‚strecken‘ (*Mitteilung machen*). In diesen Fällen besteht zwischen Verb und Nominalprädikat kein systematischer semantischer Unterschied, allenfalls ein stilistischer/kontextsemantischer. (VON POLENZ<sup>2</sup>1988: 113)

Eben jene stilistische Konnotation, die die Funktionsverbgefüge mit sich bringen, ist hier Gegenstand der Analyse. Zum einen weisen diese Syntagmen bereits aufgrund ihrer Zusammensetzung aus nominalem Bestandteil – in der Regel ein Infinitiv, ein Verbalabstraktum, eine Verbalableitung auf *-ung* oder eine Ableitung auf *-nis*, *-keit*, *-heit* oder *-schaft* (cf. HERINGER 1968: 27s.) – und Funktionsverb auf den Nominalstil hin; zum anderen betonen Fleischer et al. ihre Wirkung: „[Sie] verleihen Formulierungen oft eine offizielle Färbung oder Nachdruck“ (FLEISCHER et al. <sup>2</sup>1993: 199). Betrachten wir folgendes Beispiel: „Infolge der Erschließung neuer Märkte konnten die Verluste im Unternehmensbereich Automobiltechnik fast völlig zum Ausgleich gebracht und die Produkte hinsichtlich ihres Anwendungsspektrums verbessert werden“ (Unternehmen 2, 1999, Seite 27). Neben dem Funktionsverbgefüge treten noch zwei Floskeln auf, die dem Satz einen bürokratischen Anstrich geben: *infolge* und *hinsichtlich* gehören zu den sekundären Präpositionen, die in der Mehrzahl mit dem Genitiv verwendet werden (cf. HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 403). Während sich die Gruppe der primären Präpositionen (u.a. *an*, *auf*, *bei*, *neben*, *ohne* + Dativ bzw. + Akkusativ) dadurch auszeichnet, dass sie keine Ableitungen oder Zusammensetzungen von Wörtern anderer Wortklassen sind und eine relativ geschlossene Wortklasse bilden, ist die Gruppe der sekundären Präpositionen eine offene Wortklasse (cf. HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 403). Die sekundären Präpositionen

kommen einerseits zustande durch Ableitungen von Lexemen anderer Wortklassen mit Hilfe der Suffixe *-s* und *-lich* (z.B. *angesichts*, *mangels*, *mittels*, *seitens*, *zwecks* und *anlässlich*, *hinsichtlich*) und andererseits durch Ableitungen von in ihrer Wortstruktur unveränderten Lexemen anderer Wortklassen wie z.B. *dank*, *gemäß*, *kraft*, *laut*, *trotz*, *ausgenommen*. Zu den sekundären Präpositionen gehören des Weiteren Zusammensetzungen und Wortgruppen aus Präposition und Substantiv (zumeist mit Nullartikel): *an Hand (anhand)*, *an Stelle (anstelle)*, *auf Grund (aufgrund)*<sup>186</sup> und „Verbindungen, bei denen das regierte Substantiv mit einer zweiten Präposition angeschlossen wird: *in bezug auf*, *im Hinblick auf*, *in Verbindung mit*, *im Gegensatz zu*, *im Verhältnis zu*“ (cf. HELBIG/BUSCHA <sup>18</sup>1998: 403). Die Aufgabe der Präpositionen im Allgemeinen besteht darin, „Wörter, Wortgruppen bzw. Gliedteile, Satzglieder und Sätze miteinander zu einem Ganzheitlichen zu verbinden“ (cf. HELBIG/BUSCHA <sup>18</sup>1998: 401). Der Duden bemerkt zu ihrem Gebrauch: „Das Wort, an das ein anderes mittels der Präposition angeschlossen wird, kann ein Verb, ein Substantiv oder ein Adjektiv sein“ (cf. DUDENRÄDAKTION <sup>6</sup>1998: 384). Da sekundäre Präpositionen jedoch nicht als Mittel der Rektion verwendet werden können – d.h., sie kommen auch nicht in Objekten vor, sondern nur in Attributen und Adverbialbestimmungen (cf. HELBIG/BUSCHA <sup>18</sup>1998: 403) –, fungieren sie als Verbindungsstück zu einem Substantiv oder einem substantivischen Pronomen. Wir sehen also auch hier wiederum eine Variante, über die floskelhaften sekundären Präpositionen den Kondensationsstil zu pflegen.

Zurück zu dem Funktionsverbgefüge **zum Ausgleich bringen**: Funktionsverben wie *bringen*, *finden*, *kommen* oder *stellen* etc. sind insofern mit den Hilfsverben verwandt, „als sie das Prädikat nicht allein, sondern nur in Verbindung mit anderen sprachlichen Elementen (Akkusativobjekt oder Präpositionalgruppe) bilden können“ (DUDENRÄDAKTION <sup>6</sup>1998: 113). Die Nominalverben oder Funktionsverben (FV) haben innerhalb des Funktionsverbgefüges (FVG) ihren semantischen Gehalt so gut wie eingebüßt. „Obwohl das FV im FVG seine ursprüngliche Bedeutung verliert, ist es nicht nur Träger von morphosyntaktischen Funktionen, sondern auch Träger von semantischen Funktionen sehr allgemeiner Art“ (HELBIG/BUSCHA <sup>18</sup>1998: 80). Beispielsweise drückt das FVG *Berücksichtigung finden* einen „Zustand oder ein Geschehen (Vorgang, Tätigkeit) in seinem reinen Ablauf oder Verlauf“ aus, d.h., es handelt sich um ein duratives FVG (cf. HELBIG/BUSCHA <sup>18</sup>1998: 78); das FVG **zum Stillstand kommen** beschreibt eine „Veränderung des Zustands oder Geschehens“, d.h., es handelt sich um ein inchoatives oder transformatives FVG (cf. HELBIG/BUSCHA <sup>18</sup>1998: 78); das FVG **zum Abschluss bringen** bezeichnet „das Bewirken einer Zustandsveränderung, eines Zustands oder eines Vorgangs“, d.h., es handelt sich um ein kausatives FVG (cf. HELBIG/BUSCHA <sup>18</sup>1998: 78).

---

<sup>186</sup> Nach der Rechtschreibreform überlässt man es dem Schreibenden, ob er diese Fügungen in präpositionaler Verwendung als Zusammensetzung oder als Wortgruppe betrachtet und sie demzufolge zusammen oder getrennt schreibt (cf. DROSDOWSKI <sup>21</sup>1996: 878).

Heringer weist darauf hin, dass v.a. FV wie **bringen** und **setzen** zur Bezeichnung des Kausativums dienen. Dabei ist es wichtig, zwischen dem Inhalts- und dem Satzwert zu unterscheiden: „Der Inhaltswert ist das Bewirken, das Veranlassen. Dadurch wird meistens auch eine dem zu bewirkenden Vorgang voranstehende Phase bezeichnet, also eine Nuancierung in zeitlicher Hinsicht vorgenommen“ (HERINGER 1968: 57). In unserem Beispielsatz bewirkte die Erschließung neuer Märkte den Ausgleich der Verluste. Mit dem Satzwert hingegen wird die „Transitivierung des Verbums“, d.h. „die Veränderung der Wertigkeit“ des Verbums bezeichnet (cf. HERINGER 1968: 57). Die Untersuchung des Satzwertes erfolgte im Rahmen der Valenztheorie durch Lucien Tesnière. Der Satz wird ausgehend vom Prädikat als Regens bestimmt, von dem alle übrigen Elemente, die Dependentien, regiert werden (cf. TESNIÈRE 1969: 13ss.). Heringer bezieht sich in seiner Darstellung auf Tesnière und erläutert, das Verb **lachen** ist in dem Satz **Paul lacht** einwertig, wohingegen es in dem Satz **Fritz macht Paul lachen** zweiwertig ist. Die Struktur des Satzes ändert sich dahingehend, dass durch die Kausativierung – Fritz veranlasst Paul dazu zu lachen – die Wertigkeit erhöht wird.

Wir haben es also beim Kausativum stets mit zwei Vorgängen zu tun: das Veranlassen und der veranlaßte Vorgang. Deshalb bestehen auch stets zwei Subjekte. Dabei wird  $e_1$  [Paul als Subjekt] des veranlaßten Vorgangs zu  $E_2$  [Paul als Objekt] des Veranlassens. (HERINGER 1968: 60)

Betrachten wir ein anderes Beispiel, in dem sich ebenfalls durch die Transitivierung des Verbs die Wertigkeit ändert: **einsehen** als Grundverb ist einwertig, demgegenüber ist **zur Einsicht bringen** zweiwertig. An diesem Beispiel wird deutlich, inwiefern sich der Inhaltswert – die Aktionsart – zwischen dem einfachen Verb **einsehen** und dem FVG **zur Einsicht bringen** ändert: **Einsehen** bezieht sich auf einen Vorgang im Verlauf ohne Anfang und Ende. In diesem Fall spricht Heringer von „kursiv“ (cf. HERINGER 1968: 81). **Zur Einsicht bringen** beschreibt den Übergang von einem Zustand in den anderen und wird deshalb als „transformativ“ bezeichnet (cf. HERINGER 1968: 83). Heringer präzisiert jedoch, dass zwischen dem Grundverb und dem FVG in diesem Fall eine partielle Opposition besteht:

Das Grundverb scheint zwar auf den ersten Blick transformativ (ingressiv) zu sein, kann aber im Unterschied zu rein transformativen Verben auch kursiv gebraucht werden. Man kann z.B. sagen: **er sieht schon lange ein** (kursiv). Eine solche Zeitbestimmung ist bei rein transformativen Verben nicht möglich: \***etwas kippt schon lange um**. (HERINGER 1968: 87s.)

Interessant sind für uns diejenigen FVG, die im Vergleich zu ihrem Grundverb keinen „Mehrwert im Sinne einer genaueren zeitlichen Differenzierung aufweisen“ (HERINGER 1968: 91). Transitivierungen, in denen sich die Wertigkeit zwischen FVG und entsprechendem Grundverb nicht ändert, werden „von den Sprachkritikern besonders stark angegriffen“ (HERINGER 1968: 95). Demgegenüber sind markante Oppositionen zwischen Grundverb und FVG zu erwähnen – wie

z.B. **bewegen** und **in Bewegung kommen** –, für die stilistische Überlegungen keine Rolle spielen, da sie nicht dasselbe denotieren. In unserem Beispielsatz ändert sich jedoch weder die Wertigkeit – **ausgleichen** ist ebenso wie **zum Ausgleich bringen** zweiwertig –, noch die Aktionsart: Es handelt sich in beiden Fällen um einen Vorgang, bei dem Anfang und Ende irrelevant sind (kursiv). Lediglich der kausative Charakter wird durch das FVG unterstrichen. „Infolge der Erschließung neuer Märkte konnten die Verluste im Unternehmensbereich Automobiltechnik fast völlig zum Ausgleich gebracht und die Produkte hinsichtlich ihres Anwendungsspektrums verbessert werden“ beschreibt eine Handlung (der Ausgleich des Verlustes), die aufgrund bestimmter Gegebenheiten (Erschließung neuer Märkte) eingetreten ist. Ohne dass sich Wertigkeit und Aktionsart ändern, lautet die Reformulierung: **Dank der Erschließung neuer Märkte konnten die Verluste im Unternehmensbereich Automobiltechnik fast völlig ausgeglichen werden, wobei das Anwendungsspektrum der Produkte verbessert wurde.** Statt der koordinierenden, kopulativen Konjunktion **und** wird die subordinierende Konjunktion **wobei** verwendet, wodurch erstens die Präposition **hinsichtlich** vermieden und zweitens die Ergänzung zum Hauptsatz im Nebensatz hervorgehoben wird. Zudem wurde die Präposition **infolge** durch die „persönlichere“ Version **dank** ersetzt. Die Begründung für die Wahl des Grundverbs ist auf stilistischer Ebene zu suchen:

In der substantivischen Formulierung erhält der Prädikatsbegriff meist eine Präzisierung innerhalb einer Institution (z.B. Rechtspflege). Hier sind feine kontextsemantische Unterschiede zu beachten, die in die Satzsemantik hineinreichen über die Komponente KONTAKT UND BEZIEHUNG. (VON POLENZ<sup>2</sup> 1988: 114)

Wie oben ausführlich dargestellt, geht es nicht darum, die FVG als Ganzes abzulehnen. „Eine summarische Verurteilung der Funktionsverbfüγungen ist [...] nicht angebracht“ (HERINGER 1968: 95). Helbig/Buscha sehen die Leistung der FVG in ihrer Möglichkeit, eine besondere Mitteilungsperspektive zu fokussieren: Ihre Struktur erlaubt es dem nominalen Teil des Satzes, die Endstellung einzunehmen, so dass der Fokus auf der neuen Information am Ende liegt<sup>187</sup>: **Er führte bei den Verhandlungen Protokoll** (cf. HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup> 1998: 104). Darüber hinaus können in einem nicht-lexikalisierten FVG die Substantive durch Attribute näher charakterisiert werden: „..., die zu [einer enormen/erheblichen/beachtlichen] Verbesserung der Unternehmensprofitabilität und des Beschaffungsmarktwissens beitragen sollen“ (Sartorius 1999, Seite 46). Da sich jedoch in unserem Beispielsatz die Mitteilungsperspektive durch den Einsatz des Grundverbs nicht ändert, besteht satzsemantisch kein Grund, das FVG dem Grundverb vorzuziehen, zumal

die FVG **formelhaft** sind und **Modellcharakter** haben [und deshalb] bevorzugt in solchen Textsorten (z.B. Fach- und Wissenschaftssprache) verwendet [werden],

---

<sup>187</sup> Die Auffassung von Helbig/Buscha zur Thema-Rhema-Strukturierung wurde bereits in Kapitel 7.3.5.3 dargelegt.

in denen eine Art Dispositionsausdruck vorherrscht. Ein solcher Dispositionsausdruck arbeitet verstkt mit vorgeformten Fertigteilen, die die Denkarbeit erleichtern können. (HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 105)

Die stilistischen Beurteilungen des FVG reichen von „offizieller Färbung“ (FLEISCHER et al. 21993: 199) ber die Präzision einer Institution (cf. VON POLENZ 21988: 114) bis hin zu dem Vergleich mit der Fach- und Wissenschaftssprache bzw. dem Dispositionsausdruck (cf. HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 105). Platzieren wir die Formulierung **zum Ausgleich bringen** in dem Beispielsatz auf der stilistischen Skala zwischen „angemessen“ und „unangemessen“, so rückt sie eher in Richtung „unangemessen“.

Aus der Perspektive der Verstlichkeitsforschung sei auf die Anmerkungen zum Nominalstil hingewiesen: Aus der Verwendung der FVG entstehen Probleme wie die syntaktische Rahmenstruktur, die wir bereits ausfrliech besprochen haben. – Im Vergleich zur Keller-Checkliste habe ich den Punkt „Bürokratendeutsch“ inhaltlich beibehalten, doch von den Unterpunkten „Passiv“ und „Genitivketten“ Abstand genommen. Das Passiv wurde bereits in den greren Zusammenhang der Perspektivierung eingeordnet und in der Rubrik „Satzabhängige und satzübergreifende Semantik“ behandelt; die Genitivketten stellen in den GB kein textsortenspezifisches Problem dar, denn nur wenn die genannten diatextuellen Markierungen in einer bestimmten Frequenz auftreten, entsteht der Eindruck einer Behörde (cf. FLEISCHER et al. 21993: 126). Dass der Punkt „Fachjargon“ im Bereich „Lexik“ behandelt wurde, hatte ich bereits an entsprechender Stelle gerechtfertigt; auf den Punkt „Leseanreize“ wird im Bereich „Beziehungsmanagement“ eingegangen.

### 7.3.6.2 **Sind die Satzsequenzen abwechslungsreich formuliert?**

In diesem Kapitel möchte ich nur kurz die monotonen Satzsequenzen anschneiden. Bereits in der Rubrik „Lexik“ wurde darauf hingewiesen, dass Abwechslungsreichtum und Variation dazu beitragen, die Glaubwürdigkeit des Senders zu erhöhen (cf. Kapitel 7.3.4.2). Auch auf syntaktischer Ebene wird betont, dass

[s]hort , simple sentences create a feeling of variety when they follow a series of longer ones. In fact, just about anything that breaks up a pattern imparts variety to a message. [...] By increasing attention, boosting source credibility, and winning greater attention, linguistic variety assists in bringing about persuasive effects. (SPROULE 1980: 249)

Da ein monotoner Satzbau auch stets mit der Verbindung der Sätze untereinander zu tun hat, hatte ich mich entschlossen, diese Problematik in der Rubrik „Logik der Thematischen Entfaltung“ zu behandeln. Doch soll die Bewertung des monotonen Satzbau durchaus in der Rubrik „Stil“ geschehen: In der vorhergehenden Rubrik lag der Schwerpunkt auf der inhaltlichen Anordnung der Argumente. Streng genommen können diese nämlich in einem monotonen parataktischen Satzgefie sehr wohl korrekt angeordnet sein; dennoch trägt eine

derartige Struktur nicht zur Abwechslung bei. Unter einer eintönigen Satzsequenz verstehen wir hier die Aneinanderreihung gleichförmig gestalteter syntaktischer Strukturen über mehrere Sätze hinweg.

### **7.3.6.3 Weichen einzelne Kapitel stilistisch gegenüber anderen signifikant ab?**

Ein GB ist das Ergebnis einer Teamarbeit: Zumeist reichen die einzelnen Unternehmensbereiche den Bericht über die Entwicklung ihres Geschäftsfeldes in der Kommunikationsabteilung ein. Dort wird er noch einmal überarbeitet. Aufgrund der unterschiedlichen Autoren und der von ihnen gepflegten Stilrichtung kann es – trotz der Überarbeitung – zu starken stilistischen Schwankungen zwischen den einzelnen Kapiteln kommen. Es entsteht der Eindruck von Inkohärenz, wodurch ein unschlüssiges Bild des Unternehmens vermittelt wird. Am folgenden Beispiel möchte ich mein Verständnis von stilistischer Homogenität und Heterogenität darstellen:

Der Bericht des Unternehmens 4 gliedert sich in drei Teile: Im ersten Teil „Das Geschäftsjahr“ finden wir den Lagebericht, Informationen zu Forschung und Entwicklung, zu Mitarbeitern und zur Aktie. Im zweiten Teil „Die Dienste und Leistungen“ werden einzelne Geschäftsbereiche wie Vertrieb und Service, das Auslandsgeschäft und das Thema „Umweltschutz“ behandelt. Den letzten Teil bildet der Konzernabschluss. Zwischen dem ersten und dem zweiten Teil ist ein extremer stilistischer Bruch auszumachen. Es hat sich eingebürgert, in Bezug auf diese beiden Teile, die sich auch in anderen GB in ähnlicher Weise finden, von einem „Pflicht-“ und einem „Kürteil“ zu sprechen. Der Pflichtteil des genannten Unternehmens ist durch zahlreiche Wortwiederholungen (cf. Seite 13, 23, 29) und den ausführlich beschriebenen Nominalstil (cf. Seite 18, 23, 25, 28) gekennzeichnet. Der Kürteil hingegen zeichnet sich durch eine optimale Führung des Lesers durch metakommunikative Signale aus (cf. Seite 53 und 59); die Komplementarität von Text und Bild ist ebenfalls vorbildlich realisiert. Darüber hinaus wird jedem Kapitel des Kürteils eine inhaltliche Zusammenfassung vorgestellt. Im stilistischen Bereich herrscht ein aktiver *wir*-Stil vor (cf. Seite 73) und Beispiele für verwaltungssprachliche Wendungen wie z.B. FVG bilden die Ausnahme (cf. Seite 50). Meines Erachtens ist ein derartiger Stilwechsel kontraproduktiv, da er nicht dazu geeignet ist, die Corporate Identity des Unternehmens schlüssig widerzuspiegeln. Der stilistische Kontrast erweckt beim Leser den Eindruck, das Unternehmen messe den Kapiteln unterschiedliches Gewicht bei, das sich in Leserfreundlichkeit bzw. Leserunfreundlichkeit äußert.

### **7.3.6.4 Verwendet das Unternehmen einen lebendigen und persönlichen Stil?**

Wir greifen auf die zu Beginn des Kapitels 7.3.6 formulierten Synonyme von **lebendig** und **persönlich** zurück: **lebendig** bedeutet „anschaulich“, „bildhaft“, „farbig/bunt“, „deutlich“, „konkret“, „ausdrucksvoll“, „einprägsam“ und „wirklichkeitsnah“ (cf. TEXTOR 1992: 29). Und **persönlich** wird sowohl mit **individuell**, **subjektiv**, **aufgeschlossen** als auch mit **in natura**, **direkt**, **mündlich**, **umittelbar** und **privat**, **vertraut**, **nicht öffentlich/amtlich** in Verbindung gebracht (cf. TEXTOR 1992: 153s.). Ein lebendiger Stil wird demnach u.a. durch eine anschauliche und

bildhafte Sprache vermittelt; das Problem der Bildhaftigkeit und der Konkretheit haben wir z. T. innerhalb der Rubrik „Lexik“ im Unterpunkt „Metaphorik“ betrachtet. Ebenfalls wurde im Bereich der Lexik das Problem einer abwechslungsreichen, vielfältigen Wortwahl angesprochen. Es gibt jedoch noch andere Möglichkeiten, einen Text anschaulich zu gestalten; daher lautet der erste Unterpunkt: Ist der Text anschaulich verfasst?

An dieser Stelle können wir das Hamburger Modell mit der vierten Dimension „Anregende Zusätze“ heranziehen. Da *lebendig* auch „ausdrucksvoll“, „einprägsam“ und „wirklichkeitsnah“ bedeutet, kann das Postulat der Lebendigkeit mit der von Langer et al. beabsichtigten Zielsetzung verbunden werden: „‘Zutaten’, mit denen der Schreiber oder Redner bei seinem Publikum Interesse, Anteilnahme, Lust am Lesen oder Zuhören hervorrufen will“ (LANGER et al. 1999: 22). Um einen „anregenden, interessanten, abwechslungsreichen und persönlichen“ Text zu verfassen, sollte der Autor versuchen, Folgendes zu integrieren:

Ausrufe, wörtliche Rede, rhetorische Fragen zum „Mitdenken“, lebensnahe Beispiele, direktes Ansprechen des Lesers, das Auftretenlassen von Menschen, Reizwörter, witzige Formulierungen, Einbettung der Information in eine Geschichte. (LANGER et al. 1999: 22)

Hinzufügen möchte ich noch Vergleiche (cf. NOACK 1990: 203) und Zitate bekannter Persönlichkeiten. „A quotation adds variety when it follows a string of arguer’s own declarative assertions“ betont Sproule und hebt damit die glaubwürdigkeitsfördernde Wirkung von Zitaten hervor (cf. SPROULE 1980: 249). In der Argumentationsforschung spricht man in diesem Zusammenhang von der „Argumentation aus der Autorität“ und warnt vor dem oft gezogenen Schluss, dass p wahr sein müsse, wenn p von einer Autorität X geäußert würde. Es ist nämlich möglich, dass X populär und beliebt ist, ohne wirkliche Kompetenz in diesem Bereich zu haben (cf. BAYER 1999: 136). Gerade vor diesem psychologischen Hintergrund scheint das Zitat einer anerkannten, kompetenten Autorität eine wirksame Möglichkeit darzustellen, erstens Aufmerksamkeit zu erregen und zweitens den Leser zu überzeugen. In folgendem Beispiel wird durch die Angabe der Quelle der daraus resultierende Rückschluss auf gute Wachstumschancen besonders glaubwürdig: Der Pro-Kopf-Verbrauch an Wein steigt seit 1996 wieder an. „Auch der Anteil der Käuferhaushalte für Wein zeigt seit 1996 einen stetigen Anstieg in Deutschland; für die Zukunft eine gute Grundlage für weiteres Wachstum des Weinmarktes. (Quelle: GfK, Forschungsanstalt Giesenheim)“ (Hawesko 1998, Seite 20)

Ausgehend von Kellers These, es gäbe nicht einen universal anwendbaren Stil für jedes Unternehmen, sondern der Stil sei der Maßanzug eines jeden Unternehmens (cf. KELLER/RADTKE 1997: 7), werden in diesem Kapitel Merkmale eines lebendigen und persönlichen Stils vorgestellt, d.h., wir befinden uns auf der Ebene der Ausdrucksvarianten (cf. FLEISCHER et al. 1993: 71). In welcher Kombination die Stilelemente im Text verwendet werden, obliegt dem einzelnen

Unternehmen und seiner Definition von Stil, der zu seiner Corporate Identity passen muss.

Beginnen wir mit den Ausrufen, dem ersten Merkmal für einen anschaulichen Text nach Langer et al.:

Mit einem Ausrufesatz will der Sprecher nicht nur über einen Sachverhalt informieren – wie mit dem Aussagesatz –, sondern mit der Information soll auch eine subjektive Emotion über den Sachverhalt ausgedrückt werden. Die emotionale Bewegung – Bewunderung oder Verwunderung – gilt zumeist einem durch ein Adjektiv oder Adverb repräsentierten Qualitätsausdruck. In der syntaktischen Struktur gleicht der Ausrufesatz (a) einem Aussagesatz [...] [oder] (b) einem Fragesatz. (HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 616s.)

Ausrufesätze als Zeichen der Expressivität sind in den eher GB unüblich. Dies ist jedoch nicht verwunderlich, da der Autor im GB – außer im BadA – nicht in Erscheinung tritt und in einem Gebrauchstext die Sachlichkeit im Vordergrund steht (cf. BELKE<sup>3</sup>1975: 320). Gegenbeispiele finden sich nur vereinzelt: So z.B. in dem GB der Audi AG, der jedoch insgesamt in einer eher werblichen Sprache gehalten ist. „Volle Kraft voraus!“ (Audi 1997, Seite 18) lautet die Überschrift zu einem Kapitel, in dem ein neues Motorenprogramm vorgestellt wird.

Beispiele für wörtliche Rede bzw. Zitate kommen in den GB häufiger vor. So lässt Markant Südwest ein Professorenteam der Fachhochschule Kaiserslautern zu Wort kommen, um u.a. über die Zusammenarbeit zwischen Universität und Wirtschaft zu berichten (Markant Südwest 1998, Seite 25 bis 28). Die HypoVereinsbank druckt sinnfällige Äußerungen ihrer Vorstandsmitglieder ab (HypoVereinsbank 1999, Seite 27, 35, 43, 55, 63, 81, 91), die auf einer farbigen Seite besonders hervorgehoben sind: „Den Wert unserer Bank machen unser Wissen und Können aus. Deswegen wollen wir die Besten für unsere Bank gewinnen“ (HypoVereinsbank 1999, Seite 73). Siemens nutzt die Zitatform, ohne dass es sich um ein tatsächliches Zitat handelt, d.h., es gibt niemanden, der als Urheber des Zitats angeführt ist: Auf den Seiten 12 bis 30 finden wir jeweils in der Mitte der Seite eine Aussage wie z.B. „Wir vernetzen Ihre Hausgeräte“ (Siemens 1999, Seite 30) oder „Wir optimieren die individuelle Versorgung der Patienten“ (Siemens 1999, Seite 21), die fett gedruckt in einer anderen Farbe in Anführungszeichen ausgestellt ist. Die technotrans AG zitiert in ihrem Aktionärsbrief im Zusammenhang mit Akquisitionen und möglichen Beteiligungen aus Schillers „Lied von der Glocke“: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet ...“ (technotrans 1999, Seite 36) und der Vorstandsvorsitzende der Pfeiffer Vacuum AG greift auf ein Bibelzitat zurück: „[...] wir können nur hoffen, dass sich [...] die ‚Spreu vom Weizen trennt‘; [...]“, das nach Matthäus 3, 12 gebildet worden ist (cf. Pfeiffer Vacuum 1999, Seite 6). Die Technik des Zitierens wird also in allen Variationen angewandt und genutzt.

Wir finden ebenfalls einige Beispiele für die Verwendung von so genannten metakommunikativen Fragen<sup>188</sup>, die den Leser zum Mitdenken auffordern sollen; diese treten vermehrt in den Aktionärsbriefen auf: Der Vorstandsvorsitzende der Siemens AG beantwortet in seinem Brief die Fragen „Was steht hinter dem Erfolg des vergangenen Geschäftsjahrs“, „Wie geht es weiter?“ und „Was sind hier die nächsten Schritte?“ (Siemens 1999, Seite 8 bis 10). Auch der Vorstandsvorsitzende der Deutsche Steinzeug stellt einige Fragen und beantwortet sie; in seinem Brief bilden die Fragen gleichzeitig die Zwischenüberschriften (Deutsche Steinzeug 1999, Seite 4). Fragen im Allgemeinen – ob nun rhetorische oder metakommunikative – bieten die Möglichkeit, einen Text überschaubar zu gliedern bzw. zu strukturieren. Die Metallgesellschaft hat ihren Text beispielsweise konsequent mit Hilfe von Fragen strukturiert (Metallgesellschaft 1997/98, Seite 2/3), während in anderen Berichten Fragen nur sporadisch eingestreut werden. Im Brief der Heidelberger Druckmaschinen AG wird das psychologische Potenzial des Fragestellens besonders anschaulich: „Immer wieder werden wir gefragt: „Hat Druck im elektronischen Zeitalter überhaupt noch Zukunft?““ (Heidelberger Druckmaschinen 1998/99, Seite 7). Der Autor beweist mit der Aufnahme dieser Frage und der anschließenden Antwort, dass er in der Lage ist, sich in die Aktionäre hineinzuversetzen. Er kennt ihre Befürchtungen, nimmt sie ernst und kann mit fundierten Argumenten diesen Ängsten entgegenwirken. Er antwortet ehrlich, dass die Heidelberger AG in den elektronischen Medien eine starke Konkurrenz sieht, diese Medien aber gleichzeitig als Ergänzung zu den eigenen Produkten betrachtet. Insofern können Fragen und ihre Antworten dazu dienen, das Vertrauen der Aktionäre zu gewinnen bzw. aufrecht zu erhalten. Im Rahmen der Verständlichkeitsforschung hat Groeben in einer Metaanalyse die Untersuchungsergebnisse von 44 Arbeiten zum Thema „Fragen“ zusammengefasst (cf. GROEBEN 1982: 251-260). Dabei konnte nachgewiesen werden, dass vorangestellte Fragen zu schlechteren Behaltens- und Lernleistungen führen als nachgestellte (cf. GROEBEN 1982: 257). Um einen positiven Effekt auf das Lernen zu erzielen, sollten die Fragen „verstreut nach jeweils relevanten Passagen eingefügt werden und auf **konkretem, faktuellem Niveau** formuliert sein. Mit Sicherheit zu erwarten ist ein positiver Effekt auf das Lernen der erfragten Informationen [...]“ (GROEBEN 1982: 260). Vor dem Hintergrund der Verständlichkeitsforschung wäre die Platzierung der Fragen in den GB und den BadA, die zumeist den relevanten Passagen vorangestellt werden, als ungünstig zu beurteilen. Da GB jedoch kein Lehrmaterial sind und ihre Wirkungsabsicht nicht primär auf eine verbesserte Behaltensleistung zielt, sind diese Ergebnisse nicht überzubewerten. Groeben hebt dennoch die zentrale Bedeutung von Fragen hervor und ordnet sie wie folgt in sein Modell ein: Neben der lernmotivierenden Leistung haben

---

<sup>188</sup> Unter metakommunikativen Fragen versteht Nussbaumer Fragen, die so viel bedeuten wie „Im Folgenden gebe ich die Antwort auf die Frage: ...“ (cf. NUSSBAUMER 1991: 250).

sie aber natürlich auch strukturierende, aufmerksamkeitslenkende Funktion [...]; [vom Ansatz her] stellen sie praktisch ein Verbindungsglied zwischen der Dimension der kognitiven Gliederung/Ordnung und der motivationalen Stimulanz dar. (GROEBEN 1982: 251s.)

Zurück zu den Merkmalen eines anschaulichen Stils: Lebensnahe Beispiele und auch Vergleiche sind in den GB insgesamt eher eine Seltenheit, dennoch lassen sich dafür Beispiele anführen. technotrans versucht ein Zahlenverhältnis zu verdeutlichen, indem das Unternehmen folgende Zahlen gegenüberstellt: Zwei Drittel aller Druckmaschinen weltweit sind deutscher Herkunft, während ein Viertel der gesamten Weltbevölkerung in China lebt (technotrans 1998, Seite 2 und 5). FAG Kugelfischer berichtet von einer Preisverleihung des deutschen Instituts für Betriebswissenschaft (dib) und bezeichnet die Auszeichnung „als ‚Oskar‘ des Ideenmanagements“ (FAG 1999, Seite 30). Wie wichtig Vergleiche und Bezugsgrößen sind, zeigt folgendes Beispiel: „Auch den Energieverbrauch haben wir [...] gesenkt. Der Stromverbrauch für das Trocknen [...] wurde um 390 Megawattstunden (MWh) im Jahr reduziert. Diese Einsparung entspricht dem Jahresverbrauch von 110 durchschnittlichen deutschen Haushalten“ (Fresenius Medical Care 1998, Seite 18). Durch die bekannte Bezugsgröße des eigenen Haushalts kann sich jeder Leser die Einsparungen hochrechnen.

Die direkte Ansprache des Lesers bleibt einzig und allein dem Aktionärsbrief vorbehalten. Zumeist wird der Leser zu Beginn und am Schluss des Briefes unmittelbar angesprochen; einige Vorstandsvorsitzende wenden sich auch zwischendurch nochmals an der Leser (cf. hierzu ausführlich Kapitel 6.5.1 und 6.5.3).

Das Auftretenlassen von Menschen als weiteres Merkmal für einen anschaulichen und persönlichen Text finden wir in einigen GB in Verbindung mit Abbildungen der Mitarbeiter: FAG Kugelfischer stellt in dem Kapitel „Mitarbeiter“ vier Personen vor, die bei der Preisausschreibung zum Ideenmanagement gewonnen haben (FAG 1999, Seite 29, 30, 33 und 35). Das bloße Darstellen der Mitarbeiter scheint jedoch nicht auszureichen, denn die HGB-Studie hat herausgefunden, dass sich nur zwischen 24% und 35% der Befragten für Bilder von Mitarbeitern interessieren (HGB-Studie 1998: 17). Siemens und DaimlerChrysler beispielsweise verbinden zwei „Tugenden“ eines anschaulichen Textes: Sie lassen die Mitarbeiter des Unternehmens auftreten und erzählen gleichzeitig ihre Geschichte. DaimlerChrysler berichtet – ohne Foto – z.B. von Dirk Walliser, der im Dienste der Wissenschaft für das Unternehmen tätig ist (DaimlerChrysler 1999, Seite 10, 12). Siemens erzählt die Geschichte von Hermann J. Bos, der als Ingenieur um die Welt reist. Dabei wird der Manager an verschiedenen Orten bei unterschiedlichen Gelegenheiten abgebildet, so dass der Leser sich besser vorstellen kann, wie ein Großkonzern funktioniert (Siemens 1998, Seite 30s.). Auf den folgenden Seiten werden weitere Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Unternehmens auf diese Art präsentiert (Siemens 1998, Seite 32 bis 38). Hinzu kommt, dass die einzelnen Personen zitiert werden und dadurch ihr Denken und Handeln transparenter erscheint. Wie wichtig das Erzählen

persönlicher Geschichten im GB ist, betonen auch Gazdar/Kirchhoff (cf. GAZDAR/KIRCHHOFF 1999: 99).

Reizwörter – Langer et al. präzisieren nicht, was sie darunter verstehen – in Form von vulgären Ausdrücken sind ausgeschlossen. Witzige Formulierungen sind ebenfalls nicht gang und gäbe, aber man findet einige Beispiele für einen kreativ-einfallsreichen Umgang mit Sprache: So zeigt die Mannheimer einen äußerst korpulenten Mann an ein Fenster gelehnt und legt ihm die Worte „Die Mannheimer Aktie ist gerade für den längerfristig orientierten Anleger ein attraktives Investment. Fette Renditen versprechen auch die Produkte unserer Kapitalanlagegesellschaft. [...]“ in den Mund (Mannheimer AG Holding 1999, Seite 7). Oder Brainpool weiß über den „e(romantic)-commerce“ zu berichten (Brainpool 1999, Seite 11) und WELLA scheut sich nicht „High, higher, ,High Hair“ zu steigern (WELLA 1998, Seite 16). Ob folgende Unterschrift unter einer Abbildung von einer Hahnenkralle Absicht oder Versehen war, wage ich nicht zu beurteilen: „Die Situation im Energiemarkt ist gespannt. Immer mehr Stromanbieter scharren sich um die Kunden“ (Unternehmen 1, 1998/99, Seite 19). Abschließend bleibt darauf hinzuweisen, wie die Wirkung von Humor und kleinen Anekdoten bzw. Geschichten bewertet wird:

Concrete language also helps to win attention. Often, a descriptive assertion will perk the audience up. Most teachers realize that including an anecdote or story can help maintain the class's interest in a theoretical subject. [...] Listeners usually respond well to humor. (SPROULE 1980: 249)

In ähnlicher Weise äußert sich Ballstaedt zur Verwendung von humoristischen Einlagen, wobei er die möglichen Rückschlüsse auf den Textproduzenten hervorhebt:

Sicher sollte man mit Witzen, Anekdoten, Ironie und Sprachspielen sparsam umgehen, aber völlige Abstinenz verarmt die Darstellung. [...] Ein witziger Kopf ist keiner, der viele Zoten erzählt, sondern der durch geistreiche Mehrdeutigkeiten und Anspielungen auffällt. Das Verstehen von Humor, Ironie und Witz erfordert zudem eine besondere geistige Leistung, die dem Lesenden Vergnügen bereitet. (BALLSTAEDT 1994: 54)

Es fällt auf, dass zahlreiche Beispiele, einen Text anschaulich und persönlich zu gestalten, aus Aktionärsbriefen stammen und dies ist auch nicht erstaunlich, da der BadA der persönlichste Teil des GB ist. Im Gegensatz zum gesamten GB treten die Autoren im Aktionärsbrief sehr plastisch in Erscheinung. In Anlehnung an Langer et al. wird also ein persönlicher Stil im BadA durch die Merkmale wie das direkte Ansprechen des Lesers in erster Linie und durch Ausrufe, Zitate und (metakommunikative) Fragen in zweiter Linie realisiert. Die lebensnahen Beispiele sowie die Einbettung der Information in eine Geschichte und das Auftretenlassen von Personen sind im gesamten GB zu finden. Persönlich bedeutet „individuell“, und gerade für Ausrufe und das direkte Ansprechen des Lesers gilt, dass es personengebundene Tätigkeiten sind, die nicht aus dem Mund des gesamten

Unternehmens stammen können. Demgegenüber kann ein Unternehmen sehr wohl Fragen des Lesers antizipieren und darauf antworten, es kann Beispiele und Vergleiche anführen und Geschichten erzählen, in denen Menschen auftreten, d.h., dem Unternehmen stehen alle Möglichkeiten eines anschaulichen Stils zur Verfügung. Die Möglichkeiten einen persönlichen Stil umzusetzen sind begrenzt bzw. im BadA eher zu realisieren.

Eine weitere Möglichkeit für ein Unternehmen, sich als Team zu präsentieren, liegt in der Verwendung des *wir*-Stils. Auf diese Weise wird eine handelnde Person sichtbar<sup>189</sup>, die Entscheidungen trifft und sich nicht hinter einem Verwaltungsapparat versteckt. Auch der *wir*-Stil eignet sich dazu, eine Geschichte erzählen. In Kapitel 7.3.8.3 werden die Verwendungs- und Wirkungsmöglichkeiten des Personalpronomens in der Argumentation analysiert.

Vorrangiges Ziel des Stil-Kapitels ist es, diejenigen Merkmale herauszuarbeiten, die einen bürokratischen Eindruck vermitteln, der jedoch nicht von den Unternehmen beabsichtigt wurde. Abschließend möchte ich noch auf eine These aufmerksam machen, die den Bürokratismus mit dem Aspekt der Textualität in Verbindung bringt. Bei der Untersuchung von Unternehmens- und Führungsgrundsätzen hat Ebert folgende Vermutung geäußert:

Es drängt sich einem der Eindruck auf, als würden die von mir erhobenen Texte über die Zeit hinweg – von den 60er zu den 90er Jahren – an Textualität gewinnen, was sicher einen Grund in der Abwendung vieler Unternehmen von bürokratischen Regelungsformen hat. Möglicherweise spielt auch die zunehmende Einsicht eine Rolle, Unternehmens- und Mitarbeiterführung ganzheitlich zu sehen und (wieder?) in größeren Zusammenhängen zu denken. (EBERT 1997: 262s.<sup>190</sup>)

Die positiven Beispiele für einen lebendigen Stil, die in den vorangegangenen Kapiteln besprochen worden sind, können als Reflex dieser Entwicklungstendenz betrachtet werden.

---

<sup>189</sup> Noack weist auf die Neugier des Lesers hin, der wissen will, „wer in Aktion tritt“ (NOACK 1990: 201).

<sup>190</sup> Cf. auch EBERT 1997: 100: Hier weist er auf die zunehmende Verwendung von alltagssprachlichen Elementen in den Unternehmensgrundsätzen hin. Dabei schreibt er den Unternehmen – im Gegensatz zum Staat – innovative Kräfte zu, die „einen Textsortenwandel“ vorantreiben. Darüber hinaus „wird das hier Gesagte nicht für alle Unternehmen gelten, sondern nur für die, welche ihrer Zeit voraus sind und nach neuen flexibleren und sinnhaften Organisationsformen suchen.“

In der Übersicht stellt sich die Rubrik „Stil“ wie folgt dar:

- |  |
|--|
| <p><b>5. Stil</b></p> <p><b>5.1 Treten die typischen Merkmale der Verwaltungssprache auf?</b></p> <ul style="list-style-type: none"><li>- Nominalphrasenstil</li><li>- Partizipialattribute</li><li>- Präpositionalketten</li><li>- Funktionsverbgefüge</li><li>- Floskeln</li></ul> <p><b>5.2 Sind die Satzsequenzen abwechslungsreich formuliert?</b></p> <p><b>5.3 Weichen einzelne Kapitel stilistisch gegenüber anderen signifikant ab?</b></p> <p><b>5.4 Verwendet das Unternehmen einen lebendigen und persönlichen Stil?</b></p> <ul style="list-style-type: none"><li>- Ausrufe, wörtliche Rede/Zitate, metakommunikative Fragen, lebensnahe Beispiele</li><li>- Vergleiche, direktes Ansprechen des Lesers, Auftretenlassen von Menschen, witzige Formulierungen und Einbettung der Information in eine Geschichte</li></ul> |
|--|

### 7.3.7 Beziehungsmanagement

Die Diskussion der Textfunktionen in Kapitel 6.4.2 hat gezeigt, dass ein Text nicht nur Informationen übermittelt, sondern gleichzeitig auch Ausdruck der Beziehungsgestaltung zum Adressaten einerseits ist (cf. WATZLAWICK et al. <sup>4</sup>1974: 53) und andererseits der eigenen Imageprägung dient (cf. KELLER/RADTKE 1997). Dies gilt in besonderem Maße für Geschäftsberichte, die als „Visitenkarte des Unternehmens“ gehandelt werden (cf. BAETGE/KIRCHHOFF 1997). Aus diesen Gründen habe ich mich entschlossen eine Rubrik „Beziehungsmanagement“ einzuführen, in der Fragen nach den besonderen Maßnahmen gestellt werden, die Unternehmen ergreifen, um den Leser an sich zu binden, ihn in gewissem Maße zu unterhalten und ihm den Weg zu weiterer Information zu zeigen. Diese Mittel sind gleichermaßen dazu geeignet, das Image des Unternehmens in ein positives Licht zu rücken. Obwohl sicherlich ein persönlicher Stil und eine anschauliche Wortwahl ebenfalls dazu beitragen, stehen in der Rubrik „Beziehungsmanagement“ andere, darüber hinausgehende Faktoren im Vordergrund, die das Verhältnis zwischen Autor und Leser entscheidend beeinflussen und prägen. Biere differenziert zwei Ebenen, auf die sich die Textumgestaltung beziehen kann: die Ebene genereller verständlichkeitfördernder Texteigenschaften, zu denen ich neun meiner zehn Rubriken zählen möchte, und die Ebene der adressatenspezifischen Texteigenschaften, „die spezifischen Wissensvoraussetzungen, aber auch Lese- und Lerngewohnheiten [...] Rechnung zu tragen versuchen“ (BIERE 1990: 25). In der Rubrik „Beziehungsmanagement“ werden jene adressatenspezifischen Texteigenschaften formuliert, die die Lesegewohnheiten der GB-Leser berücksichtigen.

### **7.3.7.1 „Auf einen Blick“ – Ermöglicht der Text eine kurзорische Lektüre?**

Im Rahmen dieser Frage werden Aspekte behandelt, die zuvor in den Keller-Rubriken „Leserorientierung“ und „Textorganisation“ erörtert wurden: 1. Stellt sich das Unternehmen vor? und 2. Wird die Organisationsstruktur des Unternehmens dargestellt? Nach meiner Definition von Leserorientierung<sup>191</sup> hat die Vorstellung des Unternehmens nichts mit der Orientierung im Text zu tun; ebenso wenig bezieht sich die Textorganisation, die in meiner Checkliste modifiziert als „Äußere Textstrukturierung“ erscheint, auf die Organisationsstruktur des Unternehmens. Beide Aspekte, Unternehmenspräsentation und Organisationsstruktur, sind m.E. Ausdrucksmittel des Beziehungsmanagements. Die mit der Frage „Ermöglicht der Text eine kurзорische Lektüre?“ angesprochenen Maßnahmen dienen in erster Linie dazu, dem Rezipienten Informationen auf einen Blick zu vermitteln, für die er sonst den gesamten GB lesen müsste. Es handelt sich demnach um adressatenspezifische Texteigenschaften im Sinne Bieres, die auf die Lesegewohnheiten des GB-Rezipienten ausgerichtet sind und somit eine positive Gestaltung des Verhältnisses zwischen Leser und Unternehmen unterstützen.

Die Präsentation des Unternehmens kann als ein Akt der Höflichkeit gewertet werden und trägt infolgedessen zum Beziehungsmanagement bei. Auch bei großen Aktiengesellschaften kann man nicht immer davon ausgehen, dass jeder Leser genau weiß, womit das Unternehmen sein Geld verdient. Beispielsweise ist die Dortmunder Harpen AG, die früher als drittgrößte Bergbaugesellschaft Deutschlands im Bereich der Kohleförderung tätig war, heute u.a. im Waschstraßengeschäft aktiv (cf. Harpen 1999, Seite 46ss.) und Berentzen, der Spirituosenproduzent, erwirtschaftet einen gewissen Anteil seines Gewinns auch mit nicht-alkoholischen Getränken wie Frucht-Joghurt-Drinks (cf. Berentzen 1999, Seite 14). Um dem Leser einen ersten Eindruck von ihrem Tätigkeitsfeld zu geben, präsentiert die Deutsche Telekom auf der ersten Seite ein Kapitel „Wir über uns“, in dem die vier Kerntätigkeitsfelder genannt werden (cf. Deutsche Telekom 1999, Seite 1). Auch Henkel gibt zu Beginn des GB einen Abriss über sein Selbstverständnis: Es werden Fragen beantwortet zu den Themen „Wer sind wir?“, „Was machen wir?“ und „Was ist unser Credo?“ (cf. Henkel 1999, Seite 1). Die Kurzpräsentation des Unternehmens ist zum einen nützlich für denjenigen, der sich schnell orientieren will, und zum anderen erfüllt sie die Funktion des Beziehungsmanagements.

Eine ähnliche Aufgabe übernimmt die Darstellung der Organisationsstruktur der Unternehmens: Hier werden die einzelnen Vorstandsbereiche bzw. Geschäftsfelder und ihre dazugehörigen Ressorts in einer Übersicht dargestellt. Die Deutsche Telekom präsentiert diese Übersicht auf der ersten, äußeren Umschlagseite (cf. Deutsche Telekom 1999), ebenso verfahren beispielsweise Siemens (cf. Siemens 1999), Lufthansa (cf. Lufthansa 1999) und Mannesmann (cf. Mannesmann 1999). Auch diese Maßnahme hilft dem eiligen Leser beim ersten

---

<sup>191</sup> Da die Führung des Lesers durch den Text im Vordergrund stehen wird, heißt meine Rubrik „Metakommunikative Signale“ (cf. Kapitel 7.3.9).

Kontakt mit dem Unternehmen und kann folglich als Mittel der Adressatenorientierung gewertet werden.

Von besonderem Interesse sind die Übersichtsseiten, die die Kerndaten des vergangenen Geschäftsjahres darstellen. „So ist die Übersichtsseite mit den wichtigsten Kerndaten das, was sich die meisten Befragten zunächst ansehen, bevor sie sich dem Jahresabschluß im einzelnen widmen“ (HGB-Studie 1998, Seite 9). Werden die Kerndaten der Unternehmensentwicklung präsentiert? Mit der Berücksichtigung dieses Aspekts wird den adressatenspezifischen Rezipientenerwartungen der GB-Leser in speziellem Maße Rechnung getragen: Die Übersichtsseite gehört - wie die Studie gezeigt hat - zu den adressatenspezifischen Texteigenschaften des GB. Hier erhält der Leser auf einen Blick Angaben zum Umsatz, zum EBIT, zur Dividende etc. Die meisten Aktiengesellschaften sind dazu übergegangen, dem Interessenten die Kerndaten in einer übersichtlichen Tabellenform zu präsentieren (cf. z.B. Harpen 1999, Henkel 1999, Lufthansa 1999, Mannesmann 1999, RWE 1998/99, SKW 1999, Siemens 1999, etc.). Dem Rezipienten des GB auf diese Art entgegenzukommen, d.h., seine Erwartungen an einen schnellen Zugriff auf Informationen zufrieden zu stellen, kann ebenfalls als eine geeignete Maßnahme gewertet werden, die Beziehung zum Leser positiv zu gestalten.

### 7.3.7.2 *Bietet der Text besondere Leseanreize?*

Die Frage nach den Leseanreizen ist meiner Meinung nach nur textsortenspezifisch zu beantworten. Leseanreize wie z.B. eine persönliche Darstellung der Fakten oder wörtliche Rede (cf. LANGER et al. 1999: 22) sind in Gesetzestexten ebenso wenig angemessen wie in amtlichen Mitteilungen. Es wird im Folgenden darum gehen, Leseanreize im Hinblick auf die GB zu definieren. Welche Mittel stellen in einem GB ein leseanreizstiftendes Merkmal dar?

Im Rahmen der Verständlichkeitsforschung wurden diese Anreize im Hamburger-Modell und in Groebens Modell am umfassendsten behandelt. Einzelne Hinweise zum Thema „Leseanreize“ wie sie in den textsortenspezifischen Optimierungsvorschlägen von Noack, Bader oder Göpfert zu finden sind, bieten einerseits keine oder wenig konkrete umsetzbare Strategien und andererseits können sie im Allgemeinen auf die Ansätze von Langer et al. oder Groeben zurückgeführt werden. Wenn Noack dem Autor eines technischen Fachtextes rät, auf bildhafte Vergleiche zurückzugreifen (cf. NOACK 1990: 203), so ist dies ein Mittel den Text anschaulicher und somit unterhaltsamer zu gestalten (cf. LANGER et al. 1999: 22). Bader merkt dazu an, beim Verfassen eines wissenschaftsjournalistischen Textes sei auch immer Folgendes zu beachten:

Ein völlig anderer, aber mit den Aspekten ‚bilden‘, ‚informieren‘ und ‚aufklären‘ oft eng verpflochtener [sic!] und z.T. dort bereits angesprochener Aspekt, der in der Diskussion um die Zufriedenheit des Rezipienten mit der (wissenschafts-)journalistischen Berichterstattung zunehmend diskutiert wird, ist der der Unterhaltung. [...] Sie [die (wissenschafts-)journalistischen Berichte] sollten in besonderem Maße verständlich und unterhaltend sein, so daß sie ein breites Publikum auch wirklich erreichen. (BADER 1993: 32s.)

Bader führt nicht genauer aus, welche Maßnahmen einen Text verständlicher und unterhaltsamer machen, so dass ihre Hinweise als relativ oberflächlich bewertet werden müssen. In ähnlicher Weise äußert sich Göpfert, der Kriterien publizistischer Qualität formuliert:

Trifft ein Kommunikat das individuelle Interesse, regt es Phantasie und die eigene Aktivität an, vermittelt es Informationen mit Spaß und Witz, vermag es zu fesseln und mit Spannung „Aha-Effekte“ zu erzeugen, dann ist es im besten Sinne unterhaltend. Schwierig dürfte es sein, den Unterhaltungswert anhand nachprüfbarer Kriterien zu definieren. Es dürfte auch schwierig sein, den Unterhaltungswert eines Kommunikates global zu messen. (GÖPFERT 1993: 103)

Sicherlich ist es problematisch, den Unterhaltungswert objektiv zu messen, doch gilt dies nicht nur für diesen Wert. Als weniger schwierig erachte ich es, den Unterhaltungswert zu definieren, wenn dies textsortenspezifisch geschieht.

Die wenigen Beispiele sollten demonstrieren, dass aktuellere Ansätze immer wieder auf ältere Modelle bezogen werden können. Noacks vergleichende Beispiele können der vierten Dimension „Anregende Zusätze“ nach Langer et al. zugeordnet werden. Ebenso umfassen die Verweise auf den Unterhaltungswert einer Veröffentlichung von Bader und Göpfert inhaltlich die vierte Dimension von Langer et al. bzw. die Dimension des „Konzeptuellen Konflikts“ von Groeben, d.h., beide Ansätze liefern Hinweise für eine mögliche Definition des Unterhaltungswertes von GB. Die von Langer et al. genannten anregenden Zusätze wie wörtliche Rede, lebensnahe Beispiele und witzige Formulierungen sind bereits als Merkmale eines anschaulichen, persönlichen Stils charakterisiert worden. Daher liegt in dieser Rubrik der Schwerpunkt auf sprachlich-gestalterischen Merkmalen, die nicht dem Fließtext angehören, sondern als Zusatz einen besonderen Leseanreiz darstellen. Ergänzt wird der Unterpunkt „besondere Leseanreize“ durch Faktoren, die im Rahmen des theoretisch-deduktiven Verständlichkeitsansatzes von Groeben ausgearbeitet worden sind. Die Dimension „Konzeptueller Konflikt“ greift auf die Theorie der Neugiermotivation von D. E. Berlyne zurück. Ausgehend von einem behavioristischen Standpunkt definiert Berlyne „Konflikt“ als eine Situation, in der „zwei oder mehrere inkompatible Reaktionen gleichzeitig in einem Organismus aktiviert werden“ (BERLYNE 1974: 29). Um diesen Konflikt zu lösen, sucht das Individuum nach weiteren Informationen, die dann dazu führen, dass ein bestimmter Lösungsansatz präferiert wird. Berlyne spricht von „Erkundungsreaktionen“:

Ihre Hauptfunktion besteht vielmehr darin, vorher nicht verfügbare Umweltinformationen zugänglich zu machen. Dies wird dadurch erreicht, daß sie die Stimulation bereits im Reizfeld vorhandener Objekte intensivieren oder verdeutlichen (was die Ungewißheit über die Eigenschaften dieser Objekte verringert) oder die Rezeptoren mit neuen Reizobjekten in Kontakt bringen. (BERLYNE 1974: 108).

Erkundungsreaktionen manifestieren sich je nach Konfliktsituation in unterschiedlichen Verhaltensweisen: entweder in perzeptiven oder epistemischen Reaktionen (cf. BERLYNE 1974: 245, 324). Die für uns wichtigen Verhaltensweisen sind die epistemischen Reaktionen, die ihre Ursache in einem gedanklichen Konflikt haben: Gedankliche Konflikte entstehen, wenn Zweifel auftreten (d.h., wenn zwei Tendenzen einen gleich starken Wahrheitsgehalt besitzen), wenn „Faktoren vorhanden sind, welche das Individuum zu einer Anzahl gegenseitig sich ausschließender Überzeugungen führen“ (Perplexität), wenn logische Widersprüche auftreten, wenn gedankliche Inkongruenz entsteht (z.B. „wenn eine Person, welche bisher gemeint hat, alle Schwäne seien weiß, hört, liest oder ableitet, daß es schwarze Schwäne gibt“) oder wenn Verwirrung gestiftet wird (durch „Reizmuster, welche mehrdeutig sind oder miteinander verwechselt werden können“) (cf. BERLYNE 1974: 353s.<sup>192</sup>). Diese Konflikte können aufgelöst oder vermieden werden, indem Wissen erworben wird. Voraussetzung ist, das Individuum verfügt über ein gewisses Maß an epistemischer Neugier, der „Art von Aktivierung, welche das Streben nach Erkenntnis motiviert und welche abnimmt, wenn Wissen erworben ist“ (BERLYNE 1974: 338). Groeben leitet nun aus diesen Konflikt verursachenden Größen Textmerkmale ab, die durch Darbietung eines widersprüchlichen/inkongruenten Sachverhalts die epistemische Neugier wecken und Konflikt lösende Denkprozesse initiieren. Dazu gehören der inkongruente Rückbezug auf Bekanntes, die Darstellung von Problemen und Konzepten mit möglichst vielen alternativen, jedoch ähnlich wahrscheinlichen Problemlösungsangeboten, die Präsentation von Inhalten mit Neuheits- und Überraschungswert und die Komplexitätssteigerung (cf. GROEBEN 1982: 268ss.). Von all diesen Aspekten der Textgestaltung wird angenommen, sie wirken sich positiv auf die Lesemotivation und somit auch auf das Lernen aus (cf. GROEBEN 1982: 270). Grabowski hingegen konnte in seiner Untersuchung zeigen, eine interessante Gestaltung des Lehrtextes lenkt stark von den eigentlichen Lerninhalten ab; vielmehr wurden die von den Lernenden als wichtig empfundenen Inhalte am besten behalten (cf. GRABOWSKI 1991: 175s.). Motamedi zieht daraus folgenden Schluss:

Dieser Befund führt zu der Annahme, daß nicht die Textmerkmale an sich die Verständlichkeit und die Behaltensleistung beeinflussen, sondern entscheidend ist, wie der Rezipient die Notwendigkeit bzw. Wichtigkeit der Informationen einschätzt. (MOTAMEDI 1995: 37)

Obwohl in den GB nicht das Lernen im Vordergrund steht, sollten einige der hier besprochenen Methoden im GB dennoch dazu eingesetzt werden, die intrinsische Motivation des Lesers anzuregen. Wir können nicht von einer intensiven Auseinandersetzung des Lesers mit den Inhalten des GB ausgehen, wie es beim Lernen der Fall ist. Vielmehr nehmen wir auf der Basis der HGB-Studie und der in Kapitel 3 präsentierten Umfrage an, dass sich die Leser nur oberflächlich mit dem Text beschäftigen. D.h., die meisten der vorgestellten

---

<sup>192</sup> Hervorhebung durch Verfasserin.

Strategien zur Steigerung der Lesemotivation wären bei einer kurSORischen Lektüre kontraproduktiv, da sie einen zusätzlichen Zeitaufwand bedeuten, den der Leser nicht bereit ist zu investieren. Lediglich der Neuheits- und Überraschungswert von Informationen und eine entsprechende Aufbereitung können sich auf die Neugiermotivation auswirken, da der Leser dann entscheidet, ob die Information für ihn von Interesse ist. Im Idealfall veranlassen diese Werte den Leser dazu, von seinem Plan der kurSORischen Rezeption abzuweichen.

Betrachten wir einige Beispiele, die dazu geeignet sind, Aufmerksamkeit des Rezipienten zu erregen: Wird der Fließtext beispielsweise durch zusätzliche Geschichten (mit Fotos) ergänzt? Hierfür finden wir im FAG-Bericht ein Beispiel: Auf dem jeweils unteren Viertel der Seite des GB wird erklärt, wie ein Ring für das Wälzlager entsteht. Farblich abgehoben und durch Fotos ergänzt wird die Geschichte von der Herstellung dieses Rings erzählt (cf. FAG 1997, Seite 6 bis 17). Meines Erachtens handelt es sich bei dieser Maßnahme um einen Leseanreiz, der einem das Betätigungsfeld des Unternehmens näher bringt und der dazu geeignet ist, den Leser zu binden. – Eine etwas anders geartete Geschichte erzählt die Deutsche Telekom: In einer Fotostory wird dargestellt, wie der Fotograf des Hauses dank des Tegaron-Systems<sup>193</sup> rechtzeitig vor Ort ist, um den Vorstand zu fotografieren (cf. Deutsche Telekom 1998, Seite 47). Hier handelt es sich um einen Leseanreiz, der dazu dient, dem Leser die Vorteile eines Produktes an einem lebensnahen Beispiel vor Augen zu führen. Der 98er-Bericht weist mehrere Beispiele dieser Art auf (Seite 34/35, 40/41, 43 bis 45, 52/53, 56/57, 58/59, 64/65).

Einen eher ungewöhnlichen Leseanreiz bietet Audi: Das Kapitel „Exterieur Design“ behandelt das Thema Lacke und Farben. Als Eyecatcher finden wir auf dieser Seite ein 16 cm<sup>2</sup> großes Stück blau lackiertes Metall (cf. Audi 1997, Seite 50). Im „Interieur Design“-Kapitel geht es um das Material Leder, das z.B. für die Autositze verwendet wird. Als Werbegag ist auf dieser Seite ein 15 cm<sup>2</sup> großes beiges Stück Leder eingeklebt, das die Aufmerksamkeit des Lesers auf sich zieht.

Einen informativen zusätzlichen Leseanreiz bietet SKW: SKW ist ein Spezialchemie-Konzern, dessen Produkte „unsichtbar“ in zahlreichen Primärprodukten unseres Alltag vertreten sind. Im 98er-Bericht präsentiert jeder Unternehmensbereich Beispiele für Verwendungsmöglichkeiten seiner Produkte: Der Bereich Naturstoffe stellt Kulturen und Enzyme her, die zur Herstellung von Milchprodukten und Käse benötigt werden (cf. SKW 1998, Seite 31; cf. auch Seite 37, 43). Diese Hinweise sind geeignet, die Produkte des Unternehmens anschaulicher zu gestalten.

Des Weiteren stellen Jahresüberblicke, in denen die herausragenden Ereignisse des vergangenen Geschäftsjahres thematisiert werden, eine Möglichkeit dar für willkommene Abwechslung zu sorgen. Dabei kommt es jedoch auf die Umsetzung an. Markant Südwest stellt die Höhepunkte des Jahres 1998 auf den letzten Seiten des GB dar: Informationen werden in einer werblich gehaltenen

---

<sup>193</sup> „Das System nimmt automatisch mit der Verkehrsinformations-Zentrale der Tegaron Telematics Kontakt auf, das die individuellen Verkehrsdaten via Mobilfunknetz an das Fahrzeug übermittelt“ (Deutsche Telekom 1998, Seite 49).

Sprache und mit Hilfe von Fotos anschaulich dargeboten, z.B. „Bei welchem Kückenduft läuft Wirtschaftsminister Rainer Brüderle das Wasser im Munde zusammen? Was empfindet Alfred Biolek beim Schwingen des Kochlöffels? Oder wie verändert die Tiefkühltheke die Gesellschaft?“ (Markant Südwest 1998, Seite 79). SKW hingegen präsentiert die Highlights des Jahres 1999 auf der inneren Umschlagseite in kurzen zusammenfassenden Sätzen. Weder die auflistende Präsentation noch die sprachliche Umsetzung stehen im Dienste eines Leseanreizes: „SKW kündigt die Errichtung eines [...]“, „Mit der Übernahme der US-Unternehmen [...]“ (cf. SKW 1999, U 3). Eine eher mittelmäßige Umsetzung der Highlight-Präsentation bietet das Unternehmen 4: Der Lagebericht ist am oberen Seitenrand mit Pressefotos samt Datum versehen, die wichtige Termine des vergangenen Geschäftsjahres dokumentieren (cf. Unternehmen 4, 1998 und 1999). Die Zuordnung der Fotos zum Text ist jedoch nicht optimal gelöst, da die Texte nicht in der Nähe der Bilder zu finden sind (cf. z.B. 1999, Seite 28/29). „Inhaltlich Zusammengehöriges sollte daher möglichst nah beieinander stehen [...]“ (HEIJNK 1997: 132).

Einen Leseanreiz werblicher Art hat Berentzen in seinem GB 1999 umgesetzt: An zahlreichen Seitenrändern befinden sich ausgestellte Abbildungen von Flaschen aus dem Hause Berentzen und daneben lesen wir einen Text, der mit einer fett gedruckten Zeile beginnt, die zum Weiterlesen einlädt: „Wie man sich mit Lichtgeschwindigkeit in eine völlig neue, intergalaktische Geschmacksdimension beamt, ohne dabei eine Bruchlandung zu erleben?“ (Seite 36) oder „Es ist nicht bekannt, ob die Idee tatsächlich während eines Schützenfestes entstanden ist. Aber wir wissen, dass der Apfelkorn einem einzigartigen Festbrauch seinen Ursprung verdankt [...]“ (Seite 11). Auch eine derartige Formulierung und Präsentation würde ich als Leseanreiz werten, da der neue und überraschende Aspekt der Information – die jeweils erzählte Anekdote – adäquat dargeboten wird.

#### **7.3.7.3 Gibt es textexterne Querverweise?**

Bei den Querverweisen scheint es sinnvoll, zwischen internen und externen Verweisen zu differenzieren. Die internen Querverweise werden in der Rubrik „Innere Textstrukturierung“ näher behandelt; sie beziehen sich auf Hinweise, die man innerhalb des GB finden kann. Die externen Querverweise hingegen beziehen sich auf die Angabe von Telefonnummern und Websites, auf denen der interessierte Leser weitere Informationen abrufen kann, sowie auf die Nennung von Terminen, die für den Aktionär oder Analysten von Bedeutung sind. Siemens druckt seinen Finanzkalender auf der letzten Umschlagseite ab: Hier finden wir u.a. die Termine der Hauptversammlung und der Bilanzpressekonferenzen (cf. Siemens 1999). DaimlerChrysler hat sich für den Finanzkalender etwas Besonderes einfallen lassen: Die zentralen Daten sind auf einem blauen Lesezeichen abgedruckt, das einen zusätzlichen Verweis auf die Website enthält (cf. DaimlerChrysler 1999). Ein anderes Beispiel für einen gelungenen Querverweis finden wir im Bericht der technotrans AG: „Übrigens: Im Internet können unsere

Kunden die zehn häufigsten Fehlerursachen für Feuchtmittel-Aufbereitung abrufen – und erfahren, wie diese zu beheben sind“ (technotrans 1998, Seite 15).

In der Sparte „Beziehungsmanagement“ wird des Weiteren die Zugabe von CD ROMs beurteilt; sie gelten ebenfalls als externer Verweis auf zusätzliche Informationen. Beispielsweise finden wir in dem Bericht der Deutsche Steinzeug eine CD ROM mit einem entsprechenden Hinweis auf die Website (cf. Deutsche Steinzeug 1999, Seite 50/51): Die CD ROM bietet eine Offline-Version der Website, den aktuellen Geschäftsbericht sowie eine multimediale Präsentation der Standorte des Unternehmens. Audi hat 1998 eine CD ROM auf die letzte Umschlagseite geheftet: Sie liefert weitere Informationen zu den Lebensläufen des Vorstands, zur Chronologie des Geschäftsjahres, zu einigen Automodellen und man kann Auszüge aus dem GB 1998 (u.a. das Vorwort) lesen. Die externen Querverweise gehören in die Rubrik „Beziehungsmanagement“: Das Unternehmen nimmt dadurch die Möglichkeit wahr, sich dem Leser gegenüber aufmerksam zu zeigen. Das Informationsbedürfnis des Lesers wird antizipiert und über verschiedene Medien erfüllt. Dass diese Querverweise auch tatsächlich genutzt werden, konnte durch die HGB-Studie bestätigt werden:

Bereits jeder dritte aller Befragten wünscht sich zu einer Printausgabe auch einen Geschäftsbericht im Internet. [...] Weiterführende Dialogangebote wie Newsgroups, d.h. Diskussionsforen zu speziellen Themen, interessieren fast jeden Befragten. (HGB-Studie 1998: 19)

#### **7.3.7.4 Gibt es einen Brief an die Aktionäre oder ein Vorwort?<sup>194</sup>**

Kommen wir nun zu dem Teil, der im Rahmen des Beziehungsmanagements von Unternehmen und Lesern des GB (Aktionäre, Analysten, Kunden, Mitarbeiter) eine besondere Rolle spielt: der BadA. Bis auf einige wenige Ausnahmen wie z.B. Hapag Lloyd 1998, Varta 1998, Barmag 1998 oder Singulus Technologies 1999 werden GB durch einen Aktionärsbrief oder ein Vorwort eingeleitet. Im Prinzip gelten für den BadA dieselben sprachlichen Gestaltungsprinzipien wie für den übrigen GB; die „generelle Ebene der verständlichkeitsfördernden Texteigenschaften“ wurde bereits in den vorherigen Kapiteln besprochen. Auf der „Ebene der adressatenspezifischen Texteigenschaften“ kommen jedoch einige Besonderheiten hinzu, die sich einerseits aus den Lesererwartungen ergeben (cf. BIERE 1990: 25) und andererseits aus der zentralen Position des Textes im GB.

Da in der HGB-Studie die Lesegewohnheiten spezieller Adressatenkreise berücksichtigt wurden, lassen sich hier genauere Aussagen in Bezug auf die Rezeption des Vorwörtes ableiten. Während in meiner Umfrage dem Aktionärsbrief kein großer Stellenwert beigemessen wurde, scheint sich insbesondere die Gruppe der Analysten sehr wohl für das Vorwort zu interessieren: „Analysten widmen sich im Gegensatz zu allen anderen Zielgruppen auch dem Vorwort des Vorstandes – denn es enthält oft wertvolle

---

<sup>194</sup> In diesem Kapitel werden keine Beispiele angeführt, da der Aktionärsbrief Gegenstand der gesamten Arbeit ist und in den vorherigen Kapiteln zahlreiche Beispiele genannt worden sind.

Informationen zur Unternehmensphilosophie und zur unternehmerischen Vision“ (HGB-Studie 1998: 9). Insgesamt stößt das Thema „Zukunftsprognosen“ bei allen Lesergruppen des GB auf starkes Interesse. „Geschäftsberichte sind für ihre Leser weit mehr als ein Abbild des vergangenen Jahres: Sie wollen Visionen sehen“ (HGB-Studie 1998: 9<sup>195</sup>). Als thematisch wichtig bzw. sehr wichtig erachten 88% der institutionellen Aktienbesitzer, 66% der Privataktionäre und 64% der Analysten Informationen über die Unternehmenskultur und -philosophie (cf. HGB-Studie 1998: 12). Meiner Meinung nach wäre der BadA der geeignete Ort, um unternehmerische Visionen und Fragen zur Unternehmenskultur bzw. -philosophie zu behandeln, da der Brief durch die persönliche Gestaltung ein hohes Maß an Glaubwürdigkeitspotenzial enthält. Betrachten wir die Einstiege der Aktionärsbriefe unter der Prämisse, dass nicht so sehr das vergangene Geschäftsjahr im Vordergrund stehen sollte, ergibt sich jedoch ein gegenteiliges Bild: Die Analyse hat gezeigt, dass fast 90% aller Briefe mit einem Verweis auf das abgelaufene Geschäftsjahr beginnen (cf. Kapitel 6.3.2). Zum einen ist ein derart formulierter Einstieg nicht dazu geeignet, den Leser an den Text zu binden, wenn dieser sein Augenmerk eher auf zukunftsorientierte Aussagen legt und zum anderen wird das einzelne Unternehmen seinem Anspruch nicht gerecht, sich von den Konkurrenten absetzen zu wollen. GB-Rezipienten erwarten jedoch genau dies: Weit mehr als 80% der Leser verlangen von einem Unternehmen, dass es deutlich machen soll, inwiefern es sich von den Mitstreitern seiner Branche abhebt (cf. HGB-Studie 1998: 6s.). Ein origineller Einstieg, der von dem Verweis auf das besonders gut verlaufene Jahr abweicht, ist demnach ein taugliches Mittel, um das Unternehmen in einem vorteilhaften Licht erscheinen zu lassen, d.h., es dient der Imagepflege. Hinzu kommt, dass der erste Satz des Aktionärsbriefes – ähnlich wie der eines Zeitungsartikels (cf. HEIJNK 1997: 177) – darüber entscheidet, ob der Leser weiterliest oder nicht. Insofern ist der Auftakt also ausschlaggebend für das Beziehungsmanagement.

Der Aktionärsbrief demonstriert die Nähe zum Leser in besonderer Weise, da durch das Foto des Vorstandsvorsitzenden und seine Unterschrift ein sehr personengebundener Eindruck entsteht. Vor diesem Hintergrund gewinnt die Umsetzung des persönlichen Stils, der in Kapitel 7.3.6 ausführlich erläutert wurde, ein beachtliches Gewicht: Ein Unterpunkt, der im Zusammenhang mit dem BadA von besonderer Bedeutung ist, betrifft die Sichtbarwerdung des Autors durch die Verwendung der 1. Person Singular, durch meinungsäußernde Verben und Bewertungen, durch Modalwörter und die Verwendung anregender Zusätze (cf. LANGER et al. <sup>6</sup>1999: 22). Aber auch das Ausdrücken von Emotionen hat hier seinen Platz. Der Grund dafür, dass dies oftmals in den BadA nicht umgesetzt wird, kann u.a. in der Indirektheit der Kommunikationssituation liegen: Die emotionale Neutralität ist darauf zurückzuführen, dass „[n]icht die Emotionen mitgeteilt [werden], sondern eine Reflexion über Emotionen, die zum Zeitpunkt

---

<sup>195</sup> Die Studie bestätigt ein Untersuchungsergebnis von 1988: „The Future. Investors believe annual reports fail to tell them what management is doing to build the shareholder's investment“ (STEGMAN 1988: 3).

des Schreibens zumeist überwunden sind.“ Somit wirkt die Schriftlichkeit als Filter (cf. METZLER 1985: 82s.). Neben dem Emotionalisieren stellt die direkte Ansprache des Rezipienten im Text eine wichtige Methode der Leserbindung dar. Diese lässt sich gerade im BadA besonders gut realisieren, da der Autor als Person spürbar in den Vordergrund tritt. Dabei sollte sich die direkte Ansprache nicht nur auf die formelhafte Begrüßung und Verabschiedung beschränken, sondern im gesamten Text zu finden sein.

Wie in Kapitel 7.3.8.3 noch ausführlicher darzustellen sein wird, übernimmt die Verwendung des Personalpronomens *wir* eine wichtige Rolle in der Argumentation. Seine Funktion besteht darin, ein Zusammengehörigkeitsgefühl zu vermitteln: Dem Leser wird suggeriert, er säße „im selben Boot“. Falls der Leser sich noch nicht als dem Unternehmen zugehörig betrachtet, hat das *wir* den Vorteil, einen dynamischen Eindruck eines Teams zu vermitteln, das ein gemeinsames Ziel verfolgt. Der Autor des Aktionärsbriefes sollte die Passagen, in denen er sich für das Personalpronomen entscheidet, mit Bedacht auswählen.

In der Übersicht setzt sich die Rubrik „Beziehungsmanagement“ aus folgenden Punkten zusammen:

#### 6. Beziehungsmanagement

##### 6.1 „Auf einen Blick“ – Ermöglicht der Text eine kurSORische Lektüre?

- Stellt sich das Unternehmen vor?
- Wird die Organisationsstruktur des Unternehmens dargestellt?
- Gibt es eine Übersichtsseite mit den Kerndaten des Geschäftsjahres?

##### 6.2 Bietet der Text besondere Leseanreize?

- Wird der Fließtext durch zusätzliche Geschichten mit Fotos erweitert?
- Wird der neue/überraschende Aspekt der Information adäquat präsentiert?

##### 6.3 Gibt es textexterne Querverweise?

- Telefonnummern, Web-Adressen, Finanzkalender, CD ROM

##### 6.4 Gibt es einen Brief an die Aktionäre oder ein Vorwort?

- Lädt sein Einstieg zum Weiterlesen ein?
- Werden Themen wie Unternehmenskultur und Zukunftsprognosen angesprochen?
- Werden die Kriterien des persönlichen Stils eingehalten?
- Wird der Leser als Adressat innerhalb des Textes angesprochen?
- Setzt der Autor das Personalpronomen *wir* adäquat ein?

### 7.3.8 Logik der Thematischen Entfaltung (TE)

Wie in Kapitel 6.4.3 ausführlich erläutert, lassen sich in den Aktionärsbriefen unterschiedliche Thematische Entfaltungstypen<sup>196</sup> feststellen: Zu den am häufigsten realisierten Formen im BadA gehören die Deskription und die Explikation; die argumentative sowie narrative Entfaltung ist im Vergleich dazu relativ selten vertreten. Stichprobenartige Untersuchungen haben gezeigt, dies gilt auch für den GB. Ich habe mich daher entschlossen, die Rubrik der Keller-Liste zu erweitern und von der „Logik der Thematischen Entfaltung (TE)“ im Allgemeinen

<sup>196</sup> Für den theoretischen Hintergrund der Thematischen Entfaltungstypen wird auf Kapitel 6.4.3 verwiesen.

zu sprechen. In einer Deskription erfolgt die Situierung des Geschehens in Raum und Zeit; auch hier können logische Fehler in der Anordnung der Information auftreten. Eine Explikation bezieht sich auf einen Sachverhalt/Gegenstand, der durch Präzisierung, Vergleich, Kontrast, Zweck- und Konsequenzangaben oder Ursachen-Folge-Strukturen näher erläutert wird (cf. Kapitel 6.4.3.3). Man geht davon aus, dass die in einer Explikation genannten Sachverhalte auf Fakten beruhen und im Gegensatz zur Argumentation nicht strittig sind. Unter einer Argumentation versteht man hingegen „ein Verfahren, mit dem einer etwas, was strittig ist, mit Hilfe von Unstrittigem unstrittig machen will oder kann“ (NUSSBAUMER 1995: 1). Neben den Thematischen Entfaltungstypen interessiert uns in diesem Zusammenhang der Begriff der Logik, den man durch den Terminus *Folgerichtigkeit* erläutern kann. Damit fokussiert man einerseits den normativen Aspekt, wobei zu betonen ist, dass bei der Bewertung logischer Zusammenhänge nicht „falsch“ und „richtig“ als Bezugsgrößen gelten, sondern auf einem Kontinuum zwischen „angemessen“ und „weniger angemessen“ unterschieden wird. Andererseits wird der sequentielle Aspekt in den Vordergrund gerückt: Die Folge einzelner Teilsätze, Satzreihen oder Teiltexte wird auf die Angemessenheit, d.h. auf die Logik ihrer thematischen Entfaltung hin untersucht (cf. NUSSBAUMER 1991: 206s.). Da die narrative TE im GB m.E. keine andere Logik erfordert als die deskriptive oder explikative TE, wird auf diesen Entfaltungstyp nicht explizit eingegangen.

### 7.3.8.1 Logik der deskriptiven TE

Betrachten wir zunächst die Deskription und die damit verbundenen Schwierigkeiten: Im Rahmen einer deskriptiven Themenentfaltung geht es dem Autor – wie erwähnt – darum, einen Sachverhalt in Raum und Zeit einzuordnen. Dies geschieht, indem Informationen spezifiziert, also aufgegliedert, oder situiert, d.h. eingeordnet werden (cf. BRINKER 1997a: 63). Ein Beispiel für eine deskriptive TE finden wir in folgendem Abschnitt:

Das Jahr 1998 stand bei Henkel unter dem Motto ‚Year of Simplification‘. Im Rahmen dieser Kampagne haben wir die Abläufe erheblich vereinfacht und unsere Geschäftsprozesse und die interne Steuerung, vor allem aber unsere Markt- und Kundenorientierung, verbessert. (08/98, Seite 2)

Ausgangspunkt der deskriptiven Teiltext-Einheit ist die Zeitangabe, der das Motto zugeordnet wird. Im Anschluss wird dieses Motto näher beschrieben, indem die „vereinfachten Prozesse“ spezifiziert werden. Zu den sprachlichen Indizien, die auf eine deskriptive TE verweisen, zählen das Hilfsverb **haben** sowie die kopulative Konjunktion **und**. In den deskriptiven Teiltext-Einheiten steht die Anordnung der Information im Vordergrund, wobei einerseits die Abfolge der Informationen von Bedeutung ist und andererseits die Bezüge der Informationen untereinander. In folgendem Beispiel geht es um die Präsentation einer Umsatzzahl, wobei durch die Verkürzung ein Bruch in der Logik der Deskription entsteht:

Die Lizenzmarke XY schaffte erneut einen Umsatzzuwachs um 16,8%.  
(Unternehmen 15, 1998, Seite 22)

**Die Lizenzmarke XY schaffte erneut einen Umsatzzuwachs, der in diesem Jahr bei 16,8% lag.**

Die Originalformulierung legt nahe, dass die Lizenzmarke „XY“ nicht nur in diesem, sondern auch im letzten Jahr einen Umsatzzuwachs von exakt 16,8% zu verzeichnen hatte. Indem die Angabe des Umsatzzuwachses nicht eindeutig einer Zeitangabe zugeordnet werden kann, entsteht diese zweite, unbeabsichtigte Lesart.

Auch im nachstehenden Beispiel geht es um den Bezug von Informationen. Durch die Wahl der Konjunktion wird hier ein Gegensatz suggeriert, der m.E. nicht vorhanden ist. Vielmehr handelt es sich um zwei parallele Gegebenheiten, die durch eine entsprechend komitative Konjunktion verbunden werden sollten:

Z ist mit Produkten und Dienstleistungen auf die Versorgung von oft schwerkranken Menschen spezialisiert. Dennoch sind die Märkte, in denen wir arbeiten, besonders in den Industrienationen, geprägt von Kosteneinsparungen bei Gesundheitsleistungen. (Unternehmen 6, 1998, Seite 25)

**Z ist mit Produkten und Dienstleistungen auf die Versorgung von oft schwerkranken Menschen spezialisiert. Dabei sind die Märkte, in denen wir arbeiten, besonders in den Industrienationen, geprägt von Kosteneinsparungen bei Gesundheitsleistungen.**

Die komitative Konjunktion *dabei* dient dazu, die Haupthandlung („Versorgung schwerkranker Menschen“) durch die Nebenhandlung (vorgeschriebene Kosteneinsparungen) zu spezifizieren und genauer darzustellen.

In der deskriptiven TE geht es also darum, Informationen in einer logischen Reihenfolge anzuhören, die Sätze dabei sinnvoll miteinander zu verknüpfen und Informationen somit in zeitlicher, räumlicher und thematischer Nähe zu präsentieren.

### 7.3.8.2 Logik der explikativen TE

Im Rahmen der explikativen TE werden Sachverhalte nicht nur dargestellt, sondern ihr Zusammenhang wird auch verdeutlicht. Eine Erklärung wird oftmals durch eine Beschreibung der Randbedingungen eingeleitet, bevor das Explanandum durch das Explanans erläutert wird (cf. BRINKER 1997a: 69). Ein Beispiel für eine explikativ entfaltete Teilstext-Einheit finden wir im BadA 11/99:

Es steht außer Frage: Das politische und wirtschaftliche Umfeld des Unternehmens hat sich tiefgreifend verändert. Um so notweniger ist es für uns, den RWE-Konzern in allen Bereichen weiter konsequent auf die Herausforderungen der Zukunft auszurichten. Um künftig jedoch ebenso erfolgreich zu sein wie bisher, werden neue Antworten verlangt. Grund ist der derzeitige Paradigmenwechsel auf dem Gebiet der leistungsgebundenen Energien. Durch die Liberalisierung der Märkte für Strom und Gas eröffnen sich uns neue Chancen für Wachstum im angestammten Bereich. [...] (11/99, Seite 3)

In dieser Passage liegen eine Reihe sprachlicher Indikatoren vor, die auf eine explikative Themenentfaltung hinweisen: *Um so* gehört zu den proportionalen Satzteilkonjunktionen (cf. DUDENREDAKTION <sup>6</sup>1998: 403), die eine „noch nicht gekennzeichnete Aussage P1 ERKLÄREN durch eine Aussage P2, die als Folge der nun als URSACHE interpretierten Aussage P1 gemeint ist“ (VON POLENZ <sup>2</sup>1988: 280), d.h., das veränderte Umfeld ist die Ursache für die Notwendigkeit der Veränderungen. Des Weiteren leitet *um* eine finale Erklärung ein, die den Zweck einer Handlung näher erläutert, d.h. in diesem Fall, die neuen Antworten sind für den Erfolg notwendig. Die folgenden zwei Sätze hängen unmittelbar zusammen, da sie die Ursache für das notwendig gewordene Umdenken explizieren: Das Lexem **Grund** weist explizit auf die Ursache hin, die anschließend mithilfe der instrumentalen Präposition **durch** präzisiert wird. Ein weiteres Beispiel für eine gelungene Explikationsstruktur finden wir in folgendem Absatz:

Unter Berücksichtigung von Dividendenzahlungen und Ausgabe von Gratisaktien lag die Rendite bei über 73 Prozent. Das bedeutet, dass sich der Wert eines Depots von rund 10.000 EURO auf 17.385 EURO erhöhte. Im Vergleich dazu wäre der Wert eines Depots, das den MDAX widerspiegelt, lediglich auf 11.834 EURO gestiegen. (Unternehmen 9, 1999/2000, Seite 10)

Das Explanandum stellt in diesem Fall die Rendite von 73% dar. Der Autor erklärt die Rendite, indem er auf den zugrunde liegenden Depotwert zurückgreift und diesen als Explanans anführt. Im Anschluss daran veranschaulicht er seine Erklärung durch einen Vergleich. – Im Rahmen der explikativen TE werden also Sachverhalte ins Verhältnis zueinander gesetzt, indem ihre Zusammenhänge näher erläutert werden. Dies geschieht durch Aufdeckung ihrer Ursache-Folge-Struktur oder Hinzuziehung eines Vergleiches.

Wenden wir uns nun einigen Beispielen zu, in denen die Explikationsstruktur weniger geglückt zu sein scheint:

Als eines der ersten Verkehrsunternehmen in Deutschland hat sich unser Unternehmen im Juni 1998 der Umweltprüfung nach der EG-Öko-Audit-Verordnung unterzogen und diese erfolgreich bestanden ... Das gesamte System gilt verbindlich für alle Bereiche unseres Unternehmens, entspricht den Anforderungen der Umwelt-Audit-Verordnung und ist ... (Unternehmen 11, 1998, Seite 29)

Der Absatz beginnt mit der Information, das Unternehmen habe die EG-Öko-Audit-Verordnung erfolgreich bestanden. Daher ist es selbstverständlich, dass das Umweltschutzsystem den Anforderungen dieser Verordnung entspricht. Im Prinzip liegt hier eine redundante Information vor, da das Bestehen des Audit-Tests die Erfüllung der Anforderungen voraussetzt. Man könnte auch von einer Fehlanordnung der Grund-Folge-Struktur sprechen. Das Unternehmen hätte zunächst erläutern sollen, dass die EG-Öko-Audit-Verordnung mit bestimmten Anforderungen verbunden ist und diese für alle Unternehmensbereiche gelten.

Die wünschenswerte und auch tatsächlich eingetretene Folge aus dem Procedere wäre dann das erfolgreiche Bestehen der Umweltpfprüfung.

Ein ähnlicher Fall von misslungener Grund-Folge-Struktur liegt in folgendem Absatz vor:

Hierbei spielt die „innere Einstellung“ des Unternehmens die entscheidende Rolle für den Erfolg im Wettbewerb. Ziel unserer Qualitätsoffensive ist es deshalb, die sich aus den geänderten Rahmenbedingungen ergebenden neuen Anforderungen an das Unternehmen den Mitarbeitern aller Ebenen zu verdeutlichen und ihnen ihre Rolle für den zukünftigen Erfolg der XY bewusst zu machen. (Unternehmen 11 1998, Seite 38)

*Die geänderten Rahmenbedingungen ziehen neue Anforderungen an das Unternehmen und seine Mitarbeiter nach sich. Hierbei spielt die „innere Einstellung“ des Unternehmens die entscheidende Rolle für den Erfolg im Wettbewerb. Ziel unserer Qualitätsoffensive ist es deshalb, den Mitarbeitern aller Ebenen diese Veränderungen zu verdeutlichen und ihnen ihre Rolle für den zukünftigen Erfolg der XY bewusst zu machen.*

Die veränderten Rahmenbedingungen stellen neue Anforderungen an das Unternehmen, für deren Umsetzung die „innere Einstellung“ des Unternehmens von Bedeutung ist. Die Qualitätsoffensive dient dazu, diese neuen Ziele zu kommunizieren. Zum einen wird in der Reformulierung die Partizipialkonstruktion „die sich aus den geänderten Rahmenbedingungen ergebenden neuen Anforderungen“ vermieden, die in Kapitel 7.3.6.1 als verwaltungsstilistisch gekennzeichnet worden war; zum anderen werden die Informationen in eine logische Grund-Folge-Relation gebracht.

### 7.3.8.3 Logik der argumentativen TE

Da Argumentation und die sich dahinter verborgende Logik im alltagssprachlichen Sinn etwas mit intersubjektiv wahrnehmbarer Wahrheit zu tun haben, untersuchen wir ausschließlich die „Plausibilität und Vernünftigkeit, [...] Triftigkeit und Schlagkraft“ von Argumenten (cf. NUSSBAUMER 1991: 214). Dennoch gibt es auch für diese vage anmutenden Bereiche Hinweise, die ein normatives Urteil über eine gelungene oder misslungene Argumentation objektivieren. In Kapitel 6.2.4 wurden bereits einige dieser Methoden angesprochen, zu denen u.a. der Primacy- bzw. Recency-Effekt (cf. SPROULE 1980: 254s.) gehören sowie die psychologische Wirkung einer einseitigen Pro-Argumentation gegenüber einer ausgewogenen Pro-Contra-Argumentation (cf. TEIGELER 1968: 101). Ausgangspunkt alltäglicher Argumentationen ist der Versuch einer Beweisführung, die nicht nach streng logischen Regeln vorgenommen wird, sondern nach pragmatischen Regeln des Einsichtigmachens (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 249). Dabei soll der Adressat entweder zur Übernahme bestimmter Einsichten bewegt werden oder zur Ausführung bestimmter Handlungen. Wie bereits in Kapitel 6.4.3.4 erläutert, besteht ein Argument aus Prämissen und Konklusionen. Es wird nun verschiedentlich darauf

hingewiesen, dass eine Argumentation nach der „need-solution“-Struktur<sup>197</sup> von besonderer Bedeutung sei (cf. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 249), wobei im Folgenden noch auf den GB im Speziellen eingegangen wird:

Americans like pledges, and they also like it when the pledge is fulfilled. They are then ‘satisfied’. One of the most successful models of argument, the Monroe Motivated Sequence, is a psychologically based model that shows a ‘need’ or a problem and then satisfies that need with a solution to the problem [...]. CEOs realize that to fulfill a pledge has a very high esteem rating in the minds of shareholders. They apparently feel that it is optimistic to believe that success or failure in a particular year on the balance sheet is not as important to many corporate audiences as the adherence to the long range plan for the corporation. (STEGMAN 1987b: 21)

Versprechen und Selbstverpflichtungen seitens des Unternehmens, sich im Sinne der Aktionäre für eine Steigerung des Unternehmenswertes einzusetzen, sind insbesondere in den Terminalteilen der BadA üblich (cf. Kapitel 6.4.1). Doch stellt das Rekurrenzen auf ein früher gegebenes Versprechen innerhalb der Briefe eine Ausnahme dar (cf. Kapitel 6.1.1.1):

Vor einem Jahr habe ich Ihnen versprochen, daß wir das damals ungelöste Problem des schlechten Ergebnisses bei der Demag im Jahr 1998 zu einer unserer Hauptaufgaben machen würden. Die Chancen für zügigen Fortschritt zu einer befriedigenden Rentabilität aus eigener Kraftanstrengung haben wir in drei der vier Geschäftsbereiche der Demag nicht gesehen. Deshalb haben wir zwei dieser Bereiche veräußert und werden den Bereich Metallurgie in ein Joint-Venture einbringen. Dieses Joint-Venture, SMS-Demag, an dem wir uns mit 28 Prozent beteiligen, wird zukünftig ein maßgeblicher Anbieter am Weltmarkt sein. (09/98, Seite 3)

Die Prämissen dieser Argumentationskette sagen aus, bestimmte Voraussetzungen für eine zufriedenstellende Rentabilität waren nicht gegeben, sodass Veräußerungen und ein Joint-Venture notwendige Konsequenzen waren. Diese Konklusion wird zuerst durch die Konjunktion *deshalb* eingeleitet und anschließend durch den Hinweis auf die weltweite Marktführerschaft gestützt. Wie bereits erwähnt sind Argumentationen nach der „need-solution“-Struktur nicht die Regel; an vorhergehendem Beispiel sollte jedoch ihre Überzeugungskraft deutlich geworden sein. Zudem lässt sich ein weiterer für die Persuasion wichtiger Aspekt an dieser Passage verdeutlichen: die Bedeutung des Personalpronomens *wir* in der Argumentation. Völzing unterscheidet zwei Arten der Verwendung von *wir*. Beim ersten – und seiner Meinung nach „stathafte“ – Gebrauch des Personalpronomens bezeichnet *wir* eine Gruppe von repräsentierten und mitvertretenen Ichs (cf. VÖLZING 1979: 233). Im obigen Beispiel würde ich die Verwendung der eingesetzten *wir*-Formen dieser Variante zuschreiben. Der

---

<sup>197</sup> Problemlösungsalternativen als Bestandteil der Neugiertheorie nach Berlyne wurden bereits in Kapitel 7.3.7.2 angesprochen.

Vorstandsvorsitzende spricht in den ersten drei Fällen stellvertretend für seine Kollegen, mit denen er die beschriebenen Entscheidungen gemeinsam getroffen hat. „Nur wer jetzt wirklich der Mann oder die Frau der Gruppe ist, kann das ‚wir‘ mit gutem Gewissen gebrauchen“ (VÖLZING 1979: 229). Im letzten Satz des Beispieltextes wird die Perspektive des Pronomens erweitert: *Wir* schließt in diesem Fall sowohl den Vorstand als auch die Aktionäre ein, die dem Unternehmen ihr Geld anvertrauen. Auch in diesem Fall ist es legitim, wenn der Vorstandsvorsitzende als Vertreter dieser Großgruppe das Gemeinschaft stiftende *wir* verwendet. Demgegenüber ist „[d]er Gebrauch von ‚wir‘ [erst] dann manipulativ, [...], wenn [...] die hinter dem ‚wir‘ stehenden und mit ihm gemeinten Individuen als Staffage für das ‚wir‘ dienen und P eigentlich ‚ich‘ sagen müsste“ (VÖLZING 1979: 233). Diese Variante ist in den GB kaum vertreten; sie scheint eher ein Charakteristikum von Politikerreden zu sein. Insgesamt ist die Leistung des Personalpronomens *wir* im GB jedoch nicht zu unterschätzen. Sein Vorteil liegt in dem Interpretationsspielraum: Einerseits fühlt sich der Leser angesprochen und kann sich mit dem Unternehmen identifizieren. Falls er sich andererseits (noch) nicht identifiziert, nimmt er das Unternehmen jedoch als Team wahr. Dass die Leser der GB tatsächlich so empfinden, zeigt die HGB-Studie:

Der Geschäftsbericht drückt die Identität des Unternehmens aus. Die Verfasser sollten sich deshalb nicht durchweg hinter der unpersönlichen 3. Person verstecken, sondern auch mit der ‚Wir‘-Form Farbe bekennen. Dieser Ansicht sind im Durchschnitt vier von fünf Befragten. (HGB-Studie 1998: 15)

Kommen wir nun zu den im Alltagssinn logischen Fehlleistungen in der Argumentation. In folgendem Beispielsatz liegt kein adversatives, sondern ein kausales bzw. konsekutives Verhältnis vor:

Zur Verbesserung der Verwaltungsabläufe und zur Modernisierung der Agenturen wurde viel getan; dennnoch stiegen die Verwaltungsaufwendungen aufgrund des konsequenten Kostenmanagements nicht stärker als die Beiträge. (Unternehmen 13, 1998, Seite 50)

**Zur Verbesserung der Verwaltungsabläufe und zur Modernisierung der Agenturen wurde viel getan; die Verwaltungsaufwendungen stiegen aufgrund des konsequenten Kostenmanagements nicht stärker als die Beiträge.** oder:

**infolgedessen stiegen die Verwaltungsaufwendungen nicht stärker als die Beiträge.**

In der vorliegenden Argumentationskette liegt durch die Verwendung der Präposition *dennnoch* statt einer Schlussfolgerung ein Gegensatz vor. Wenn die Verwaltungsabläufe jedoch optimiert wurden, kann man davon ausgehen, dass dadurch Kosten eingespart wurden. Zwischen den Maßnahmen zur Optimierung und den nicht gestiegenen Verwaltungsaufwendungen besteht also kein Gegensatz, sondern ein kausales bzw. konsekutives Verhältnis.

Im Vergleich dazu wird in folgendem Beispielsatz die tatsächlich vorhandene Gegenüberstellung nicht deutlich genug hervorgehoben:

Das theoretisch überzeugende Produktkonzept zur Absicherung hoher Volatilitäten der DAX-Optionen wurde im Markt als zu kompliziert empfunden und daher ebenfalls nicht angenommen. (Unternehmen 2, 1998, Seite 34)

**Zwar ist das Produktkonzept zur Absicherung hoher Volatilitäten der DAX-Optionen theoretisch überzeugend, in der Praxis wurde es jedoch als zu kompliziert empfunden und daher ebenfalls nicht angenommen.**

**Zwar ... jedoch** markiert eine konzessive Verknüpfung, in der eine Aussage P1 zugestanden und daraufhin eine Aussage P2 entgegengesetzt wird (cf. VON POLENZ 1988: 271). Dadurch wird klar zum Ausdruck gebracht, das Produkt ist theoretisch erfolgreich, jedoch praktisch nicht anwendbar. Im Rahmen der argumentativen TE steht demnach die logische Folgerichtigkeit und die Abgrenzung von Argumentationsschritten im Mittelpunkt.

In der Übersicht können die Fragen, die an die Logik der TE zu stellen sind, wie folgt zusammengefasst werden:

#### 7. Logik der Thematischen Entfaltung (TE)

- 7.1 Ist die Deskription ausreichend umfangreich und anschaulich, um die dargestellten Zusammenhänge zu durchschauen? Werden Sachverhalte, Objekte und Ereignisse in räumlicher, zeitlicher und thematischer Nähe präsentiert?
- 7.2 Ist die Explikation plausibel? Welche Explikationsstrukturen liegen vor (Grund-Folge/Folge-Grund oder Vergleichsstruktur)? Sind die Sätze durch die entsprechenden Konjunktionen miteinander verbunden?
- 7.3 Ist die Argumentation klar und stringent? Welche Strukturen weist die Argumentation auf („need-solution“-, Frage-Antwort-, Pro-Contra-Struktur)? Sind die Sätze durch die entsprechenden Konjunktionen miteinander verbunden? Ergeben sich Widersprüche in der Argumentation?

### 7.3.9 Metakommunikative Signale

Wenden wir uns nun den metakommunikativen Signalen zu: Diese Rubrik nimmt einige Aspekte der Rubrik „Leserorientierung“ der Keller-Liste auf; andere Punkte werden abgewandelt bzw. anderen Rubriken zugeordnet. Beispielsweise wird die gestalterische Verwendung der Satzzeichen in der Keller-Checkliste in der Rubrik „Rechtschreibung“ behandelt, wohingegen ich sie hier einordne und den Schwerpunkt somit anders setze: Satzzeichen sowie andere typografische Mittel (Fett-, Kursivdruck, Umrahmungen etc.) gehören zu den metakommunikativen Signalen (cf. NUSSBAUMER 1991: 248ss.), die dem Leser die Verarbeitung des Textes erleichtern. In dieser Rubrik steht die Führung des Lesers durch den Text im Vordergrund; daher habe ich mich entschlossen die Rubrik „Metakommunikative Signale“ zu nennen. Darunter verstehe ich im Folgenden einerseits sprachliche Mittel auf der morphosyntaktischen Ebene und andererseits typografisch-gestalterische Mittel. Im Gegensatz zur Keller-Checkliste werden die Fragen, ob sich das Unternehmen vorstellt und Aufzählungen durch Gliederungsmerkmale

gekennzeichnet sind, nicht behandelt; sie sind Gegenstand der Rubriken „Beziehungsmanagement“ und „Innere Textstrukturierung“.

### **7.3.9.1 Leiten metakommunikative Signale sprachlicher Art den Leser durch den Text?**

Auf das Thema der Metakommunikation wird in der Forschungsliteratur unter verschiedenen Bezeichnungen Bezug genommen. Michel spricht von „textkommentierenden Signalen“ (MICHEL 1988: 86), während Nussbaumer von „zusätzlichen rezipientenführenden Mitteln“ im Allgemeinen und „Metakommunikation“ im Besonderen spricht (cf. NUSSBAUMER 1991: 242). Sowohl Michel als auch Nussbaumer nehmen eine Bestimmung der Funktionstypen vor, deren Überschneidungen im Folgenden kurz erläutert werden. Die Aufgabe der textkommentierenden Mittel besteht darin, die Funktion der einzelnen Textelemente zu benennen, wobei sich der Verfasser eines Textes an die Devise zu halten hat: „Sag, wovon du sprichst!“<sup>198</sup> (MICHEL 1988: 88). Man sollte jedoch dabei beachten, die Verwendung der Wegweiser nicht zu übertreiben. Wenn Michel darauf hinweist, dass „der Leser sich selbst darum bemühen muß, die Organisation des Textablaufs zu rekonstruieren“ (MICHEL 1988: 90), dann bezieht er sich indirekt auf die Untersuchungsergebnisse von Groeben, der einen mittleren Verständlichkeitsgrad als sinnvoll erachtet (cf. GROEBEN 1982: 206). Von den acht verschiedenen Funktionen, die Michel nennt, sind bei der vorliegenden Definition der Rubrik nur sechs von Interesse:

1. Präzisierung des Themas (*An dieser Stelle müssen wir auf xy eingehen.*)
2. Erhellung des Textablaufs (*Im Folgenden werden wir ...; Eingangs behauptete ich ...; Bisher war die Rede von xy, nun wenden wir uns z zu.*)
3. Erklärung der Funktion eines Textelementes (*Was zeigt uns dieses Beispiel?; Wie ist diese These zu interpretieren?*)
  4. Profilgebung, d.h. sprachliche Hervorhebung/Abschwächung (*Diese Tatsache möchte ich betonen; Folgendes wird nicht näher erläutert.*)
5. Markierung der Modalität, d.h. die Einstellung des Verfassers hinsichtlich der Gültigkeit einer Aussage (beteuernd/einschränkend) (*Diese Behauptung halte ich für unschlüssig.*)
6. Thematisierung sprachlicher Ausdrucksmittel (*Ich verwende den Ausdruck im Sinne von xy.*) (cf. MICHEL 1988: 90)

Die Angabe des logischen Bezugs wurde in der Rubrik „Logik der Thematischen Entfaltung“ behandelt und die Signalisierung der Perspektive wurde bereits ausführlich in der Rubrik „Satzabhängige und satzübergreifende

<sup>198</sup> Michel betont hierbei sehr wohl, diese Stilregel sei nicht apodiktisch zu verstehen; vielmehr sei sie textsortenabhängig anzuwenden (cf. MICHEL 1988: 89). Für die GB hat diese Regel Gültigkeit, da der GB ein relativ langer Text ohne *ordo naturalis* ist. Auch Nussbaumer hebt hervor: „Metakommunikation wird dort umso wichtiger, je geringer sich vom behandelten Textgegenstand her eine Ordnung, eine Strukturierung und Orientierung in den Text überträgt, [...], je mehr wir einen ordo-artificialis-Text haben [...].“ (NUSSBAUMER 1991: 254)

Semantik“ dargestellt. Beide Aspekte haben nach Michel textkommentierenden Charakter (cf. MICHEL 1988: 91).

Im Vergleich dazu unterscheidet Nussbaumer fünf Funktionen der Metakommunikation. Dabei betont er die zwei Seiten der Medaille: metakommunikative Mittel dienen der Organisation des Textes auf der einen und der Steuerung des Rezeptionsprozesses auf der anderen Seite (cf. NUSSBAUMER 1991: 254). Nach Nussbaumer findet Metakommunikation auf fünf Ebenen statt:

1. der illokutiv-funktionalen Textebene: In Äußerungen wie *ich möchte das illustrieren an ..., daraus kann man schlussfolgern, dass ...* oder *ich nenne drei Argumente dafür, dass ...* wird das sprachlich-kommunikative Handeln thematisiert. Zudem gehört das Ausdrücken von Einstellungen (epistemisch und deontisch<sup>199</sup>) in den Bereich der Metakommunikation auf der illokutiv-funktionalen Ebene: *ich frage mich, ob ...; ich würde es befürworten, wenn ...* (cf. NUSSBAUMER 1991: 248ss.)
2. der ausdrucksseitig-sprachlichen Textebene: In Formulierungen wie *ich nenne das ...* oder *xy ist nicht das richtige Wort* wird der Sprachgebrauch selbst problematisiert. Auf den Sprachgebrauch kann man sich definitorisch, präzisierend oder korrigierend beziehen. (cf. NUSSBAUMER 1991: 250)
3. der inhaltlich-propositionalen Textebene: Titel, Vorankündigungen und Zusammenfassungen sowie metakommunikative Fragen<sup>200</sup>, die über die Angabe des Inhaltlichen hinaus „auch den Gegenstand in der Art, wie über ihn sprachlich gehandelt wurde“ (funktional-illokutiv), beinhalten. (NUSSBAUMER 1991: 251)
4. der texttopischen Textebene: Formulierungen wie *weiter oben, im Folgenden* oder *ich komme zum Schluss* tragen dazu bei, den Text zu gliedern, d.h., der örtliche Bezug von Textsequenzen wird thematisiert. (cf. NUSSBAUMER 1991: 251)
5. der Ebene der Textsorten-Norm: Äußerungen auf dieser Ebene beziehen sich auf Normen von Textsorten, d.h., es werden die konstitutiven Merkmale von Textsorten angesprochen. In Formulierungen wie *es ist hier vielleicht unüblich ...* wird zum Ausdruck gebracht, dass man gegen die Norm verstößt und sich außerhalb der Erwartungen des Lesers bewegt. (cf. NUSSBAUMER 1991: 252)

In der Rubrik „Metakommunikative Signale“ stehen die sprachlichen Elemente auf der morphosyntaktischen Ebene im Mittelpunkt, die den Leser durch den Text führen. **Per definitionem** fällt sowohl die Ebene der Textsorten-Norm heraus, da die o.g. Äußerungen wie *es ist hier vielleicht unüblich ...* in den GB nicht auftreten, als auch die inhaltlich-propotionale Ebene. Titel, Zusammenfassungen und

<sup>199</sup> „Epistemisch“ bezieht sich auf den Wahrheitsgehalt, „deontisch“ auf die Bewertung bzw. die Wünschbarkeit einer Proposition (cf. NUSSBAUMER 1991: 249).

<sup>200</sup> Die Funktion und die Wirkung von Fragen wurden bereits in der Rubrik „Stil“ besprochen, sodass an dieser Stelle nur noch einmal auf die doppelte Wirkung hingewiesen wird: Fragen binden den Leser und strukturieren den Text.

Vorankündigungen gehen über den morphosyntaktischen Bereich hinaus und werden im Rahmen der inneren Textstrukturierung behandelt. Es bleiben demnach die Ebenen der illokutiv-funktionalen Äußerungen, der ausdrucksseitig-sprachlichen und der texttopischen Formulierungen übrig. Unter den illokutiv-funktionalen Äußerungen werden die von Michel erwähnten Erklärungen zur Funktion eines Textelementes<sup>201</sup> (cf. 3), die Profilgebung (cf. 4) und die Markierung der Modalität (cf. 5) subsumiert. Zu den ausdrucksseitig-sprachlichen Formulierungen zählt die unter 6. angegebene Thematisierung sprachlicher Ausdrucksmittel. Und die texttopischen Äußerungen beinhalten die Elemente zur Erhellung des Textablaufs (cf. 2). An dieser Stelle sei noch anmerkt, dass der Begriff **texttopisch** leicht irreführend ist: Ein Topos ist ein Ort, aber eben auch ein Gemeinplatz (cf. SCHWEIKLE/SCHWEIKLE 21990: 467). **Texttopisch** wird Nussbaumer an den Ort denkend ausgewählt haben. Mir scheint der Ausdruck **textdirektional** oder **textdeiktisch** den Sachverhalt präziser zu beschreiben. Es geht darum mit Hilfe sprachlicher Verweise, den Text zu gliedern und dem Rezipienten die Aufnahme zu erleichtern.

Betrachten wir nun ein Beispiel aus dem B.U.S-Bericht von 1998/99: „Zum Ende des letzten Geschäftsjahres hatten auch fünf international renommierte Adressen eine ausführliche Analyse und ein Coverage der B.U.S-Aktie begonnen. Wir durften dies als Bestätigung für die erreichte Qualität des Unternehmens und als Vertrauensbeweis gegenüber dem Management ansehen. Die ungeklärte Gesellschafterfrage bremste dieses gezeigte Interesse – vorläufig“ (B.U.S 1998/99, Seite 8). In der Reformulierung werden die metakommunikativen Elemente unterstrichen: Wir freuen uns Ihnen berichten zu können, dass fünf international renommierte Adressen eine ausführliche Analyse und ein Coverage der B.U.S-Aktie zum Ende des letzten Geschäftsjahres begonnen hatten. Diese Tatsache dürfen wir einerseits als Bestätigung für die Qualität unseres Unternehmens interpretieren, andererseits als Vertrauensbeweis gegenüber dem Management. Allerdings bremste die ungeklärte Gesellschafterfrage dieses Interesse – jedoch nur vorläufig. Die Einleitung bereitet den Leser auf eine positive Nachricht vor; dieser Teilsatz ist auf der illokutiv-funktionalen Ebene angesiedelt und bringt die deontische Einstellung des Verfassers bzw. des Unternehmens zum Ausdruck. Der Leser wird bei der Verarbeitung des subordinierten Satzes dahingehend unterstützt, die Frage, ob er diesen Sachverhalt als positiv oder negativ zu beurteilen hat, nicht selbst beantworten zu müssen. **Einerseits ... andererseits** gehört genau wie **teils ... teils** und **erstens ... zweitens** zu den Konjunktionen, die in einer kopulativen Satzverbindung eine Einteilung besonders akzentuieren (cf. HELBIG/BUSCHA 181998: 639). Sie dienen dazu, auf der inhaltlich-propositionalen Ebene den logischen Bezug zu kennzeichnen und werden daher der Rubrik „Logik der Thematischen

<sup>201</sup> Ballstaedt et al. nennen eine Teilgruppe der illokutiv-funktionalen Elemente „thematische Indikatoren“ und weisen auf ihre kognitive Leistung hin: „Damit sind Formulierungen gemeint, die keine inhaltliche Information über den Gegenstand des Textes vermitteln, sondern inhaltliche Information explizit als bereits bekannt hervorheben. [...] *Wir haben gesehen, daß ... [...] Fassen wir zusammen.* Auf diese Weise wird jeweils der Anknüpfungspunkt für die weitere Textinformation innerhalb der bisher aufgebauten Bedeutungsstruktur markiert“ (BALLSTAEDT et al. 1981: 169).

Entfaltung“ zugeordnet. An diesem Beispiel wird deutlich, wie eng einzelne sprachliche Merkmale zusammenhängen: Eine logische Argumentationsgliederung bedeutet auch gleichzeitig, dass der Leser optimal durch den Text geführt wird.

Die Klasse der Modalwörter nennt Michel als eine mögliche Realisationsform der textkommentierenden Signale. Auf der illokutiv-funktionalen Ebene tragen sie dazu bei, die Modalität einer Teiläußerung zu markieren (cf. MICHEL 1988: 91), d.h.,

[d]ie Modalwörter bezeichnen nicht das objektive Merkmal des Geschehens (wie die Adverbien), sondern drücken die subjektiv-modale Einschätzung des Geschehens durch den Sprechenden aus. Nicht die Art und Weise des Geschehens wird von ihnen wiedergegeben, sondern die Einstellung (Stellungnahme) des Sprechers zum Geschehen. [...] Sie beziehen sich in der Regel nicht auf ein einzelnes Wort, sondern auf den ganzen Satz [...], dem gegenüber sie [...] eine besondere ‚Ebene‘ darstellen (eine Ebene der subjektiven Einstellung gegenüber der Ebene des objektiven Aussageinhalts bzw. des propositionalen Gehalts des Satzes). (HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 504)

Zu der relativ abgeschlossenen Gruppe der Modalwörter gehören die nicht attributiv verwendbaren und somit nicht deklinier- und komparierbaren Lexemen wie *allerdings*, *anscheinend*, *fraglos*, *gottlob*, *hoffentlich*, *kaum*, *leider*, *sicherlich*, *vielleicht*, *wahrlich*, *wohl*, *womöglich*, *zweifelsohne* und die von Adjektiven und Partizipien abgeleiteten Wörter auf -*weise* wie z.B. *dankenswerterweise*, *erfreulicherweise*, *erstaunlicherweise* etc. Die zweite Gruppe bilden die attributiv verwendbaren Modalwörter, die der Klasse der Adjektive zuzurechnen und somit deklinierbar sind, wie *angeblich*, *augenscheinlich*, *bestimmt*, *gewiss*, *natürlich*, *offenbar*, *selbstverständlich*, *tatsächlich*, *unbedingt*, *vermutlich*, *wahrscheinlich* (cf. HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 500). Im Folgenden beschreiben Helbig/Buscha sechs semantische Subklassen von Modalwörtern. *Allerdings* gehört genau wie *bestimmt*, *offenbar* und *zweifelsohne* zu der Gruppe der „Modalwörter [...], [die] ebenfalls das Verhältnis des Sprechers zur Realität der Aussage aus[drücken], jedoch in der Weise, daß der Sprecher *Sicherheit* im Hinblick auf diese Aussage äußert, die Aussage grundsätzlich bestätigt, in vielen Fällen sogar verstärkt, in wenigen Fällen (z.B. *allerdings*, *freilich*) einschränkt“ (HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 508<sup>202</sup>). In unserem Beispielsatz wird durch das Einfügen des Modalwortes *allerdings* deutlich, dass der Sprecher die Tatsache des Vertrauensbeweises einschränken möchte, da die ungeklärte Gesellschafterfrage das Interesse eingeschränkt hatte. Der nach dem Gedankenstrich folgende Einschub „aber nur vorläufig“ ist abermals eine Einschränkung. Das Syntagma *aber nur* besteht aus einer adversativen Konjunktion, „die eine Behauptung entgegen andersartigen Erwartungen ausdrückt“ (HELBIG/BUSCHA<sup>18</sup>1998: 453), und einer Gradpartikel, die sich auf das Adverb *vorläufig* bezieht. Da sich Gradpartikeln nicht auf den gesamten Satz beziehen, liegt ihre Funktion nicht „primär auf kommunikativer,

<sup>202</sup> Kursivierung durch Autoren; Unterstreichung durch Verfasserin.

sondern auf semantischer Ebene“, d.h., sie fügen dem Bezugselement eine quantifizierende und/oder skalierende Interpretation zu und markieren bestimmte Implikationen (cf. HELBIG 1988: 38). In vorliegendem Beispiel erhält das Adverb **vorläufig** durch das **nur** eine quantifizierende Bedeutung, da typengleiche Konstituenten ausgeschlossen werden, d.h., durch **nur vorläufig** wird ausgedrückt, dass damit gerechnet werden muss, das sei Interesse lediglich/ausschließlich vorläufig eingeschränkt, nicht jedoch ewig/immer. Die Gradpartikel markiert die Restriktion des Einschubs ebenso wie die Konjunktion, die als metakommunikatives Signal fungiert. Abschließend sei noch vor dem Hintergrund des GB-typischen Kondensationsstils darauf hingewiesen, dass es sich bei Modalwörtern um abgeleitete, kondensierte Ausdrücke handelt (cf. HELBIG/BUSCHA <sup>18</sup>1998: 504). Da sie nur in den Satz eingeschoben sind, spricht man auch von „Schaltwörtern“. Modalwörter lassen sich in explizitere Strukturen umwandeln, wodurch sie semantisch transparenter werden. Beispielsweise kann das Modalwort **sicher** in dem folgenden Satz „Die Konsolidierung wird sicher weitergehen“ (HypoVereinsbank 1999, Seite 9) durch einen Schaltsatz paraphrasiert werden: „Die Konsolidierung – da sind wir uns sicher – wird weitergehen.“ Syntaktisch betrachtet ist der eingeschaltete Adverbialsatz dem Hauptsatz nebengeordnet; auf der semantischen Ebene stellt er einen Kommentar des Sprechers zum Inhalt des anderen Hauptsatzes dar und ist ihm deshalb untergeordnet (cf. HELBIG/BUSCHA <sup>18</sup>1998: 648). Es bleibt also festzuhalten, Modalwörter bzw. von ihnen abgeleitete Schaltsätze beinhalten Kommentare des Sprechers zum Geschehen und tragen so dazu bei, den Autor des Textes sichtbar zu machen.

In der Verständlichkeitforschung werden die metakommunikativen Merkmale nicht mit der Ausführlichkeit behandelt, wie es bei Michel und Nussbaumer der Fall ist. Eine Einordnung der metakommunikativen Signale in einzelne Modelle erweist sich als äußerst schwierig. Ich möchte dies an einem Beispiel darstellen: Die textkommentierenden Signale nach Michel bzw. die metakommunikativen Elemente nach Nussbaumer in der Dimension „Gliederung/Ordnung“ des Hamburger-Modells anzusiedeln, greift zu kurz. Beispielweise wären die Modalwörter **hoffentlich** und **unglücklicherweise**, Formulierungen auf der illokutiv-funktionalen Textebene, eher der Dimension „Anregende Zusätze“ zuzuordnen, da sie dazu beitragen, einen Text persönlicher erscheinen zu lassen (cf. LANGER et al. <sup>6</sup>1999: 22). Gleiches gilt für diejenigen Signale, die der Profilgebung des Textes dienen, d.h. Formulierungen, in denen der Verfasser Wichtiges hervorhebt; auch diese Äußerungen machen den Verfasser als Person sichtbar und müssten somit der Dimension „Anregende Zusätze“ zugeschrieben werden.

### **7.3.9.2 Leiten metakommunikative Signale typografisch-gestalterischer Art den Leser durch den Text?**

Neben den Satzzeichen wie Semikola und Parenthesen sind typografisch-gestalterische Merkmale wie Hervorhebungen und Umrahmungen ein geeignetes Mittel, dem Leser die Verarbeitung des Textes zu erleichtern. Es sei darauf verwiesen, dass eine einzelne Hervorhebung oder Umrahmung ebenso wie ein

einzelnes Semikolon nicht dazu geeignet ist, den kognitiven Zugang zum Text zu optimieren. Eine einmalig erscheinende Umrahmung kann eher störend wirken; erst ihr systematischer Einsatz erlaubt dem Leser Rückschlüsse auf ihre Funktion, z.B. können Umrahmungen Zusammenfassungen als wiederkehrende Textteile typografisch kennzeichnen (cf. BALLSTAEDT 1994: 25).

Beispiele für eine sinnstiftende unterstützende Zeichensetzung finden sich in einigen Passagen verschiedener GB. Es gibt jedoch kaum Berichte, die vom ersten bis zum letzten Kapitel eine durchgehend „kreative“ Zeichensetzung aufweisen. Die Deutsche Telekom verwendet auf Seite 25 beispielsweise neben Kommata, Punkten und einem Semikolon dreimal einen Doppelpunkt. In zwei der drei Fälle wird dieser mit einer elliptischen Konstruktion verbunden: „Der entscheidende Effekt: Bei der Entwicklung ...“ und „Entscheidend: Der Verbund unserer Forschungs- und Entwicklungseinheiten ...“ (Deutsche Telekom 1999, Seite 25). In beiden Beispielen benutzt der Autor den Doppelpunkt, um in besonderer Weise auf den nachstehenden Inhalt hinzuweisen. Unterstützt wird dies durch die verkürzte Einleitung. Wie bereits erwähnt, dienen Schaltsätze dazu, den Kommentar eines Schreibers zu markieren (cf. BUSCHA/HELBIG 1998: 648); sie stehen oftmals in Parenthesen, um ihren eingeschobenen Charakter hervorzuheben: „Dabei wird die T-Online International AG – der Name ist hier Programm – bereits vorhandene Beteiligungen der Deutschen Telekom in den jeweiligen Ländern für einen erfolgreichen Markteintritt nutzen“ (Deutsche Telekom 1999, Seite 74). Ausrufungszeichen sind in den GB kaum zu finden; dies verwundert jedoch auch nicht weiter, da der Ausdruck subjektiver Emotionen, der in einem Ausrufesatz realisiert wird, in den GB selten vorkommt. Ein Beispiel konnte ich in dem insgesamt in werblicher Sprache gestalteten GB von Audi ausmachen: „So macht Sparen Spaß!“ (Audi 1997, Seite 17).

Ein Problem stellt die Einteilung des Textes in sinngerechte Absätze dar. Hier können wir oft feststellen, dass die inhaltliche Zusammengehörigkeit layouttechnischen Aspekten geopfert wird. Das Kapitel „Investitionen und Finanzierung“ im GB der Pfeiffer Vacuum AG ist in zwei Absätze unterteilt, die jedoch eine Sinneinheit bilden. Der Absatz ist somit m.E. überflüssig:

**Die Investitionen von 8,6 Mio. DM wurden größtenteils für die Modernisierung des Maschinenparks verwendet. Ca. 1,5 Mio. DM betrafen den Fabrikneubau, der überwiegend in das Jahr 2000 fällt.**

**Die Investitionen konnten vollständig aus dem Cash-flow des Geschäftsjahres gedeckt werden. Der Cash-flow wurde durch die Erhöhung der Debitorenforderungen und Bestände belastet. Der operative Cash-flow liegt mit 12,8 Mio. DM unter dem Vorjahreswert (47,3 Mio. DM). (Pfeiffer Vacuum 1999, Seite 34)**

Ähnliches gilt für zwei Absätze im Lagebericht des Jenoptik-GB. Im ersten Absatz wird der Anstieg des Finanzanlagevermögens in Zahlen benannt und im nachfolgenden Absatz der Grund für diesen Anstieg erläutert:

**Das Finanzanlagevermögen stieg im Berichtsjahr von 143,5 Mio. EUR auf 169,7 Mio. EUR (+18,3 Prozent).**

Der Anstieg ist auf den Verkauf der Infab-Gruppe zurückzuführen, für die Jenoptik Brooks-Aktien erhalten hat, die mit 21,6 Mio. EUR als Wertpapiere des Finanzanlagevermögens ausgewiesen werden. (Jenoptik 1999, Seite 24).

Gliederungszeichen und Nummerierungen werden in der Keller-Checkliste der Rubrik „Leserorientierung“ zugeordnet. Sie sind ein Mittel, die Orientierung im Text zu optimieren, da sie dazu beitragen, den Satz transparenter zu gestalten. Gliederungszeichen sind oftmals gefragt, wenn der Satz eine äußerst komplexe Struktur aufweist, die durch optische Aufzählungszeichen aufgelöst werden kann. Die kognitive Verarbeitung des Textes wird so durch typografische Merkmale unterstützt.

In folgendem Beispielsatz wird deutlich, wie Aufzählungszeichen dazu beitragen können, die Textstruktur übersichtlicher zu gestalten: „Für Flugzeuge und Flugzeuganzahlungen wendete der Lufthansa Konzern 2,9 Milliarden DM (Vorjahr: 1,6 Milliarden DM) auf, für immatrielle Vermögensgegenstände 0,1 Milliarden DM (Vorjahr: 0,2 Milliarden DM), für übrige Sachanlagen 0,3 Milliarden DM und für Finanzanlagen 0,7 Milliarden DM.“ (Lufthansa 1998, Seite 15). In der Reformulierung wird einerseits durch die Nennung der Gesamtsumme und andererseits durch den Doppelpunkt deutlich, dass die einzelnen Posten im Anschluss aufgeschlüsselt werden:

**Die Investitionen von 4,0 Milliarden DM verteilen sich wie folgt:**

- **2, 9 Milliarden DM für Flugzeuge und Flugzeuganzahlungen (Vorjahr: 1,6 Milliarden DM),**
- **0,1 Milliarden DM für immatrielle Vermögensgegenstände (Vorjahr: 0,2 Milliarden DM),**
- **0,3 Milliarden DM für übrige Sachanlagen und**
- **0,7 Milliarden DM für Finanzanlagen.**

Hervorhebungen wie Fett- oder Kursivdruck sind in den GB ein häufig anzutreffendes Mittel, um bestimmte Inhalte besonders zu betonen. V.a. die Überschriften einzelner Kapitel sind oftmals in einer anderen Schriftgröße oder/und Farbe gekennzeichnet (cf. z.B. Jenoptik 1999, Henkel 1999, B.U.S 1998/99, Deutsche Telekom 1999). Creaton hat für die vorangestellten Zusammenfassungen einen Kursivdruck und eine andere Farbe als für den Fließtext gewählt (cf. Creaton 1997); Gleicher gilt für technotrans (cf. technotrans 1998) und Thyssen (cf. Thyssen 1997/98). Fettdruck innerhalb des Textes finden wir z.B. in den GB von SKW und Phoenix im Zusammenhang mit den Unternehmensbereichen und Regionen (cf. SKW 1998, Seite 27 und Phoenix 1998, Seite 5). RWE hat sich im 1996/97er Bericht dafür entschieden, wichtige Termini im Fließtext durch Fettdruck hervorzuheben (cf. z.B. RWE 1996/97, Seite 63/64).

In der Verständlichkeitforschung wird im Hamburger Modell in der Dimension „Gliederung/Ordnung“ auf die positive Wirkung von

Hervorhebungen verwiesen (cf. LANGER et al. <sup>6</sup>1999: 18). Groeben macht auf der Basis verschiedener experimenteller Untersuchungen ebenfalls in der Dimension „Kognitive Gliederung/Ordnung“ darauf aufmerksam, dass

das Markieren von wichtigen Textteilen durchaus als effektive Lernhilfe wirken [kann]; es ist allerdings zu berücksichtigen, daß ein Hervorheben/Unterstreichen der wichtigen Informationen wahrscheinlich die Aufmerksamkeit und Verarbeitungskapazität von den nicht-unterstrichenen Informationen abzieht; [...]. (GROEBEN 1982: 249)

Zu ähnlichen Ergebnissen sind Ballstaedt et al. gekommen; sie fügen jedoch hinzu, dass sich ein generelles Fehlen dieser gestalterischen Mittel „bei einer Reihe von Lesern in einem erhöhten Arbeitsaufwand (z.B. verlängerte Lernzeit) auswirken kann“ (BALLSTAEDT et al. 1981: 232). Beziiglich der typografischen Hervorhebungen herrscht insgesamt Einigkeit: Ein moderater und v.a. einheitlicher Gebrauch typografischer Markierungen ist durchaus sinnvoll und förderlich (cf. BALLSTAEDT <sup>2</sup>1994: 70, GROEBEN 1982: 249).

Insgesamt umfasst die Rubrik „Metakommunikative Signale“ folgende Fragen:

#### 8. Metakommunikative Signale

##### 8.1 Leiten metakommunikative Signale sprachlicher Art den Leser durch den Text?

- illokutiv-funktionale Hinweise
- ausdrucksseitig-sprachliche Hinweise
- textdirektionale Hinweise

##### 8.2 Leiten metakommunikative Signale typografisch-gestalterischer Art den Leser durch den Text?

- Semikola, Parenthesen, Ausrufungszeichen
- Absätze
- Gliederungszeichen und Nummerierungen
- Umrahmungen und Hervorhebungen

### 7.3.10 Innere Textstrukturierung

Die Rubrik „Innere Textstrukturierung“ antwortet auf die Frage, ob der GB kapitelintern<sup>203</sup> so strukturiert ist, dass er gute Zugriffsmöglichkeiten auf den Text ermöglicht. Im Vergleich zur Keller-Liste wird in der vorliegenden Checkliste die Aufbereitung der Information innerhalb der einzelnen Kapitel in dieser Rubrik berücksichtigt, da die Reihenfolge in der Informationsdarbietung die innere Textstruktur betrifft. Ebenso erleichtern Zusammenfassungen und Überschriften den Zugriff auf den Text; sie sind der intensiven Auseinandersetzung mit dem Inhalt vorgeschaltet. Je besser der Text strukturiert ist, desto mehr unterstützt er die selektive Lektüre des Lesers. Das Zusammenspiel von Grafiken/Bildern und dem Text hat ebenfalls einen wesentlichen Einfluss auf die Textstruktur.

<sup>203</sup> Ein Kapitel umfasst dabei einen Textabschnitt mit mehreren Unterabschnitten und -paragrafen.

### **7.3.10.1 Ist der Textaufbau wohlgeordnet?**

Das Hamburger-Modell geht in der Dimension „Gliederung/Ordnung“ sowohl auf die äußere als auch auf die innere Struktur des Textes ein. Aspekte der inneren Ordnung betreffen die folgerichtige Verknüpfung von Sätzen sowie die sinnvolle Reihenfolge der Informationen (cf. LANGER et al. 1999: 18). Die äußere Gliederung bezieht sich auf den Aufbau des Textes, d.h.,

[z]usammengehörige Teile sind übersichtlich gruppiert, z.B. durch überschriftete Absätze. Vor- und Zwischenbemerkungen gliedern den Text. Wesentliches wird von weniger Wichtigem sichtbar unterschieden, z.B. durch Hervorhebungen oder durch Zusammenfassungen. (LANGER et al. 1999: 18)

Die von Langer et al. bezeichnete „äußere Gliederung“ wird im nächsten Unterpunkt behandelt, da sie einer gesonderten theoretischen Fundierung bedarf. In Bezug auf den GB möchte ich auch nicht von „äußerer Gliederung“ sprechen, da wir uns nach meiner Definition noch auf der kapitelinternen, mittleren Ebene (cf. SAUER 1997: 95) befinden, d.h. auf der Ebene der Paragrafen und Kapitel. Die folgerichtige Verknüpfung der Sätze ist zwar auch ein kapitelinternes Problem, doch sind die betroffenen Satzkomplexe der lokalen, untersten Ebene zuzuordnen (cf. SAUER 1997: 95) und wurden deshalb bereits in der Rubrik „Logik der Thematischen Entfaltung“ erläutert.<sup>204</sup> Der wohlgeordnete Textaufbau betrifft also die Reihenfolge der Informationen. Groeben liefert in diesem Zusammenhang genauere Hinweise auf die Möglichkeiten der Aufbereitung von Informationen. In der Dimension „Kognitive Strukturierung“, die er für die wichtigste Größe im Verstehensprozess erachtet (cf. GROEBEN 1982: 199), wird auf der Basis der Assimilationstheorie nach D. P. Ausubel et al. einerseits auf das sequentielle Arrangieren von Informationen und andererseits auf die sinnorientierte, natürliche Textstruktur verwiesen (cf. GROEBEN 1982: 243). Informationen sollten „in einer Sequenz angeordnet [werden], die von den grundsätzlichen und inklusiven Konzepten absteigt zu den weniger inklusiven bis hin zur Vermittlung konkreter Fakteninformationen“ (GROEBEN 1982: 239). Untersuchungen haben ergeben, dass Lernergebnisse verbessert werden, sobald der Inhalt des Textes hierarchisch sequenziert dargestellt wird. Auch wenn es dem Leser der GB nicht darum geht, sich die Informationen in einem Lernprozess anzueignen, halte ich den Hinweis auf die Strukturierung der Inhalte für sinnvoll, da sie der kognitiven Aufnahme und Verarbeitung von Informationen entgegenkommt. Im Rahmen der zyklischen Textverarbeitung wurde auf die hierarchische Organisation unseres Wissens hingewiesen (cf. BALLSTAEDT et al. 1981: 37ss.).

---

<sup>204</sup> Sauer gliedert einen Text in eine lokale, eine mittlere und eine globale Ebene, die auch für den GB Gültigkeit haben (cf. SAUER 1997: 96): Zur untersten Stufe gehören Wörter und Sätze sowie Satzkomplexe, die jedoch noch keine eigenständigen Unterkapitel bilden; die mittlere Ebene umfasst einen bis mehrere Paragrafen mit Zwischentiteln sowie einzelne Kapitel mit Unterkapiteln; zur globalen Ebene zählt der Gesamttext mit sämtlichen Kapiteln, dem Inhaltsverzeichnis, dem Anhang und dem Glossar bzw. Stichwortverzeichnis.

Viele GB beginnen ihren Lagebericht mit der Beschreibung der wirtschaftlichen Situation in Deutschland bzw. in der Welt: „Während sich die gesamtwirtschaftlichen Rahmenbedingungen in Deutschland 1997 leicht verbesserten – [...] – verzeichnete die Bauindustrie erneut eine negative Entwicklung. Insgesamt verringerten sich die Auftragseingänge [...]. Die Bauinvestitionen sanken [...]“ (Creaton 1997, Seite 7); „Im Jahr 1998 wuchs das Bruttoinlandsprodukt gegenüber dem Vorjahr real um 2,8% nach 2,2% im Jahr 1997. [...] Mit einer durchschnittlichen Zahl von 4,28 Millionen Arbeitslosen [...]“ (Spar 1998, Seite 16); „Die gesamtwirtschaftlichen Rahmenbedingungen haben sich im Laufe des Jahres wieder verbessert. Das Abklingen der Finanz- und Wirtschaftskrise in Südostasien [...]“ (Henkel 1999, Seite 10). Ausgehend von den grundsätzlichen, inklusiven Konzepten wie den gesamtwirtschaftlichen Rahmenbedingungen werden speziellere Informationen zur Lage der Branche bzw. des Unternehmens gegeben: „Der allgemeinen Konjunkturflaute in der Bauindustrie standen auch 1997 wieder positive Impulse in den für CREATON wichtigen Teilbereichen Altbausanierung [...] gegenüber“ (Creaton 1997, Seite 7); „Der deutsche Einzelhandel erwirtschaftete 1998 einen Umsatz von DM 718,6 Milliarden DM [sic!], was einem nominalen Plus von 0,5% entspricht“ (Spar 1998, Seite 17). Henkel hat sich entschieden, die Umsatzentwicklung insgesamt und das Ergebnis voranzustellen sowie eine Änderung der Unternehmensbereiche zu thematisieren, bevor die Umsatzentwicklung in den einzelnen Regionen dargestellt wird (cf. Henkel 1999, Seite 10/11). Der Aufbau der Paragrafen „Umsatzentwicklung nach Regionen“ erfolgt – bis auf eine Ausnahme<sup>205</sup> – nach dem Schema des sequentiellen Arrangierens, d.h., von der konjunkturellen Lage der Region insgesamt geht der Text zu den dort erwirtschafteten Umsätzen über, z.B.: „In den USA setzte sich das kräftige Wirtschaftswachstum fort. Wir erzielten [...]“ (Henkel 1999, Seite 11). Eine derartige Anordnung der Informationen ermöglicht das sukzessive Verarbeiten von Inhalten, die aufeinander aufbauen.

Kommen wir zu der Frage der inhaltlichen Redundanzen, die meiner Meinung nach den Textaufbau ebenfalls beeinflussen: In der Rubrik „Lexik“ wurde bereits auf die wörtliche und synonymische Wiederholung hingewiesen. Inhaltliche Redundanzen umfassen jedoch keine synonymischen Wiederholungen – ihre Vorteile wurden ausführlich dargelegt –, sondern beziehen sich auf eine thematische Weitschweifigkeit, die sich in „der Darstellung unnötiger Einzelheiten, überflüssigen Erläuterungen, [in] breite[m] Ausholen, [im] Abschweifen vom Thema [...] und [in] leere[n] Phrasen“ äußert (cf. LANGER et al. 1999: 20). Ohne spezifisches betriebswirtschaftliches Wissen ist es schwierig zu beurteilen, ob es sich bei bestimmten Informationen um unnötige Einzelheiten oder überflüssige Erklärungen handelt. Ich möchte mit der Frage nach den inhaltlichen Redundanzen eher auf eine Schwäche der Aktionärsbriefe hinweisen: Finden sich im BadA (wörtliche) Wiederholungen aus dem Lagebericht? Keller betont in diesem Zusammenhang, dass der Aktionärsbrief nicht der Ort sei, um

---

<sup>205</sup> Bei der Beschreibung der Umsätze in Afrika wird auf die Schilderung der dortigen wirtschaftlichen Lage verzichtet (cf. Henkel 1999, Seite 12).

den Lagebericht zusammenzufassen. Wie die Umfrage ergeben hat, sehen ihn jedoch viele Leute als solchen (cf. Kapitel 3). Der Aktionärsbrief scheint aber der Ort zu sein, an dem der Leser Informationen zur Unternehmensphilosophie und zur unternehmerischen Vision erwartet (cf. HGB-Studie 1998: 9). Um den BadA in dieser Hinsicht optimal zu nutzen, sind inhaltliche Redundanzen und v.a. wörtliche Wiederholungen im Aktionärsbrief und im Lagebericht zu vermeiden.

### **7.3.10.2 Werden Vorstrukturierungen oder vorgeschaltete Zusammenfassungen eingesetzt?**

Die Wirkung von Vorstrukturierungen und Zusammenfassungen sind in der Verständlichkeitsforschung am sorgfältigsten von Norbert Groeben untersucht worden; sie gehören der Dimension „Kognitive Strukturierung“ an (cf. GROEBEN 1982: 234ss.). Diese Dimension baut – wie bereits erwähnt – auf der Assimilationstheorie von Ausubel et al. auf. Der Grundgedanke dieser Lerntheorie besagt, dass neue Lerninhalte einerseits an bereits vorhandene kognitive Strukturen assimiliert werden und das dabei andererseits diese Strukturen modifiziert werden, d.h., es greifen zwei Prozesse ineinander: die Subsumtion und die progressive Differenzierung. Unter „Subsumtion“ verstehen Ausubel et al. den Prozess der

Verknüpfung neuer Informationen an bereits bestehende Segmente der kognitiven Struktur [...]. Da die kognitive Struktur selbst hinsichtlich des Abstraktionsgrads, der Generalität und der Reichweite von Ideen meistens hierarchisch organisiert ist, ist das Entstehen **neuer** propositionaler Bedeutungen in den meisten Fällen ein Zeichen für die **untergeordnete** Beziehung des neuen Stoffs zu der bestehenden kognitiven Struktur. (AUSUBEL et al. 1980: 84)

Ausubel et al. differenzieren weiterhin zwei Arten des subsumtiven Lernens: Die neue Information wird als spezifisches Beispiel oder als Veranschaulichung für einen bereits etablierten Begriff aufgefasst und ist daher leicht ableitbar; man spricht von „derivativer Subsumtion“. Stellt die neue Information hingegen eine „Erweiterung, Ausarbeitung, Modifizierung oder Einschränkung“ von zuvor erworbenem Wissen dar, handelt es sich um eine „korrelative Subsumtion“ (cf. AUSUBEL et al. 1980: 84s.). Parallel zum Subsumtionsprozess läuft die progressive Differenzierung ab, d.h., die kognitive Struktur mit ihren vorhandenen Inhalten ändert sich, indem sie umorganisiert wird (cf. AUSUBEL et al. 1980: 158). Als Konsequenz seiner Theorie leitet Ausubel so genannte „Organisationshilfen“ für die praktische Anwendung ab, die dem Lernenden zeigen sollen, dass die „Elemente neuer Lernstoffe sinnvoll gelernt werden können, wenn man sie auf spezifisch relevante Aspekte der bestehenden kognitiven Struktur bezieht“ (AUSUBEL et al. 1980: 209). Im Gegensatz zu einfachen Zusammenfassungen, mit denen die „advance organizer“ oftmals verwechselt werden (cf. GROEBEN 1982: 236), operieren diese Organisationshilfen mit einem höheren Grad an „Abstraktion, Generalität und Reichweite“ als der neu zu lernende Inhalt (cf. AUSUBEL et al. 1980: 209). Während sich Zusammenfassungen auf demselben

Abstraktionsniveau wie der neue Lernstoff befinden, bieten die „advance organizer“ am Anfang des Textes höhere, inklusivere kognitive Konzepte und Strukturen an, um „die *Kluft* zwischen dem, was der Lernende *schon weiß*, und dem, was er *wissen muß*, zu überbrücken [...]“ (cf. AUSUBEL et al. 1980: 210). D.h., vor der eigentlichen Fakteninformation strukturiert der „advance organizer“ auf einer abstrakteren Ebene mithilfe genereller Konzepte den darauf folgenden Inhalt vor; daher spricht Groeben auch von der „Vorstrukturierung“ (cf. GROEBEN 1982: 235). Ausubel unterscheidet zwei Arten von Organisationshilfen: Geht der Textproduzent davon aus, dass der folgende Inhalt für den Rezipienten komplett neu ist, sollte er zu einer „erläuternden Organisationshilfe“ greifen, die „in erster Linie eine ideelliche Verankerung in Begriffen [gibt], die dem Lernenden schon bekannt sind“ (cf. AUSUBEL et al. 1980: 211). Ist anzunehmen, dass der Rezipient mit dem folgenden Thema jedoch bereits annähernd vertraut ist, bietet sich eine „vergleichende Organisationshilfe“ an, „um sowohl neue Ideen mit fundamental ähnlichen Konzepten in der kognitiven Struktur zu integrieren als auch die Unterscheidbarkeit zwischen neuen und vorhandenen Ideen [...] zu erhöhen“ (AUSUBEL et al. 1980: 211). Das Erstellen von Organisationshilfen erfolgt in drei Schritten: Der Textproduzent stellt zunächst die zentralen Begriffe zusammen, die im darauf folgenden Text thematisiert werden. Dann sucht er nach übergeordneten Begriffen, die er als dem Rezipienten bekannt voraussetzen kann und schließlich stellt er eine Verbindung zwischen den übergeordneten Begriffen beim Rezipienten und den neuen Begriffen im Text her (cf. BALLSTAEDT 1994: 24). In Bezug auf den Lerneffekt bleibt festzuhalten, dass

Vorstrukturierungen eine schwache, aber stabile lernerleichternde Wirkung [besitzen]. Diese positive Effektivität für das Behalten von Textmaterial wird besonders deutlich bei: langfristigen Lernaufgaben, konzeptuellem, Transfer erforderndem Lernen sowie schwierigem, unvertrautem Lernmaterial [...]. (GROEBEN 1982: 239)

In Kapitel 7.3.9.1 wurden Zusammenfassungen und Vorankündigungen – im Gegensatz zu Nussbaumer (cf. NUSSBAUMER 1991: 250) – nicht den metakommunikativen Signalen auf morphosyntaktischer Ebene zugeordnet; sie betreffen vielmehr den internen Aufbau des Textes und werden deshalb nun in der Rubrik „Innere Textstrukturierung“ behandelt.

In den GB ist die Technik der Vorstrukturierungen im strengen Sinne wenig verbreitet. Eine Ausnahme finden wir im BadA der Kaufring AG. Die Autoren beginnen den Brief mit zwei Fragen, auf deren strukturierende Leistung bereits mehrfach hingewiesen wurde: „Mit welchen Problemen hatten wir zu kämpfen?“ und „Wie gehen wir dagegen an?“ Im Anschluss daran formulieren sie auf diesem abstrakten Niveau mit Inklusionskonzepten weiter: „Im Folgenden werden wir Ihnen die Herausforderungen schildern, vor die wir im Berichtsjahr gestellt waren. Wir werden Ihnen darlegen, welche Auswege aus der Krise wir sehen und welche Maßnahmen wir ergriffen haben, um unser Unternehmen in eine gewinnbringende und sichere Zukunft zu führen“ (Kaufring 1999, Seite 3). In dem Brief erläutert der Vorstand u.a. den Verlust von zwei Großkunden sowie die

entzogene Unterstützung mehrerer Banken und die daraus resultierenden Liquiditätsprobleme. Für diesen Sachverhalt die übergeordneten Begriffe **Problem**, **Krise** und **Herausforderung** zu wählen, scheint mir angemessen. Ebenso fasst **Maßnahmen** die Einzelheiten des Sanierungs- und Restrukturierungsprogramms adäquat zusammen. „Advance organizer“ in dieser Form sind jedoch nicht oft zu finden.

Im Gegensatz dazu sind viele Berichte dazu übergegangen, einzelnen Kapiteln einfache Zusammenfassungen vorzuschalten (cf. z.B. Creaton 1997, Deutsche Telekom 1999, Deutsche Steinzeug 1999, Salamander 1998). Üblicherweise befinden sich Zusammenfassungen jedoch am Ende des jeweiligen Kapitels.<sup>206</sup> Wie ist nun das Voranstellen der Resümees in den GB zu beurteilen?

Hinsichtlich der Stellung der Zusammenfassung – vor oder nach dem Text – sind die Ergebnisse nicht einheitlich: zweimal führte die Stellung nach dem Text zu einem besseren Lerneffekt [...], zweimal gab es keine Unterschiede zwischen Experimental- und Kontrollgruppe; da die Stellung nach dem Text aber zumindest eindeutig nicht schlechter ist als vor dem Text und die Stellung vor dem Text bereits für die abstraktere Vorstrukturierung (Advance Organizer) vorbehalten wurde, sind Zusammenfassungen in der praktischen Anwendung sinnvollerweise für die Plazierung nach dem Text bzw. Textabschnitt vorzusehen. (GROEBEN 1982: 246)

In Bezug auf die GB müssen wir wieder berücksichtigen, dass der Leser die Inhalte zur Kenntnis nehmen möchte, jedoch nicht beabsichtigt, sie sich in einem Lernprozess anzueignen. Sicherlich möchte der Textproduzent dennoch, dass der Leser einige Fakten memoriert. Gegen eine vorangestellte Zusammenfassung in den GB ist daher nichts einzuwenden, zumal die lernpsychologischen Ergebnisse auch keine nachteiligen Effekte voraussagen. Im Rahmen des propositionalen Ansatzes wird darauf verwiesen, dass vorangestellte Zusammenfassungen die zentralen, d.h. hierarchiehohen Propositionen zur Verfügung stellen und somit dem Leser das Aufbauen der Textbasis erleichtert wird, da unnötige Umorganisationen vermieden werden (cf. BALLSTAEDT et al. 1981: 132; GRABOWSKI 1991: 50). Unter kognitiven Aspekten betrachtet wird die Funktion vorangestellter bzw. nachgestellter Zusammenfassungen darin gesehen,

daß sie den Lernenden mit wesentlichen im Text behandelten Konzepten vertraut machen bzw. die Konzepte wiederholen und so zu größerer Stabilität, Klarheit und Unterscheidbarkeit dieser Konzepte in der Wissensstruktur beitragen können [...]. (BALLSTAEDT et al. 1981: 132)

Darüber hinaus konnte nachgewiesen werden, Zusammenfassungen wirken dem Vergessen entgegen (cf. GROEBEN 1982: 244). Dazu ist es notwendig, dass die Konzepte möglichst stabil und klar sind, damit sie nicht in einem quasi rückwärts ablaufenden Subsumtionsprozess an die übergeordnete Kategorie assimiliert und

---

<sup>206</sup> Cf. z.B. in verschiedenen Lehrbüchern: HEIJNK 1997, GROEBEN 1982, BALLSTAEDT et al. 1981.

vergessen werden; Ausubel et al. sprechen von „auslöschender Assimilation“ (cf. AUSUBEL et al. 1980: 172). Auf der Ebene des Beziehungsmanagements stellen die vorangestellten Resümees abermals eine Methode dar, dem Leser einen schnellen Überblick über das folgende Kapitel zu gewähren:

Dem selektiv Lesenden wird hierdurch in Verbindung mit dem Inhaltsverzeichnis sowie den Überschriften [...] die Möglichkeit geboten, auf ökonomische Weise herauszufinden, welche der behandelten Inhalte den eigenen Interessen entsprechen. (BALLSTAEDT et al. 1981: 133)

In den GB eignen sich die vorangestellten Zusammenfassungen aus lernpsychologischen Gründen ebenso wie aus Gründen der Adressatenfreundlichkeit; dabei ist darauf zu achten, dass die dargestellten konkreten Konzepte deutlich voneinander unterscheidbar sind.

### ***7.3.10.3 Ist der Text systematisch mittels Überschriften und Querverweisen erschlossen?***

Alle GB umfassen mehrere Kapitel und somit auch mehrere Überschriften; unüblich ist es in den GB die Kapitel durchzunummerieren. Als Folge tritt in manchen GB eine unsystematische Gliederungstiefe bzw. eine falsche Zuordnung zwischen Inhaltsverzeichnis und Überschrift (cf. Kapitel 7.3.11) auf. In den meisten GB wird der Lagebericht von den Kapiteln zu den einzelnen Unternehmensbereichen und vom Konzernanhang getrennt (cf. z.B. B.U.S 1998/99; Deutsche Telekom 1999, Jenoptik 1999, Henkel 1999). Der B.U.S-Bericht weist z.T. eine Gliederung in vier Ebenen (cf. B.U.S 1998/99, Seite 27) und z.T. eine Gliederung in zwei Ebenen auf (cf. B.U.S 1998/99, Seite 18). Das Kapitel „Beschäftigte“ auf der Seite 18 hätte beispielweise – in Anlehnung an die folgenden Kapitel – ebenfalls mit Zwischenüberschriften versehen werden können. Umgekehrt ist die Unterüberschrift der dritten Ebene auf Seite 27 „B.U.S Transport GmbH“ weniger sinnvoll, da die übergeordnete Überschrift ebenfalls „Transport“ lautet. Zudem ist zur kognitiven Wirkung übertriebener Gliederungstiefen anzumerken:

Mit einer Inflation an Haupt-, Unter- sowie Unter-Unterüberschriften ist einem Leser häufig nicht gedient. Sie kann im Gegenteil dazu beitragen, daß der Überblick verloren geht und damit eine potentielle Wirkung von Überschriften, nämlich zur Orientierung im [Lehr]text beizutragen und den Zugang zu spezifischen Inhalten zu erleichtern, nicht zum Tragen kommt. (BALLSTAEDT et al. 1981: 181)

Es werden im Allgemeinen zwei bzw. drei Arten von Überschriften unterschieden: 1. Zu den nicht-thematischen Überschriften werden Aufmacher gezählt, die die Aufmerksamkeit des Lesers auf sich ziehen sollen. Ferner gehören strukturierende Überschriften zu dieser Gruppe; sie operieren auf der Metaebene und haben keinen Bezug zum Textthema, z.B.: „Einleitung“, „Zusammenfassung“. 2. Zur Gruppe der thematischen Überschriften gehören Überschriften, die in die

Textstruktur eingebettet sind und zentrale, in der Hierarchie oben stehende Propositionen abbilden. 3. Perspektivische Überschriften gelten als Variante der thematischen Überschriften: Der Autor lässt seine Sicht der Dinge in die Formulierung einfließen (cf. BALLSTAEDT et al. 1981: 171s.). Nicht-thematische Überschriften sind nicht in den GB zu finden. In den meisten Berichten wechseln sich thematische und perspektivische Überschriften ab: „Aluminiumbereich mit guten Wachstumsaussichten“ und „Nicht-Metall-Recycling“ (B.U.S. 1998/99, Seite 13). In diesem Fall handelt es sich jedoch um Überschriften derselben Gliederungsebene, sodass man sich vor dem Hintergrund der einheitlichen Gestaltung für eine Möglichkeit entscheiden sollte (cf. HEIJNK 1997: 125).

Auf die kognitive Wirkung von Überschriften wird in der Verständlichkeitsforschung an verschiedenen Stellen Bezug genommen: Groeben äußert sich vorsichtig, indem er den Überschriften einen „lernerleichternden Effekt“ zuspricht, der jedoch „vermutlich bei langen Texten (evtl. mit einem vorgesetzten Inhaltsverzeichnis) erst richtig zum Tragen kommt“ (GROEBEN 1982: 251). Ballstaedt behandelt den Sachverhalt ausführlicher (cf. BALLSTAEDT et al. 1981: 171-181). Insgesamt kann hier festgehalten werden, dass Überschriften kondensierte Zusammenfassungen des darauf folgenden Abschnitts sind und daher ähnliche Funktionen wie die Zusammenfassungen übernehmen:

Textdesigner verwenden thematische Überschriften, um dem Leser einen besseren Überblick über die im Text behandelten Inhalte zu verschaffen sowie ihm einen schnellen Zugang zu den Textinhalten im Falle einer selektiven Textverarbeitung zu ermöglichen. (BALLSTAEDT et al. 1981: 171)

Auf der kognitiven, „generellen Ebene der verständlichkeitsfördernden Texteigenschaften“ (cf. BIERE 1990: 25) werden in der Überschrift idealiter die zentralen Inhalte/Propositionen präsentiert, die der Leser zur Integration des folgenden Textes benötigt. Auf diese Weise werden „zweitaufwendige Inferenzen, Suchprozesse im Langzeitgedächtnis sowie Reorganisationen“ vermieden (cf. BALLSTAEDT et al. 1981: 178). Dabei gilt als erwiesen, dass die in der Überschrift genannten Propositionen die Rezeption des nachstehenden Textes maßgeblich beeinflussen, d.h., die Überschriften wirken aufmerksamkeitssteuernd und selektiv (cf. BALLSTAEDT et al. 1981: 175s.). Auf der „adressatenspezifischen Ebene“ (cf. BIERE 1990: 25) tragen die Überschriften zur schnelleren Orientierung im Text bei, wobei die perspektivischen Überschriften die Sichtbarwerdung des Autors fördern (cf. Kapitel 7.3.6.4) und dadurch einen persönlichen Stil begünstigen.

Eine andere Möglichkeit, dem Text eine innere Struktur zu verleihen und dadurch die Orientierung im Text zu optimieren, besteht in der Verwendung von Marginalien. Ihnen kommt eine ähnliche Funktion zu wie den Überschriften:

Sie ermöglichen dem Leser einerseits einen besseren Überblick über den Textinhalt sowie einen rascheren Zugriff zu interessierenden Inhalten. [...]

Indem Marginalien Kategorien der *Superstruktur* bzw. *Makropositionen*<sup>207</sup> herausstellen, kann ferner eine Lernförderung im Sinne einer organisierten Textverarbeitung sowie einer Verbesserung von Wiedergabeleistungen erwartet werden. (BALLSTAEDT et al. 1981: 182s.)

Auch bei den Marginalien unterscheiden wir wieder formale und inhaltliche Marginalien; diese Differenzierung entspricht in etwa der Einteilung „nicht-thematisch/thematisch“ bei den Überschriften. Die tatsächlich lernerleichternde Wirksamkeit der Marginalien konnte in Experimenten nicht bestätigt werden; ihre Leistung liegt eher in einer verbesserten Orientierung im Text, die ein schnelleres Auffinden von Informationen beim wiederholten Lesen ermöglicht (cf. BALLSTAEDT et al. 1981: 184). Auch unter den GB finden wir einige Exemplare, die mit Marginalien thematischer Art arbeiten (cf. z.B. Spar 1997, WELL A 1997, HypoVereinsbank 1999). Da die GB jedoch durch Inhaltsverzeichnisse, Überschriften und typografische Gestaltung ausreichend strukturiert sind, ist davon auszugehen, dass „auch Marginalien kaum noch zur weiteren Verdeutlichung der Inhaltsstruktur bei[tragen]“ (cf. BALLSTAEDT et al. 1981: 185). Am GB der Wella AG wird dieser eher Verwirrung stiftende Effekt besonders deutlich: Die Marginalien zieren die Seitenränder in fast identischer Schriftgröße und Farbe wie die Überschriften, so dass der Eindruck einer „überladenen“ Seite entsteht (cf. z.B. WELL A 1997, Seite 29, 47). Der Einsatz von Marginalien ist in diesem Fall als fragwürdig zu beurteilen; insgesamt hängt er davon ab, wie der Text durch Überschriften bereits strukturiert ist.

An anderer Stelle (cf. Kapitel 7.3.7.3) hatte ich bereits erläutert, dass ich zwischen internen und externen Querverweisen differenziere: Die externen Querverweise beziehen sich auf Informationen, die außerhalb des GB-Textes zu finden sind, während sich die internen Querverweise auf Angaben innerhalb des Berichtes beziehen. Zu diesen Verweisen zähle ich in erster Linie Seitenangaben, die dem Leser die Möglichkeit bieten, sich an angegebenem Ort genauer zu informieren. Derart gestaltete Hinweise dienen dazu, die Struktur des Textes transparenter zu machen und inhaltliche Redundanzen zu vermeiden, indem auf die ausführlichere Behandlung an anderer Stelle verwiesen wird. Interne Querverweise finden wir z.B. in den GB folgender Unternehmen: GEA 1998, Seite 28: „[...] ein internationales Programm zur Führungskräfteentwicklung aufgelegt (siehe gegenüberliegende Seite)“; B.U.S 1998/99, Seite 15: „Wie die Kapitalflussrechnung auf Seite 52 des Geschäftsberichts zeigt, verringerten [...]“; Deutsche Telekom 1999, Seite 52: „[...] und nutzen so vorhandene Ressourcen (siehe auch Netzinfrastruktur, Seite 81).“ Weniger geeignet ist ein Hinweis wie der folgende: „Detaillierte Angaben zum Jahresabschluß finden Sie auf den Seiten 34-78“ (Unternehmen 7, 1999, Seite 11). Die Seitenangabe ist zu umfassend, als dass

---

<sup>207</sup> Ballstaedt et al. unterscheiden zwischen der Super- und der Makrostruktur: Die Superstruktur bezieht sich auf Bezeichnungen der Metaebene (Einleitung, Schluss, Definition, Funktion), wohingegen die Makrostruktur die thematischen Propositionen der höheren Hierarchieebene bezeichnet (cf. BALLSTAEDT et al. 1981: 74ss.).

sie über die allgemein bekannte Tatsache, den Bilanzteil am Ende des GB zu finden, zusätzliche Informationen liefern würde.

### **7.3.10.4    *Entsprechen die Überschriften den Inhalten der Abschnitte bzw. Kapitel?***

Im letzten Kapitel der Rubrik „Innere Textstrukturierung“ wird die inhaltliche Kohärenz der Überschrift zum Inhalt des jeweiligen Abschnitts untersucht. Ähnlich wie bei der willkürlichen Wahl der Absätze finden wir in den GB zahlreiche Beispiele für nicht übereinstimmende Inhalte und Überschriften: So lautet im BadA der B.U.S AG die letzte Zwischenüberschrift „Managementsysteme für Umwelt und Qualität, ein Schlüsselfaktor zum Unternehmenserfolg“ (B.U.S 1998/99, Seite 5). In dem darauf folgenden Absatz geht es um diese Managementsysteme, wohingegen der sich anschließende Absatz das Thema der ungeklärten Gesellschafterfrage behandelt. Die Überschrift stellt nicht die Propositionen zur Verfügung, die der Leser benötigt, um alle folgenden Absätze zu verarbeiten. Auch in nachstehendem Fall weckt die Überschrift andere Erwartungen an Informationen als im Text gegeben werden: „Pro-Kopf-Umsatz gestiegen“ heißt es dort. Statt einer konkreten Zahl wird der stabile Personalbestand thematisiert und folgender allgemeiner Hinweis gegeben: „Weitere produktivitätssteigernde Effekte gingen von unseren Maßnahmen zur Kostensenkung und Prozeßoptimierung aus, die in allen Gesellschaften des Geschäftsbereichs als kontinuierliche Programme laufen“ (GEA 1998, Seite 33). Inhalt und Überschrift sind nur sehr indirekt aufeinander bezogen.

### **7.3.10.5    *Wie sind Grafiken (Tabellen/Diagramme/Karten) und Bilder in den Text eingebunden?*<sup>208</sup>**

„Ein Geschäftsbericht ohne Bilder? Undenkbar. Nur jeder zehnte Leser ignoriert sie“ fand die HGB-Studie heraus (HGB-Studie 1998: 17). Genauso undenkbar wäre ein Bericht ohne Grafiken. Grafiken und Bilder gehören als wesentliche Bestandteile zum GB. In Diagrammen und Tabellen werden u.a. Kursverläufe, Investitionen, Abschreibungen und Cashflow sowie Mitarbeiterzahlen dargestellt. Die Tabellen bieten den entscheidenden Vorteil, einen Jahresvergleich auf einen Blick abilden zu können.<sup>209</sup> Flussdiagramme visualisieren den Verlauf einer Entwicklung; Kuchendiagramme zeigen die Anteile bestimmter Größen. „So eignen sich Graphiken vor allem zur Darstellung von räumlichen und konzeptuellen Zusammenhängen, zur Veranschaulichung schwer beschreibbarer Details und zur Präsentation großer Datenmengen“ (BALLSTAEDT et al. 1981: 238).

Ich werde das Thema der Visualisierungen nur kurz behandeln, da es sich erstens um ein Randgebiet der Linguistik handelt<sup>210</sup> und zweitens z.T. fundierte

---

<sup>208</sup> Für einen historischen Überblick des Text-Bild Verhältnisses cf. EBERLEH 1990: 67-70.

<sup>209</sup> „Im Schnitt nutzen 50 % Auswertungen und Querverweise zwischen den Kennzahlen mehrerer Jahre“ (HGB-Studie 1998: 19).

<sup>210</sup> Der Zusammenhang von Bild und Text wird v.a. in der pädagogischen bzw. lernpsychologischen Forschung betrachtet. 1994 erschien eine fünfteilige Serie „Mit den Augen lernen“, die diesen Zusammenhang an unterschiedlichen Lehr- und Lernmedien unter

betriebswissenschaftliche Kenntnisse vonnöten sind, um Folgendes zu beurteilen: Ballstaedt et al. sprechen von der „Komplementarität oder der ‚Verzahnung‘ von Text und Graphik“, wobei sie diesen Aspekt als die „entscheidende Bedingung für eine Auswirkung graphischer Gestaltungsmittel auf den Verarbeitungsprozeß“ erachten (BALLSTAEDT et al. 1981: 235<sup>211</sup>). Sauer formuliert ihre Abhängigkeit folgendermaßen:

Visualisierungen sind Bildformen gewissermaßen eigenen Rechts, die mit dem Textbild interagieren – oder eben auch nicht. Wenn sie interagieren, dann handelt es sich um visuelle Ersetzungen oder Ergänzungen von Textpassagen. Wenn sie nicht interagieren, dann kann der Leser nicht ohne weiteres nachvollziehen, welche spezifische Funktion eine bestimmte Visualisierung hat. (SAUER 1997: 97)

Tabellen, Diagramme und Karten haben demnach die Funktion, die Leseaufgabe zu unterstützen. Hinzu kommt, dass Abbildungen im Allgemeinen sicherlich dazu geeignet sind, „Aufmerksamkeit [zu] erregen, für Abwechslung beim Lesen [zu] sorgen und der Anschaulichkeit [zu] dienen, wenn Sachverhalte darzustellen sind, die sprachlich nur sehr umständlich ausgedrückt werden können“ (HEIJNK 1997: 129<sup>212</sup>). Dennoch ist v.a. darauf zu achten, dass sie nicht „in inkohärente[r] Relation zu der textlichen Information“ stehen (GROEBEN 1982: 227).

Im Folgenden werde ich einzelne Fälle herausgreifen und beschreiben, in denen die Komplementarität von Visualisierung und Text hinterfragt wird. Im B.U.S-Bericht des Jahres 1998/99 werden auf den Seiten 22 bis 27 die Geschäftsentwicklungen einzelner Segmente in verschiedenen Regionen dargestellt. Die Karte, die die Präsenz des Unternehmens in Europa veranschaulicht, finden wir erst auf der Seite 28. Zum einen riskiert die Karte an dieser Stelle gänzlich übersehen zu werden und zum anderen würde sie vor der Berichterstattung – also zwischen den Seiten 22 und 23 – einen Rahmen liefern, an den folgende Informationen angeknüpft werden könnten; die Karte würde dann im Sinne Ausubels die Funktion einer „Ankeridee“ übernehmen (cf. AUSUBEL et al. 1980: 62). – Ein anderes Beispiel finden wir auf Seite 7: Ein Verweis lenkt den Leser auf die darunter stehende Tabelle: „Der Chart zeigt markante Kursveränderungen synchron zu den Vorkommnissen unserer Muttergesellschaft der EWS“ (B.U.S 1998/99, Seite 7). Im Allgemeinen helfen derartige Verweise einen Bezug zwischen Text und Grafik herzustellen. Es wird sogar empfohlen, den „Text [...] ausdrücklich auf das Bild Bezug nehmen“ zu lassen (cf. BALLSTAEDT 1994: 49) – eine Empfehlung, der ich nicht generell zustimmen möchte, da sie

---

didaktischer und lernpsychologischer Perspektive analysiert (cf. WEIDENMANN 1994: 7). Diese Untersuchungen sind für die GB-Analyse nur am Rande von Interesse, da die Produzenten der GB den Inhalt nicht als Lehrmaterial präsentieren. Lern- und Behaltenseffekte stehen hier eher im Hintergrund. Dennoch gibt es einige wichtige Prinzipien der Visualisierung, die auch im GB beachtet werden sollten.

<sup>211</sup> Cf. hierzu auch BALLSTAEDT 1994: 49.

<sup>212</sup> Dieses Zitat geht wieder einmal ohne Angabe der Quelle – wie an mehreren anderen Stellen auch – fast wörtlich auf einen anderen Text zurück, nämlich auf BALLSTAEDT et al. 1981: 234.

auch redundant sein kann. Im vorliegenden Fall befindet sich die Grafik direkt unter dem Text und der Verweis ist somit hinfällig. Zudem zeigt die Grafik den Kursverlauf der B.U.S-Aktie im Vergleich zum M-DAX; der synchrone Verlauf der Aktie der Muttergesellschaft ist aus diesem Diagramm jedoch nicht ersichtlich. Text und Diagramm widersprechen in diesem Fall sogar einander, sodass die Wirkung der Visualisierung verloren geht. Abschließend sei noch auf ein positives Beispiel verwiesen: In dem Kapitel „Beschäftigte“ wird der Zuwachs der Mitarbeiter erläutert und darauf hingewiesen, dass der Ausbau der Geschäftsbereiche sich in den Mitarbeiteranteilen niederschlage (cf. B.U.S 1998/99, Seite 18). In dem direkt darunter stehenden Kuchendiagramm – ein spezieller Verweis auf das Diagramm wäre hier nicht angemessen – wird die Anzahl der Beschäftigten nach Segmenten dargestellt. Die Information aus dem Text wird durch die Grafik ergänzt bzw. spezifiziert; folglich war die Entscheidung richtig, an dieser Stelle auf Text zu verzichten und den Sachverhalt durch eine Grafik zu veranschaulichen. Es ist also davon auszugehen, dass „bei einer Realisierung von inhaltlicher Komplementarität eine integrative Verarbeitung von Text und Graphik stattfindet, die zu einem tieferen Verständnis führt“ (BALLSTAEDT et al. 1981: 238). Dies konnte auch experimentell nachgewiesen werden (cf. BALLSTAEDT et al. 1981: 235ss.).

Neben der inhaltlichen Verzahnung sollte der Platzierung der Abbildungen mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden. In den GB stellt zumeist der Text das Leitmedium dar, das die relevanten Informationen transportiert. Daher sollte der Text auch so platziert sein, dass der Blick des Lesers zunächst auf ihn fällt. Bei einer Horizontalverteilung des Textes gehört die Abbildung unter den Text, bei einer Vertikalverteilung rechts neben den Text (cf. BALLSTAEDT 1994: 49). Dieses Prinzip wird in den GB fast immer missachtet: Es gibt GB, die sich für eine Horizontalanordnung des Textes entschieden haben und die Diagramme dennoch links und rechts vom Text anordnen (cf. z.B. Unternehmen 3, 1999, Seite 18/19; Hawesko 1998, Seite 22). Andere GB verfolgen eine Vertikalverteilung des Textes, z.T. in zwei Kolonnen, wobei sich die Tabellen oben und unten auf der Seite bzw. auf einer ganz anderen Seite befinden (cf. z.B. Audi 1997, Seite 57; B.U.S 1998/99, Seite 16/17). Sind Grafik und Text wie z.B. im GB des Unternehmens 3 auf Seite 25 auseinander gerissen, so ist ein Verweis unabdingbar, denn „[e]s ist ärgerlich, wenn die Leser eine Abbildung erst suchen müssen, statt das Bild zum Text oder den Text zum Bild in unmittelbarer Nähe und an vorhersagbarer Stelle zu finden“ (BALLSTAEDT 1994: 49).

Kommen wir nun zu den fotografischen Abbildungen: Bilder dienen dazu, die Kompetenz und die Leistungsfähigkeit eines Unternehmens darzustellen, vermutet die HGB-Studie (cf. HGB-Studie 1998: 17). V.a. Privataktionäre legen Wert auf den informativen Charakter der Bilder; dabei stehen insbesondere die Produkte des Unternehmens im Mittelpunkt des Interesses: „Dieser Meinung sind 80 % der Finanzjournalisten, 72 % der Analysten und der Privataktionäre sowie 48 % der institutionellen Anleger“ (HGB-Studie 1998: 17). An zweiter Stelle stehen Abbildungen von Führungskräften und Vorständen (72 % der institutionellen Anleger, 62 % der Politiker, 60 % der Privataktionäre und der Finanzjournalisten

und 56 % der Analysten. „Bilder von Mitarbeitern interessieren nur zwischen 24 % und 35 % der Befragten“ (HGB-Studie 1998: 17). Dass die Bilder von Mitarbeitern auf geringes Interesse stoßen, mag auf die fehlende Verbindung von Bild und Text zurückzuführen sein: Im GB wird neben der Unternehmensentwicklung die strategische Ausrichtung des Unternehmens thematisiert.<sup>213</sup> Für diese Entscheidungen zeichnet der Vorstand verantwortlich und daher ist es nicht verwunderlich, dass viele Leser sich auch für eine fotografische Abbildung des Vorstands interessieren. Die Produkte werden u.a. in den Kapiteln zu den einzelnen Unternehmensbereichen thematisiert und auch hier röhrt das Interesse aus dem geschriebenen Text: Das, worüber berichtet wird, möchte der Leser auch sehen, wie die Ergebnisse der Studie beweisen. Auf den Mitarbeiter-Bildern fehlt zumeist der Zusammenhang von Textinhalt und Mensch, d.h., wenn ich in der Bildunterschrift nur etwas über die Maschine erfahre, werde ich kaum Interesse an dem daneben stehenden Menschen entwickeln.

Die 45 GB des Korpus<sup>214</sup> für die BadA-Analyse stammen von 15 verschiedenen Aktiengesellschaften und decken einen Zeitraum von drei Jahren ab (cf. Kapitel 1). Aus dem Resultat der HGB-Studie, Abbildungen von Produkten erfreuen sich großer Beliebtheit, lässt sich die These entwickeln, dass Abbildungen in GB tendenziell weniger personalisiert werden. Die Berichte der 15 Unternehmen können diesbezüglich in drei Gruppen gegliedert werden:

1. Die erste Gruppe umfasst die GB der DaimlerChrysler AG und der FAG Kugelfischer AG. Hier ist eine zunehmende Personalisierung in Bezug auf die Fotos feststellbar. Im Daimler Benz-Bericht von 1997 finden wir noch zahlreiche Gruppenfotos ohne Namen; im 98er-Bericht gibt es ein Kapitel „Menschen bei DaimlerChrysler“ (Seite 12/13), in dem Fotos verschiedener Mitarbeiter zu sehen sind bzw. ihre Geschichte zu lesen ist. 1999 finden wir ebenfalls ein Bild mit dem Verweis auf den Namen der Abgebildeten (Seite 56). FAG hat sich in dem 99er-Bericht dazu entschlossen, die Gewinner eines Wettbewerbs namentlich zu erwähnen (Seite 29 bis 35), während in den Vorjahren Fotos von Mitarbeitern an diversen Maschinen zu sehen waren, deren Name nur in einem Fall genannt wurde (1997, Seite 41).
2. Die zweite Gruppe bilden GB, in denen sich in den drei Jahren nicht viel verändert hat. Hierzu gehören WELLA und Spar, die nur Produkte abbilden<sup>214</sup>, ThyssenKrupp, Phoenix, Mannesmann und Lufthansa.<sup>215</sup> In allen GB (außer WELLA und Spar) sind Fotos von Mitarbeitern im Werk, im Büro etc. zu sehen, die von einer allgemeinen oder überhaupt keiner Bildunterschrift ergänzt werden.

---

<sup>213</sup> In diesem Zusammenhang werden Schlüsselbegriffe wie *Portfolio-Optimierung*, *Globalisierung* und *wertorientierte Unternehmensführung* genannt (cf. z.B. HypoVereinsbank 1999, Seite 21; FAG 1999, Seite 2 und 3).

<sup>214</sup> Spar bildet nur in dem 99er-Bericht eine Mitarbeiterin ohne Bildunterschrift ab (Seite 41); sonst bestimmen Produktaufnahmen die Seitenaufmachung.

<sup>215</sup> Im 98er-Bericht der Lufthansa AG werden auf der Seite 61 ausnahmsweise zwei Starköche namentlich genannt.

3. Der dritten und größten Gruppe gehören sieben der 15 Unternehmen an: RWE, Harpen, Henkel, SKW, Dürkopp Adler, Telekom und Creaton. Die Tendenz dieser Berichte ist zunehmend unpersonalisierter in Bezug auf die abgebildeten Mitarbeiter: In den Creaton- und Henkel-Berichten des Jahres 1999 sind nur Produkte zu sehen, wohingegen in den 97er-Berichten beider Gesellschaften noch Mitarbeiter und Kunden z.T. mit Namen abgebildet waren. In ähnlicher Weise sind SKW und RWE von 1998 nach 1999 dazu übergegangen, statt zahlreicher Mitarbeiter im Werk etc. nur noch die Produkte darzustellen. Dürkopp Adler bildet 1997 Mitarbeiter mit Namen ab, wohingegen 1999 nur noch Mitarbeiter an Maschinen zu sehen sind (ohne Bildunterschrift). Die Telekom zeigte im 97er-Bericht Fotos von Menschen, die mit dem Unternehmen in Kontakt stehen, und setzte entsprechende Zitate unter die Bilder; 1998 gab es kurze personalisierte Fotostories am unteren Bildrand und Pressefotos; 1999 war der Bericht in einen werblichen Teil mit künstlerischen Fotos und einen Teil mit Pressefotos gegliedert, die sehr kleinformatig am oberen Bildrand zu sehen sind. Harpen hat Bilder von Personen ebenso konsequent verbannt wie Henkel und Creaton, wobei die Harpen-Berichte jedes Jahr von einem anderen Künstler gestaltet werden.

Insgesamt können wir also festhalten, dass sich die Tendenz tatsächlich in Richtung unpersonalisierter Abbildungen entwickelt. Sieben von 15 Unternehmen stellen 1999 Produktabbildungen bzw. eine künstlerische Umsetzung derselben in den Mittelpunkt (WELLA, Spar, SKW, RWE, Henkel, Creaton und Harpen). Wenn Menschen abgebildet werden, geschieht dies meist im Zusammenhang mit Maschinen. Die Bildunterschrift auf Seite 34 des 99er-Phoenix-Berichts weist durch ihre Passivformulierung auf das Umgehen der namentlichen Nennung hin. Zu sehen ist ein Mann, der eben jenes tut: „Hier wird eine Gummi-Zwischenlage mit großer Sorgfalt aufgelegt.“

Als Letztes möchte ich auf die Frage nach dem Zusammenspiel von Bild und Bildunterschriften eingehen. FAG hat das Verweissystem auf die Bildunterschriften am konsequentesten umgesetzt: Jede einzelne Bildunterschrift wird in den Berichten der Jahre 1998 und 1999 dem Foto zugeordnet. Andere Unternehmen verfahren dabei wesentlich uneinheitlicher: Im SKW-Bericht des Jahres 1998 sind die Bilder nicht betitelt; noch ein Jahr zuvor waren manche Bilder mit einer Bildunterschrift versehen und andere wiederum nicht. Im 97er-Bericht der Harpen AG sehen wir auf den Seiten 30/31 eine Fotostrecke von einer Architektin auf dem Bau und im Büro; auf den Seiten 48/49 wird ein in der Binnenschifffahrt tätiger Mann gezeigt. Beide Fotostrecken machen geradezu auf die Personen und ihre Tätigkeiten aufmerksam und neugierig. In den Bildunterschriften erhält der Leser jedoch nur allgemein gehaltene Informationen über Harpens Aktivitäten im Transportgeschäft bzw. Immobilienmarkt. Generell dienen die Bildunterschriften zwar dazu, zusätzliche Informationen zum Bild zu geben, d.h., auch hier ist auf eine Komplementarität von Text und Bild zu achten, aber die Bildunterschrift sollte dabei die Gedanken ergänzen, die das Bild

evoziert. „Bildunterschriften greifen nur Stichworte auf und geben eine Seh- bzw. Auswertungsanleitung“ (BALLSTAEDT 1994: 50). Folgende Bildunterschrift im Lufthansa-Bericht 1997 erfüllt diese Anforderungen ebenfalls nicht: „Neue Wege im Vertrieb. Über Call Center in Kassel (Foto), New York, Los Angeles und Dublin wird schon jetzt ein Teil des Lufthansa-Umsatzes abgewickelt“ (Lufthansa 1997, Seite 31). Auf dem Foto sehen wir eine schwarze, freundlich lächelnde Dame mit einem Headphone vor einem Computer sitzen. Nichts auf dem Foto deutet darauf hin, dass die Frau in Kassel am Computer sitzt, d.h., der Verweis in Klammern auf das Foto ist an dieser Stelle deplatziert, da Bild und Text einander nicht sinnvoll ergänzen.

In der Übersicht stellt sich die Rubrik „Innere Textstrukturierung“ wie folgt dar:

#### 9. Innere Textstrukturierung

##### 9.1 Ist der Textaufbau wohlgeordnet?

- Sind die Informationen sequentiell arrangiert?
- Werden inhaltliche Redundanzen vermieden?

##### 9.2 Werden Vorstrukturierungen oder vorgeschaltete Zusammenfassungen eingesetzt?

##### 9.3 Ist der Text systematisch mittels Überschriften und Querverweisen erschlossen?

- systematische Gliederungstiefe (zwei oder mehrere Ebenen)
- thematische und perspektivische Überschriften
- überflüssige Marginalien
- textinterne Querverweise (Seitenverweise)

##### 9.4 Entsprechen die Überschriften den Inhalten der Abschnitte bzw. Kapitel?

##### 9.5 Wie sind Grafiken (Tabellen/Diagramme/Karten) und Bilder in den Text eingebunden?

- Sind Diagramme und Tabellen – wenn nötig – explizit in den Text einbezogen?
- Ist die Komplementarität zwischen Text und Grafik gegeben?
- Ergänzen die Bildunterschriften die Darstellungen?

### 7.3.11 Äußere Textstrukturierung

In der letzten Rubrik werden Fragen beantwortet, die die äußere Textstrukturierung und damit die kapitelübergreifende Organisation des Textes betreffen. Im Gegensatz zur Keller-Checkliste möchte ich bereits mit der Benennung darauf hinweisen, dass Textstrukturierung und Textorganisation (cf. Keller-Liste) eng miteinander verbunden sind. Defitorisch habe ich die Grenze zwischen ihren Wirkungsbereichen gezogen, d.h., während die Merkmale der inneren Textstrukturierung die mittlere Ebene des Textes berühren, beziehen sich die Merkmale der äußeren Textstrukturierung auf die globale Ebene des Textes (cf. SAUER 1997: 96). Die hier behandelten Fragen betreffen den GB als Ganzes. „Leser, die vom Textbild auf seinen Inhalt schließen können, erfahren dies als globale visuelle Unterstützung“ (SAUER 1997: 97).

Der in der Keller-Rubrik „Textorganisation“ angesprochene Punkt „Stellen Übersichten die Organisationsstruktur des Unternehmens dar?“ (cf. Keller-Liste, 9.3) wurde der Kategorie „Beziehungsmanagement“ zugeordnet, da die Darstellung der Organisationsstruktur in erster Linie als Entgegenkommen des

Unternehmens dem Leser gegenüber zu werten ist; sie betrifft nach meinem Verständnis jedoch nicht die Organisation des Textes. Die Frage nach dem Glossar (cf. Keller-Liste, 9.4) wurde in der Rubrik „Lexik“ behandelt, da im Glossar die Erläuterung von Fachtermini eine besondere Rolle spielt. Das Problem der Bildunterschriften (cf. Keller-Liste, 9.5) wurde in der Rubrik „Innere Textstrukturierung“ im Zusammenhang mit der Einbindung von Grafiken und Bildern aufgegriffen. Die Bildunterschriften dienen dazu, das Foto sinnvoll zu ergänzen; auf diese Weise helfen sie dem Leser die Verbindung zwischen Bild und Fließtext herzustellen.

### **7.3.11.1 Ist das Inhaltsverzeichnis in sich übersichtlich und stimmig?**

Das Inhaltsverzeichnis ist das Merkmal der globalen Textebene par excellence. Idealiter gibt es einen Überblick über den Textaufbau, über die Gewichtung der Kapitel sowie über wesentliche inhaltliche Aspekte. Seine Übersichtlichkeit hat entscheidenden Einfluss auf die Orientierungsmöglichkeiten im Text. Da sich das Inhaltsverzeichnis aus den (Haupt-)Überschriften der einzelnen Kapitel zusammensetzt und diese bereits umfassend behandelt worden sind, ist es nicht notwendig, ihre kognitive Wirkung auf den Leser abermals darzustellen.

In der Verständlichkeitsforschung gibt es keine expliziten Hinweise auf die Gestaltungsprinzipien von Inhaltsverzeichnissen. Dies mag darauf zurückzuführen sein, dass das Inhaltsverzeichnis nur die Struktur des Textes widerspiegelt bzw. – im Fall der GB – widerspiegeln soll. Es gibt nämlich zahlreiche Beispiele, in denen dieses Unterfangen inkohärent gelöst ist. Bleiben wir zunächst bei dem Inhaltsverzeichnis selbst: Beispiele für äußerst unübersichtlich gestaltete Inhaltsverzeichnisse bieten der GB 1996/97 des Unternehmens 17 und der GB 1999 der Spar Handels-AG.<sup>216</sup> Auf der Seite 1 des ersten Berichtes wird der Inhalt auf zwei nebeneinander liegende Spalten verteilt, wobei der Zeilenabstand sehr eng gewählt wurde. Hinzu kommt, dass der ca. 30 Seiten starke Lagebericht in seine einzelnen Unterüberschriften aufgelöst worden ist, wodurch die Liste sehr lang ist. Das Kapitel „Unternehmensbereiche und Geschäftsfelder“ weist drei Unterkapitel auf („Investitionsgüter und Verarbeitung“, „Handel und Dienstleistungen“, „Stahl“), die jedoch nicht auf einer anderen Ebene angesiedelt sind (cf. Unternehmen 17, 1996/97, Seite 1). Im Spar-Bericht des Jahres 1999 ist das Inhaltsverzeichnis auf drei nebeneinander liegende Spalten aufgeteilt; auch hier ist der Zeilenabstand zu eng und die Untergliederung teilweise zu kleinschrittig (cf. Spar 1999, Seite 1). Betrachten wir noch ein anderes Beispiel: Das Inhaltsverzeichnis des GB 1999 (Unternehmen 4) ist in vier farblich unterschiedliche Kolonnen gegliedert: Die erste Spalte trägt die Überschrift „1999“, die zweite „Das Geschäftsjahr“, die dritte „Die Dienste und Leistungen“ und die vierte „Der Konzernabschluss“. Unter der Überschrift „1999“ finden wir die Seitenangaben U2<sup>217</sup> bis Seite 10, darunter werden nach einem

---

<sup>216</sup> Am Ende des Kapitels 7.3.11.4 habe ich die Inhaltsverzeichnisse zur besseren Nachvollziehbarkeit abgebildet (Abbildungen 29-32).

<sup>217</sup> Die Abkürzung U2 steht für Umschlagseite 2.

Absatz die Seiten 136 bis U7 aufgeführt. In den übrigen Kolonnen werden die Seitenzahlen sukzessive genannt: 12 bis 38, 42 bis 84 und 88 bis 135. D.h., um den Inhalt der letzten Seiten finden zu können, muss das Auge von der rechten Bildhälfte zurück zur linken wandern. Diese Aufteilung widerspricht den Erwartungen des Lesers; Informationen könnten so leicht übersehen werden. Den präsentierten Inhaltsverzeichnissen mangelt es an einem einheitlichen Gliederungsprinzip und somit an Übersichtlichkeit, so dass der Zugriff auf den Text und die gezielte Informationssuche erschwert werden.

Ein positives Beispiel finden wir im FAG-Bericht des Jahres 1999: Einzelne Kapiteleinheiten wie z.B. die Unternehmensbereiche mit ihren Unterkapiteln oder die Kapitel „Glossar“ und „Stichwortverzeichnis“ sind zusammengefasst und treppenförmig auf einer Seite angeordnet, wodurch eine überschaubare Gliederung entsteht. Die Aufteilung und Transparenz des Inhaltsverzeichnisses sind wesentlich für die Orientierung im Text.

### **7.3.11.2 *Gibt das Inhaltsverzeichnis den Textaufbau korrekt wieder?***

Im Vergleich zu der vorauf gegangenen Frage steht bei dieser Frage die Verbindung von Inhaltsverzeichnis und Text im Mittelpunkt. Im Aufbau ähneln die GB einander sehr stark.<sup>218</sup> In der Regel besteht ein GB aus dem BadA, dem Bericht des Aufsichtsrates, dem Lagebericht, den Berichten zu den Themen „Die Aktie“, „Forschung und Entwicklung“, „Mitarbeiter“ und „Umwelt“, den Berichten aus den einzelnen Unternehmensbereichen und der Bilanz (Jahresabschluss). Der Bilanz beigeordnet sind u.a. kleinere Kapitel wie „Bestätigungsvermerk“, „Wesentliche Beteiligungen“ und „Glossar/Stichwortverzeichnis“. Probleme und Uneinheitlichkeiten ergeben sich bei der Zuordnung der Themen „Die Aktie“, „Forschung und Entwicklung“, „Mitarbeiter“ und „Umwelt“: In einigen GB werden diese Kapitel dem Lagebericht untergeordnet, in anderen Berichten werden sie sowohl im Lagebericht als auch als eigenständiges Kapitel behandelt. Das Unternehmen 4 hat sich für die erste Möglichkeit entschieden: Im Inhaltsverzeichnis sind die Themen „F & E“ und „Mitarbeiter“ gesondert aufgeführt. Innerhalb des Textes unterscheiden sie sich jedoch hinsichtlich der Größe der Überschrift nicht von anderen Unterkapiteln wie beispielsweise „Entwicklung der Telekommunikationsbranche“ (Seite 13) oder „Einkauf“ (Seite 23). Hier misst das Inhaltsverzeichnis den Kapiteln „Mitarbeiter“ und „F & E“ eine größere Bedeutung bei als im Text umgesetzt wird. – Das Inhaltsverzeichnis von Berentzen weist eine doppelte Behandlung des Themas „F & E“ auf: Einerseits ist es ein eigenständiges Kapitel, andererseits tritt es als Kurzversion im Lagebericht auf; inhaltliche Redundanzen sind so nicht zu vermeiden (cf. Berentzen 1999, Seite 27, 42-45). – Im GEA-Bericht 1998 sind im Inhaltsverzeichnis hinter den thematischen die perspektivischen Überschriften aus den einzelnen Kapiteln aufgenommen: Die Überschrift auf Seite 10 „Strategie der GEA-Gruppe ,Kerngeschäft stärken – Effizienz verbessern“ stimmt jedoch nicht mit der Angabe im Inhaltsverzeichnis

---

<sup>218</sup> Cf. hierzu auch MEYER 1987: 13s.

überein. Gleiches gilt für die Überschrift auf Seite 12. – Auch in folgendem Beispiel ist das Gliederungsprinzip des Inhaltsverzeichnisses in sich nicht stimmig (cf. Henkel 1999): Im Text werden zwei Ebenen differenziert – die Hauptüberschrift ist zu Beginn des Kapitels auf einem blauen Streifen abgebildet, z.B. „Lagebericht Das 123. Geschäftsjahr“ (Seite 10) oder „Wasch-/Reinigungsmittel Starke Marken, hohe Rendite“ (Seite 32). Nebenbei sei angemerkt, dass auch in diesem Fall die Überschrift nicht mit der Angabe im Inhaltsverzeichnis übereinstimmt. Auf der zweiten Ebene finden wir Zwischenüberschriften in blauer Farbe. Das Inhaltsverzeichnis hingegen suggeriert eine Gliederung auf drei Ebenen (cf. Seite 5): „Lagebericht“, „Unternehmensbereiche“ und „Jahresabschluss Henkel Konzern“ in roter Farbe auf der linken Seite sowie schwarze fett und kursiv gedruckte Titel. Im Text entsprechen die Überschriften auf den blauen Balken z.T. den roten oder den schwarz fett gedruckten oder kursiv gedruckten Titeln im Inhaltsverzeichnis. Im Text sind die kursiv gedruckten Titel des Inhaltsverzeichnisses z.T. als Zwischentitel realisiert (z.B. Seite 17) und z.T. als Hauptüberschrift (z.B. Seite 30). Die Zwischenüberschriften im Kapitel „Unternehmensbereiche“ werden im Inhaltsverzeichnis gar nicht aufgeführt.

Da auch die Gliederungsebenen des Inhaltsverzeichnisses dazu beitragen, die Orientierung im Text zu unterstützen, sollten auch diese kohärent gestaltet sein.

### **7.3.11.3 Verfügt der Text über eine Kopfzeile bzw. eine Navigationsleiste?**

Die Kopfzeile bzw. die Navigationsleiste tragen dazu bei, dass der Leser zu jedem Zeitpunkt im Bericht weiß, wo er sich befindet. Ich unterscheide hier die einfachen Kopfzeilen, die die Überschrift des Hauptkapitels wiederholen, und die Navigationsleisten, die in der Kopfzeile sämtliche Hauptkapitel anführen und das Kapitel, in dem sich der Leser befindet, besonders markieren. Der Ausdruck **Navigationsleiste** wurde der Website-Gestaltung entliehen. In so genannten Frames werden die Kapitel des gesamten Web-Auftritts am Rand aufgelistet. Das aktuell auf dem Bildschirm erscheinende Kapitel ist farblich anders gekennzeichnet als die übrigen. Diese Technik haben einige wenige Unternehmen in ihrem GB umgesetzt, wobei die Linkstruktur in einem linearen Text natürlich nicht realisierbar ist. Es bleibt eine Kopfzeile am oberen Rand, die – im Fall von Jenoptik – die Hauptüberschriften „Überblick“, „Lagebericht“, „F + E“, „Mitarbeiter“, „Unternehmensbereiche“ und „Konzernjahresabschluss“ in einem Grauton enthält; je nachdem, in welchem Teil sich der Leser befindet, ist das entsprechende Kapitel auf der Leiste anders farbig markiert. Berentzen hat diese Orientierungshilfe am rechten Seitenrand realisiert, wobei die Hauptkapitel „Konzernlagebericht“, „Markt und Marken“, „Forschung und Entwicklung“, „Mitarbeiter“ und „Berentzen an der Börse“ jeweils grün unterlegt sind (cf. Berentzen 1999).

Die Verwendung einfacher Kopfzeilen erfreut sich relativ großer Beliebtheit. Beispiele finden wir in den GB von Lufthansa (cf. Lufthansa 1998, 1999), Harpen (cf. Harpen 1998, 1999), Pfeiffer Vacuum (cf. Pfeiffer Vacuum 1999), B.U.S (cf. B.U.S 1998/99) und SKW (cf. SKW 1999).

### **7.3.11.4 Gibt es ein kapitelübergreifendes Leitmotiv?**

Mit der letzten Frage wird eine Idee aufgegriffen, die in nur wenigen GB konsequent umgesetzt wird. In der Keller-Liste wird die Frage „Ist eine Leitidee oder eine Textdramaturgie zu erkennen?“ in der Rubrik „Argumentationslogik“ behandelt. Meines Erachtens stellt die Verwendung eines Leitmotivs eine Möglichkeit dar, die Kapitel eines GB miteinander zu verbinden, wobei das Leitmotiv die übergreifende hierarchiehöchste Proposition abbilden würde, an die in diesem Fall alle Informationen angeknüpft werden können (cf. GRABOWSKI 1991: 42). Im Stil-Kapitel wurden die Vorzüge eines persönlichen Stils darlegt, der auch den Erwartungen des Lesers entgegenkommt (HGB-Studie 1998: 15). Im Zusammenhang mit dieser postulierten Narrativität ist auch die Forderung nach einem Leitmotiv zu sehen. Ein Leitmotiv wird definiert als

eine einprägsame, im selben oder im annähernd gleichen Wortlaut wiederkehrende Aussage, die einer bestimmten Gestalt, Situation, Gefühlslage oder Stimmung, auch einem Gegenstand, einer Idee oder einem Sachverhalt zugeordnet ist, die oft auch rhythmisch und klanglich Mittel wie Reim und Alliteration verwendet und durch ihr mehrfaches Auftreten gliedernd und akzentuierend wirkt, Zusammenhänge vorausdeutend und rückverweisend hervorhebt [...]. (SCHWEIKLE/SCHWEIKLE<sup>2</sup> 1990: 264)

In einem Gebrauchstext wie dem GB spielen rhythmische und klangliche Stilmittel eine untergeordnete Rolle. Vielmehr steht die Funktion des Leitmotivs im Zentrum: „[...] die wiederkehrende Aussage [...] wirkt durch ihr mehrfaches Auftreten gliedernd und akzentuierend.“ Das Leitmotiv ist demnach ein Strukturierungsmittel auf der globalen Ebene und trägt dazu bei, die Kapitel auf einer abstrakteren Ebene miteinander zu verbinden.

Wenn in den GB ein Leitmotiv vorhanden ist, dann wird es zumeist im BadA thematisiert. Der Vorstandsvorsitzende der B.U.S-AG berichtet von der Etablierung der Kreislaufwirtschaft: „In diesem Sinne verstehen wir ‚Zukunft leben – Nachhaltigkeit gestalten‘ als Leitgedanken für die Identität unseres Unternehmens“ (B.U.S 1998/99, Seite 5). Dieser Leitgedanke soll auch das Leitmotiv des gesamten GB sein, da er bereits auf dem Cover abgedruckt ist. Die folgenden Kapiteln des Berichtes lassen jedoch einen Rückbezug auf das Leitmotiv vermissen. Dieser würde sich beispielsweise in den Unterkapiteln „Recycling von wertstoffhaltigen Rückständen“ (Seite 11) oder „Im Mittelpunkt der Unternehmensentwicklung: Anlagenoptimierung und Umweltentlastung“ (Seite 20) anbieten. – Die Dortmunder Harpen AG hat sich seit 1999 dazu entschieden, ihren Bericht unter das Leitmotiv „Unterwegs zu neuen Märkten“ zu stellen. Der Vorstandsvorsitzende geht in dem BadA auf die Funktion des Motivs ein: „Die Illustration soll natürlich zum einen Ihr Interesse für diesen Bericht wecken. Zum anderen verweist sie aber auch auf ein wichtiges Motiv unserer Unternehmenspolitik; denn unser Handeln wurde in den vergangenen Jahren maßgeblich von der Zielsetzung bestimmt, dem Unternehmen neue Ertragsquellen zu erschließen“ (Harpen 1998, Seite 4). Die sprachliche Umsetzung

des Motivs ist auch in diesem Bericht nicht optimal gelungen; ein expliziter Rückbezug auf das Motto liegt nicht vor. – „The future is now“ lautet das Leitmotiv des 99er Harpen-Berichts. Das Motiv wird wiederum im BadA als Einstieg verwendet: „[...] Dieses Thema lag nah, weil es ein Empfinden reflektiert, das viele Menschen mit dem Übergang vom 20. zum 21. Jahrhundert verbinden. Es bringt zugleich pointiert zum Ausdruck, wie stark zukünftige Entwicklungen von unseren gegenwärtigen Entscheidungen abhängen“ (Harpen 1999, Seite 4). Auf der inneren Umschlagseite wird das Motiv in Verbindung mit einem Zitat von Paul Virilio „Künftig ist alles nah, einschließlich der Zukunft“ ausführlicher erläutert; auf der letzten Seite des GB wird das Motiv abermals aufgegriffen, um das Designer-Team vorzustellen (Seite 112). Wie auch im Bericht des Vorjahres steht das Leitmotiv in enger Verbindung mit der Illustration des gesamten GB. Die sprachliche Umsetzung erstreckt sich jedoch nur auf Hinweise zu Beginn der Unternehmensbereiche<sup>219</sup> (cf. Seite 39, 46, 53, 58), z.B.: „Im Jahr 2000 soll die führende Rolle von IMO im Inland gefestigt werden. Parallel dazu wollen wir auch in ausländische Märkte expandieren“ (Seite 46). Eine konsequente, durchgehende Wiederaufnahme im Text ist nicht festzustellen.

Insgesamt bleibt also festzuhalten, ein Leitmotiv, das sowohl künstlerisch (durch Fotos oder Zeichnungen) als auch sprachlich konsequent umgesetzt wird, stellt ein geeignetes Mittel dar, um die äußere Textstrukturierung des GB deutlicher zu gestalten.

Die Rubrik „Äußere Textstrukturierung“ sieht im Überblick wie folgt aus:

- |      |   |
|------|---|
| 10.  | Äußere Textstrukturierung   |
| 10.1 | Ist das Inhaltsverzeichnis in sich übersichtlich und stimmig?     |
| 10.2 | Gibt das Inhaltsverzeichnis den Textaufbau korrekt wieder?        |
| 10.3 | Verfügt der Text über eine Kopfzeile bzw. eine Navigationsleiste? |
| 10.4 | Gibt es ein kapitelübergreifendes Leitmotiv?                      |

---

<sup>219</sup> Der Unternehmensbereich „Immobilien“ weist diesen Hinweis nicht auf (Seite 30).

## **Beispiel: Inhaltsverzeichnis FAG 1999**

<b>Brief an die Aktionäre</b>	2
<b>Die FAG-Aktie</b>	4
<b>Unternehmensbereiche</b>	
Automobiltechnik	8
OEM und Handel	12
Precision Bearings	16
Komponenten	20
Näh- und Fördertechnik	24
<b>Mitarbeiter</b>	28
<b>Umweltschutz</b>	36
<b>Die Millennium Story</b>	38
<b>Lagebericht</b>	
Geschäftsverlauf	40
Forschung und Entwicklung	59
Prognosebericht	63
<b>Konzernabschluss</b>	69
<b>Organe der Gesellschaft</b>	98
<b>Bericht des Aufsichtsrates</b>	101
<b>Glossar</b>	
103	
<b>Stichwortverzeichnis</b>	
105	

*Abbildung 29; Quelle: FAG Geschäftsbericht 1999*

## Beispiel: Inhaltverzeichnis Spar 1999

<b>2 Brief an die Aktionäre</b>	<b>Ergänzende Berichte</b>	<b>Jahresabschluss</b>
<b>4 Bericht der Aufsichtsrates</b>	<b>36 Die Spar Aktien</b>	<b>45 Bilanzen, Gewinn- und Verlustrechnungen, Entwicklung der Anlagevermögen, Verbindlichkeitenpiegel</b>
<b>6 Aufsichtsrat und Vorstand</b>	36 Ergebnis pro Aktie	<b>58 Anhang</b>
<b>Lagebericht</b>	37 Ausschüttung	<b>78 Konzernaufbau</b>
<b>8 Jahresergebnis und operatives Ergebnis</b>	38 Investor Relations	<b>80 Ansprechpartner</b>
<b>10 Umsatz und Marktanteil</b>	38 Aktionärsstruktur	
<b>12 Vision, Strategie und Risikomanagement</b>	38 Entwicklung der Börsenkurse	
<b>14 Das wirtschaftliche Umfeld</b>	39 Umsätze mit SPAR Aktien	
<b>16 Entwicklung der Vertriebslinien</b>	<b>40 Innovationen</b>	
16 Umsatzentwicklung	40 SPAR Eigenmarken	
19 Verkaufsfläche und Ladestruktur	40 Neues Transportkältesystem Carbofresh	
<b>22 Mitarbeiter</b>	<b>42 Die Einkaufsorganisation der SPAR</b>	<b>Vordere Umschlagseiten: Konzerkennzahlen Vertriebslinien der SPAR Handels-AG</b>
<b>25 Investitionen und deren Finanzierung</b>		
<b>26 Kapitalflussrechnung</b>		<b>Hintere Umschlagseite: Logistikstandorte der SPAR Handels-AG</b>
<b>28 Bilanz und Bilanzstruktur</b>		
<b>30 Gewinn- und Verlustrechnung</b>		
30 Gewinn- und Verlustrechnung		
31 Ergebnis der gewöhnlichen Geschäftstätigkeit und operatives Ergebnis		
32 Nachtragsbericht		
32 Besondere Ergebnisse nach Schluss des Geschäftsjahres		
33 Erstes Quartal 2000		
<b>34 Prognose und Ausblick</b>		
<b>34 Rahmenbedingungen</b>		
34 Die SPAR Handels-AG im Wettbewerb		
35 Schlusserklärung gem. §312 3 AktG		

Abbildung 30; Quelle: Spar Geschäftsbericht 1999

## Beispiel: Inhaltsverzeichnis Unternehmen 4 (U4) 1999

<b>1999</b>	<b>Das Geschäftsjahr</b>	<b>Die Dienste und Leistungen</b>	<b>Der Konzernabschluss</b>
<b>U2 Kursverlauf der U4-Aktie, Finanzkalender 2000/2001, Dividende je Aktie/ADS</b>	<b>12 Lagebericht</b>	<b>42 Organisation</b>	<b>88 Konzer-Gewinn- und Verlustrechnung</b>
<b>U3 Struktur des Konzerns</b>	<b>24 Forschung und Entwicklung</b>	<b>44 Netzkommunikation</b>	<b>89 Konzern-Bilanz</b>
<b>U4 Finanzdaten auf einen Blick</b>	<b>27 Mitarbeiter</b>	<b>48 Mobilkommunikation</b>	<b>90 Konzernanlagevermögen</b>
<b>1 Wir über uns</b>	<b>38 U4-Aktie</b>	<b>51 Datenkommunikation und Informations- und Kommunikationssysteme</b>	<b>92 Konzern-Kapitalflussrechnung</b>
<b>2 Inhaltsverzeichnis</b>		<b>56 Carrier Services</b>	<b>93 Entwicklung des Konzern-Eigenkapitals</b>
<b>4 Brief an unsere Aktionäre</b>		<b>58 Auslandsgeschäft</b>	<b>94 Konzern-Anhang</b>
<b>6 Der Vorstand</b>		<b>65 Mehrwertdienste</b>	<b>124 Überleitung zu U.S. GAAP</b>
<b>8 Bericht des Aufsichtsrats</b>		<b>67 Rundfunk- und Breitkabel</b>	<b>135 Bestätigungsvermerk</b>
<b>10 Der Aufsichtsrat</b>		<b>72 Endgräte</b>	
<b>136 Aufsichtsratsmandate der Vorstandsmitglieder</b>		<b>73 Multimedia</b>	
<b>138 Zusätzliche Aufsichtsratsmandate der Aufsichtsratsmitglieder</b>		<b>80 Netzinfrastruktur</b>	
<b>140 Stichwortverzeichnis</b>		<b>82 Informationstechnologie</b>	
<b>141 Glossar</b>		<b>84 Umweltschutz</b>	
<b>U5 Die wichtigsten Beteiligungen</b>			
<b>U7 Die wichtigsten statistischen Daten auf einen Blick</b>			

Abbildung 31; Quelle: Geschäftsbericht Unternehmen 4 1999

## **Beispiel: Inhaltsverzeichnis Unternehmen 17 (U17) 1996/97**

Bericht über das Geschäftsjahr	Die U16-Aktie	<b>46</b>
U16-Konzern	Mitarbeiter	<b>54</b>
vom 1. Oktober 1996	Neue Produkte und Verfahren	<b>60</b>
bis zum 30. September 1997	Umweltschutz	<b>62</b>
	Unternehmensbereiche und Geschäftsfelder	<b>66</b>
Personalien <b>2</b>	Investitionsgüter und Verarbeitung	<b>68</b>
Bericht des Aufsichtsrates <b>4</b>	Handel und Dienstleistungen	<b>76</b>
Bericht des Vorstandes <b>6</b>	Stahl	<b>82</b>
Lagebericht <b>12</b>	Cash Flow und Finanzierung	<b>92</b>
Wirtschaftliches Umfeld <b>12</b>	Konzernabschluß	<b>96</b>
Auftragslage <b>14</b>	Bilanz	<b>96</b>
Umsatz <b>14</b>	Gewinn- und Verlusrechnung	<b>97</b>
U 16 Stahl <b>18</b>	Anhang	<b>98</b>
Portfolio-Neuordnung <b>19</b>	Wesentliche Unternehmen und Beteiligungen	<b>122</b>
Ergebnis <b>21</b>	Zahlenspiegel	<b>124</b>
Rendite <b>23</b>		
Dividende <b>24</b>		
Kapitalerhöhung <b>26</b>		
Wertschöpfung <b>26</b>		
Mitarbeiter <b>27</b>		
Investitionen <b>29</b>		
Beschaffung <b>31</b>		
Forschung + Entwicklung <b>31</b>		
Kommunikation und Werbung <b>34</b>		
Umweltschutz <b>36</b>		
Fusion U16 <b>38</b>		
Erstes Quartal 1997/98 <b>38</b>		
Ausblick <b>39</b>		

*Abbildung 32; Quelle: Geschäftsbericht Unternehmen 17 1996/97*

## 7.4 Adäquatheitsmodell für Repräsentationstexte

Ziel dieses Kapitels ist es, die erarbeitete Checkliste in ein Modell zu integrieren, das ich „Adäquatheitsmodell“ nennen werde. Im Unterschied zu den bisherigen Modellen zur Verständlichkeit (Langer et al., Groeben, Sauer) möchte ich mit der Bezeichnung „Adäquatheit“ den engen Rahmen der Verständlichkeit verlassen. Denn in vielen Texten spielen andere Faktoren als die Verständlichkeit eine zentrale Rolle. Ich möchte mit dieser These nicht behaupten, dass in den Verständlichkeitsmodellen monokausal argumentiert wird; an einigen Stellen wird darauf hingewiesen, dass die Verständlichkeit nicht das einzige Kriterium sei, das einen Text zu einem „guten“ Text mache:

Geht es dem Schreiber aber nicht so sehr um Verstehen und Behalten, sondern vielleicht um wirkungsvolles Überzeugen oder Überreden oder darum, bestimmte Gefühlsinhalte beim Leser anklingen zu lassen, dann ist vermutlich Verständlichkeit nicht der einzige Faktor, der eine Rolle spielt. (LANGER et al. 1974: 26)

Dennoch liegt v.a. bei Groeben, dessen Modell als theoretisch fundiert angesehen werden darf, der Akzent auf der Lern- bzw. Behaltensleistung, die ihm als Messgröße für seine Textoptimierungsvorschläge dient (cf. GROEBEN 1982: 223ss.). Der Begriff *Adäquatheit* impliziert neben den verständlichkeitsbeeinflussenden Faktoren andere Aspekte, die einen Text zu einem „guten“ Text machen. Vorerst muss ich bei dieser allgemeinen wertenden Bezeichnung bleiben, um die einzelnen Dimensionen des Adäquatheitsmodells entwickeln zu können. Diese werden dann in ihrer adjektivischen Form den Begriff des guten Textes füllen.

Wie bereits mehrfach erwähnt, zählt der GB zu den Gebrauchstexten, deren Zweck – im Vergleich zu literarischen Werken – außerhalb ihrer selbst liegt (cf. BELKE 1975: 320). Der GB gehört zusammen mit dem Bericht, der Reportage, der Glosse, der Anzeige und dem Werbetext zur Untergruppe der „publizistischen Gebrauchstexte“ (cf. BELKE 1975: 324). Die genannten Textsorten können auch im Rahmen der Unternehmenskommunikation auftreten. Wir unterscheiden vier Formen der Unternehmenskommunikation: „[...] die innerbetriebliche Kommunikation, die Kommunikation [sic!] des Unternehmens mit anderen Unternehmen, die Kundenkommunikation und die gesellschaftliche Kommunikation“ (BUNGARTEN 1994: 32). Die innerbetriebliche Kommunikation manifestiert sich beispielsweise in Mitarbeiterzeitungen (mit den Textsorten „Bericht“, „Reportage“ oder „Glosse“); Kundenkommunikation findet u.a. über Werbetexte (u.a. „Anzeige“) statt; die Kommunikation zwischen den Unternehmen wird z.T. durch Präsentationen auf Messen gewährleistet (cf. BUNGARTEN 1994: 38) und die gesellschaftliche Kommunikation betrifft z.B. Umweltberichte, gesellschaftsbezogene Werbung, Unternehmensnachrichten (cf. BUNGARTEN 1994: 39). All diesen Texten ist ein übergeordnetes Prinzip gemein: Sie stehen im Dienst des Unternehmens und haben die Aufgabe, dieses optimal zu

repräsentieren. Aufgrund dieses Prinzips möchte ich die im Unternehmen entstandenen Texte in der Gruppe der Repräsentationstexte zusammenfassen.

Es gilt nun die erarbeiteten Kriterien der Checkliste zusammenzufassen; sie berücksichtigen in vielen Punkten die Besonderheiten der Textsorte GB – der Repräsentationstext *par excellence*. Die sich daraus entwickelnden Dimensionen, die ich im Folgenden eingehender beschreiben werde, sind demnach ebenfalls textsortenspezifisch ausgerichtet, d.h., sie beziehen sich auf Repräsentationstexte, die im Rahmen der Unternehmenskommunikation entstanden sind.

### 7.4.1 Die fünf Anforderungsprofile

In den vorangegangenen Kapiteln habe ich die einzelnen Rubriken ausführlich dargestellt, anhand deren man die sprachliche Qualität eines GB überprüfen kann. Aus den einzelnen Kriterien dieser Rubriken möchte ich nun keine – wie Groeben und Langer et al. sagen würden – „Dimensionen“ ableiten, sondern so genannte „Anforderungsprofile“. Diese Anforderungsprofile lassen sich wiederum mit den Textfunktionen nach Keller/Radtke in Verbindung bringen. Der erste Teil des Wortes, die *Anforderung*, bezieht sich auf die in den Rubriken ausgeführten Kriterien; der zweite Teil, die *Profile*, beschreiben die Zusammenfassung der Rubriken. Ich gehe dabei von fünf Anforderungsprofilen aus:

1. sprachliche Korrektheit
2. semantische Transparenz
3. lokale Nachvollziehbarkeit
4. global-mittlere Strukturierung
5. ansprechende Freundlichkeit

#### 7.4.1.1 Lokale, mittlere und globale Textebene

Die Benennung der Anforderungsprofile ist nicht unproblematisch: Sicherlich trägt eine gute Textstruktur dazu bei, den Text auch nachvollziehbar zu machen. Es hat sich gezeigt, dass die Textebenen und ihre Wirkungsbereiche ein Differenzierungskriterium für die einzelnen Anforderungsprofile liefern. Sauer unterscheidet drei Ebenen im Hinblick auf die Reichweite des Textes: die lokale, die mittlere und die globale Ebene (cf. SAUER 1997: 96). Diese Einteilung lässt sich auch auf den GB anwenden: Auf der lokalen Ebene finden wir Lexeme und Sätze sowie Satzkomplexe, die jedoch noch keine eigenständigen Unterkapitel bilden; die mittlere Ebene umfasst mehrere Paragrafen mit ihren Zwischentiteln sowie ein einzelnes Kapitel mit seinen Unterkapiteln; zur globalen Ebene zählt der Gesamttext mit sämtlichen Kapiteln, dem Inhaltsverzeichnis, dem Anhang und dem Glossar bzw. dem Stichwortverzeichnis. Auf diese Weise lassen sich Überschreidungen zwar nicht vermeiden, doch wird die Differenzierung der Profile einem einheitlichen Kriterium unterworfen.

#### **7.4.1.2 Sprachliche Korrektheit**

In dem Anforderungsprofil „Sprachliche Korrektheit“ sind die Rubriken „Wortgrammatik“ und „Morphosyntax/Syntax“ zusammengefasst; wir befinden uns auf der lokalen Ebene des Textes, da der Satz die größte Einheit bildet, die betroffen ist. Bei der sprachlichen Korrektheit geht es um die Fragen, ob die einzelnen Lexeme auf morphologischer Ebene korrekt geschrieben und gebildet worden sind, ob Verwendungsfehler auf der morphosyntaktischen Ebene auftreten und ob syntaktische Brüche vorhanden sind.

#### **7.4.1.3 Semantische Transparenz**

Das Anforderungsprofil „Semantische Transparenz“ umfasst die Rubriken „Lexik“ und „Satzabhängige und satzübergreifende Semantik“; auch hier befinden wir uns auf der lokalen Ebene, da der Satzkomplex die größte in diesem Anforderungsprofil behandelte Einheit darstellt. Die semantische Transparenz behandelt einerseits Fragen zum Fachjargon und der metaphorischen sowie nicht-metaphorischen Wortwahl. Andererseits wird der Zusammenhang von Aussageabsicht und (morpho-)syntaktischer Realisierung untersucht.

#### **7.4.1.4 Lokale Nachvollziehbarkeit**

Die Abgrenzung der beiden folgenden Anforderungsprofile ist besonders prekär. Wie auch schon bei der Präsentation der Rubriken deutlich wurde, gibt es zahlreiche Überschneidungen. Natürlich unterstützen die in der Rubrik „Äußere Textstrukturierung“ genannten Kriterien ebenfalls die kognitive Verarbeitung und somit die Nachvollziehbarkeit des Textinhalts. Eine Differenzierung ist daher nur über die Bestimmung der Reichweite der Textebenen zu erzielen. In dem Anforderungsprofil „Lokale Nachvollziehbarkeit“ werden die Rubriken „Logik der Thematischen Entfaltung“ und „Metakommunikative Signale“ subsumiert. Ihnen allen ist gemein, dass sie sich auf der lokalen Textebene abspielen: Die Logik der TE bezieht sich auf Satzkomplexe; die metakommunikativen Signale werden auf der Satzebene realisiert. In erster Linie werden hier Maßnahmen präsentiert, die die direkte Nachvollziehbarkeit der Textes fördern: Dazu gehört zum einen der logische Aufbau der thematischen Entfaltung (Deskription, Explikation, Argumentation, Narration); zum anderen werden Methoden angeführt, die den Leser innerhalb des Textes „an die Hand nehmen“ und ihm somit die kognitive Verarbeitung erleichtern.

#### **7.4.1.5 Global-mittlere Strukturierung**

Das Anforderungsprofil „Global-mittlere Strukturierung“ beinhaltet die Rubriken „Innere Textstrukturierung“ und „Äußere Textstrukturierung“. Wir befinden uns auf der global-mittleren Ebene des Textes, d.h., es stehen die Zugriffsmöglichkeiten auf den Text im Vordergrund. Dieses Anforderungsprofil resümiert Maßnahmen, die zu einem strukturierten Textaufbau beitragen (sequentieller Aufbau, Überschriften, Zusammenfassungen) und die Orientierung im Text erleichtern (Inhaltsverzeichnis, Navigationsleiste). Die in diesem Anforderungsprofil auf global-mittlerer Ebene zugeordneten Maßnahmen sind

der intensiven Auseinandersetzung mit dem Text auf lokaler Ebene vorgeschaltet, d.h., sie optimieren die Zugriffsmöglichkeiten auf den Text.

#### **7.4.1.6 Ansprechende Freundlichkeit**

In dem Anforderungsprofil „Ansprechende Freundlichkeit“ werden die Rubriken „Stil“ und „Beziehungsmanagement“ resümiert. Es geht hier um Merkmale des Verwaltungsdeutsch, die sich negativ auf das Image des Unternehmens auswirken würden; eng damit verbunden ist die Frage nach den Möglichkeiten, die das Unternehmen nutzt, um ein sympathisches Bild von sich zu vermitteln und um den Leser an den Text zu binden. Dieses Anforderungsprofil hat sich im Hinblick auf die spezielle Textsorte entwickelt. Repräsentationstexte – insbesondere GB – müssen im Vergleich zu anderen Gebrauchstexten wie dem Sachbuch oder dem Protokoll (cf. BELKE 31975: 324) den Kriterien der Rubriken „Stil“ und „Beziehungsmanagement“ gerecht werden, da der Rückschluss auf den Autor bzw. das Unternehmen direkte Auswirkungen haben kann. So betont beispielsweise SAP in seinem GB, Kaufentscheidungen der Investoren hängen oftmals von Faktoren ab, die nichts mit den Kennzahlen des Unternehmens zu tun haben (cf. SAP 1999, Seite 30). Als textsortenspezifisches Anforderungsprofil ist es den anderen Profilen übergeordnet, da es sowohl lokale, mittlere und globale Textebene betrifft: Beispielsweise ist die stilistisch homogene Linie der Kapitel auf der globalen Ebene angesiedelt, die Präsentation des Unternehmens und die Kerndaten auf der mittleren und Partizipialattribute oder Funktionsverbgefüge auf der lokalen Ebene.

Folgendes Schema stellt die Anforderungsprofile in der Übersicht dar:

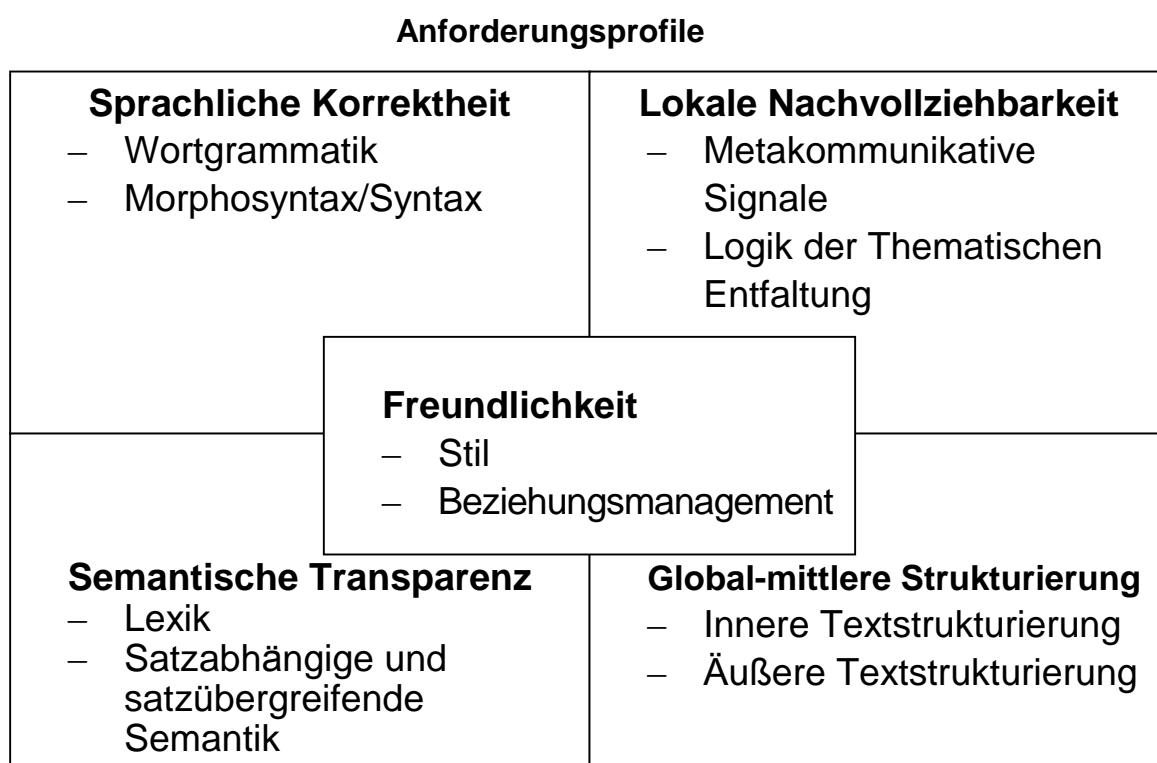


Abbildung 33; Quelle: Eigene Darstellung

#### 7.4.2 Was macht einen „guten“ Text aus?

Mit Hilfe der erarbeiteten Profile sind wir nun in der Lage zu definieren, was einen „guten“ Text charakterisiert: Ein guter Text sollte *sprachlich korrekt* formuliert und auf der Ebene der Semantik *transparent* sein; in seiner Darstellungsweise (Logik der TE) sollte er *nachvollziehbar* sein; zudem sollte er übersichtlich *strukturiert* sein. Wenn er darüber hinaus noch ansprechend *freundlich* ist, indem er den Leser unterhält und seinen Informationsbedarf *antizipiert*, ist ein Text als guter Geschäftsberichtstext zu bezeichnen.

Als solcher kann er auch die von Keller/Radtke formulierten Textfunktionen optimal erfüllen. In ihrem Aufsatz „Die Sprache des Geschäftsberichts“ stellen Keller/Radtke fünf Textfunktionen auf: (i) informieren, (ii) überzeugen, (iii) Image prägen, (iv) Beziehung pflegen, (v) unterhalten. Die einzelnen Funktionen sind mit Textanforderungen verknüpft: Der Text muss verständlich, plausibel, imageadäquat, sympathisch und vergnüglich sein (cf. KELLER/RADTKE 1997: 3). Da die von mir aufgestellten Anforderungen theoretisch fundiert und empirisch belegt sind, möchte ich im Folgenden meine Anforderungsprofile zu den von Keller/Radtke erstellten Textfunktionen, die im Hinblick auf den GB formuliert worden sind, in Beziehung setzen. Es sei vorweggeschickt, dass es nicht möglich sein wird, den Textfunktionen in einem 1:1-Verhältnis Textanforderungen zuzuordnen, „[d]enn die Funktionen bedingen sich teilweise gegenseitig“ (KELLER/RADTKE 1997: 3).

Wenn ein Text informieren soll, muss er semantisch verständlich und nachvollziehbar sein. Um zu überzeugen, sollte der Text ebenfalls nachvollziehbar, aber auch nicht minder freundlich sein. Um Image zu prägen, sollte er sowohl sprachlich korrekt als auch strukturiert, freundlich und nachvollziehbar sein. Will sich das Unternehmen bemühen, die Beziehung zum Leser optimal zu gestalten, sollte der Text auf jeden Fall freundlich sein. Gleicher gilt für die Funktion des Unterhaltens: Um unterhalten zu können, sollte der Text darüber hinaus verständlich sein. Es zeigt sich ein komplexes Geflecht aus Relationen von Funktionen und Anforderungen, die stets ineinander greifen und auch immer nur in Abhängigkeit voneinander zu betrachten sind.

Das Adäquatheitsmodell ist in der Lage diejenigen Größen abzubilden – Verallgemeinerungen müssen aus Gründen der Vereinfachung hingenommen werden –, die dafür verantwortlich sind, dass ein Repräsentationstext, insbesondere der GB, zu einem optimal verständlichen und ansprechenden Text wird.

## 8. Zusammenfassung

Die vorliegende Arbeit *Geschäftsbericht und Aktionärsbrief – eine textsortenlinguistische Analyse mit anwendungsbezogenen Aspekten* gliedert sich in acht Kapitel, wobei wir zwei Hauptteile unterscheiden, die sich bereits im Titel widerspiegeln: ein theorie- und ein praxisbezogener Teil. Nach der Einleitung in Kapitel 1 wird im zweiten Kapitel die historische Entwicklung des Aktionärsbriefes am Beispiel von ThyssenKrupp dargestellt, bevor in Kapitel 3 der Frage nachgegangen wird, ob der BadA den meist gelesenen Teil des GB repräsentiert. Im folgenden vierten Kapitel werden Textsortenklassifikationen kritisch analysiert, die den theoretischen Unterbau für die Textsortenbestimmung bilden. Das fünfte Kapitel stellt die Entwicklung eines Beschreibungsmodells für Textsorten dar, das insgesamt vier Dimensionen umfasst. Im darauf folgenden sechsten Kapitel werden die benachbarten Textsorten des BadA in den Dimensionen „Situation“, „Kontakt“ und „Referenz“ im prototypischen Sinne zueinander ins Verhältnis gesetzt, wobei die Dimension „Text“ ausschließlich den sprachlichen Besonderheiten des Aktionärsbriefes gewidmet ist. Im siebten Kapitel steht die Praxisorientierung im Zentrum des Interesses: Auf der Basis der bisher erarbeiteten textlinguistischen Kenntnisse sowie unter Rückgriff auf die Verständlichkeitsforschung wird eine Checkliste entwickelt und erprobt, die für die Beurteilung von Repräsentationstexten geeignet ist. Die Integration der einzelnen Teilbereiche dieser Checkliste in ein Modell der Anforderungsprofile rundet diesen Teil der Arbeit ab. Im achten und letzten Kapitel werden die Ergebnisse resümierend im Überblick präsentiert.

### 8.1 Historisches und Empirisches zum Aktionärsbrief

Die Behandlung der Geschichte des Aktionärsbriefes ergibt sich vor dem Hintergrund der Textsortendefinition. Textsorten sind definiert als komplexe sprachliche Muster, die im Laufe der historisch-gesellschaftlichen Entwicklung entstanden sind (cf. BRINKER 1997a: 126). Am Beispiel von ThyssenKrupp wurde diese Entwicklung nachgezeichnet. Im Vergleich zu anderen Textsorten wie z.B. dem Telegramm, der Gratulationskarte oder dem Kondolenzschreiben handelt es sich bei dem Aktionärsbrief um eine relativ junge Textsorte, deren zunehmende kommunikative Notwendigkeit sich aus einer sich wandelnden Unternehmenskultur ergibt. *Shareholder Value* und *Investor Relations* sind zwei Stichwörter, die die wachsende Bedeutung der Aktionäre für die einzelnen Unternehmen belegen. Es kann demnach festgehalten werden, für die Entstehung der Textsorte „Aktionärsbrief“ war bzw. ist noch immer eine neuartige Situation verantwortlich. Diese Situation zeichnet sich zum einen dadurch aus, dass dem Aktionär als Investor besondere Aufmerksamkeit entgegengebracht werden soll. Die Wahl der Kommunikationsform „Brief“ liegt somit nahe, da diese besondere Möglichkeiten der persönlichen Kontaktaufnahme in sich birgt. Zum anderen ist die Situation des BadA dadurch gekennzeichnet, dass dieser Textteil weniger strengen Restriktionen unterliegt als der GB. So lässt sich auch die uneinheitliche

Verfahrensweise der Unternehmen erklären: Neben dem Brief finden wir einerseits das Vorwort als einleitendes Kapitel oder andererseits sogar den völligen Verzicht auf eine Einleitung. Die ungleiche Behandlung ist ein Indiz dafür, dass die Textsorte „Aktionärsbrief“ noch nicht endgültig als fester Bestandteil des GB etabliert ist. Am Beispiel von ThyssenKrupp konnte gezeigt werden, dass sich der BadA erst in den letzten 25 Jahren als integrativer Teil des GB herausgebildet hat. Historisch betrachtet hat sich der Aktionärsbrief aus einer mündlichen Textform entwickelt: Im 19. Jahrhundert trugen Aufsichtsrat und Vorstand den Aktionären die Ergebnisse des vergangenen Geschäftsjahres mündlich vor; über diese Versammlungen wurde Protokoll geführt, das Teile der Reden enthielt. Auf diese Weise konnten bereits zwei der fünf benachbarten Textsorten des BadA herauskristallisiert werden. Ab Mitte der 1970er Jahre können wir dann von einem Aktionärsbrief i.e.S. sprechen. Seine Funktion besteht zum einen darin, den Leser auf den Bericht vorzubereiten und zum anderen hat der Brief selbst resümierenden Charakter, da die Unterschriften des Vorstands sich nun nicht mehr dem gesamten Bericht anschließen, sondern unter dem BadA zu finden sind. In den folgenden Jahren rangierte der Brief zeitweise als eigenständiges Kapitel zwischen dem Bericht des Aufsichtsrates und dem Bericht des Vorstands, bevor er wiederum letzterem untergeordnet wurde. Die letzten zehn Jahre verliefen besonders heterogen: Während 1990/91 noch eine starke Orientierung am Briefmuster gegeben war (Anrede, Schluss- und Grußformel), verzichteten die Berichte der darauf folgenden Jahre gänzlich auf die Briefform. Mitte der 90er Jahre wurde die Brief-Tradition wieder aufgenommen, wobei jedoch die Umsetzung der Briefform, die eine persönliche Nähe suggerieren soll, als nicht konsequent beurteilt werden muss. Inwiefern die Kontaktfunktion in anderen Aktionärsbriefen stringent umgesetzt wird, war Gegenstand des sechsten Kapitels.

Im folgenden Kapitel stand die Überprüfung der These vom Aktionärsbrief als das meist gelesene Kapitel des gesamten Geschäftsberichtes im Mittelpunkt. Die aus den USA stammende Behauptung (cf. STEGMAN 1987a: 44) konnte für den deutschen Aktionärsbrief nicht bestätigt werden. Der BadA verfügt nach Meinung der Befragten (v.a. der Aktionäre) nicht über die gemeinhin angenommene zentrale Bedeutung. Dennoch weisen seine Position als einleitendes Kapitel, die Unterschrift und das Foto des Vorstandsvorsitzenden<sup>220</sup> sowie die persönliche Ansprache der Aktionäre auf die besondere Bedeutung innerhalb des Berichtes hin. Wie ist dieser Widerspruch zu erklären? Das Ergebnis der Einzelanalyse hat gezeigt, andere Kapitel des GB werden dem BadA vorgezogen; dies betrifft sowohl das Lesevergnügen als auch die Aufmerksamkeit und die erwarteten Informationen zur Unternehmensphilosophie. Die direkten Fragen zum Brief an die Aktionäre haben dies z.T. bestätigt, wenn das Gros der Befragten in dem Brief nur eine Zusammenfassung des Lageberichtes sieht. Diese Aussage dient wiederum als Erklärung dafür, dass im BadA keine wichtigen Informationen

---

<sup>220</sup> Die HGB-Studie hat ergeben, dass Bilder der Führungskräfte und des Vorstandes besonders beliebt sind (cf. HGB-Studie 1998: 17).

erwartet werden. Auch wenn eine knappe Mehrheit meint bestätigen zu können, der BadA sei der meist gelesene Teil des gesamten Berichtes, so spricht sowohl das fast gleiche Verhältnis von Befürwortern und Gegnern dieser These gegen die signifikante Bedeutung des BadA als auch die Ergebnisse aus den Einzelbewertungen, die ebenfalls das Gegenteil beweisen. Die Umfrage bekräftigt im Prinzip die von Gazdar und Kirchhoff formulierte Kritik, deutsche Aktionärsbriefe bzw. GB seien insgesamt zu detailverliebt und zu wenig visionär (cf. GAZDAR/KIRCHHOFF 1999: 13s. und 97).

## **8.2 Text(sorten)linguistik: Klassifikationen, Merkmale und Modelle**

Ziel des vierten Kapitels war es zum einen die Entwicklung der Analysekriterien nachzuzeichnen, mit deren Hilfe Texte sowohl als Elemente einer Textsorte beschrieben als auch im Rahmen einer Gesamtklassifikation zu anderen Textsorten ins Verhältnis gesetzt werden. Zum anderen sollten die Kriterien auf ihre Verwertbarkeit zur Textsortenabgrenzung im prototypischen Sinne untersucht werden. Die ersten Textsortenklassifikationen waren auf rein formale Kriterien wie beispielsweise die Pronominalisierung oder den Tempuswechsel als textsortendifferenzierende Merkmale ausgerichtet. Nachdem diese Untersuchungen nicht zu dem gewünschten Ergebnis – das Textinventar adäquat abzubilden – führten, wurden textexterne Aspekte hinzugezogen. In den 70er und 80er Jahren erscheinen eine Reihe von Arbeiten, die Textvorkommen sowohl nach textinternen als auch nach textexternen Kriterien klassifizieren, bevor mit dem Registerbegriff nach Halliday ein theoretisch bedeutsamer Durchbruch erzielt wurde. Bisherige Ansätze zeichneten sich v.a. dadurch aus, dass willkürlich ausgewählten Kriterien der Vorzug gegeben wurde: z.B. syntaktischen Merkmalen in Werlichs Modell oder ausschließlich textexternen in Dimters Modell. Eine theoretische Fundierung fehlt diesen Ansätzen. Diese wird bei Halliday durch die Einführung der Register in Verbindung mit den Sprachfunktionen realisiert: Erstmals ist es gelungen, die situationsbedingten Variationen der Sprache zu systematisieren. In den 90er Jahren wurden dann v.a. sprechakttheoretische Arbeiten in die Textsortenforschung integriert. Die Klassifikations- und Deskriptionsmodelle nehmen deutlich an Umfang zu und werden immer differenzierter. Als feste Bestandteile eines Textsortenansatzes kann die Beschreibung der Sprachfunktion, der Kommunikationssituation, des Themas, der Textstrukturierung und der textsortenspezifischen sprachlichen Phänomene betrachtet werden, wie es bei Brinker oder Heinemann/Viehweger der Fall ist. Aber auch diesen Modellen fehlt m.E. die theoretische Einordnung in ein Kommunikationsmodell, das eine Systematisierung der Kriterienbündel ermöglicht. Auch die Betrachtung textsortenlinguistischer Einzeluntersuchungen hat ähnliche Schwächen zu Tage treten lassen: (Pragma)stilistisch ausgerichtete Ansätze gewichten ihre Merkmale nach undurchsichtigen Gesichtspunkten (cf. z.B. STOLT 1984) und die textsortenlinguistischen Ansätze weisen Mängel in der theoretischen Konzeption auf (cf. z.B. SCHMIDT 1996). Einzelanalysen, in denen der

Brief als Kommunikationsform fokussiert wurde, mussten v.a. in Bezug auf ihre zugrunde liegenden Korpora kritisiert werden, die die Ergebnisse fragwürdig erscheinen lassen. Im Zusammenhang mit den Briefanalysen konnten jedoch die weiteren drei benachbarten Textsorten des BadA herausgearbeitet werden: der GB, das Vorwort und der (offene) Brief. Resümierend bleibt festzuhalten, dass sich aus den Ansätzen zur Klassifikation von Texten bzw. den textsortenspezifischen Einzeluntersuchungen einerseits die Dimensionen und Kriterien ableiten lassen, die zur Beschreibung einer Textsorte zentral sind und andererseits die Mängel der beschriebenen Ansätze hinsichtlich der hierarchischen Kategorisierung mit starren Grenzen zu einer konzeptionellen Überarbeitung führen, die in einem prototypischen Ansatz mündet.

Auf dieser Basis habe ich in Kapitel 5 ein Deskriptionsmodell entwickelt, das eine systematische Zuordnung der textsortenrelevanten Merkmale erlaubt. Ausgehend von dem bereits erwähnten Registeransatz, der die Dimensionen „field“, „mode“ und „tenor“ bzw. die entsprechenden Sprachfunktionen „ideational“, „interpersonal“ und „textual“<sup>221</sup> unterscheidet (cf. HALLIDAY 1978: 46), wurden die Dimensionen „Situation“, „Kontakt“, „Referenz“ und „Text“ entworfen. Im Vergleich zu Lux und Halliday wurde die Situation als neue bzw. separate Dimension konzipiert, da diese m.E. für die Textsortenbestimmung essenziell ist: In der Dimension „Kontakt“ wird das durch den Text ausgedrückte Verhältnis zwischen Sender und Empfänger beschrieben; die Dimension „Referenz“ bezieht sich auf die thematischen Aspekte des Textes, wohingegen die Dimension „Text“ die Einstellungen des Senders gegenüber dem Empfänger ausdrückt. In der Dimension „Situation“ geht es um die Beschreibung der physischen Kommunikationssituation sowie der außersprachlichen Faktoren, die Hinweise auf die Textsortenbestimmung enthalten können. Zentral ist in dieser Konzeption der Gedanke der Prototypentheorie; sie bildet den Hintergrund für das Textsortenverständnis: Eine Textsorte steht dabei in einer prototypischen Relation zu ihren Nachbarn. Der Verzicht auf starre Grenzen ist dabei ebenso wichtig wie die Zuordnung eines Exemplars ins Zentrum oder an die Peripherie eines Begriffes, die durch den Vergleich mit dem Prototypen zustande kommt.

Ziel des sechsten Kapitels war es nun, die Familienähnlichkeiten der „verwandten“ Textsorten des BadA – Rede, Protokoll, GB, Vorwort und (offener) Brief – zu beschreiben und andererseits eine textsorteninterne Beschreibung des BadA auf der Basis des Korpus' dieser Arbeit vorzunehmen, wobei ein abstrakter Prototyp des BadA als deskriptiver Bezugspunkt fungiert.

1. Der Prototyp des BadA kann in der Dimension „Situation“ wie folgt beschrieben werden: Es handelt sich um einen monologischen, schriftlichen Text, der jedoch dialogische Elemente enthält und nicht in einer face-to-face-Situation produziert bzw. rezipiert wird. Die dialogischen Elemente manifestieren sich in der direkten Ansprache, die

---

<sup>221</sup> In der überarbeiteten Version nach Lux: „referentiell“, „interpersonal“ und „formal“ (cf. LUX 1981: 231).

- als prototypisches Merkmal gilt. Die übrigen Subkriterien wie die Thematisierung des sozialen Verhaltens zwischen Sender und Empfänger sowie die Sequenzbildung sind für den Prototypen des BadA nicht konstitutiv. Konstitutiv sind hingegen die Merkmale [Einbettung], [Foto] und [Veröffentlichung] sowie das Subkriterium [handschriftliche Bestandteile]. Meist umfasst der BadA zwei bis drei Seiten und ist in einer Groteskschrift abgedruckt. Die Anzahl der Spalten liegt zwischen einer und zwei.
2. In der Dimension „Kontakt“ kann der Prototyp des Aktionärsbriefes als Brief einer öffentlich bekannten, juristischen Person privaten Rechts (Anzahl der Verfasser  $\leq$  Vorstand) an eine Großgruppe beschreiben werden, wobei Sender und Empfänger einander zumeist nicht persönlich bekannt sind. Sie stehen in einem asymmetrischen Verhältnis zueinander. Die Kommunikationsrichtung des Briefes ist als extern zu bezeichnen, sein Themenbereich ist fixiert und sein Geltungsmodus nicht einklagbar.
  3. In der Dimension „Referenz“ konnten die folgenden Themen als prototypische Aktionärsbrief-Themen herausgearbeitet werden. Den ersten Themenkomplex bilden Umsatzzahlen und Ergebnisse des vergangenen Geschäftsjahres. Im Zusammenhang mit diesen Zahlen wird oftmals die Entwicklung des Aktienkurses angesprochen. Den zweiten Themenkomplex bilden Themen, die man unter dem Begriff **Unternehmensstrategie** zusammenfassen könnte: Dabei stehen Portfoliooptimierungen, Rationalisierungsmaßnahmen, Allianzen mit Partnerunternehmen, Joint Ventures, Fusionen, Akquisitionen, Zu- und Verkäufe und Internationalisierung sowie Globalisierung in vielen Briefen im Mittelpunkt. Zu den strategischen Themen gehören des Weiteren Umstrukturierung und Neuordnung von Geschäftsfeldern, die Markt-, Kosten- und Systemführerschaft, geplante Börsengänge sowie Kosteneinsparungsprogramme. Hinzu kommen Aussagen zur Unternehmensphilosophie und -kultur, die sich zu einem dritten Themenkomplex zusammenfassen lassen: Das Ziel, Mehrwert für die Aktionäre zu schaffen, sich stärker am Kunden zu orientieren, soziales Engagement und gesellschaftliche Verantwortung zu zeigen und eine transparente Kommunikation zu verfolgen, stehen hier im Zentrum. Innovations-, Wissens- und Risikomanagement, F&E, Personalentwicklung, die flexiblere Gestaltung der Arbeitszeit und Aktienoptionsprogramme bilden einen zweiten Schwerpunkt. Ein letzter thematischer Schwerpunkt stellt der Dank an Mitarbeiter, Kunden und Aktionäre dar: 1997 bedanken sich acht Unternehmen direkt bei ihren Mitarbeitern bzw. Aktionären; 1998 formulieren neun von 15 Unternehmen dankende Worte und 1999 sind es immerhin zwölf Unternehmen, die ihren Mitarbeitern, Kunden oder Aktionären danken.
  4. Der Prototyp des BadA in der Dimension „Text“ lässt sich wie folgt beschreiben: Der Initialteil umfasst im Schnitt drei Teiltext-Einheiten.

Eine prototypische Briefkerneröffnung lässt sich nicht herausarbeiten; beide Versionen – Briefkerneröffnung fällt mit dem ersten Satz zusammen oder kontemplative Bemerkungen führen in den Text ein – weisen keine signifikant prototypischen Züge auf. Demgegenüber sind die Informations- und die Selbstdarstellungsfunktion ein wesentlicher Bestandteil des Initialteils; zu den prototypischen Themenentfaltungen gehören die Deskription und die Explikation. Die Briefmitte des prototypischen Aktionärsbriefes würde sich rein rechnerisch zu 39% aus deskriptiven und zu 40% aus explikativen Teiltext-Einheiten zusammensetzen; weitere 10% entfielen auf den Mischtypus von deskriptiv-explikativer Thematischer Entfaltung. Dabei würden Informations- und Selbstdarstellungsfunktion dominieren, wobei die Informationsfunktion in den eindeutig bzw. sachorientierten Realisationsformen auftritt und die Selbstdarstellungsfunktion in den vagen bzw. meinungsorientierten. Die argumentativen Teiltext-Einheiten wären mit 8% vertreten, die narrativen mit nur 1% und auf die nicht entfalteten Teiltext-Einheiten mit Orientierungsfunktion entfielen 2%. Der einzige BadA, der alle genannten TE-Typen aufweist, ist das Exemplar 02/99. Dieser Brief käme auch bezüglich der Verteilung der prototypischen Briefmitte am nächsten. Im Rahmen der Briefkernbeendigung ist keine prototypische Struktur feststellbar. Die beschriebenen Varianten – Briefkernbeendigung als Resümee der Briefmitte mit anschließendem kontaktorientiertem Teiltext oder Briefkernbeendigung und Terminalteil fallen zusammen – sind in den Briefen zu etwa gleichen Teilen vertreten. Für den Terminalteil stellen deskriptive und explikative TE die prototypischen Entfaltungsmöglichkeiten dar. Der Anteil der deskriptiven TE bleibt über die drei Jahrgänge mit 47% konstant. Der explikative Anteil liegt mit 53% 1999 am höchsten, wobei in diesem Jahrgang jedoch weder argumentative noch narrative Strukturen in den Terminalteilen auftreten. Zentral ist die Feststellung, dass sowohl die Kontakt- als auch die Selbstdarstellungsfunktion zu den prototypischen Funktionen des Terminalteils gehören. Eine Informationsfunktion ist in keinem der Briefe im Terminalteil als dominante Funktion auszumachen.

### **8.3 Bewertung von Repräsentationstexten**

Im zweiten Hauptteil der Arbeit wird die Sicht vom Aktionärsbrief auf den GB erweitert, wobei sowohl Ergebnisse aus textlinguistischen Theorien als auch Erkenntnisse aus dem Bereich der Verständlichkeitsforschung in die Untersuchung eingeflossen sind. Ziel war es, eine Checkliste zu entwickeln, die theoretisch abgesichert ist und somit intersubjektiv überprüfbar zur Bewertung der sprachlichen Qualität von Repräsentationstexten dient. Die Liste umfasst zehn Oberpunkte: 1. Wortgrammatik, 2. Morphosyntax/Syntax, 3. Lexik, 4. Satzabhängige und satzübergreifende Semantik, 5. Stil, 6.

Beziehungsmanagement, 7. Logik der Thematischen Entfaltung, 8. Metakommunikative Signale, 9. Innere Textstruktur und 10. Äußere Textstruktur. Anhand von zahlreichen Beispielen aus der Praxis wurden die einzelnen Kategorien expliziert, wobei ihre Relevanz zunächst theoretisch fundiert wurde. Die zehn Bewertungskategorien lassen sich in ein abstrakteres Modell integrieren, das so genannte „Adäquatheitsmodell“, dem fünf Anforderungsprofile zugeordnet werden:

- I. Sprachliche Korrektheit (Punkt 1 und 2)
- II. Semantische Transparenz (Punkt 3 und 4)
- III. Freundlichkeit (Punkt 5 und 6)
- IV. Lokale Nachvollziehbarkeit (Punkt 7 und 8)
- V. Global-mittlere Strukturierung (Punkt 9 und 10)

Resümierend können die Postulate an einen Repräsentationstext wie folgt formuliert werden: Ein guter Text sollte *sprachlich korrekt* formuliert und auf der Ebene der Semantik *transparent* sein; in seiner Darstellungsweise (Logik der TE) sollte er *nachvollziehbar* sein; zudem sollte er übersichtlich *strukturiert* sein. Wenn er darüber hinaus ansprechend *freundlich* ist, indem er den Leser unterhält und seinen Informationsbedarf antizipiert, ist ein Text als guter Geschäftsberichtstext zu bezeichnen.

Ziel dieser Arbeit war es, die historische Herkunft des BadA zu klären sowie die These des BadA als meist gelesenen Teil des GB zu überprüfen. Dies geschah in den ersten Kapiteln. Die Hauptteile, Kapitel 4 bis 7, verbinden Theorie und Praxis miteinander: Während im textsortenlinguistischen Teil der theoretische Hintergrund für die Klassifikation von Textsorten und deren Beschreibung erörtert wurde, stellt die empirische Untersuchung der Aktionärsbriefe bereits einen Schritt in Richtung Praxis dar. Der zweite Hauptteil kann als Umsetzung theoretischer Kenntnisse aus dem Bereich der Verständlichkeitforschung und textsortenlinguistischen Ansätzen betrachtet werden und mündet in einer anwendungsorientierten Checkliste zur Begutachtung von Repräsentationstexten, die hier noch einmal im Überblick präsentiert wird:

1. Wortgrammatik
  - 1.1 Ist die Orthografie korrekt?
    - Laut-Buchstaben-Zuordnung
    - Getrennt- und Zusammenschreibung
    - Groß- und Kleinschreibung
    - Worttrennung
    - Zusammensetzungen aus Ziffern/Zahlen und Formelzeichen
    - Unterstützen Bindestriche die Übersichtlichkeit von Komposita?
  - 1.2 Ist die Interpunktions korrekt?
  - 1.3 Sind die gewählten Formen bezüglich Genus, Numerus, Kasus, Genus Verbi, Modus und Tempus korrekt gebildet?
  - 1.4 Wird gegen die Regeln der Wortbildung verstößen?

- 2. Morphosyntax/Syntax**
- 2.1 Besteht innerhalb der Nominalphrase in Genus, Kasus und Numerus Kongruenz?
- 2.2 Besteht Kongruenz zwischen der Nominalphrase und dem finiten Verb?
- 2.3 Sind die gewählten flektierten Formen korrekt eingesetzt?
- 2.4 Sind die Präpositionen korrekt gewählt?
- 2.5 Ist die Syntax korrekt oder treten Anakoluthe auf?
- 3. Lexik**
- 3.1 Wie wird verständnishemmender Fachjargon behandelt?
- Werden Abkürzungen erläutert und Fachtermini eingeführt?
  - Sind die Erklärungen an sinnvoller Stelle (Glossar/Text) eingesetzt?
  - Werden in den Erläuterungen keine anderen Fachtermini gebraucht?
- 3.2 Ist die Wortwahl präzise und abwechslungsreich?
- Treten Fälle einer fehlerhaften Wortwahl auf?
  - Treten Fälle einer unbeholfenen Wortwahl auf?
  - Treten Fälle einer kolloquialen bzw. jargonhaften Wortwahl auf?
  - Gibt es Wortwiederholungen?
  - Werden synonymische Wendungen eingesetzt?
- 3.3 Wird eine metaphorische Sprache verwendet und ist die Metaphorik stimmig?
- Ist der Einsatz von Metaphern dem Sachverhalt angemessen?
  - Gibt es Brüche zwischen den metaphorisierten Begriffen?
- 4. Satzabhängige sowie satzübergreifende Semantik**
- 4.1 Fällt das gewählte Tempus aus seinem Anwendungsbereich heraus?
- 4.2 Werden komplexe Sachverhalte klar und durchschaubar dargestellt?
- Satzlänge
  - Satzklammer
  - Schachtelsatz
- 4.3 Entspricht die gewählte Formulierung der beabsichtigten Perspektive?
- Aktiv/Passiv
  - Thema-Rhema-Anordnung
  - Satzfokus
- 4.4 Sind die Sätze syntaktisch eindeutig?
- Sind die semantischen Bezüge der Proformen eindeutig?
- 5. Stil**
- 5.1 Treten die typischen Merkmale der Verwaltungssprache auf?
- Nominalphrasenstil
  - Partizipialattribute
  - Präpositionalketten

- Funktionsverbgefüge
  - Floskeln
- 5.2 Sind die Satzsequenzen abwechslungsreich formuliert?
- 5.3 Weichen einzelne Kapitel stilistisch gegenüber anderen signifikant ab?
- 5.4 Verwendet das Unternehmen einen lebendigen und persönlichen Stil?
  - Ausrufe, wörtliche Rede/Zitate, metakommunikative Fragen, lebensnahe Beispiele
  - Vergleiche, direktes Ansprechen des Lesers, Auftretenlassen von Menschen, witzige Formulierungen und Einbettung der Information in eine Geschichte

## 6. Beziehungsmanagement

- 6.1 „Auf einen Blick“ – Ermöglicht der Text eine kurSORische Lektüre?
  - Stellt sich das Unternehmen vor?
  - Wird die Organisationsstruktur des Unternehmens dargestellt?
  - Gibt es eine Übersichtsseite mit den Kerndaten des Geschäftsjahres?
- 6.2 Bietet der Text besondere Leseanreize?
  - Wird der Fließtext durch zusätzliche Geschichten mit Fotos erweitert?
  - Wird der neue/überraschende Aspekt der Information adäquat präsentiert?
- 6.3 Gibt es textexterne Querverweise?
  - Telefonnummern, Web-Adressen, Finanzkalender, CD ROM
- 6.4 Gibt es einen Brief an die Aktionäre oder ein Vorwort?
  - Lädt sein Einstieg zum Weiterlesen ein?
  - Werden Themen wie Unternehmenskultur und Zukunftsprognosen angesprochen?
  - Werden die Kriterien des persönlichen Stils eingehalten?
  - Wird der Leser als Adressat innerhalb des Textes angesprochen?
  - Setzt der Autor das Personalpronomen *wir* adäquat ein?

## 7. Logik der Thematischen Entfaltung (TE)

- 7.1 Ist die Deskription ausreichend umfangreich und anschaulich, um die dargestellten Zusammenhänge zu durchschauen? Werden Sachverhalte, Objekte und Ereignisse in räumlicher, zeitlicher und thematischer Nähe präsentiert?
- 7.2 Ist die Explikation plausibel? Welche Explikationsstrukturen liegen vor (Grund-Folge/Folge-Grund oder Vergleichsstruktur)? Sind die Sätze durch die entsprechenden Konjunktionen miteinander verbunden?
- 7.3 Ist die Argumentation klar und stringent? Welche Strukturen weist die Argumentation auf („need-solution“-, Frage-Antwort-, Pro-Contra-Struktur)? Sind die Sätze durch die entsprechenden Konjunktionen miteinander verbunden? Ergeben sich Widersprüche in der Argumentation?

## **8. Metakommunikative Signale**

**8.1 Leiten metakommunikative Signale sprachlicher Art den Leser durch den Text?**

- illokutiv-funktionale Hinweise
- ausdrucksseitig-sprachliche Hinweise
- textdirektionale Hinweise

**8.2 Leiten metakommunikative Signale typografisch-gestalterischer Art den Leser durch den Text?**

- Semikola, Parenthesen, Ausrufungszeichen
- Absätze
- Gliederungszeichen und Nummerierungen
- Umrahmungen und Hervorhebungen

## **9. Innere Textstrukturierung**

**9.1 Ist der Textaufbau wohlgeordnet?**

- Sind die Informationen sequentiell arrangiert?
- Werden inhaltliche Redundanzen vermieden?

**9.2 Werden Vorstrukturierungen oder vorgeschaltete Zusammenfassungen eingesetzt?**

**9.3 Ist der Text systematisch mittels Überschriften und Querverweisen erschlossen?**

- systematische Gliederungstiefe (zwei oder mehrere Ebenen)
- thematische und perspektivische Überschriften
- überflüssige Marginalien
- textinterne Querverweise (Seitenverweise)

**9.4 Entsprechen die Überschriften den Inhalten der Abschnitte bzw. Kapitel?**

**9.5 Wie sind Grafiken (Tabellen/Diagramme/Karten) und Bilder in den Text eingebunden?**

- Sind Diagramme und Tabellen - wenn nötig - explizit in den Text einbezogen?
- Ist die Komplementarität zwischen Text und Grafik gegeben?
- Ergänzen die Bildunterschriften die Darstellungen?

## **10. Äußere Textstrukturierung**

**10.1 Ist das Inhaltsverzeichnis in sich übersichtlich und stimmig?**

**10.2 Gibt das Inhaltsverzeichnis den Textaufbau korrekt wieder?**

**10.3 Verfügt der Text über eine Kopfzeile bzw. eine Navigationsleiste?**

**10.4 Gibt es ein kapitelübergreifendes Leitmotiv?**

## Literaturverzeichnis

- ADAMZIK, KIRSTEN 1991: „Forschungsstrategien im Bereich der Textsortenlinguistik“, *Zeitschrift für Germanistik* 1: 99-109
- ADAMZIK, KIRSTEN 1995: *Textsorten – Texttypologie*: Eine kommentierte Bibliographie, Münster
- ADAMZIK, KIRSTEN (ed.) 2000: *Textsorten, Reflexionen und Analysen*, Tübingen
- ADAMZIK, KIRSTEN 2000: „Was ist pragmatisch orientierte Textsortenforschung?“, in: KIRSTEN ADAMZIK (ed.) 2000: 91-112
- ANDERSON, RICHARD C./DAVISON, ALICE 1988: „Conceptual and Empirical Bases of Readability Formulas“, in: ALICE DAVISON/GEORGIA M. GREEN (eds.) 1988: 23-53
- ANTONOFF, ALEXANDER 2001: „An Ignoranz kaum zu überbieten. Experten rügen mangelnde Qualität bei vielen Aktionärsbriefen“, *Die Welt* 221-38: 23
- ANTOS, GERD/KRINGS, HANS-P. (eds.) 1989: *Textproduktion*, Ein interdisziplinärer Forschungsüberblick, Tübingen
- ARNOLD, HEINZ LUDWIG/SINEMUS, VOLKER (eds.) 1975: *Grundzüge der Literatur- und Sprachwissenschaft*, München
- ARNOLD, HEINZ LUDWIG/HEINRICH DETERING (eds.) 1999: *Grundzüge der Literaturwissenschaft*, München
- AUSUBEL, DAVID P./NOVAK, JOSEPH D./HANESIAN, HELEN 1980: *Psychologie des Unterrichts*, Bd. 1, Weinheim/Basel
- BADER, RENATE 1993: „Was ist publizistische Qualität? Ein Annäherungsversuch am Beispiel Wissenschaftsjournalismus“, in: ARNO BAMMÉ et al. (eds.) 1993: 17-39
- BAETGE, JÖRG/KIRCHHOFF, KLAUS RAINER 1997: *Der Geschäftsbericht*, Die Visitenkarte des Unternehmens, Wien/Frankfurt
- BALLSTAEDT, STEFFEN-PETER/MANDL, HEINZ/SCHNOTZ, WOLFGANG/TERGAN, SIGMAR-OLAF 1981: *Texte verstehen – Texte gestalten*, München [u.a.]
- BALLSTAEDT, STEFFEN-PETER 1994: *Lerntexte und Teilnehmerunterlagen*, Weinheim/Basel
- BALLY, CHARLES 1909/1951a: *Traité de stylistique française*, vol. 1, Genf/Paris
- BALLY, CHARLES 1909/1951b: *Traité de stylistique française*, vol. 2, Genf/Paris
- BAMMÉ, ARNO/KOTZMANN, ERNST/RESCHENBERG, HASSO (eds.) 1993: *Publizistische Qualität*, Probleme und Perspektiven ihrer Bewertung, München/Wien
- BARTSCH, RENATE/VENNEMANN, THEO (eds.) 1973: *Linguistik und Nachbarwissenschaften*, Kronberg/Ts.

- BAUMGÄRTNER, KLAUS (ed.) 1977: *Sprachliches Handeln*, Heidelberg
- BAUMS, THEODOR (ed.) 1982: *Entwurf eines allgemeinen Handelsgesetzbuches für Deutschland (1848/49)*: Text und Materialien, Heidelberg
- BAYER, KLAUS 1999: *Argument und Argumentation*, Logische Grundlagen der Argumentationsanalyse, Opladen/Wiesbaden
- BEAUGRANDE, ROBERT DE 1990: „Textsorten im Mittelpunkt zwischen Theorie und Praxis“, in: ROGER MACKELDEY (ed.) 1990: 173-190
- BECKER, THOMAS/JÄGER, LUDWIG/MICHAELI, WALTER/SCHMALEN, HEINRICH (eds.) 1990: *Sprache und Technik*, Gestalten verständlicher technischer Texte, Aachen
- BECKER-MROTZEK, MICHAEL 1992: *Diskursforschung und Kommunikation in Institutionen* (Studienbibliographien Sprachwissenschaft, Bd. 4), Heidelberg
- BELKE, HORST 1973a: *Literarische Gebrauchsformen*, Düsseldorf
- BELKE, HORST 1973b: „Die Multifunktionalität einer literarischen Gebrauchsform am Beispiel des Briefes“, in: HORST BELKE 1973a: 142-157
- BELKE, HORST 1975: „Gebrauchstexte“, in: HEINZ LUDWIG ARNOLD/VOLKER SINEMUS (eds.): 320-341
- BENTELE, GÜNTER 1988: „Der Faktor Glaubwürdigkeit, Forschungsergebnisse und Fragen für die Sozialisationsperspektive“, *Publizistik* 33: 406-426
- BERLYNE, DANIEL E. 1974: *Konflikt, Erregung, Neugier*. Zur Psychologie der kognitiven Motivation, Stuttgart
- BEST, KARL-HEINZ 1999: *Forschungsprojekt Quantitative Gesetzmäßigkeiten in Sprachstruktur und Sprachwandel*, [www.gwdg.de](http://www.gwdg.de) (24.01.1999)
- BIERE, BERND ULRICH 1990: „Verständlich-Machen. Möglichkeiten adressatenspezifischer Textgestaltung“, in: THOMAS BECKER et al. (eds.) 1990: 15-32
- BIERE, BERND ULRICH 1991: *Textverstehen und Textverständlichkeit* (Studienbibliographien Sprachwissenschaft, Bd. 2), Heidelberg
- BIERE, BERND ULRICH 1993: „Linguistische Kriterien für publizistische Qualität“, in: ARNO BAMMÉ et al. (eds.) 1993: 73-85
- BLACK, MAX 1983: „Die Metapher“, in: ANSELM HAVERKAMP (ed.) 1983: 55-79
- BLACK, MAX 1996: „Mehr über die Metapher“, in: ANSELM HAVERKAMP (ed.) 1996: 379-413
- BLUMENBERG, HANS 1986: *Die Lesbarkeit der Welt*, Frankfurt a. M.
- BOHM, EDGAR 1989: *Textlinguistische Analyse der Textsorte 'Technische Repräsentationsprospekte' im Englischen und Deutschen unter besonderer Berücksichtigung der Textkohärenz*, Leipzig
- BÖHMER, ERNST et al. 1995: *Kaufmännische Betriebslehre*, Haan-Gruiten

BORTZ, JÜRGEN/DÖRING, NICOLA ²1995: **Forschungsmethoden und Evaluation für Sozialwissenschaftler**, Berlin [u.a.]

BRANDT, MARGARETA/KOCH, WOLFGANG/MOTSCH, WOLFGANG/ROSENGREN, INGER/VIEHWEGER, DIETER 1983: „Der Einfluß der kommunikativen Strategie auf die Textstruktur – dargestellt am Beispiel des Geschäftsbriefes“, in: INGER ROSENGREN (ed.) 1982: 105-135

BRASELMANN, PETRA 1981: **Konnotation – Verstehen – Stil.** Operationalisierung sprachlicher Wirkungsmechanismen dargestellt an Lehnelementen im Werke Maurice Dekobras, Frankfurt a. M./Bern

BRIESE-NEUMANN, GISA 1993: **Professionell schreiben**, Stilsicherheit und Spracheffizienz im Beruf, Wiesbaden

BRINKER, KLAUS (ed.) 1991: **Aspekte der Textlinguistik**, Hildesheim [u.a.]

BRINKER, KLAUS 1993: **Textlinguistik** (Studienbibliographien Sprachwissenschaft, Bd. 7), Heidelberg

BRINKER, KLAUS 1994: „Zum Zusammenhang von Textfunktion und thematischer Einstellung am Beispiel eines Zeitungskommentars“, in: MARKKU MOILANEN/LIISA TIITTULA (eds.) 1994: 35-44

BRINKER, KLAUS 1996: „Zur Analyse der narrativen Themenentfaltung am Beispiel einer Alltagserzählung“, in: JÖRG HENNIG/JÜRGEN MEIER (eds.) 1996: 279-289

BRINKER, KLAUS ¹1997a: **Linguistische Textanalyse**, Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden, Berlin

BRINKER, KLAUS 1997b: „Zum Zusammenhang von Text- und Stilanalyse am Beispiel eines Offenen Briefes von Günter Grass“, in: ULLA FIX/HANS WELLMANN 1997: 195-206

BROCKHAUS ENZYKLOPÄDIE in zwanzig Bänden, Wiesbaden 1966

BRUCE, BERTRAM/RUBIN, ANDEE 1988: „Readability Formulas: Matching Tool and Task“, in: ALICE DAVISON/GEORGIA M. GREEN (eds.) 1988: 5-22

BÜHLER, KARL 1934: **Sprachtheorie**, Die Darstellungsfunktion der Sprache, Jena

BUNGARTEN, THEO (ed.) 1994a: **Unternehmenskommunikation**: Linguistische Analysen und Beschreibungen, Tostedt

BUNGARTEN, THEO 1994b: „Die Sprache in der Unternehmenskommunikation“, in: THEO BUNGARTEN (ed.) 1994: 29-42

CHAFFAI, TEKFI 1987: „Readability formulas: an overview“, **Journal of Documentation** 43: 261-273

DANEŠ, FRANTIŠEK 1970: „Zur linguistischen Analyse der Textstruktur“, **Folia Linguistica** 4: 72-78

DAVISON, ALICE/GEORGIA M. GREEN (eds.) 1988: **Linguistic complexity and text comprehension**: Readability Issues Reconsidered, Hilldale/New Jersey

- DICKES, PAUL/STEIWER, LAURE 1977: „Ausarbeitung für Lesbarkeitsformeln für die deutsche Sprache“, *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie* 9: 20-28
- DIEWALD, GABRIELE MARIA 1991: *Deixis und Textsorten*, Tübingen
- DIJK, TEUN A. VAN 1980: *Textwissenschaft*, Eine interdisziplinäre Einführung, Tübingen
- DIMTER, MATTHIAS 1981: *Textklassenkonzepte heutiger Alltagssprache*, Kommunikationssituation, Textfunktion und Textinhalt als Kategorien alltagssprachlicher Textklassifikation, Tübingen
- DÖHLE, PATRICIA/SEEGER, CHRISTOPH 2000: „Im Visier der Investoren“, *manager magazin* 10: 168-191
- DROSDOWSKI, GÜNTHER (ed.) <sup>5</sup>1990: DUDEM *Fremdwörterbuch*, Mannheim [u.a.]
- DROSDOWSKI, GÜNTHER (ed.) <sup>2</sup>1993: DUDEM *Das große Wörterbuch der deutschen Sprache* in acht Bänden, Mannheim [u.a.]
- DROSDOWSKI, GÜNTHER (ed.) <sup>21</sup>1996: DUDEM *Rechtschreibung der deutschen Sprache*, Mannheim [u.a.]
- DUDENREDAKTION (ed.) <sup>6</sup>1998: DUDEM *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*, Mannheim [u.a.]
- EBERLEH, EDMUND 1990: „Komplementarität von Text und Bild“, in: THOMAS BECKER et al. (eds.) 1990: 67-89
- EBERT, HELTMUT 1997: *Textfunktionen und Textstrukturen von Führungs- und Unternehmensgrundzügen*, Frankfurt a. M. [u.a.]
- EISENBERG, PETER <sup>2</sup>1989: *Grundriss der deutschen Grammatik*, Stuttgart
- EISENBERG, PETER 1999: *Grundriss der deutschen Grammatik*, Der Satz, Bd. 2, Stuttgart/Weimar
- ENKVIST, NILS ERIK 1964/1972: „Versuche zu einer Bestimmung des Sprachstils: Ein Essay in angewandter Sprachwissenschaft“, in: JOHN SPENCER (ed.) 1964/1972: 8-54
- ERMERT, KARL 1979: *Briefsorten*, Untersuchungen zu Theorie und Empirie der Textklassifikation, Tübingen
- EROMS, HANS-WERNER 1986: „Textlinguistik und Stiltheorie“, in: ALBRECHT SCHÖNE (ed.) 1986: 10-21
- EROMS, HANS-WERNER 1991: „Die Funktionale Satzperspektive bei der Textanalyse“, in: KLAUS BRINKER (ed.) 1991: 55-72
- FINK, BARBARA/HEYE, THOMAS/TOPHINKE, DORIS 1997: *Gattungen mittelalterlicher Schriftlichkeit*, Tübingen

- FIX, ULLA/WELLMANN, HANS 1997: *Stile, Stilprägungen, Stilgeschichte*. Über Epochen-, Gattungs- und Autorenstile; sprachliche Analysen und didaktische Aspekte; vergleichende Analysen, Heidelberg
- FLEISCHER, WOLFGANG (ed.) 1987: *Textlinguistik und Stilistik*, Beiträge zu Theorie und Methode, Oberlungwitz
- FLEISCHER, WOLFGANG/MICHEL, GEORG/STARKE, GÜNTHER 1993: *Stilistik der deutschen Gegenwartssprache*, Frankfurt a. M.
- FLEISCHER, WOLFGANG/BARZ, IRMHILD 1995: *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*, Tübingen
- FLESCH, RUDOLF 1948: „A New Readability Yardstick“, *Journal of Applied Psychology* 32: 221-233
- FÖRSTER, HANS-PETER 2001: *Corporate Wording*, Das Strategiebuch. Für Entscheider und Verantwortliche in der Unternehmenskommunikation, Frankfurt a. M.
- FRANCK, NORBERT 1990: *Schreiben wie ein Profi*, Artikel, Berichte, Briefe, Pressemeldungen, Referate und andere Texte, Köln
- GAßDORF, DAGMAR 1996: *Das Zeug zum Schreiben*, Eine Sprachschule für Praktiker, Mit Stilblüten zum Schmunzeln und Übungen zum Bessermachen, Frankfurt a. M.
- GAZDAR, KAEVAN/KIRCHHOFF, KLAUS RAINER 1999: *Geschäftsbericht ohne Fehl und Tadel*: Sprache, Gestaltung, Botschaft erfolgreicher Finanzkommunikation, Neuwied
- GELLERT, CHRISTIAN FÜRCHTEGOTT 1751: „Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen“, in: CHRISTIAN FÜRCHTEGOTT GELLERT 1971: 2-122
- GELLERT, CHRISTIAN FÜRCHTEGOTT 1971: *Die epistolographischen Schriften*, Faksimile nach den Ausgaben von 1742 und 1751, Stuttgart 1971
- GLANEGGER, PETER/GÜROFF, GEORG/NIEDNER, HANS JOCHEN/RENKL, GÜNTHER/RUß, WERNER/STUHLFELNER, ULRICH, *Heidelberger Kommentar zum Handelsgesetzbuch*, HK-HGB, Handelsrecht, Bilanzrecht, Steuerrecht, Kommentar zum Handelsgesetzbuch mit den Rechnungslegungsvorschriften nach dem Bilanzrichtlinien-Gesetz und den Steuern der kaufmännischen Personenunternehmen, Heidelberg 1993
- GLÄSER, ROSEMARIE 1978: „Divergierende Positionen in der linguistischen Stilistik der Gegenwart“, *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationswissenschaft* 1: 607-612
- GLÜCK, HELMUT (ed.) 1993: *Metzler-Lexikon Sprache*, Stuttgart/Weimar
- GOBYN, LUC 1992: „Vorschläge zu einer Textklassifikation“, in: J. DE CALUWE/M. DEVOS/H. RYCKEBOER/J. TAELEMANS (eds.), *Tekstsoorten*, Een selectie uit het werk van Luc Gobyn, Studia Germanica Gandensia, Gent

- GÖPFERT, WINFRIED 1993: „Publizistische Qualität: Ein Kriterien-Katalog“, in: ARNO BÄMMÉ et al. (eds.) 1993: 99-109
- GÖTSCH, KATJA 1994: *Riskantes Vertrauen*, Theoretische und empirische Untersuchung zum Konstrukt Glaubwürdigkeit, Hamburg
- GRABOWSKI, JOACHIM 1991: *Der propositionale Ansatz der Textverständlichkeit*, Kohärenz, Interessantheit und Behalten, Münster
- GROEBEN, NORBERT 1982: *Leserpsychologie*, Textverständnis – Textverständlichkeit, Bd.1, Münster
- GROEBEN, NORBERT/CHRISTMANN, URSULA 1989: „Textoptimierung unter Verständlichkeitsperspektive“, in: GERD ANTOS/HANS-P. KRINGS (eds.) 1989: 165-196
- GROSSE, SIEGFRIED (ed.) 1983: *Schriftsprachlichkeit*, Düsseldorf
- GROßE, ERNST ULRICH 1976: *Text und Kommunikation*, Eine Einführung in die Funktionen der Texte, Stuttgart
- GÜLICH, ELISABETH/RAIBLE, WOLFGANG (eds.) 1975: *Textsorten*, Differenzierungskriterien aus linguistischer Sicht, Wiesbaden
- GÜLICH, ELISABETH/RAIBLE, WOLFGANG 1975: „Textsorten-Probleme“, in: *Linguistische Probleme der Textanalyse*, Jahrbuch 1973, Düsseldorf: 144-197
- GÜLICH, ELISABETH/RAIBLE, WOLFGANG 1977: *Linguistische Textmodelle*, München
- GÜLICH, ELISABETH 1986: „Textsorten in der Kommunikationspraxis“, in: WERNER KALLMEYER 1986: 15-46
- HALLIDAY, MICHAEL A. K./MCINTOSH, ANGUS/STREVENS, PETER 1972: *Linguistik, Phonetik und Sprachunterricht*, Heidelberg
- HALLIDAY, MICHAEL A. K. 1978: *Language as social semiotic*: the social interpretation of language and meaning, London
- HALLIDAY, MICHAEL A. K./HASAN, RUQAIYA 1989: *Language, context, and text: aspects of language in a social-semiotic perspective* (Part A: M. A. K. HALLIDAY; Part B: RUQAIYA HASAN), Oxford
- HAMBURGER GESCHÄFTSBERICHTE GMBH & CO. 1998: *Geschäftsberichte*. Was Leser verlangen, Eine Studie über Lese- und Nutzungsinteressen ausgewählter Zielgruppen in Unternehmen und Öffentlichkeit, Hamburg
- HARTUNG, WOLFDIETRICH 1983: „Briefstrategien und Briefstrukturen – oder: Warum schreibt man Briefe?“, in: INGER ROSENGREN (ed.) 1982: 215-228
- HARWEG, ROLAND 1968: *Pronomina und Textkonstitution*, München
- HAVERKAMP, ANSELM (ed.) 1983: *Theorie der Metapher*, Darmstadt
- HAVERKAMP, ANSELM (ed.) 1996: *Theorie der Metapher*, Darmstadt
- HEIJNK, STEFAN 1997: *Textoptimierung für Printmedien*, Theorie und Praxis journalistischer Textproduktion, Opladen

HEINEMANN, WOLFGANG/VIEHWEGER, DIETER 1991: *Textlinguistik*, Eine Einführung, Tübingen

HELBIG, GERHARD 1988: *Lexikon deutscher Partikeln*, Leipzig

HELBIG, GERHARD/BUSCHA, JOACHIM 1998: *Deutsche Grammatik*, Ein Handbuch für den Ausländerunterricht, Leipzig [u.a.]

HENNE, HELMUT/REHBOCK, HELMUT 1995: *Einführung in die Gesprächsanalyse*, Berlin [u.a.]

HENNIG, JÖRG/MEIER, JÜRGEN (eds.) 1996: *Varietäten der deutschen Sprache*, Frankfurt a. M.

HERBIG, ALBERT F. 1992a: *Sie argumentieren doch scheinheilig!*, Sprach- und sprechwissenschaftliche Aspekte einer Stilistik des Argumentierens, Frankfurt a. M. [u.a.]

HERBIG, ALBERT F. 1992b: „Argumentationsstile, Vorschläge für eine Stilistik des Argumentierens“, *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 112-113: 45-75

HERINGER, HANS JÜRGEN 1968: *Die Opposition von ‚kommen‘ und ‚bringen‘ als Funktionsverben*, Untersuchung zur grammatischen Wertigkeit und Aktionsart, Düsseldorf

HJELMSLEV, LOUIS 1968: *Prélogèmes à une théorie du langage*, Paris

HOFMANN, PAUL 1993: *Handelsrecht*, Neuwied [u.a.]

HOPT, KLAUS J. 1995: *Handelsgesetzbuch mit GmbH & Co., Handelsklauseln, Bank- und Börsenrecht, Transportrecht (ohne Seerecht)*, München

IHWE, JENS (ed.) 1971: *Literaturwissenschaft und Linguistik*, Ergebnisse und Perspektiven, Bd.II/1, Frankfurt a. M.

ISENBERG, HORST 1978: „Probleme der Texttypologie. Variation und Determination von Texttypen“, *Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig* 27: 565-579

ISENBERG, HORST 1984: „Texttypen als Interaktionstypen“, *Zeitschrift für Germanistik* 3: 261-270

JAKOBS, EVA-MARIA/KNORR, DAGMAR (eds.) 1997: *Schreiben in den Wissenschaften*, Frankfurt a. M. [u.a.]

JAKOBSON, ROMAN 1960/1971: „Linguistik und Poetik“, in: JENS IHWE (ed.), *Literaturwissenschaft und Linguistik*, Ergebnisse und Perspektiven, Bd.II/1, Frankfurt a. M. 1971: 142-178

KALLMEYER, W./KLEIN, W./MEYER-HERMANN, R./NETZER, K./SIEBERT, H. J. 1980: *Lektürekolleg zur Textlinguistik*, Bd. 1: Einführung, Frankfurt a. M.

KALLMEYER, W./KLEIN, W./MEYER-HERMANN, R./NETZER, K./SIEBERT, H. J. (eds.) 1974: *Lektürekolleg zur Textlinguistik*, Bd. 2: Reader, Frankfurt a. M.

- KALLMEYER, WERNER (ed.) 1986: *Handlungsmuster, Textsorten, Situationstypen* (Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1985, Bd. 67: Sprache der Gegenwart), Düsseldorf
- KELLER, RUDI 1977: „Verstehen wir, was ein Sprecher meint, oder was ein Ausdruck bedeutet? Zu einer Hermeneutik des Handelns“, in: KLAUS BAUMGÄRTNER (ed.) 1977: 1-27
- KELLER, RUDI/RADTKE, PETRA 1997: „Die Sprache des Geschäftsberichts“, unveröffentlichtes Manuskript, Düsseldorf
- KELLER, RUDI 1998: „Über die Sprache des Geschäftsberichts“, unveröffentlichtes Vortragsmanuskript, Düsseldorf
- KELLER, RUDI 2001: „Die verbale Bilanz 2001“, unveröffentlichtes Vortragsmanuskript, Düsseldorf
- KIENPOINTNER, MANFRED 1986: „Topische Sequenzen in argumentativen Dialogen“, *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 14: 321-355
- KINTSCH, WALTER 1974: *The representation of meaning in memory*, Hillsdale/New Jersey
- KINTSCH, WALTER/VIPOND, DOUGLAS 1979: „Reading Comprehension and Readability in Educational Practice and Psychological Theory“, in: L. G. NILSSON (ed.) 1979: 325-366
- KLEIBER, GEORGES 1993: *Prototypensemantik*. Eine Einführung, Tübingen
- KLEIN, JOSEF 1991: „Politische Textsorten“, in: KLAUS BRINKER (ed.) 1991: 245-278
- KLEIN, JOSEF 2000: „Intertextualität, Geltungsmodus, Texthandlungsmuster. Drei vernachlässigte Kategorien der Textsortenforschung – exemplifiziert an politischen und medialen Textsorten“, in: KIRSTEN ADAMZIK (ed.) 2000: 31-44
- KLUGE, FRIEDRICH <sup>22</sup>1989: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, Berlin/New York
- KRAUSE, WOLF-DIETER 1982: „Zu einigen theoretischen Grundpositionen für die Klassifikation von Texten“, *Wissenschaftliche Zeitschrift der Pädagogischen Hochschule „Karl Liebknecht“ Potsdam* 26: 267-273
- KRAUSE, WOLF-DIETER 1986: „Textsorten als strukturelle Prototypen“, *Wissenschaftliche Zeitschrift der Pädagogischen Hochschule „Karl Liebknecht“ Potsdam* 30: 749-759
- KRAUSE, WOLF-DIETER 1988: „Zur Präzisierung eines sprachwissenschaftlichen Textsortenbegriffs“, *Wissenschaftliche Zeitschrift der Pädagogischen Hochschule „Karl Liebknecht“ Potsdam* 32: 233-240
- KURZ, GERHARD <sup>3</sup>1993: *Metapher, Allegorie, Symbol*, Göttingen
- LABOV, WILLIAM/WALETZKY, JOSHUA 1967/1997: „Narrative Analysis: Oral Versions of Personal Experience“, *Journal of Narrative and Life History* 7: 3-38
- LAKOFF, GEORGE 1987: *Women, fire and dangerous things*, Chicago

- LANG, N./WEHRMANN, A. (eds.) 1999: [www.sociologicus.de/lexikon](http://www.sociologicus.de/lexikon) (01.09.2001)
- LANGEHEINE, VOLKER 1983: „Textpragmatische Analyse schriftlicher Kommunikation am Beispiel des Briefes“, in: SIEGFRIED GROSSE (ed.) 1983: 190-211
- LANGER, INGHARD/SCHULZ VON THUN, FRIEDEMANN/TAUSCH, REINHARD 1974: **Verständlichkeit in Schule, Verwaltung, Politik und Wissenschaft**, Mit einem Selbsttrainingsprogramm zur verständlichen Gestaltung von Lehr- und Informationstexten, München/Basel
- LANGER, INGHARD/SCHULZ VON THUN, FRIEDEMANN/TAUSCH, REINHARD <sup>6</sup>1999: **Sich verständlich ausdrücken**: Anleitungstexte, Unterrichtstexte, Vertragstexte, Amtstexte, Versicherungstexte, Wissenschaftstexte u.a., München/Basel
- LÜCKMANN, REINHARD 1997: „Seiltanz zwischen Werbung und Zahlensalat“, **Handelsblatt Special** 71: 21
- LÜGER, HEINZ-HELMUT <sup>2</sup>1995: **Pressesprache**, Tübingen
- LUX, FRIEDEMANN 1981: **Text, Situation, Textsorte**, Probleme der Textsortenanalyse, dargestellt am Beispiel der britischen Registerlinguistik, Mit Ausblick auf eine adäquate Textsortentheorie, Tübingen
- MACKELDEY, ROGER (ed.) 1990: **Textsorten/Textmuster in der Sprech- und Schriftkommunikation**, Festschrift zum 65. Geburtstag von Wolfgang Heinemann, Leipzig
- MANDL, H./TERGAN, S.-O./BALLSTAEDT, S.-P. 1982: „Textverständlichkeit – Textverstehen“ in: BERNHARD TREIBER/FRANZ E. WEINERT (eds.) 1982: 66-88
- MARFURT, BERNHARD 1977: **Textsorte Witz**, Möglichkeiten einer sprachwissenschaftlichen Textsorten-Bestimmung, Tübingen
- MERCOMMWARDS 2000: [www.mercommawards.com](http://www.mercommawards.com) (14.06.2000)
- METZLER, REGINE 1985: „Einige Überlegungen zur Textsorte Brief“, **Wissenschaftliche Zeitschrift Zwickau** 21: 80-86
- MEYER, CLAUS 1987: **Geschäftsbericht und Jahresabschluß**, Eine Analyse der ersten veröffentlichten Abschlüsse nach dem Bilanzrichtlinien-Gesetz als Leitfaden für Aufstellung, Gestaltung und Offenlegung, Stuttgart
- MICHEL, GEORG 1986: „Text- und Stilnormen als Regeln oder als Modelle“, in: ALBRECHT SCHÖNE (ed.) 1986: 3-9
- MICHEL, GEORG 1987: „Tätigkeitsorientierte Textstilistik“, in: WOLFGANG FLEISCHER (ed.) 1987: 58-68
- MICHEL, GEORG 1988: „Zum stilistischen Aspekt von Texten“, **Neuphilologische Mitteilungen** 89: 547-558
- MICHEL, PAUL 1988: „Textkommentierende Signale zur Verbesserung der Verständlichkeit“, **Der Deutschunterricht** 6: 86-98

- MIHM, AREND 1973: „Sprachstatistische Kriterien zur Tauglichkeit von Lesebüchern“, *Linguistik und Didaktik* 4: 117-127
- MÖHN, DIETER 1991: „Instruktionstexte, Ein Problemfall bei der Textidentifikation“, in: KLAUS BRINKER (ed.) 1991: 183-212
- MOILANEN, MARKKU/TIITTULA, LIISA (eds.) 1994: *Überredung in der Presse*, Berlin/New York
- MOTAMED, SUSANNE 1995: *Verstehen und Verständlichkeit*, Eine psycholinguistische Studie zum Verstehen von Führungsgrundsätzen in Wirtschaftsunternehmen, Wiesbaden
- MULHOLLAND, JOAN 1994: *Handbook of persuasive tactics*, A practical language guide, London/New York
- NAESS, ARNE 1975: *Kommunikation und Argumentation*, Eine Einführung in die angewandte Semantik, Kronberg/Ts.
- NICKISCH, R. M G. 1999: „Der Brief und andere Textsorten im Grenzbereich der Literatur“, in: HEINZ LUDWIG ARNOLD/HEINRICH DETERING 1999: 357-364
- NILSSON, L. G. (ed.) 1979: *Perspectives on memory research*, Hillsdale
- NOACK, CLAUS 1990: „Verständliches Gestalten technischer Fachtexte“, in: THOMAS BECKER et al. (eds.) 1990: 195-207
- NUSSBAUMER, MARKUS 1991: *Was Texte sind und wie sie sein sollten*, Ansätze zu einer sprachwissenschaftlichen Begründung eines Kriterienrasters zur Beurteilung von schriftlichen Schülertexten, Tübingen
- NUSSBAUMER, MARKUS 1995: *Argumentation und Argumentationstheorie*, (Studienbibliographien Sprachwissenschaft, Bd. 12), Heidelberg
- NUSSBAUMER, MARKUS/SIEBERT, PETER 1994: „Texte analysieren mit dem Zürcher Textanalyseraster“, in: PETER SIEBERT (ed.) 1994: 141-186
- PETTY, RICHARD E./CACIOPPO, JOHN T. 1986: *Communication and persuasion*, Central and peripheral routes to attitude change, New York [u.a.]
- PFEIFER, WOLFGANG et al. 1989: *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*, Berlin
- POLENZ, PETER VON 1988: *Deutsche Satzsemantik*, Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens, Berlin/New York
- PÖTSCHKE, HANSJÜRGEN 1984: „Eine neue Textsorte des Berichts?“, *Sprachpflege: Zeitschrift für gutes Deutsch* 33: 181-182
- PÜSCHEL, ULRICH 1995: „Stilpragmatik – Vom praktischen Umgang mit Stil“, in: GERHARD STICKEL et al. (eds.) 1995: 303-328
- RADTKE, PETRA 1998: *Die Kategorien des deutschen Verbs*, Zur Semantik grammatischer Kategorien, Tübingen
- RICKHEIT, GERT 1995: „Verstehen und Verständlichkeit von Sprache“, in: BERND SPILLNER (ed.) 1995: 15-30

- RIESEL, ELISE/SCHENDELS, EUGENIA 1975: *Deutsche Stilistik*, Moskau
- RIFFATERRE, MICHEL 1973: *Strukturelle Stilistik*, München
- ROLF, ECKARD 1993: *Die Funktionen der Gebrauchstextsorten*, Berlin/New York
- ROSCH, E./MERVIS, C. 1975: „Family Resemblances: Studies in the Internal Structure of Categories“, *Cognitive Psychology* 7: 573-605
- ROSENGREN, INGER (ed.) 1982: *Sprache und Pragmatik*, Lunder Symposium, Malmö
- ROWAN, KATHERINE E. 1988: „A Contemporary Theory of Explanatory Writing“, *Written Communication* 1: 23-56
- RUHRMANN, GEORG 1989: *Rezipient und Nachricht*, Struktur und Prozess der Nachrichtenkonstruktion, Opladen
- RUSTERHOLZ, PETER 1999: „Hermeneutische Modelle“, in: HEINZ LUDWIG ARNOLD/HEINRICH DETERING (ed.) 1999: 101-136
- SANDERS, WILLY 1973: *Linguistische Stilstheorie*, Probleme, Prinzipien und moderne Perspektiven des Sprachstils, Göttingen
- SANDERS, WILLY 1977: *Linguistische Stilistik*, Grundzüge der Stilanalyse sprachlicher Kommunikation, Göttingen
- SANDERS, WILLY 1995: *Stil und Stilistik*, (Studienbibliographien Sprachwissenschaft, Bd. 13), Heidelberg
- SANDIG, BARBARA 1975: „Zur Differenzierung gebrauchssprachlicher Textsorten im Deutschen“, in: ELISABETH GÜLICH/WOLFGANG RAIBLE (eds.) 1975: 113-124
- SANDIG, BARBARA 1978: *Stilistik*, Sprachpragmatische Grundlegung der Stilbeschreibung, Berlin/New York
- SANDIG, BARBARA 1983: „Textsortenbeschreibung unter dem Gesichtspunkt einer linguistischen Pragmatik“, in: VORSTAND DER VEREINIGUNG DER DEUTSCHEN HOCHSCHULGERMANISTEN (ed.), *Textsorten und literarische Gattungen*, Berlin: 91-102
- SANDIG, BARBARA 1984: „Ziele und Methoden einer pragmatischen Stilistik“, in: BERND SPILLNER (ed.) 1984: 137-161
- SANDIG, BARBARA 1986a: *Stilistik der deutschen Sprache*, Berlin/New York
- SANDIG, BARBARA 1986b: „Vom Nutzen der Textlinguistik für die Stilistik“, in: ALBRECHT SCHÖNE 1986: 24-31
- SANDIG, BARBARA 1989: „Stilistische Mustermischungen in der Gebrauchssprache“, *Zeitschrift für Germanistik* 1: 133-150
- SAUER, CHRISTOPH 1995: „Ein Minimalmodell zur Verständlichkeitsanalyse und -optimierung“, in: BERND SPILLNER (ed.) 1995: 149-171

- SAUER, CHRISTOPH 1997: „Visualisierung inbegriffen: Textüberarbeitung und Umgestaltung“, in: EVA-MARIA JAKOBS/DAGMAR KNORR (eds.) 1997: *Schreiben in den Wissenschaften*, Frankfurt a. M. [u.a.]: 91-106
- SCHARNHORST, JÜRGEN 1981: „Zum Wesen der Begriffs Funktionalstil“, *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 34: 305-314
- SCHECKER, MICHAEL (ed.) 1977: *Theorie der Argumentation*, Tübingen
- SCHMIDT, UTE 1996: *Gebrauchsanweisungen – Form und Struktur*, Eine textsortenlinguistische Untersuchung, Köln
- SCHNEIDER, WOLF 1992: *Deutsch fürs Leben: Was die Schule zu lehren vergaß*, Reinbek bei Hamburg
- SCHNEIDER, WOLF 1994: *Deutsch für Profis: Wege zu gutem Deutsch*, München
- SCHNELLE, ALBERT 1992: *Bremen und die Entstehung des allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches (1856-1864)*, Bremen
- SCHÖNE, ALBRECHT (ed.) 1986: *Kontroversen, alte und neue*, Bd. 3: WALTER WEISS/HERBERT ERNST WIEGAND/MARGA REIS, *Textlinguistik contra Stilistik?*, Wortschatz und Wörterbuch, Grammatische oder pragmatische Organisation von Sprache, Tübingen 1986
- SCHWEIKLE, GÜNTHER/SCHWEIKLE, IRMGARD (eds.) 1990: *Metzler Literatur Lexikon*, Begriffe und Definitionen, Stuttgart
- SEARLE, JOHN R. 1971: *Sprechakte*, Ein sprachphilosophischer Essay, Frankfurt a. M.
- SEARLE, JOHN R. 1973: „Linguistik und Sprachphilosophie“, in: RENATE BARTSCH/THEO VENNEMANN 1973: 113-126
- SETTEKORN, WOLFGANG 1977: „Minimale Argumentationsformen – Untersuchungen zu Abtönungen im Deutschen und Französischen“, in: MICHAEL SCHECKER (ed.) 1977: 391-415
- SIDCATO 1999: [www.sidcato.com](http://www.sidcato.com) (26.12.1999)
- SIEBERT, PETER (ed.) 1994: *Sprachfähigkeiten – Besser als ihr Ruf und nötiger denn je!*, Ergebnisse und Folgerungen aus einem Forschungsprojekt, Aarau [u.a.]
- SOWINSKI, BERNHARD 1991: *Stilistik* Stiltheorien und Stilanalysen, Stuttgart [u.a.]
- SOWINSKI, BERNHARD 1999: *Stilistik* Stiltheorien und Stilanalysen, Stuttgart [u.a.]
- SPENCER, JOHN (ed.) 1964/1972: *Linguistik und Stil*, Heidelberg
- SPILLNER, BERND 1974: *Linguistik und Literaturwissenschaft*. Stilforschung, Rhetorik, Textlinguistik, Stuttgart [u.a.]
- SPILLNER, BERND (ed.) 1984: *Methoden der Stilanalyse*, Tübingen
- SPILLNER, BERND (ed.) 1992: *Wirtschaft und Sprache*, Frankfurt a. M. [u.a.]
- SPILLNER, BERND (ed.) 1995: *Sprache. Verstehen und Verständlichkeit*. Kongressbeiträge zur 25. Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik GAL e.V., Frankfurt a. M. [u.a.]

- SPILLNER, BERND (ed.) 1996: *Stil in Fachsprachen*, Frankfurt a. M. [u.a.]
- SPROULE, J. MICHAEL 1980: *Argument*: Language and its influence, New York [u.a.]
- STEGMAN, JOHN D. 1987a: „Style and arrangement in corporate annual reports“, *Working Paper Series* (College of Business, The Ohio State University) 110: 3-46
- STEGMAN, JOHN D. 1987b: „The rhetoric of the annual report: A comparison of how healthy and troubled corporations communicate to their shareholders“, *Working Paper Series* (College of Business, The Ohio State University) 118: 2-32
- STEGMAN, JOHN D. 1988: „Selling the investor: The summary annual report“, *Working Paper Series* (College of Business, The Ohio State University) 64: 1-20
- STEINITZ, RENATE 1974: „Nominale Pro-Formen“, in: WERNER KALLMEYER et al. 1974: 246-265
- STEMPEL, WOLF-DIETER 1975: „Gibt es Textsorten?“, in: ELISABETH GÜLICH/WOLFGANG RAIBLE (eds.) 1975: 175-179
- STICKEL, GERHARD et al. (eds.) 1995: *Stilfragen*, Berlin/New York
- STOLT, BIRGIT 1984: „Pragmatische Stilanalyse“, in: BERND SPILLNER 1984: 163-173
- TEIGELER, PETER 1968: *Verständlichkeit und Wirksamkeit von Sprache und Text*, Stuttgart
- TEKFI, CHAFFAI 1987: „Readability formulas: an overview“, *Journal of Documentation* 43: 261-273
- TESNIERE, LUCIEN 1969: *Eléments de syntaxe structurale*, Paris
- TEXTOR, A. M. 1992: *Sag es treffender*, Ein Handbuch mit 25.000 sinnverwandten Wörtern und Ausdrücken für den täglichen Gebrauch in Büro, Schule und Haus, Reinbek bei Hamburg
- THIEBERGER, RICHARD 1988: *Stilkunde*, Bern [u.a.]
- TOPHINKE, DORIS 1997: „Zum Problem der Gattungsgrenze – Möglichkeiten einer prototypentheoretischen Lösung“, in: BARBARA FINK/THOMAS HEYE/DORIS TOPHINKE 1997: 161-182
- TOULMIN, STEPHEN 1975: *Der Gebrauch von Argumenten*, Kronberg/Ts.
- TREIBER, BERNHARD/WEINERT, FRANZ E. (eds.) 1982: *Lehr-Lern-Forschung*, Ein Überblick in Einzeldarstellungen, München [u.a.]
- VATER, HEINZ 1992: *Einführung in die Textlinguistik*, München
- VÖLZING, PAUL-LUDWIG 1979: *Begründen, Erklären, Argumentieren*. Modelle und Materialien zu einer Theorie der Metakommunikation, Heidelberg
- WATZLAWICK, PAUL/BEAVIN, JANET H./JACKSON, DON D. 1974: *Menschliche Kommunikation*. Formen, Störungen, Paradoxien, Bern [u.a.]

- WEIDENMANN, BERND 21994: *Lernen mit Bildmedien*: psychologische und didaktische Grundlagen, Weinheim/Basel
- WEINRICH, HARALD 21971: *Tempus*, Besprochene und erzählte Welt, Stuttgart [u.a.]
- WEINRICH, HARALD 1972: „Die Textpartitur als heuristische Methode“, *Der Deutschunterricht* 24: 43-60
- WEINRICH, HARALD 21975: „Thesen zur Textsorten-Linguistik“, in: ELISABETH GÜLICH/WOLFGANG RAIBLE 21975: 161-169
- WEINRICH, HARALD 1976: *Sprache in Texten*, Stuttgart
- WEISS, JÜRGEN 1990: „Prototypische Beschreibung von Varianten der Textsorte (TS) ‚Personenbeurteilung‘ (PB)“, *Wissenschaftliche Zeitschrift* 34/2: 223-229
- WELBERS, ULRICH (ed.) 1997a: *Das integrierte Handlungskonzept Studienreform*, Aktionsformen für die Verbesserung der Lehre an Hochschulen, Neuwied [u.a.]
- WELBERS, ULRICH (ed.) 1997b: „Humboldt oder Henkel: Hochschule zwischen akademischem Bildungsideal und Berufsorientierung. Einführungsrede *Tag der Lehre 1996*“, in: ULRICH WELBERS (ed.) 1997a: 323-329
- WELLEK, ALBERT 1970a: „Zur Phänomenologie des Briefs“, in: ALBERT WELLEK 1970b: 43-67
- WELLEK, ALBERT 1970b: *Witz, Lyrik, Sprache*, Beiträge zur Literatur- und Sprachtheorie mit einem Anhang über den Fortschritt der Wissenschaft, Bern/München
- WENGELOER, MARTIN 1999: *Topos und Diskurs*. Theorie – Methodik – Empirie, unveröffentlichte Habilitationsschrift, Düsseldorf
- WERLICH, E. 21979: *Typologie der Texte*. Entwurf eines textlinguistischen Modells zur Grundlegung einer Textgrammatik, Heidelberg
- WILLHARDT, ROLF 2001: „Geschäftsberichte: Im Idealfall so spannend wie ein Krimi“, Pressemeldung 08/2001, Nr. 191, Pressestelle der HHU ([www.uni-duesseldorf.de/HHU/Presse](http://www.uni-duesseldorf.de/HHU/Presse) 23.08.2001)
- WITTGENSTEIN, LUDWIG 1958/1977: *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt a. M.
- WODAK, RUTH 1992: „‘Waldheimjäger’ und ‚unschuldige Täter‘. Antisemiten im österreichischen Alltag“, *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 112-113: 215-240
- WUNDERLI, PETER 1989: *Französische Lexikologie*, Einführung in die Theorie und Geschichte des französischen Wortschatzes, Tübingen
- WUNDERLI, PETER 1994: „Rez.: Georges Kleiber 1993 – *Prototypensemantik*, Eine Einführung“, *VRom* 53: 261-270
- ZIMMER-PIETZ, HELGA 22000: *Professionelles Texten*: Briefe, Werbetexte, Pressemitteilungen, Produktbeschreibungen, praktische Tips und Checklisten, Wien/Frankfurt

## Geschäftsberichte:

ADVA Optical Network 1999, München  
AIXTRON 1999, Aachen  
Audi 1997, 1998, Ingolstadt  
Barmag 1998, Remscheid  
Berentzen 1999, Haselünne  
Berzelius Umwelt-Service AG 1998/99, Duisburg  
BEWAG 1998/99, Berlin  
Biotest 1999, Dreieich  
Brainpool 1999, Köln  
Creaton 1997, 1998, 1999, Wertingen  
D'Logistics 2000, Hofheim (Wallau)  
Daimler(Chrysler) 1997, 1998, 1999, 2000, Stuttgart  
Degussa-Hüls 1999, Düsseldorf  
Deutsche Börse 1998, 1999, Frankfurt a. M.  
Deutsche Lufthansa 1997, 1998, 1999, Köln  
Deutsche Steinzeug 1998, 1999, Bonn  
Deutsche Telekom 1997, 1998, 1999, Bonn  
Dräger 1999, Lübeck  
Dürkopp Adler 1997, 1998, 1999, Bielefeld  
edel music 1999, Hamburg  
FAG Kugelfischer 1997, 1998, 1999, Schweinfurt  
Fresenius 1998, Bad Homburg v. d. H.  
Fresenius Medical Care 1998, 1999, Bad Homburg v. d. H.  
GEA 1998, Bochum  
Gildemeister 1998, 1999, Bielefeld  
Hapag Lloyd 1998, Hamburg  
Harpen 1997, 1998, 1999, Dortmund  
Hawesko 1998, Hamburg  
Heidelberger Druckmaschinen 1998/99, 1999/2000, Heidelberg  
Henkel 1997, 1998, 1999, Düsseldorf  
HEW (Hamburgische Electricitäts-Werke) 1999, Hamburg  
Hochtief 2000, Essen  
HypoVereinsbank 1999, München  
Informatec IIS (Integrated Information Systems) 1999, Augsburg  
Jenoptik 1999, Jena  
Kaufring 1999, Düsseldorf  
Kinowelt 1999, München  
Klein Schanzlin & Becker (KSB) 1997, Frankenthal  
Kölner Verkehrsbetriebe (KVB) 1998, Köln  
MAN 1999, München  
Mannesmann 1997, 1998, 1999, Düsseldorf  
Mannheimer AG Holding 1999, Mannheim  
Markant Südwest 1998, Pirmasens

**Metallgesellschaft 1997/98**, Frankfurt a.M.  
**Mobilcom 2000**, Büdelsdorf  
**Münchener-Rück-Gruppe 1998, 1999**, München  
**Orbis 2000**, Saarbrücken  
**Pfeiffer Vacuum 1999**, Asslar  
**Phoenix 1997, 1998, 1999**, Hamburg  
**Porsche 1997/98**, Stuttgart  
**RWE 1996/97, 1997/98, 1998/99**, Essen  
**Salamander 1998**, Kornwestheim  
**SAP 1999**, Walldorf  
**Sartorius 1999**, Göttingen  
**Schering 1999**, Berlin  
**Siemens 1998, 1999**, München  
**Singulus Technologies 1999**, Alzenau  
**SKW 1997, 1998, 1999**, Trostberg  
**Spar 1997, 1998, 1999**, Schenefeld bei Hamburg  
**technotrans 1998, 1999**, Sassenberg  
**Thyssen 1996/97, 1997/98, 1998/99**, Düsseldorf  
**Varta 1998**, Hannover  
**Veba 1999**, Düsseldorf  
**Vivanco 2000**, Ahrensburg  
**Volkswagen 1999**, Wolfsburg  
**WELLA 1997, 1998, 1999**, Darmstadt  
**Wirtschaftsbericht 1999 des Bundesministeriums für Wirtschaft und Technologie**, Berlin

**Erklärung**

„Ich erkläre hiermit, dass ich die vorliegende Arbeit ohne Hilfe Dritter und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe; die aus fremden Quellen direkt oder indirekt übernommenen Gedanken sind als solche kenntlich gemacht. Die Arbeit wurde bisher in gleicher oder ähnlicher Form keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt und auch noch nicht veröffentlicht.“

Düsseldorf, den 10.01.2002

# Vita

## Persönliche Daten

Martina Gohr (geb. Erdmann)  
02.07.1971 in Herdecke/Ruhr  
deutsch  
verheiratet  
Varnhagenstr. 27, 40225 Düsseldorf  
(0211) 3981135  
gohrm@uni-duesseldorf.de

## Schule

1977 – 1981	Grundschule in Dortmund
1981 – 1983	Max-Planck-Gymnasium in Dortmund
1983 – 1990	Annette-von-Droste-Hülshoff-Gymnasium in Düsseldorf (Abschluss: Allgemeine Hochschulreife)

## Akademische Ausbildung

1990 – 1991	Au-pair-Aufenthalt und Sprachkurs am <i>Institut Parisien de Langue et Civilisation Françaises</i> in Paris, Frankreich
Oktober 1991 – September 1993	Studium der Fächer Deutsch und Französisch (Sekundarstufe I + II) an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
Oktober 1993 – März 1994	DAAD-Stipendienaufenthalt an der Université de Haute Bretagne II in Rennes, Frankreich
April 1994 – September 1996	Fortführung des Studiums an der HHU Düsseldorf; Beschäftigung als studentische Hilfskraft am Romanischen Seminar
Oktober 1996– Februar 1997	ERASMUS-Stipendienaufenthalt an der Université de Liège, Belgien; Sprachkurs am <i>Institut supérieur des langues vivantes</i>
März 1997 – Juli 1998	Weiterbeschäftigung als studentische Hilfskraft am Romanischen Seminar; Abschluss des Lehramtsstudiums für Sek. I und II an der HHU Düsseldorf
August 1998 – Dezember 1998	Wissenschaftliche Hilfskraft am Germanistischen Seminar, Abteilung für Deutsche Philologie und Linguistik
Januar 1998 – Februar 2001	Wissenschaftliche Angestellte am Germanistischen Seminar
März 2001 – Januar 2002	Fertigstellung der linguistischen Promotionsarbeit über den Aktionärsbrief; seit Januar 1999 Stipendiatin der Dr. Jost Henkel Stiftung